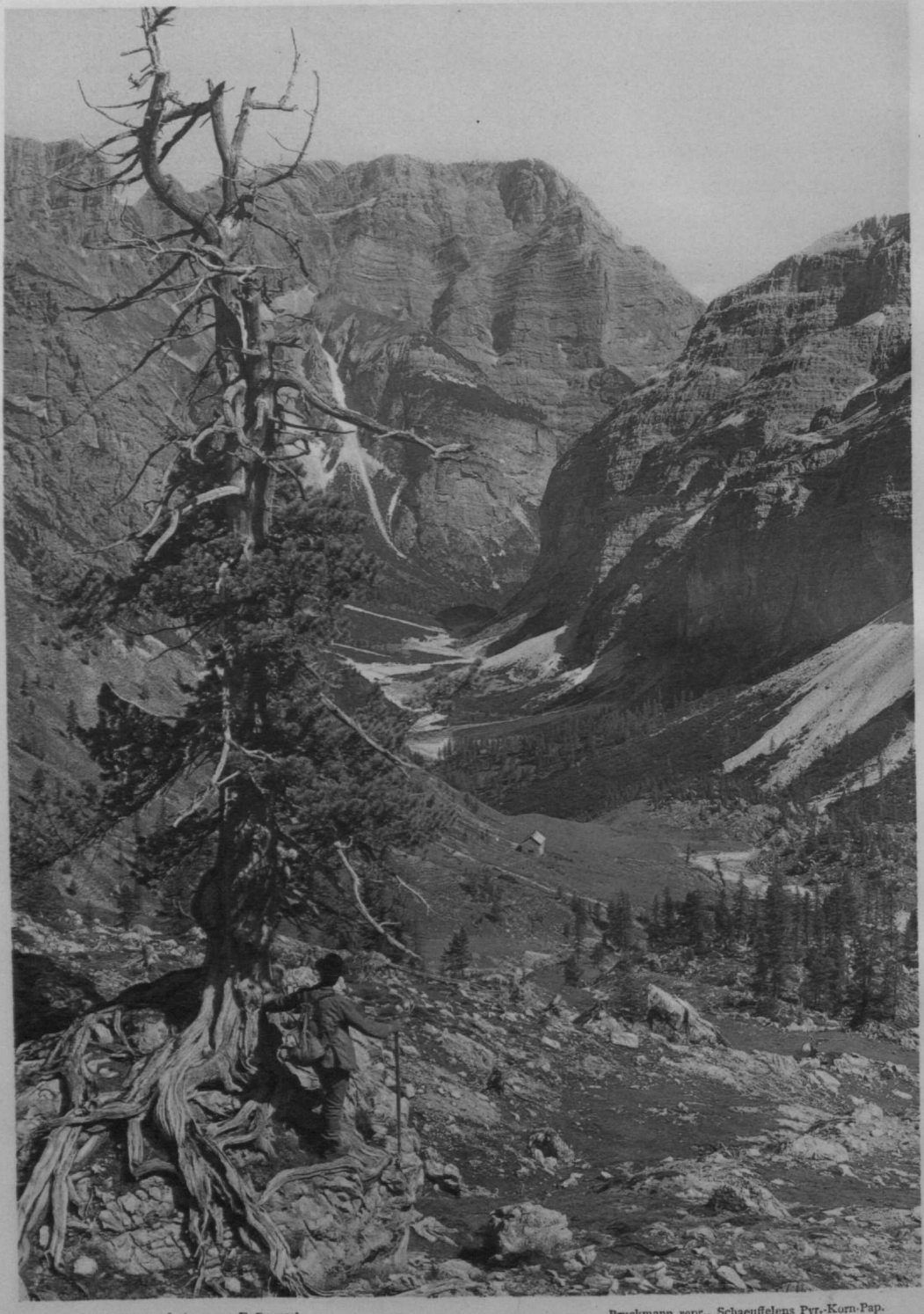
ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1904. — BAND XXXV.



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Blick aus dem Travenanzestal gegen den Monte Vallon Bianco.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

HEINRICH HESS.

JAHRGANG 1904. — BAND XXXV.

UB INNSBRUCK
+C14211450X

INNSBRUCK 1904.
VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

DRUCK VON ALPHONS BRUCKMANN, MÜNCHEN.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

1. **J. Blaas:** Struktur und Relief in den Alpen 1
2. **Eugen Oberhummer:** Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert. III. Teil. Die Schweiz 18
3. **Professor Rudolf Hauthal:** Gletscherbilder aus der argentinischen Cordillere 30
4. **Dr. Ludwig von Hörmann:** Vorarlberger Volkstrachten 57
5. **Hermann Reishauer:** Italienische Siedlungsweise im Gebiete der Ostalpen 77

6. **Dr. H. Pfannl:** Eine Belagerung des Tschogo-Ri (K2) in der Mustaghkette des Hindukusch (8720 *m*) 88
7. **Cenci von Ficker:** Über die Laila nach Swanetien 105
8. **W. Rickmer Rickmers:** Der Schtawler (3995 m) in Swanetien 119
9. **Heinz von Ficker, Adolf Schulze und Dr. G. Leuchs:** Uschbafahrten 1903 127

10. **E. Schottelius:** Wintertage im Wallis 156
11. **Henry Hoek:** Skifahrt auf das Blindenhorn 166
12. **Dr. Karl Blodig:** Zwischen der Saaser- und Mattervisp (Fortsetzung) 172
13. **Alfred von Radio-Radiis:** Erste führerlose Besteigung des Montblanc über die Aiguille de Bionnassay 207
14. **Ämilius Hacker:** Ein neuer Weg vom Domgletscher auf den Montblanc 216
15. **Dr. Felix von Cube:** Die Hornbachkette (Erster Teil) 224
16. **Hans Leberle:** Das Wettersteingebirge (Erster Teil) 250
17. **Dr. Franz Hörtnagl:** Der Kaunergrat in den Ötztaler Alpen 280
18. **Maurilius H. Mayr:** Wanderungen im westlichen Teile der Pfunderer Gebirgsgruppe . . 320
19. **Dr. Victor Wolf von Glanvell:** Aus der Fanis-Tofanagruppe 338
20. **Dr. Karl Bindel:** Die Sellagruppe (Schluß) 381

Vollbilder.

Zu Seite

1. **Blick aus dem Travenanzestal gegen den Monte Vallon Bianco.** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . . . Titelbild
2—5. **Vier Kartentafeln: Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert, III. Teil.** Lithographie der Schweizer Landestopographie in Bern.
   Tafel I. 18
   » II. 20
   » III. 24
   » IV. 26
6. **Lago Hautal.** Zeichnung von E. T. Compton nach Aufnahme von R. Hauthal. Autotypie von C. Angerer & Göschl 32
7. a) **Lago Frio mit Richtergletscher** } Zeichnungen von E. T. Compton nach Aufn. von
   b) **Stokes-Gletscher mit Lago Dickson** } R. Hauthal. Autotypien von C. Angerer & Göschl 48
8. **Tschogo-Ri, 8720 m, vom Lager VIII.** Aufnahme von Dr. J. Jacot Guillarmod. Autotypie von A. Bruckmann 88
9. **Broad-Peak mit Lager XI.** Aufn. von Dr. J. Jacot Guillarmod. Autotypie von A. Bruckmann 96
10. **Blick auf die Lailakette vom Wege über den Bergsattel oberhalb Betscho.** Gezeichnet von Ernst Platz. Autotypie von C. Angerer & Göschl 104

Zu Seite

11. **Schtawler von Zschomari (Osten).** Aufnahme von F. Scheck. Autotypie von A. Bruckmann 120
12. **Das Tal von Betscho mit dem Uschba.** Zeichnung von Ernst Platz. Autotypie von C. Angerer & Göschl 128
13. **Uschba von Westen (vom Uschbagletscher).** Aufnahme von F. Scheck. Autotypie von A. Bruckmann 144
14. **Mischabelhütte gegen Nordosten.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 184
15. **Nadelgrat vom Dürrenhorn.** Zeichnung von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 200
16. **Aiguille de Bionnassay von den Bosses du Dromadaire.** Zeichnung von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 208
17. **Ausblick von den Gipfelfelsen im Südgrate der Aiguille de Bionnassay gegen Süden.** Aufnahme von Alfred von Radio-Radiis. Autotypie von C. Angerer & Göschl 212
18. **Blick von der Marchspitze, 2608 *m*, gegen Westen (Öfner- und Krottenspitze).** Aufnahme von Dr. F. von Cube. Autotypie von A. Bruckmann 232
19. **Der Große Krottenkopf, 2657 *m*, von der Marchspitze.** Aufnahme von Dr. F. v. Cube. Autotypie von A. Bruckmann 240
20. **Hornbachkette: Hermannskarturm und -Spitze aus dem Birgerkar.** Aufnahme von Dr. F. v. Cube. Lichtdruck von F. Bruckmann 248
21. **Wetterwand von Süden.** Aufnahme von G. A. Guyer. Lichtdruck von F. Bruckmann . 252
22. **Zugspitze vom Eibsee.** Aufnahme von L. L. Kleintjes. Autotypie von A. Bruckmann . . 256
23. **Alpspitze im Winter.** Aufnahme von L. L. Kleintjes. Autotypie von A. Bruckmann . . 272
24. **Kaunergrat vom Pitztalerjöchl.** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 280
25. **Kaunergrat: Vordere Ölgrubenspitze und Bernina von der Blickspitze.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 288
26. **Kaunergrat: Watzespitze von Nordosten.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 304
27. **Kaunergrat: Im Inner-Verpeil.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 312
28. **Rotes Beil von Nordwesten.** Aufnahme von M. H. Mayr. Autotypie von C. Angerer & Göschl 320
29. **Felbe- und Grabspitze von Norden.** Aufnahme von M. H. Mayr. Autotypie von C. Angerer & Göschl 328
30. **Fanisturm (Torre Fanis).** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann . 344
31. **Rautal (Tamersfelsen).** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . 352
32. **Antelao und Croda da Lago vom Kleinen Lagatschoi aus.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 360
33. **Sasso di Stria von Süden.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von C. Angerer & Göschl 376
34. **Murfreit.** Aufnahme von Emil Terschak. Autotypie von A. Bruckmann 392
35. **Blick in das Mittagstal (Val de Mesdì) von Colfosco aus.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von A. Bruckmann 400

Bilder im Texte:

Seite

1. Profil durch die Glarner Alpen . . . . . Nach einer Skizze von M. Lugeon . . . 5
2. Profilschnitt nördlich vom Giffretal . . . . . » » » » » » . . . 5
3. Profile durch das vordere Silltal . . . . . » » » » J. Blaas 9
4. Profil durch das Vorarlberger Kreidegebirge . . . » » » » Vacek 11
5. Profil durch Langkofel- und Sellagruppe . . . . . » » » » Mojsisovics 16
6. Vorderansicht des Bismarckgletschers. Zeichnung von E. T. Compton, nach Aufnahme R. Hauthals 32
7. Blöcke auf einem Felsbuckel am Südostrand des Bismarckgletschers. Zeichnung von E. T. Compton, nach Aufnahme R. Hauthals 34

		Seite
8. Das Ende des Bismarckgletschers im Südwestarm	Zeichnung von R. Hauthal	35
9. Lage der Blaubänder des Bismarckgletschers	» » »	42
10. Stokes- und Richter-Gletscher	Nach einer Skizze von R. Hauthal	49
11. Der Lanin von Nordwesten.	Zeichnung von E. T. Compton, nach Aufnahme R. Hauthals	52
12. Der Nordgletscher am Lanin, 23. Mai 1896	Aufnahme von R. Hauthal	54
13. Der Nordgletscher am Lanin, 24. Mai 1897	» » »	55
14. Balmacedagletscher im Fjord Ultima Esperanza.	Zeichnung von E. T. Compton, nach Aufnahme R. Hauthals	56
15. Alt-Montavoner Tracht	Zeichnung von Ernst Platz	61
16. Festtracht der Montavoner »Meiggana«	» » »	63
17. Bregenzerwälderin	»	65
18. Bregenzerwälderinnen (Sonntagstracht)	»	67
19. Alte und junge Walsertalerin (Festtracht)	»	73
20. Walsertal (Sonntagstracht); Bregenzerwald (Festtracht); Walsertal (Festtracht)	»	73
21. »Ekka« auf Marsch (zwischen Murree und Kohala).	Aufnahme von Dr. J. Jacot-Guillarmod	89
22. Aus dem Sindtale	»	91
23. Oberstes Drastal: Blick gegen den Sodschi-La	»	91
24. Dorfoase im Industale oberhalb Skardu	»	93
25. Mittelstück der Stirne des Baltorogletschers mit dem Gletschertor des Braldu	»	96
26. Horè-Palù mit Lager 5	»	98
27. Westliche Nachbarn des Mitre-Peak am Südufer des Baltorogletschers	»	98
28. Mitre-Peak gegenüber dem Lager 7	»	99
29. Flanke des Tschogo-Ri gegen Lager 10	»	100
30. Kartenskizze zu »Belagerung des Tschogo-Ri (K 2)«	Zeichnung von Dr. H. Pfannl	101
31. Fahrt auf der Mamisonstraße	Aufnahme von F. Scheck	106
32. Swanetisches Dorf	» W. Rickmer Rickmers	108
33. Swanetisches Haus	»	109
34. Porta Suanetica	»	110
35. Landschaft Tscholuri am Südabhange der Lailakette.	Zeichnung von Ernst Platz	111
36. Panorama der Lailakette vom Gul-Tau	»	112/113
37. Über den Gletscherbach	Aufnahme von W. Rickmer Rickmers	114
38. Kaukasisches Blütenfeld	»	115
39. Östliche Lailakette	» F. Scheck	117
40. Swanetisches Bergdorf	» W. Rickmer Rickmers	120
41. Swanetische Waldüppigkeit	» F. Scheck	121
42. Übersetzen eines Baches	»	126
43. Das untere Schneefeld	» A. Weber	130
44. Von der Scharte zum unteren Schneefeld	»	131
45. Der Uschba von Südosten (Anstiegsskizze)	Zeichnung von Ernst Platz	133
46. Uschba-Westwand (vom Schechilditau aus)	Aufnahme von Hans Pfann	141
47. Uschba-Nordgipfel mit Nordgrat	»	146
48. Uschba-Nordgipfel (Teil des Nordgrates)	»	147
49. Uschba-Nordgipfel (vom Aufstieg zum Südgipfel aus)	»	148
50. Uschba-Sattel (Blick nach Südwesten)	»	151
51. Uschba-Südgipfel vom Nordgipfel aus	»	153
52. Auf dem Adlerpasse	» H. Hock	161
53. Auf dem Gipfel des Strahlhorns	»	163
54. Abfahrt vom Strahlhorn	»	163
55. Mittag in St. Nikolaus	»	165
56. Im Val Bedretto: Piz Rotondo	»	167
57. Auf dem Griesgletscher (Blick ostwärts)	»	169
58. Berner Oberland vom Blindenhorn gesehen	»	169

		Seite
59. Nadelgrat, Dom und Täschhorn vom Grate des Rothorns aus	Zeichnung von E. T. Compton	179
60. Festihütte	» » » » »	181
61. Südlenzspitze vom Lenzjoch	» » » » »	184
62. Südlenzspitze mit dem Domgrat und Nadeljoch	» » » » »	191
63. Nadelgrat vom Dom aus	» » » » »	195
64. Ulrichshorn, Südlenzspitze, Nadelhorn, Stecknadelhorn, Hohberghorn und Dürrenhorn vom Balfrinhorn aus	» » » » »	197
65. Hohberggletscher mit Dürrenhorn und Hohberghorn	» » » » »	203
66. Seracs unterhalb des Col Infranchissable vom Anstieg zum Col de Miage	Aufnahme von A. v. Radio-Radiis	209
67. Ausblick vom Montblancgipfel gegen Osten	» » » » » »	215
68. Der gewöhnliche Montblancweg (Chamonix-Seite) vom Beginne der Seracs am Bossongletscher	» » » » » »	223
69. Kartenskizze der Hornbachkette	Zeichnung von Dr. F. v. Cube	226
70. Die Hermann von Barth-Hütte des Akademischen Alpenvereins München	» » » » » »	228
71. Sattelkarspitze aus dem Sattelkar	Aufnahme » » » » »	229
72. Auf dem Wege zur Hermann von Barth-Hütte	» » L. L. Kleintjes	233
73. Elbigenalp im Lechtal	» » Dr. F. v. Cube	237
74. Blick vom Nordgipfel der Ilfenspitze gegen Westen	» » A. Schulze	239
75. Noppenspitze und Kreuzkarspitze von Osten	» » L. L. Kleintjes	245
76. Urbeleskarspitze aus dem Lechtale	» » Dr. F. v. Cube	249
77. Alpspitze vom Kreuzeck	» » L. L. Kleintjes	253
78. Gedenktafel für Joseph Enzensperger. Nach dem Modelle von Heinrich Waderé in Erz gegossen von Cosmar Leyrer		256
79. Große Riffelwandspitze von der Riffelscharte	Aufnahme von L. L. Kleintjes	263
80. Badersee mit Waxenstein	» » » » »	267
81. Waxenstein im Winter	» » » » »	269
82. Waxenstein und Blassenkamm vom Fuße des Krottenkopfes aus	» » » » »	271
83. Partie unter dem Ölgrubenjoch	» » Dr. F. Benesch	287
84. Verpeilspitze und Schwabenkopf von Norden	» » » » »	305
85. Verpeilspitze von Osten	» » » » »	309
86. Rofelewand von Norden	» » » » »	312
87. Rofelewand von Westen	» » » » »	313
88. Nordwand des Tristkogels	» » » » »	318
89. Wilde Kreuzspitze mit der Sterzingerhütte	» » M. H. Mayr	327
90. Rübespitze und Torwand	» » » » »	333
91. Kartenskizze der Tofanagruppe	Zeichnung von V. Wolf v. Glanvell	340
92. Sellagruppe von Wolkenstein aus	Aufnahme von Ad. Witzenmann	383
93—95. Fig. 1—3, Geologische Skizzen	Zeichnungen von L. Aegerter	384 u. 385
96. Sellajochhaus gegen die Sellatürme	Aufnahme von Emil Terschak	393
97. Pisciadusee-Hütte mit Sas dal Lec	» » » » » »	397

Beilage:

Karte der Langkofel- und Sellagruppe. Maßstab 1 : 25 000. Aufgenommen von L. Aegerter. Druck von G. Freytag & Berndt in Wien.

Struktur und Relief in den Alpen.

Von

J. Blaas.

Ein Bildhauer steht vor einem Marmorblock, in der Linken den Meißel, in der Rechten den Schlegel. Da drinnen in dem Block liegt bereits fix und fertig die Statue; der Meister sieht sie genau, es handelt sich bloß, sie von ihrer Umhüllung, von jenen Teilen des Blockes, welche nicht zu ihr gehören, zu befreien. Die Linke setzt an, die Rechte schlägt, Stück um Stück fliegt fort, hier dringt der Meißel in die Tiefe, dort gleitet er vorsichtig über die Oberfläche hinweg. Wohl bräche hier ebenso leicht wie dort ein Stück los, aber der Künstler will nicht, denn dieses Stück gehört der Statue an, jenes nicht. Würde die Masse des Blockes an verschiedenen Stellen verschiedene Härte besitzen, verschiedenen Widerstand leisten, so würde dies nur die Intensität der Arbeit verändern, aber die herauszubringende Form nicht beeinflussen. Was hier den Meißel tief einsinken, dort ihn oberflächlich abgleiten läßt, ist das zu schaffende Werk selbst, das da drinnen im Blocke und zugleich im Kopfe des Meisters steckt.

So entsteht das Kunstwerk, gebildet von Menschenhand nach einem bestimmten Plane, nach einem vorgestellten Vorbilde, dem es endlich gleichen muß, mag die Masse sich wehren, hier mehr, dort weniger. Gezwungen durch das vorschwebende Ziel der Arbeit ändert sich deren Intensität.

Ein anderes: Auf ebenem Felde beginnt rege Tätigkeit; ein Bau soll erstehen. Auch er steht bereits im Kopfe des Baumeisters, aber damit er handgreiflich, wirklich werde, müssen hier Gesteinsblöcke übereinander getürmt, dort Balken aneinander gefügt werden, hier muß Masse aufgehäuft, dort Raum freigelassen werden und zwar solange, bis endlich das Werk der Vorstellung gleicht.

Wie hier der Mensch nach einem Plane schafft, so tut es auch die Natur. Kann man ihr planmäßiges Handeln auch nicht wohl ein zweckbewußtes nennen, wie das menschliche, so geschieht es doch nach bestimmten Gesetzen und insoferne ist das Endergebnis ebenso vorauszusehen, wie am Werke des Menschen. Aber wenn man das Walten der Natur mit den beiden oben aufgeführten Beispielen menschlicher Tätigkeit vergleicht, so zeigt sich neben Ähnlichem auch Unähnliches. Es würde nicht schwer sein, diesen Gedanken im gesamten Gebiete des Naturschaffens, im organischen und unorganischen Reiche, zu verfolgen; unserem Zwecke dient es, sich auf letzteres und hier wiederum auf jenen Teil zu beschränken, welcher den Erdball und seine Oberfläche formt.

Wir unterscheiden hier leicht eine abtragende und eine aufbauende Tätigkeit, die vereint das Relief der Erdoberfläche schaffen. Während aber die letztere unserem zweiten Beispiele insoferne ähnlich ist, als sie sozusagen die Herstellung einer bestimmten Form anstrebt, unterscheidet sich die erste Tätigkeit von unserem ersten Beispiele wesentlich dadurch, daß es ihr weniger um die Erzeugung einer bestimmten Form, als vielmehr um die vollständige Zerstörung derselben zu tun ist und nur

insofern, als ihr dies infolge verschiedener Hindernisse, Widerstände der Massen, jeweilig nur unvollkommen, hier mehr, dort weniger, gelungen ist, bleibt eine Form, ein Relief. So ist das erstehende Werk nicht einem vorher festgestellten Plane, einem Vorbilde gleich, wie die aus dem Marmorblock gemeißelte Statue, die unbekümmert um verschiedene Widerstände und trotz derselben unter dem Meißel des Künstlers erscheint, sondern sie ist das Ergebnis verschiedener Widerstände gegen eine sozusagen rücksichtslos zerstörende Kraft.

Der Regen fällt nieder, kleine Wasserfäden eilen den Berghang hinab, jeder bepackt sich mit Gesteinsdetritus, soviel er kann. Hier rauscht das Bächlein beladen mit Bergschlamm durch die Wiesen, dort stürzt steinbeladen der Wildbach über Felsen und unten im Tal wälzt seine trüben Fluten schäumend und tosend der Fluß dahin, hier eine Sand- oder Geröllbank aufbauend, dort im raschen Lauf sie wieder abtragend. Weit draußen im flachen Land schleichen, kaum merkbar bewegt, die gelben Ströme dem Meere zu, dessen blaue Fluten weithinaus getrübt erscheinen. Hier kommt der feinste Bergschlamm zur Ruhe; er breitet sich über unergründliche Tiefen aus und häuft sich im Laufe von Jahrhunderten zu mächtigen Sedimenten an. Sand der Küste und Ton des tiefen Meeres verfestigen im Laufe der Zeit zu Sandstein und Tonschiefern, oder sie erleiden unter dem Einfluß von Druck und Wärme ganz wesentliche Veränderungen, sie wandeln sich in kristalline Schiefer um.

Aber auch das klare Wasser bringt gelöste Stoffe, vor allem Kalk, ins Meer und hier bemächtigen sich derselben hungrig die zahllosen kleinen und großen Tiere der See und machen sich daraus ihre Hartgebilde, Skelette und Schalen, um sie nach ihrem Tod dem Meere wieder zurückzugeben, auf dessen Grund sie teilweise zu schlammigen Massen erweichen und zwischen den herbeigeführten tonigen Sedimenten mehr oder weniger mächtige Kalkabsätze bilden. So entstehen im Laufe von Jahrtausenden und Jahrmillionen gewaltige Absätze im bunten Wechsel aufgebaut aus Sand und Schlamm, oder Kalk und Dolomit, zwischen welchen gelegentlich Ausbruchsstoffe des Erdinnern, vulkanische Aschen oder glutflüssige Ergüsse sich einbetten.

»Die Berge werden abgetragen, die Täler ausgefüllt werden.« Ginge dies so ohne weitere Störung vor sich, so würde die Abtragung gar bald ein Ende finden und allüberall würde das stille Wasser die Erdkruste bedecken und wir Menschen müßten uns Flossen und Kiemen wachsen lassen, um weiter leben zu können. So wie aber gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist gesorgt, daß das Wasser nicht alles Land auffrißt.

Die Erde wird alt und kalte Schauer runzeln ihre Haut. Die Runzeln der Erdhaut sind aber ganz gewaltige Runzeln, berghohe Falten sind es, landgroße Schuppen und Schilder. Diese ragen aus dem Meere empor und bieten so den abtragenden Kräften neue Angriffspunkte. Und kaum, daß es den letzteren gelungen ist, hier einen Faltenwurf, eine emporragende Schuppe abzutragen, schleicht sich dort schon eine andere herauf und das Spiel beginnt von neuem.

Es ist notwendig, daß wir uns Entstehung und Bau dieser Runzeln etwas näher ansehen. Man hat sich viel geplagt, die Ursache dieser Bewegung der Erdhaut zu finden. Ohne daß wir uns hier auf eine Auseinandersetzung der verschiedenen älteren Meinungen einlassen können, halten wir an der gegenwärtig am meisten begründeten Anschauung fest, die durch obiges Bild von den Frostschauern angedeutet wurde. Es ist die Kontraktion der Erdrinde infolge der Abkühlung, welche die Runzeln, Faltungen, Risse und Verschiebungen hervorruft, und eine genaue Betrachtung der Erscheinung zeigt, daß es sich hier in erster Linie um horizontal wirkende Kräfte, um Verschiebungen in tangentieller Richtung auf der Erdkugel handelt und daß die Emporfaltungen nur Folgeerscheinungen dieser horizontalen Verschiebung, Ausweichung der Massen in den Richtungen geringeren Widerstandes, darstellen.

E. Sueß hat uns Natur und Wesenheit dieser Vorgänge in Bezug auf die jüngsten Runzeln der Erde und vor allem in Hinsicht auf das Alpengebirge gezeigt, Heim hat durch seine geistvollen Untersuchungen uns den Mechanismus des Vorganges mehr im einzelnen verständlich gemacht, und die neuen tektonischen Forschungen in den Alpen, vor allem die Arbeiten von Rothpletz und Lugeon haben die schier unglaubliche Gewalt dieser Phänomene erst ins rechte Licht gestellt.

Überblickt man diese und ähnliche, große Gebiete umfassende Untersuchungen und hält man sich zugleich gegenwärtig die zahlreichen Arbeiten über das Detail der Schichtenstörungen, der Dislokationen, oder der Tektonik des Alpengebirges, welches ja eines der größten Runzelsysteme der Erdhaut ist, und nimmt man dazu noch das Experiment zu Hilfe mit weichen, übereinanderliegenden Schichten (Teig, Gips, Tuchlagen etc.), die entsprechend verschoben werden, so erhält man etwa das folgende Bild dieser Vorgänge und damit auch eine Vorstellung von der durch die Dislokationen der Schichten hervorgebrachten Struktur eines derartigen Faltenwurfes.

Der einfachste Fall ist wohl eine flache oder steiler gewölbte oder eine domförmige Aufbiegung. Zwei oder mehrere aneinander gereihte derartige Falten geben schon ein komplizierteres Bild. Die Falten können weiter voneinander liegen oder eng aneinandergepreßt sein, die Achsen der Falten können in einer Richtung, oder, was nicht selten der Fall ist, bogenförmig verlaufen, sie sind horizontal oder geneigt, geradlinig oder geknickt. Hier lösen sich eng aneinandergepreßte Falten büschel- oder fächerförmig auseinander, dort tauchen zwischen auseinandertretenden Falten neue Wellen auf. Ein Faltenzug scheint nach einer bestimmten Richtung hin geschoben, da stellt sich ein Hindernis ein; irgend eine aus alter Zeit herrührende verfestigte Partie der Erdhaut, eine Narbe, ein »Horst«, stört die Bewegung. Deutlich sieht man den Einfluß auf die Bewegung, die Falten ziehen sich um das Hindernis herum, stauen sich an ihm, eilen neben ihm vorbei. Nicht alle Sedimentschichten können dem Schube gleich folgen. Die einen sind weicher, beweglicher, die anderen spröder, jene fügen sich in die neue Form, bäumen sich, falten sich, schmiegen sich aneinander, quetschen sich nebeneinander vorbei, lassen sich wie Teig durcheinander kneten, diese sträuben sich, nehmen nur die großen Formen an, zerbrechen, zersplittern im kleinen und schieben ihre Trümmer in die weichen Massen hinein.

Uns kleinen Menschen scheint jeder Stein spröde, die Beobachtung der großen Formen zeigt aber, daß diese Massen unter dem kolossalen Druck der eigenen Schwere mehr oder weniger plastisch werden. Besonders gilt dies von jenen Teilen des viele Tausende von Metern dicken Schichtenkomplexes der Erdkruste, die in großer Tiefe, bedeckt von den mächtigen, auflagernden Massen, liegen. Mögen auch bei der Faltung die oben aufliegenden Sedimente stark zerrissen worden sein, die tieferen, die nicht ausweichen konnten, mußten sich biegen. Aber auch für sie hatte die Nachgiebigkeit ihre Grenze. Quollen hier die obersten Schichten empor, so können dort tiefere nicht folgen, es mußte zu Spannungen zwischen beiden und schließlich zu Spaltungen der übereinander liegenden Schichten und zu Zerreissungen kommen. Sehr schön zeigt das Experiment die Entstehungen solcher Zerreißungen infolge der Auffaltung und die Folgeerscheinungen dieses Vorganges.

Schiebt man übereinander gelegte, noch weiche und nicht allzu zähe Teigblätter zusammen, so bilden sich zunächst flache Falten, welche den ganzen Komplex gleichartig erfassen; bald aber beginnt sich hier, dann dort ein Blatt vom andern abzulösen, und kaum ist dies geschehen, folgt es der faltenden Kraft in anderer Weise als die übrigen. Es bilden sich Hohlräume zwischen einzelnen Blättern, die in weiterer Folge des Zusammenschubes sich wieder schließen oder aber auch zu einer Zerreißung führen können. Ist letzteres der Fall, so sinken die Lappen

zu beiden Seiten des Risses in den Hohlraum zurück. Injiziert man in solche Hohlräume eine dickflüssige Masse, so macht sie im geschlossenen Hohlraume die folgenden Bewegungen, dieselben mehr oder weniger störend, mit, oder sie wird durch die niederfallenden Lappen ausgepresst und ergießt sich auf die Umgebung oder endlich sie findet einen Ausweg in einen benachbarten Hohlraum.

Man hat sich viel darum gestritten, wie die Injektion glutflüssiger Massen zwischen Schichtgesteinen zu erklären sei. Es ist sicher, daß es große, plumpe, intrusive Massen gibt, die in den Schichtkomplexen und dieselben quer durchschneidend liegen (sog. Stöcke), bezüglich welcher es schwer ist, sich vorzustellen, wie sie hier Platz gefunden; gewiß gibt es aber viel mehr solche Massen in sogenannter lakkolithischer Lagerung, wenn man unter diesen Namen nicht bloß rein kuchenförmig gestaltete Massen versteht, sondern ihn ausdehnt auf alle ursprünglich zwischen aufgewölbte Schichten eingelagerte Magmamassen, mögen sie durch nachträgliche Verschiebung was immer für eine Gestalt erhalten haben. Derartige Intrusionen brauchen nicht die von ihnen erfüllten Hohlräume sich selbst gebildet zu haben, sie können sie, durch Faltung erzeugt, vorgefunden haben, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sie sich diesen Raum, gepreßt durch absinkende Schollen, erweitert haben mögen. Als Beispiele jener, über einbrechende Schollen sich ergießenden Magmamassen mögen die Porphyre Südtirols angeführt werden. Wenn diese gewaltigen Ergüsse glutflüssiger Massen mit sogenannten Tuffen wechsellagern, so kann dies kein wirkliches Hindernis für diese Auffassung sein, denn diese »Tuffe« bestehen nur aus Porphyr-Detritus (Gerölle), der aus der Zersetzung und mechanischen Zerstörung des Porphyrs hervorgegangen ist. Anderseits mögen als schöne Beispiele lakkolithischer Massen jener Art, wie sie oben im Experiment erwähnt wurden, die Granitintrusionen in der Umgebung der großen Bruchzone angeführt werden, welche in der Geologie als Judikarienbruch (Linie Storo-Meran) und Draubruch (dem Draufuß entlang) bekannt ist. Es sind dies die Granitmassen des Adamello, jene in den Ortler Alpen, die Ifinger-Brixenermasse, die Lakkolithen der Rieserferner und jene in den Tauern. Vielleicht ist auch die Cima d'Asta-Masse hierher zu rechnen.

Sind auch die Faltungen in den Alpen weitaus die herrschenden und formgebenden Arten der Dislokation, so zeigt doch selbst ein flüchtiger Blick auf geologische Durchschnitte und Karten, welch große Verbreitung senkrecht oder geneigt in die Tiefe setzende Zerreißungen Brüche und Verschiebungen längs derselben (Verwerfungen, Überschiebungen) haben. Ja, wenigstens in den östlichen Teilen der Alpen, besonders aber im südlichen Gebiete spielen die Falten gegenüber den Brüchen eine mehr untergeordnete Rolle. Das erste, was hier in die Augen springt, sind die Bruchschollen und nur innerhalb derselben treten Faltungen auf.

Die angeführten Arten von Dislokationen, als Faltungen, Zerreißungen, Bruchverschiebungen (Verwerfungen) und die Intrusion eruptiver Massen sind, wenn auch großartige und besonders für denjenigen, der solchen Fragen ferner steht, erstaunliche Phänomene, so doch innerhalb gefalteter Gebirge gewöhnliche, auf Schritt und Tritt aufstoßende Erscheinungen.

Sie werden aber in zweite Linie gerückt durch die Lagerungsstörungen, welche in neuerer Zeit von einzelnen Geologen in den Schweizer und den benachbarten Vorarlberger Alpen nachgewiesen worden sind. Hier handelt es sich nicht bloß um Auffaltungen und mehr oder weniger senkrecht in die Tiefe setzende Zerreißungen, sondern um Überfaltung und Aufschiebung von älteren Sedimenten längs meilenweiter Erstreckung über jüngere Ablagerungen. Triaskalke und selbst kristalline Schiefer sind im Rätikon längs 30 *km* über Flysch gelagert. Dieser Flysch liegt über der Vorarlberger Kreide und bildet mit dieser die Fortsetzung eines gewaltigen Falten-

zuges der Schweizer Alpen, der vom Rheintal quer durchschnitten wird und selbst wieder eine ähnliche Schuppe über jüngeren Gesteinen in den Glarner Alpen bildet. Von solchen schier unglaublichen Überfaltungen und Überschiebungen mögen die Durchschnitte Figur 1 und 2 eine annähernde Vorstellung geben[1]).



Fig. 1. Profil durch die Glarner Alpen (nach M. Lugeon).
t = Trias, *j* = Jura, *k* = Kreide, *m* = Tertiär.

Daß derartige Lagerungsverhältnisse aber in den Westalpen nicht vereinzelte Ausnahmen sind, hat in neuerer Zeit Lugeon gezeigt. Diese und ähnliche Durchschnitte zeigen selbst mehrmals übereinander geschobene, für sich in äußerst komplizierte Falten gelegte Schollen der Sedimentgesteine, wobei die bemerkenswerte Tatsache ins Auge springt, daß die Überfaltung und Überschiebung zwar nach einer Richtung, der westlichen oder nordwestlichen, vorherrscht, wie in den vorliegenden Profilen, während in anderen Schnitten gar nicht selten Überfaltungen gerade in entgegengesetzter Richtung auftreten.

Überfaltungen und Überschiebungen im Sinne des Schubes scheinen einfach erklärlich, wo aber Faltungen und Überschiebungen in einander entgegengesetztem Sinne auftreten, hat man auch an entgegengesetzte Schubrichtungen denken zu müssen geglaubt und hat darin selbst Beweise für eine von der Achse der Alpen gegen beide Flanken hin gerichtete, bewegende Kraft gesehen. Das oben angedeutete Experiment mit weichen Schichten lehrt, daß beide Erscheinungen, Überfaltungen und Überschiebungen im Sinne des Schubes und im entgegengesetzten, durch einseitigen Schub entstehen. Im letzteren Falle ist die Erscheinung in ihrer endgültigen Form zwar eine Überfaltung oder Überschiebung, während ihrer Entstehung ist es aber eine Unterfaltung und Unterschiebung. Eine aufsteigende Falte legt sich, wenn ihr im Sinne des Schubes allzugroße Hindernisse entgegenstehen, nach rückwärts, die folgende Partie schiebt sich unter sie und bei genügender Heftigkeit des Schubes folgen Zerreißungen und wirkliche Unterschiebungen.

Viel bekannter als die angedeuteten Verhältnisse der Lagerung und Lagerungsstörung, also der aufbauenden Kräfte, welche im Verein mit der petrographischen

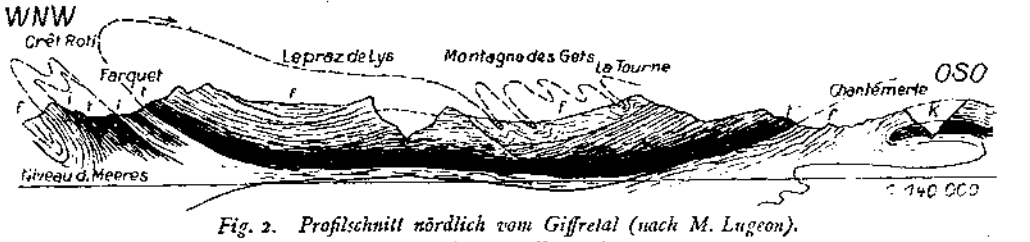


Fig. 2. Profilschnitt nördlich vom Giffretal (nach M. Lugeon).
t = Trias, *j* = Jura, *k* = Kreide, *f* = Flysch.

und physikalischen Verschiedenheit der Sedimente die innere Struktur der Bergmassen bilden, sind die Erscheinungen der Abtragung und wir können uns hier auf ganz flüchtige Andeutungen des Wichtigsten beschränken. Allüberall gegen-

[1]) Die Schichten sind um so älter, je dunkler schraffiert sie sind.

wärtig und das wesentlichste Agens ist die Schwere; chemische Zersetzung und mechanische Zertrümmerung sind ihre Vorarbeiter, das fließende Wasser ihr wirksamstes Werkzeug. Kristalline Massen- und Schiefergesteine sind im frischen Zustande sehr fest, doch fallen sie unschwer chemischen Veränderungen anheim, welche mürbe Körper liefern. Sandsteine und klastische Schiefer haben von Haus aus eine geringere Festigkeit, auch sind die Schiefer ähnlichen Zersetzungen zugänglich. Kalksteine und Dolomite hätten nicht geringe Widerstandskraft, wenn sie nicht, was gewöhnlich der Fall ist, stark zerklüftet wären, auch verfallen sie leichter der Lösung durch kohlensäuerehaltiges Wasser. Hitze und Frost wirken zertrümmernd auf das Gestein und diese Agentien vergrößern jene schon durch die oben genannten Dislokationen erzeugten Zerbrechungen und Zerreißungen, Zerrungen und Quetschungen, welche in allen Graden mikroskopischer Kleinheit, bis zu meilenweiter Erstreckung beobachtet werden können. In dieser Weise für den Angriff der Schwere vorbereitete Gesteinsmassen bröckeln ab, das Bruchstück fällt so lange und so oft, als es ihm irgend möglich ist, einen tiefern Punkt zu erreichen; die standhaltenden Reste umgeben sich an ihrem Fuß mit Schuttmassen. Fast allgegenwärtig ist das Wasser. Vermöge seiner Beweglichkeit folgt es der Schwere leichter als die festen Körper. In seinem Lauf nach abwärts reißt es diese mit sich und wird so zum wichtigsten Transportmittel des Gesteinsdetritus.

Für die Frage der Reliefbildung durch Abtragung ist es wichtig, die flächenhaft abwaschende Wirkung des Regens von der linearen des fließenden Wasserfadens, des Baches, des Flusses, des Stromes zu unterscheiden. Diese letztere schafft, so zu sagen, die Basis für jene, welche die Entblößung der noch fest gebliebenen Massen von ihrer Zersetzungs- und Zertrümmerungshülle befördert und so ein Relief schafft, das in seinen Einzelheiten augenfällig die innere Struktur der Massen widerspiegelt. Auf derartige Verhältnisse wurde schon oft, auch in dieser Zeitschrift, hingewiesen, und es genügt daher einige wenige markante Beispiele hervorzuheben.

Das heutige Relief der Alpen und vor allem das Detail desselben ist wesentlich durch das diluviale Gletschereis mitbestimmt und kann nur vom glazialen Standpunkte aus richtig erklärt werden. Die vorliegenden Zeilen haben nicht den Zweck, diese verwickelten Fragen anzuschneiden, sondern sie wollen nur auf den Zusammenhang der großen Formen, die ja alle präglazial sind, mit dem geologischen Bau hinweisen. Zu beachten ist, daß diese Formen ganz besonders deutlich in der Gipfel- und Kammregion zum Vorschein kommen; weiter abwärts am Gehänge werden zwar durchziehende, widerstandskräftige Gesteinslagen allenthalben im Relief sichtbar werden, die Vegetationsdecke aber und vor allem die viel rücksichtsloser als das Wasser gegen verschiedene Widerstände arbeitende, abschleifende Tätigkeit des Gletschereises haben hier eigenartige und von der Struktur mehr unabhängige Formen geschaffen. Die vegetationsarmen und auch zur Glazialzeit über den Eisströmen emporragenden Höhenregionen zeigen die Formen durch Verwitterung und Abwaschung, die wir Abwitterungsformen nennen wollen, am reinsten. Die von den linear einschneidenden Bächen oder Flüssen ausgehende, am Gehänge nach und nach aufwärts fortschreitende und zurückgreifende Abwitterung erzeugt, wie Heim so vortrefflich geschildert hat, den von der Gesteinsbeschaffenheit, seiner Festigkeit und Lagerung abhängigen Böschungswinkel. Von zwei Seiten her sich treffende Böschungen schneiden sich im Kamm, jeweilige Tieferlegungen desselben durch sich einschneidende kräftigere Einrisse lassen zwischen sich als Reste die Gipfel. Daß liegende, prismatische Formen mit einer nach oben gekehrten Kante in den Schneiden, stehende Pyramiden in den Gipfeln die angestrebten Formen sind, versteht sich hiernach von selbst. Die in den verschiedensten Richtungen

einschneidenden Bach- und Flußeinrisse und die Ungleichartigkeit des Untergrundes nach Zusammensetzung und Struktur verursachen die Mannigfaltigkeit der Formen.

Daß die kristallinen Schiefer andere Bergformen zeigen als Kalk und Dolomit, wurde oft hervorgehoben. Man kann aber nicht sagen, daß es in erster Linie die Weichheit und starke Verwitterbarkeit dieser Schiefer ist, welche ihnen ihre besondere Form sichert, wenn es diesem Faktor auch gelingt, im allgemeinen die Formen der Schieferberge weicher und breiter zu gestalten. Viel mehr ist es der Umstand, daß diese Gesteine in unseren Alpen eine außerordentlich intensive Lagerungsstörung, eine äußerst lebhafte Faltung und Fältelung, eine förmliche Durchknetung erlitten haben, wodurch die Masse trotz ihres ursprünglichen Aufbaues aus dünnschichtigen und dickbankigen Lagen, aus harten und weichen Schichten, für die große Form eine gewisse Gleichartigkeit erhalten hat, welche sie befähigt, sich zu verhalten wie eine homogene Masse. Eine solche würde aber durch Abwitterung eine ziemlich einförmige Gestalt annehmen. Die entsprechenden Prismen und Pyramiden müßten von verschiedenen Seiten gleiche Böschungswinkel zeigen, deren Steile von der Festigkeit der Masse abhinge. In unseren Zentralalpen sind derartige Formen das gewöhnliche: breit und groß, hoch hinauf begrünt, ernst und heiter zugleich liegen sie vor uns. Ihre Einfachheit ist ein wesentlicher Teil ihrer Großartigkeit. Die einfachen Formen verschwinden aber sofort, wenn die Lagerungsstörungen geringere sind, wie dies z. B. recht gut in den östlichen Gneisalpen zu bemerken ist, wo das kräftige Gestein einer feineren Fältelung und Knetung widerstanden hat und daher die Lagerungsverhältnisse und die Verschiedenheit der Gesteinsbeschaffenheit sofort wieder zum Ausdruck kommen.

Wesentlich dieselben Formen, wie die stark gestörten kristallinen Schiefer, zeigen die in mächtigen Stöcken eingelagerten Eruptivmassen, vor allem der Granit und seine Verwandten, die Tonalite und Diorite. Ihr isoliertes Auftreten innerhalb der Schichtgesteine, sowie der Mangel einer größeren einseitigen Erstreckung, lassen es nicht zu einförmigen, langgestreckten Bildungen kommen. Die größere Festigkeit des Gesteins erzeugt einen steileren Böschungswinkel. Die Formen sind massiger und regelmässiger, stumpfer und düsterer. Schon vom Eisenbahnzug aus kann man diesen Unterschied wahrnehmen, wenn man vom Brenner abwärts nach Brixen fährt. Sterzing liegt in weitem Tal, Wald und Wiesen wechseln in den mäßig steilen, zu den Schneiden emporsteigenden Hängen. Plötzlich und ganz unvermittelt wird es bei Mauls enge, düsterer Wald bedeckt die rauhen und steil ansteigenden, in stumpfen Gipfeln endenden Flanken des Granits der Franzensfeste. Wer aber die ganze Größe und Eigenart dieser Formen auf sich wirken lassen will, wandere durch die gewaltigen Einöden der Adamello-Presanella-Masse oder werfe wenigstens einen Blick auf eine gute Reliefkarte, um sich zu überzeugen, wie verschieden sich diese Masse von den umgebenden Schiefer- und Kalkformen heraushebt.

Wesentlich anders verhalten sich die Schichtgesteine, Mergel, Sandstein, Kalk und Dolomit, sowie in breiten Strömen zwischengelagerte Eruptivmassen. Die Kalkalpen zeigen einen Aufbau aus solchen Elementen. Muß schon der lebhafte Wechsel des Gesteins eine viel größere Mannigfaltigkeit der Form erzeugen, so prägen sich hier auch die Lagerungsformen viel deutlicher im Relief aus, weil sie, wenn auch verwickelt gestaltet, doch viel seltener jene intensive, ins kleine gehende Faltung und Knetung annehmen, wie im Schiefergestein.

Flache Lagerungen, wie sie z. B. in den tirolischen Südalpen östlich der Etsch vorherrschen, zeigen die einfachsten Formen. Blicken wir auf den Schlern. Auf breitem, massigem Porphyrsockel, in den der Bach nur enge Schluchten zu reißen vermochte und auf dessen Rücken Wiese und Feld sich breiten, liegen schräg geböscht die weichen Sandsteine und Mergel der untern Trias. Schroff erhebt sich

darüber in gewaltigen Wänden der fast ungeschichtete Dolomit, hier in plumper, ungegliederter Masse, im Rosengartengebirge, wo das Gestein höher emporgehoben und unbedeckt der Verwitterung ausgesetzt ist, in den bekannten Türmen und Zacken. Noch viel markanter treten uns diese Formen in der Sellagruppe entgegen. Hier bildet der Schlerndolomit die Hauptmasse des Sockels, die tieferen Schichtenglieder sind weniger charakteristisch, um so deutlicher erscheinen aber als schräg geböschtes Band mitten durch den Stock hinziehend die Raiblerschichten und aufgesetzt in zahllosen Lagen übereinander gelegt und zu fein gestuften Pyramiden ansteigend, der Dachsteinkalk. (Vgl. Fig. 6 auf S. 16.) Ganz ein ähnliches Bild gewähren die Drei Zinnen, besonders in dem verbreiteten Bilde von Landro oder Rimbianco aus. Ein flüchtiges Durchblättern unserer Zeitschrift führt uns eine ganze Reihe der prächtigsten Bilder dieser Art von Verwitterungsformen horizontal geschichteter oder gebankter Kalke und Dolomite vor.

Vertikale Schichtenstellung erzeugt andere Formen. Scharf zerklüftete Grate, wenn die Schichten dem Kamme parallel streichen, wild zerrissene, kaum ersteigbare Nadeln bei Querstellung. Fast unbezwingbar sind diese übrigens seltenen Formen, wenn ein lebhafter Wechsel leicht verwitterbarer Mergel und dickbankiger Kalke vorliegt (Raiblerschichten am Haller Anger, Rungelingewölbe im Klostertal).

Geneigte Schichtenlage ist in den Kalkalpen das Gewöhnliche, sei es, daß überhaupt nur geringe Lagerungsstörungen vorliegen, sei es, was im westlichen Teile der Alpen das häufigste ist, daß in den Kamm- und Gipfelregionen eben nur Teile der gewaltigen, liegenden Falten der Verwitterung ausgesetzt sind. Einseitiger Aufbau der Gipfel und Kämme ist hier die Regel; über den Schichtflächen liegt der sanft ansteigende Hang, die Schichtköpfe brechen stufenförmig in steilen Böschungen ab. Deutlich und schon von großer Entfernung kommen durch derartige unsymmetrische Silhouetten Faltungen, Faltenwiederholungen, Überfaltungen und Überschiebungen zur Anschauung. Blickt man von Rovereto nach Süden, so liegt in wunderbarer Klarheit der nach Westen stufenförmig absinkende Mantel der Recoaro-Aufwölbung vor Augen.

Wesentlich anders als die Abwitteruug wirkt der linear einschneidende Wasserlauf. Ihm ist zunächst die Auflösung der großen Massen in einzelne, zwischen den Wasserläufen stehenbleibende Teilstücke zu danken. Ist bei der Abwitterung der Einfluß der Struktur auf die Form offenkundig, so kann man auf die Frage nach der Abhängigkeit des Reliefs von der Erosion durch fließendes Wasser verschiedene Antworten erhalten. Als seinerzeit in den Köpfen der Geologen die Spalten eine große Rolle spielten, ließ man fast jeden Wasserlaut tektonisch vorgezeichneten Linien folgen. Die Längstäler entsprachen »Aufbruchspalten«, die Quertäler und vor allem die Durchbruchtäler verliefen in Querspalten. Auch der Gesteinsbeschaffenheit und dem Verlauf der Faltenmulden wurde ein vielleicht ungebührlicher Einfluß auf den Talerverlauf zugeschrieben, so daß es erklärlich ist, wenn im Kampfe gegen offenkundige Irrlehren selbst so scharf blickende Beobachter, wie Heim, gelegentlich das Kind mit dem Bade ausschütteten und den Einfluß der Struktur auf die Talbildung gewiß zu sehr unterschätzten. »Die jetzt vorhandene und sichtbare Talbildung ist ausschließlich die Wirkung der Ausspülung durch die Ströme und das Bild der anfänglichen Talbildung in den jetzt durch Denudation verschwundenen oberen Gebirgsmassen hat sich während des tieferen Einsinkens der Talbildung bis zum heutigen Stande allmählich fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Die gesamte Gestaltung der Oberfläche ist ein Resultat von Verwitterung und Ausspülung, die ursprünglichen Formen schimmern nur noch als Ruinen durch.«[1])

[1]) Heim, Mechanismus der Gebirgsbildung.

Es mag übrigens bemerkt werden, daß Heim seine Anschauungen vor allem in den Schweizer Alpen gewonnen hat und bestätigt fand. In der Tat zeigt sich schon bei einem flüchtigen Blick auf die geologische Karte in den Schweizer Alpen der Einfluß der geologischen Struktur auf das Relief viel geringer als in den Ostalpen. Der Grund liegt in der ungleich intensiveren Faltung der Schweizer Alpen gegenüber jener der östlichen Gebiete. Infolge derselben war die Form der ursprünglichen Oberfläche des auftauchenden Alpenkörpers eine sehr komplizierte, fast könnte man sagen gekräuselte, gegenüber der in viel breiteren, größeren Zügen gestalteten in den Ostalpen. Während hier einzelne große Wasserläufe durch die Struktur begünstigt wurden, mußten dort die zahlreichen, einander widerstreitenden Einflüsse der Struktur sich gegenseitig aufheben und kamen daher schließlich aus demselben Grunde weniger zum Ausdruck, wie in einer intensiv gefalteten und gekneteten Masse (kristalline Schiefer) die Verwitterungsformen. Wir haben ja auch in den zentralen Teilen der Ostalpen, wo der Bau ein ähnlich verwickelter ist, wie in den Westalpen, eine viel geringere Abhängigkeit des großen Reliefs von der Struktur als in den Nebenzonen. Man vergleiche hierzu das von der Struktur fast unabhängige Relief der Ötztaler Alpen mit jenem der schon etwas einfacher gebauten und daher die Struktur deutlicher durchschimmern lassenden Tauern und schließlich mit dem Relief der nördlichen Kalkalpen mit ihren, den Faltenzügen oder den Schollen folgenden Gebirgsketten oder dem hüpfenden, krausen Relief der blockigen Südosttiroler Alpen.

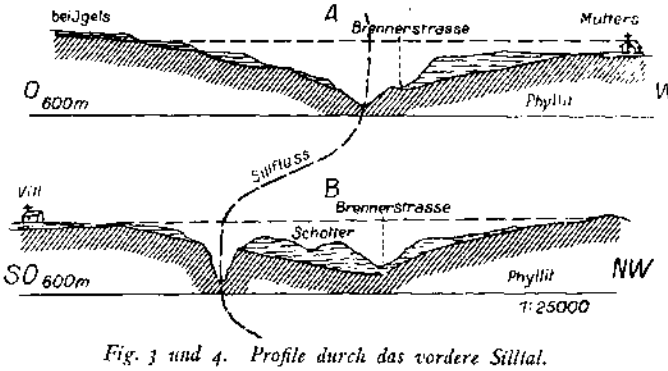


Fig. 3 und 4. Profile durch das vordere Silltal.

Daß klaffende Spalten auf den Verlauf der Täler sozusagen keinen Einfluß ausüben, ist heutzutage eine unbestrittene Sache, schon weil es klaffende Spalten im Sinne der Spaltentheorie kaum gibt. Wie weit aber Dislokationen, Faltungen und Verwerfungen auf die Tallinien Einfluß haben und haben müssen, werden wir weiter unten kennen lernen. Daß dies nicht in dem Sinne zu verstehen ist, als ob etwa jede Schichtenmulde ein Tal, jeder Sattel eine Gebirgskette nach sich ziehen müßte, und daß harte und weiche Gesteinslagen auf Richtung und Gefälle eines Tales sehr häufig gar keinen Einfluß haben, kann man auf Schritt und Tritt beobachten. Unsere beigegebenen Profile zeigen Beispiele für und gegen diese Abhängigkeit und beweisen so, daß man nicht generalisieren darf. Um zu zeigen, wie begründet gegebenenfalls diese Unabhängigkeit ist, geben wir ein Beispiel aus dem vorderen Silltal, als Vertreter zahlloser ähnlicher Fälle. (Figuren 3 und 4.) In die alte Talrinne, die im Felsen eingerissen ist, wurden zur Glazialzeit Schotter eingebaut. Diese Schotter hat der Bach später wieder durchschnitten und der jetzige Einriß liegt dort, wo zufällig der junge Bach über der alten Taltiefenlinie lag, in dieser (A), dort aber, wo der in Windungen hinfließende Bach bei seiner Erosionsarbeit die Felsflanke des alten Tales traf, scheute er vor dem Einschnitt in diese nicht zurück (B) und die verwunderte Frage, »warum er nicht lieber die weichen Sand- und Schotterlagen durchnagte,« ist müßig und naiv. So wie hier, werden es die fließenden Wasser stets gemacht haben, wenn sie, den einmal bestimmten Lauf verfolgend, in der Tiefe auf Schichten verschiedener Wider-

standsfähigkeit stießen. Harte Gesteinslagen werden hier zwar verlangsamend auf den Erosionsprozeß einwirken, vielleicht auch gelegentlich eine kleine Ablenkung oder Gefällsknickung erzeugen können, wesentlich ändernd auf den einmal eingeschlagenen Weg werden sie nur in besonderen Ausnahmefällen gewirkt haben.

Anders ist es, wenn wir die ursprüngliche aus dem Meere emportauchende Oberfläche der zu erodierenden Masse ins Auge fassen. Das fließende Wasser eilt auf dem kürzesten Weg in die Tiefe; ein bereits bestehender, größerer Einriß zieht zweigförmig kleinere an sich. Diese beiden wesentlichen Tatsachen müssen bei der Erklärung dieser Erscheinungen stets im Auge behalten werden. Bildet eine sattelförmige Aufwölbung, ein Tonnengewölbe, die Oberfläche, so müssen zahlreiche rechtwinklig zur Gewölbeachse stehende Wasserläufe entstehen (Tauerntäler), eine domförmige Aufwölbung oder ein abradierter Block einer alten Landmasse erzeugt eine radiale oder unregelmäßige Anordnung der Wasserläufe (Ötztalerstock). Daß Mulden Längstäler veranlassen, Knickungen von Gewölbeaxen nach abwärts Querdurchschnitte durch sattelförmige Erhebungen ermöglichen, ist selbstverständlich.

Alle diese Tallinien sinken im Laufe der Zeit in die Tiefe mit wesentlicher Beibehaltung ihrer Richtung, unbekümmert, ob sie dort die gleichen Strukturverhältnisse finden, wie nahe der Oberfläche, oder andere. Das Talsystem unserer Alpen ist sehr tief in die Schichtenkomplexe eingeschnitten, gewiß ragt kein einziger Gipfel mehr in die Region der einstigen Oberfläche empor. Wir können daher nur erwarten, daß vielleicht einzelne große Talzüge noch die ursprüngliche, durch die Form der Oberfläche bedingte Richtung besitzen, während die kleineren, diesen tributären Täler nur unter ganz besonders günstigen Umständen den ersten Anlagen entsprechen werden. Viele von den ersten Taleinrissen werden überhaupt verschwunden und durch andere, später durch irgend welche Zufälligkeiten zur Herrschaft gelangte, verdrängt worden sein und wir können uns daher nur mit Vorsicht aus dem jetzigen Talsystem ein Bild der ursprünglichen Oberfläche des Alpenreliefs entwerfen. Übrigens ist es mitunter nicht schwer, solche alte, verlassene Talzüge, die bei derartigen Betrachtungen ins Auge gefaßt werden müßten, aufzufinden. Ich verweise z. B. nur auf die alten Talungen im Unterinntal (Brixental, Ellmautal, das Tal über Hochfilzen, Walchseetal, die quer durch die Kalkalpen durchziehenden Furchen des Fernpasses, jene von Seefeld und Achensee u. dgl. m.). Je tiefer die Erosion in die gefaltete Erdkruste eingesenkt ist, um so undeutlicher, verwischter wird, wie schon erwähnt, das durch die ursprüngliche Oberfläche erzeugte Relief sein. Unsere Zentralalpengebiete sind diejenigen, welche offenbar zuerst aus dem Meere emportauchten, in ihnen hat die Erosion am längsten gewirkt, am tiefsten eingegriffen. Wenn sie trotzdem heute noch die höchsten Erhebungen bilden, so beweist dieses nur, daß hier die Aufstauung weit über die Abtragung gesiegt hat. Wir finden hier, wie bereits oben erwähnt, wenigstens im westlichen Teile unserer zentralen Ostalpen, den geringsten Einfluß der Struktur auf das Relief. In den Silvretta- und Ötztaler Alpen scheinen die Flußläufe vom geologischen Bau unabhängig.[1])

Viel deutlicher wird der Einfluß der Struktur in dem großen Faltenzug, der aus den Ortler Alpen südlich um den Ötztalerstock über Meran, Sterzing und den Brenner setzt und hier in den Tauern nach Norden ausweichend und in mehreren großen Faltenwellen sich entwickelnd, nach Osten fortstreicht. Die

[1]) Wir verweisen hier zur Illustration des Gesagten auf Leuzingers schöne Reliefkarte von Tirol (textarme Ausgabe, besonders die schönen ersten Abdrücke) und auf des Verfassers Geolog. Karte der Tiroler und Vorarlberger Alpen, welche beide Karten schon wegen des gleichen Maßstabes leicht vergleichbar sind. Mit Rücksicht auf diese bequem zugänglichen Behelfe wollen wir unsere Beispiele auch auf die Gebiete dieser Karten beschränken.

mächtige Aufwölbung als Ganzes kommt in den großen Erosionsquertälern gegen Norden und Süden zum Ausdruck. Sie sind aber nur Entleerungen, gewissermaßen Überflüsse der überall den Faltenzügen folgenden und herrschenden Nebentallinien. Aber auch die große Entwässerung wird zum Teil von tektonischen Tälern besorgt. Schon die Etsch wird von Laas abwärts bis Meran in den Faltenzug gedrängt. Das Ultental und die Tallinie über den Tonale liegt im Faltenstreichen. Auf der Nordseite der großen Tauernaufwölbung folgt das Tuxer- und Gerlostal, sowie das Oberpinzgau, auf der Südseite Pfitscher-, Ahrn-, Virgen- und Defreggental den Faltungen. Wer hier den Einfluß der Tektonik auf den Verlauf der Täler in Abrede stellen wollte, befände sich meiner Meinung nach mit den Tatsachen in krassem Widerspruch.

Gehen wir aber von den Zentralalpen nach Norden und Süden in die jüngeren Anfaltungszonen über, so zeigt sich der Einfluß des Baues aufs Relief der Tal- und Gebirgsbildung um so deutlicher, je näher wir an den Rand des Gebirges gelangen. Freilich auch hier wie in den Zentralalpen kommt der Zug der Gewässer, die Erhebung auf dem kürzesten Weg, also bei langgestreckten Gewölben senkrecht zu ihrer Achse zu verlassen, stets wieder zum Ausdruck. Aber dieses Streben zeigt sich fortwährend im Kampfe gegen den von Faltung und Verwerfung, so weit diese am ursprünglichen Relief der Oberfläche zum Ausdruck kamen, verlangten Wasserlauf. Es ist hier auf äußerst beschränktem Raum un-

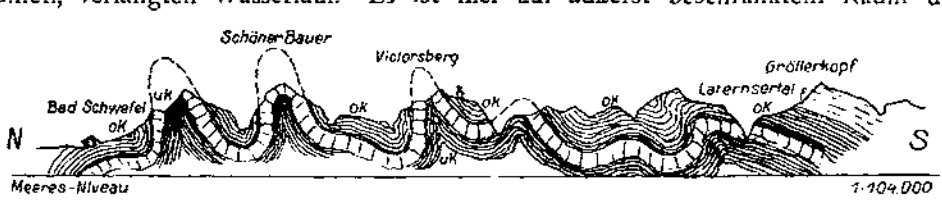


Fig. 5. Profil durch das Vorarlberger Kreidegebirge (nach Vacek).
uk = Untere Kreide, *ok* = Obere Kreide, *f* = Flysch.

möglich, auf die zahlreichen Beispiele näher einzugehen, wir begnügen uns mit einigen Hinweisen. Wer vermöchte in den Vorarlberger und Allgäuer Kreide- und Flyschbergen und ihren Talzügen den Zusammenhang von Faltung und Struktur zu leugnen (vgl. den Schnitt Fig. 5)! Bregenzerache und Iller, die der gesamten Abdachung Ausdruck geben, erscheinen nur wie Verbindungsabflüsse der zahlreichen, den Ostnordost streichenden Falten folgenden Bäche zu sein. In den Kalkalpen selbst folgt die Klostertalung und der Inn der Aufschiebungsgrenze der alten Schiefermassen des Silvretta- und des Ötztalerstockes, und erst wo diese Aufschiebung durch Vermittelung der Überfaltung bei Schwaz nach und nach in ruhigere Lagerungsformen (normale Überlagerung in den Kitzbühler Alpen) übergeht, vermag der Inn mehr und mehr der allgemeinen Abdachung des Gebirges zu folgen, um schließlich, vielleicht einer tektonischen Depression[1]) nachgehend, auf kürzestem Weg das Gebirge zu verlassen. Aus den Gebieten innerhalb der tirolisch-bayrischen Kalkalpen mögen als ausgesprochen tektonische Längstalfurchen das oberste Lechtal, das oberste Loisachtal, das oberste Isartal und dessen Strecke zwischen Wallgau und Fall, die Talfurche der Jachenau, die Tierseetalung, sowie die schon oben erwähnten breiten Talungen im Norden und Süden des Kaisergebirges etc. etc. erwähnt werden. Nördlich von der Flyschzone entsprechen die Höhenrücken allenthalben den schwach emportauchenden Faltenzügen, die größeren Flüsse setzen quer durch.

[1]) Wie weit der heutige, stufenförmige Aufbau der Talflanken auf tektonische Störungen oder Erosion allein zurückzuführen sei, ist für den Talverlauf im Großen unwesentlich. (Vgl. Schlosser und Penck.)

In den Südalpen macht sich sofort und auf den ersten Blick der Einfluß der Etschbuchtsenkung geltend, der die Flüsse von allen Seiten zueilen. Der Judicarienbruch selbst, an dem dieser Abbruch erfolgte, ist durch die ausgesprochene Talung Judicarien—Val Rendena—Val di Sole zwischen Dimaro und Cles markiert. In das Senkungsfeld biegen knapp an der Bruchspalte Etsch und Noce ein und werden sofort von den Faltungen der Etschbucht ergriffen, ziehen aber sodann, im Verhältnis zu ihrer Größe und Erosionskraft Wasserläufe an sich, die infolge der Tieferlegung ihrer Erosionsbasis dem tektonischen Einfluß ihres Untergrundes mehr und mehr entzogen werden. Passer, Talfer, Eisack werden auf diese Weise sozusagen der Tektonik entrissen, während sie selbst ähnlich auf ihre tributären Bäche wirken. Bei der Val Cembra ist die Ablenkung von der vorzeichnenden Trudenlinie nicht ganz gelungen. Innerhalb der südsüdwestlich streichenden Faltenzüge der Etschbucht zeigen sich besonders im südlichen Teile parallel diesen Falten oder Flexuren verlaufende Täler, darunter am auffallendsten der alte Talzug der Etsch Terlago—Vezzano—Gardasee, während jetzt der Fluß aus bisher nicht vollkommen klargestellten Ursachen in die nächstöstlich folgende tektonische Linie Trient—Ala—Ceraino überspringt. Die auffallenden Querdurchbrüche der Sarca durch die Faltenwellen zwischen Tione und Tre Arche, sowie die merkwürdige Quertalung bei Mori kommen auf Rechnung glazialer Flußlauf-Verlegungen.

Die oben erwähnten, der Etsch zueilenden Flüsse haben die flach aufgewölbte, nach Westen und Osten sanft geneigte Dolomitplatte größtenteils bis zur Porphyrunterlage entfernt. In der westlich gelegenen, tiefer gegen den Judicarienbruch abgesunkenen Nonsbergertafel, an welcher die einfache Tektonik im Relief ganz vortrefflich zum Ausdrucke kommt, ist dies weniger gelungen. In der großen, schüsselförmigen Mulde des südosttiroler Dolomit- und Dachsteinkalk-Gebietes zeigt sich im allgemeinen ein Bestreben nach einer gegen Süden zum Suganabruch, gegen welche hin diese Platte sich neigt, gerichteten Entwässerung. Vom steilen nördlichen Rand der Schüssel eilen kleine Wasserfäden der Pustertalerlinie zu. Im Innern der Schüssel dagegen hat die geologische Struktur weniger auf die lineare Erosion der Flüsse, die vielfach vom Bau ganz unabhängig erscheint, gewirkt. Unverkennbar bildet der Cima d'Asta-Granitstock einen der Erosion und Verwitterung wesentlich andere Formen aufprägenden Kern. Die Drau- und Gailbruchlinie, sowie die alte Faltenwelle der karnischen Hauptkette, welche der Erosion offenkundig die Wege gewiesen hat, braucht kaum einer Erwähnung, ein Blick auf die geologische Karte gibt darüber befriedigenden Aufschluß. Das Gleiche ist im Gebiete südlich von der Valsugana-Bruchlinie der Fall. Die große Tertiärmulde von Belluno springt sofort am Relief in das Auge, desgleichen die flachwellige, nach Süden geneigte Tafel der Sette comuni. Nicht weniger ist am Flußnetze die domförmige Recoaro-Erhebung mit ihrem nach Westen zur Etsch und nach Süden in die Veronesergegend abfallenden Mantel zu erkennen. Wie diese Wölbung durch die Schiobruchlinie im Osten schroff abgeschnitten wird, kommt selbst in den rohesten Karten der Alpen zum Ausdruck.

Daß in den aufgezählten Fällen innere Struktur und äußere Form teils in unverkennbarem Zusammenhang stehen, teils voneinander ganz unabhängig erscheinen, wird, glaube ich, niemand ernstlich in Abrede stellen wollen. Es fragt sich nur, wie man sich diese Verschiedenheit zu erklären hat. Wir haben bei den obigen Betrachtungen stillschweigend eine Voraussetzung gemacht, welche in der Wirklichkeit nur teilweise zutrifft. Wir haben eine fertige Strukturform einer nachträglichen Abtragung ausgesetzt, also Bildung der innern Struktur und Modellierung des äußeren Reliefs zeitlich getrennt, während wir dem wirklichen Vorgange in der Natur viel näher gekommen wären, wenn wir beide Vorgänge zeitlich ver-

eint hätten. Sicher ist nicht der ganze Faltenbau, Bruch- und Schollenverschiebung der Alpen der Erosion zeitlich vorangegangen, wenigstens teilweise gingen beide Tätigkeiten Hand in Hand. Dort wo eine fertig struierte Masse der Erosion ausgesetzt war, können wir wesentlich andere Formen erwarten, als dort, wo sozusagen eine werdende Struktur abgetragen wurde. Im ersten Fall wird für das Relief zunächst nur die Form der Oberfläche des von der Erosion ergriffenen Erdrindenstückes für das Relief maßgebend gewesen sein, und soweit diese Oberfläche ein Ausdruck der innern Struktur war, mußte diese wenigstens in den ersten Stadien der Erosion auch im Relief zum Ausdruck kommen. In größerer Tiefe wird freilich, wie schon oben angedeutet, dieser Zusammenhang mehr und mehr undeutlicher werden. Der Faktor der Erosion, das Gesetz der Schwere, die lebendige Kraft bewegter Massen wird in der geschaffenen Form weit mehr zum Ausdruck kommen, als der Faktor der inneren Struktur.

Anders muß es sein, wenn die Erosion und Abwitterung einen werdenden Faltenwurf, ein sich verschiebendes Schollengebilde bearbeitet. Nicht bloß, daß in diesem Fall selbst das Relief auf die werdende Dislokation Einfluß nehmen kann, (Auffalten, Ausgleiten und Ausquetschen infolge von Entlastungen, Einstürze und dergleichen mehr); die werdende Form wird während ihres Entstehens unmittelbar der Erosion die Wege weisen. Ein sich auffaltender Sattel wird einen Wasserlauf verdrängen, eine Mulde ansammeln können, eine entstehende Verwerfung kann einem Wasserlauf einen ganz neuen Weg verschaffen, die Injection einer Eruptivmasse oder ihr Hervorquellen kann ihn ablenken. Jedenfalls wird es zu einem Kampfe beider Agentien kommen und vom jeweiligen Siege der einen oder anderen Kraft wird es abhängen, ob das Relief mehr oder weniger von der Struktur sich beeinflußt zeigt.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus das Relief unserer Alpen, so zeigen sich Gebiete, welche im wesentlichen sicher schon fertig struiert der Erosion anheimfielen und solche, bei welchen sich deutlich der Kampf zwischen Dislokation und Erosion abspiegelt. Ganz im allgemeinen kann man sagen, daß die zentralalpinen Gebiete die zuerst aus dem Meere emportauchenden waren und daß sich an sie angeschmiegt nach und nach die nördlich und südlich folgenden Nebenzonen erhoben. Ein Blick auf diese letzteren zeigt, daß (wo nicht tiefe Einstürze ausgedehnte Gebiete in die Tiefe versenkt und so unseren Blicken entzogen haben, wie vielfach am südlichen Alpenrand) wenigstens in ihren äußersten Ausläufern nur mehr sanfte wellige Formen auftreten und ein allmählicher Übergang zu flacher Lagerung sich einstellt. Auch sind es hier die jüngsten Sedimente, welche an der Oberfläche erscheinen. Zum Teil schon in den Kalkalpen, vor allem aber in den kristallinen Zentralzonen, finden wir die intensivsten Faltungen, Zertrümmerungen und Überschiebungen von Falten und Schollen. Auch sind in diesen Gebieten allenthalben ältere, schon vor der letzten (miocänen) Alpenfaltung gestörte Gebilde eingefügt. In den Zentralalpen ist die Erhebung die größte und die Erosion hat die tiefsten Sedimente bloßgelegt. Hieraus geht ohne weiteres hervor, daß der Einfluß der werdenden Form am Relief um so deutlicher zum Ausdruck kommen wird, je weiter wir von den zentralen Zonen gegen den Rand der Gebirge vorschreiten. Freilich gibt es auch innerhalb der Alpenkette Gebiete, in welchen die letzten Lagerungsstörungen, die miocäne Faltung und die sie begleitende Bruchbildung noch sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Es sind dies die östlichen Alpengebiete, besonders die östlichen Ausläufer und solche Stellen, wo spät entstandene Einbrüche tief in das Innere eingreifen (Drau- und Gailbruch, Judicarienbruch etc.).

Wenden wir unsern Blick auf unsere ersten beigegebenen Durchschnitte (Fig. 1 und 2, S. 5). Wir sehen hier meilenweit übereinandergeschobene Schollen der Erdrinde von der Erosion zerschnitten. Man mag noch so viel der schemati-

sierten Zeichnung zugute halten und überzeugt sein, daß die Grenzlinie der übereinandergelegten Schollen in der Wirklichkeit viel bewegter sein wird, so ist es doch nicht denkbar, daß hier die Falten und Schollen älterer Gesteine auf erodierte Gebiete jüngerer Absätze aufgefaltet und aufgeschoben wurden. Die hier vorliegenden Störungen sind submarin entstanden und ein bis zu einem gewissen Grade fertig struierter Gesteinskomplex erschien über der Meeresfläche, um hier der Erosion zu verfallen. Den komplizierten inneren Bau mag die auftauchende Oberfläche nur sehr unvollkommen wiedergespiegelt haben und dem entsprechend konnten auch die ersten Flußläufe nur einen losen Zusammenhang mit dem innern Bau zeigen. Noch mehr verwischen mußten sich diese Beziehungen, als die Erosion in große Tiefen eingriff und derartige große Tiefen legen diese Reliefe in der Tat bloß. Struktur und Relief konnte unter solchen Verhältnissen zumeist nur in den kleinen Formen der Abwitterung zum Ausdruck kommen. Daß in den zentralen Schweizer Alpen ein viel geringerer Zusammenhang von Relief und Struktur sich zeigt, mag in der intensiveren Störung dieser Alpengebiete und darin seinen Grund haben, daß diese Gebiete in großer Tiefe submarin gefaltete und bis zu diesen Tiefen abgetragene Krustenteile darstellen. Je weiter wir aber an den Rand der Alpen oder gegen Osten gehen, um so einfacher wird der Bau, um so deutlicher aber auch dieser Zusammenhang. Klar hat dies für den westlichen Teil der Schweizer und der französischen Alpen Lugeon in einigen Beispielen von Durchbruchstälern gezeigt. Offen vor Augen liegt er in dem Zuge des Jura.

Von den Tiroler und bayerischen Alpen haben wir schon oben solche Beispiele aufgezählt und wir hätten hier nur zu zeigen, wie das Relief während der Alpenfaltung entstanden sein mag.

Über diese interessanten Fragen liegen nur wenige Untersuchungen vor. Meine eigene Meinung über diesen Gegenstand, die sich übrigens nur auf das mittlere Alpengebiet erstreckt, kann ich hier auf beschränktem Raum selbstverständlich nicht begründend vortragen. Hier müssen einige Andeutungen und Hinweise genügen. Silvretta- und Ötztalerstock sind alte Massen, die als bereits gefaltete Gebilde dem späteren Alpenfaltenzug einverleibt wurden. Zur Zeit der miocänen Alpenfaltung wahrscheinlich schon als Landbildungen bestehend, wurden sie mit den Ortler-Tauernfalten, die an sie angelegt, teilweise sogar unter sie eingepreßt wurden (Passeieralpen), gehoben und stellenweise über den Faltenzug der nördlicheu Kalkalpen, der damals noch größtenteils unter dem Meere lag, geschoben (Schwaz—Arlberg—Montavonlinie). Die Flußläufe folgten der allgemeinen Abdachung der emporsteigenden Faltenzone nach Norden (Montavon, Paznaun, die nördlichen Täler des Ötztalerstockes, Wipp- und Zillertal, Unterpinzgau etc.). Solche Talzüge haben die mehr und mehr emportauchenden, das wesentliche ihrer Struktur bereits mitbringenden Kalkalpen quer durchsetzt. Die alten Querfurchen im Lechtalgebiete, Fernpaß—Reutte oder Garmisch—Loisachtal, Seefeld—Isartal, die Achenseefurche, das Innquertal, die große Ache, die Saalach, die Salzach deuten heute noch auf die alten Entwässerungen der Alpen hin. Zum Teil sind es deutliche Depressionen, Einbrüche (Fernpaß) oder Knickungen der Längsfalten (Seefeld), welche den Gewässern die Wege gewiesen haben. Verfolgt man aber diese Furchen genauer, so findet man, daß sie nur mehr stückweise vorhanden sind und von den größeren Flüssen heute entweder überhaupt nicht mehr oder nur teilweise benützt werden. Wir müssen uns vorstellen, daß auch nach dem Emportauchen noch ganz bedeutende Lagerungsstörungen, vor allem Faltungen innerhalb der durch Längsbrüche und Überschiebungsflächen getrennten Schollen entstanden. Das Lechtal wurde durch die steile Aufstauung am Arlberg von den Zentralalpen getrennt. Die auftauchenden Falten in den Nordtiroler Kalkalpen störten die Fernpaßtallinie und

die Seefeld -Walchenseetalung; zwischen Wallgau und Fall obsiegte die Auffaltung über den Fluß. Das Quertal wurde hier zum Längstal, bald aber gelang es dem Fluß, die Faltung zu überwinden, so wie er es vermochte, weiter oben zwischen Scharnitz und Mittenwald die aufsteigende Karwendelfalte zu durchschneiden. Leicht lassen sich weiter gegen Osten Beispiele auffinden für dieselben Vorgänge, für das jeweilige Obsiegen der Faltung über die Erosion oder umgekehrt.

Die Längenfurche des Inns selbst ist ein kompliziertes Gebilde, eine durch allmähliches Emportauchen der Kalkalpenfalten einerseits und anderseits durch Einbrüche enstandene Linie, in welche die ursprünglich nach Norden fließenden Gewässer erst nach und nach gedrängt wurden. Die Verhältnisse im Unterengadin sind nicht hinreichend klargestellt. Hier liegt möglicherweise ein Stück eines tiefer liegenden, von Schollen alter kristalliner Gesteine überschobenen Krustenteiles vor, dessen Decke abgetragen wurde. Ob hier der Fluß, der genau dieser Abtragung folgt, sein Tal sich geschaffen, oder ob er eine tektonisch vorgebildete Depression benützte, läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Die Fortsetzung dieses Tales geht über den Piller nach Telfs. Längs den Kalkalpenfalten liegt die Talung Arlberg—Landeck—Imst, wo auch ein Rest der alten Fernpaßquertalung vorhanden ist. Die Linie Nassereit—Telfs liegt in der westlichen Fortsetzung der tiefen Seefeldermulde auf welche die Ötztaler Masse aufgeschoben ist. Bei Telfs endigt der Einfluß der vorgeschobenen Silvretta-Ötztalmasse, die sich in einer Ablenkung der Faltenzüge nach Ostnordost deutlich bemerkbar macht; weiter östlich streichen die Faltenzüge und damit zahlreiche Talfurchen direkt nach Osten. Sie entsprechen dem großen Tauernfaltenzug, der, vom südlichen Abhang der alten Ötztaler Masse, wo er intensiv zusammengequetscht erscheint, herüberziehend, sich hier breit entfalten kann. Allenthalben zeigen sich hier die alten westöstlich streichenden Talzüge, die der Faltung oder den Bruchzonen folgen und von denen wir einen Teil schon oben aufgezählt haben. (Tiersee—Walchseetalung, Ellmau—Pillersee, Brixental, Gerlos—Oberpinzgau, Virgen, Defreggen und schließlich der Pustertalerzug.) Das Inntal selbst folgt zwischen Arlberg und Telfs der Aufschiebungsgrenze, von hier bis Schwaz tiefen Einbrüchen, während es sich weiter talabwärts, durch Erosion schief oder quer durch die Falten seine Wege suchte.

Alle diese Tallinien zeigen deutlich ihre Entstehung während der Dislokation, sie sind ein deutliches Abbild des Kampfes dieser mit der Erosion. Ihre Geschichte würde sich schon heute trotz der noch ganz unvollkommenen Kenntnis des geologischen Aufbaues und der geologischen Entwicklung einzelner dieser Gebiete mit einiger Sicherheit schreiben lassen.

Ähnlich ist es in den mittleren Südalpen. Hier muß man vor allem die große Leitlinie Judicarien—Meran, die Pustertaler—Drau- und die Gaillinie, so wie den Valsuganabruch im Auge behalten. Eigentlich ausgebildet wurden diese Linien erst in der Tertiärzeit. Bedeutende Störungen, Landbildungen und neuerliche Überfaltungen gingen aber sicher schon voraus. Das Dolomit- und das weiter südlich und südöstlich angrenzende Gebiet war in der älteren Kreidezeit überflutet. Ob dies im Etschbuchtgebiete der Fall war, scheint zweifelhaft. Jedenfalls erfolgte hier in der jüngeren Kreidezeit eine Senkung, wie die Transgression der jüngeren Kreide beweist. Die Dolomitplatte ruht auf einem festen Sockel alter Gesteine, der in der nachcretaceischen Zeit über dem Meere blieb und bei der großen tertiären Alpenfaltung in den Winkel Meran-Bruneck geschoben wurde und so vielleicht zum endgültigen Aufrisse der Judicarienspalte Anlaß gab. Die Kalkalpen südlich der Valsugana folgten in derselben Richtung nach, indem sie sich längs der Schiobruchlinie von der Recoaro-Aufwölbung losrissen. Mir scheint auf diesem ganzen Gebiete eine Unterschiebung gegen Norden verständlicher, als eine Überschiebung

in Südrichtung. Der ganze Vorgang schuf die Aufbiegung im Osten der Etsch zwischen Bozen und Trient und gab Anlaß zur Faltung im Etschbuchtgebiete.

Von den alten Flußläufen vor diesem letzten Vorgang ist wenig mehr zu bemerken. Vielleicht sind, wie schon oben bemerkt, die Talzüge des Vinschgaus, dann Martell, Ulten, Tonale—Val di Sole noch Andeutungen davon. Mit der Bildung der Etschbuchtsenkung treten sofort neue Tallinien hervor. Die eben erwähnten Wasserläufe stürzen sich sozusagen plötzlich in diese Senkung (Knickung der Etsch bei Meran, des Noce bei Cles) und verlaufen innerhalb derselben längs der Faltenzüge. Die Etsch zieht rasch von allen Seiten ihre Vasallen an sich, Passer, Talfer, Eisack, Avisio reißen sofort, unbekümmert um alle Struktur, ihre Rinnsale ein; innerhalb der Etschbucht dagegen zeigen sich Talfurchen und Bergzüge im besten Einklang mit der Struktur. Die Bruchlinie selbst ist, wie schon oben angedeutet, durch Tallinien markiert. Novella und Noce folgen Mulden, der Durchbruch an der Rochetta ist durch eine tektonische Senkung erleichtert. Prächtig ist die Mendelplatte herauspräpariert. Kaum braucht man auf die alte Etschtallinie Vezzano—Arco und die parallele Molveno—Tre Arche—Balino zu verweisen. Diese Formen sind offenkundig mit der entstehenden Faltenstruktur genetisch verbunden. Östlich der Etsch herrscht unverkennbar die Recoaroaufwölbung, von welcher der ganze Gesteinskomplex nach Norden, Westen und Süden absinkt, ein Lagerungsverhältnis, dem die radial angeordneten Flußläufe beredten Ausdruck

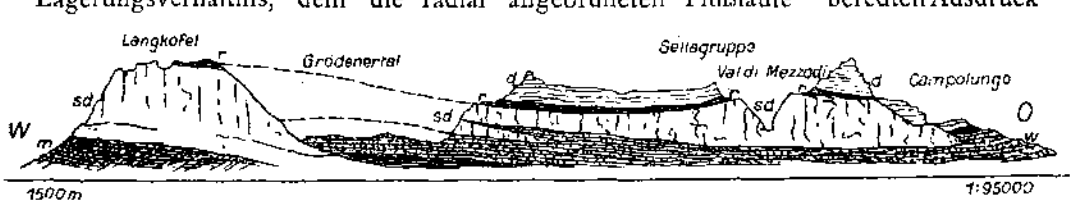


Fig. 6. Profil durch Langkofel- und Sellagruppe (nach Mojsisovics).
m = Muschelkalk, *sd* = Schlerndolomit, *w* = Wengener Schichten, *r* = Raibler Schichten, *d* = Dachsteindolomit.

verleihen. Östlich von der Schiolinie geben die Reliefformen allenthalben Zeugnis vom inneren Bau. Ich verweise auf die flache Mulde der Sette comuni mit dem steilen Rand gegen die Valsugana und dem durch einen Längsbruch vermittelten Absturz in die Ebene von Schio—Bassano, auf die Tertiärmulde von Feltre—Belluno und die den Falten folgenden Berg- und Talzüge südlich davon, auf den schön markierten Querbruch des Lago di Santa Croce etc. etc. Vielfach folgen diesen Strukturlinien auch die Gewässer, wo aber der allgemeine Fall des Alpengebirges sie zu einer Entwässerung gegen die Ebene nötigte, da brechen sie, zumeist in engen Schluchten, unbekümmert um die Struktur, quer durch alle Formen durch (Astico, Brenta, Cismone, Piave unterhalb Feltre).

Wesentlich anders sind die Formen auf der hochliegenden Dolomitenplatte mit dem südlichen Pfeiler der Cima d'Asta zu beurteilen. Hier liegt eine der Erosion viel länger ausgesetzte, bis in große Tiefen abgetragene, und von der letzten Alpenfaltung vielleicht schon als Land ergriffene Partie der Alpen vor, wenigstens ist es ein Stück Erde, das zur Zeit der miocänen Alpenfaltung relativ geringe Lagerungsstörungen erlitten hat. Es fehlen daher alle jene Momente, welche, wie wir gesehen haben, besonders geeignet sind, Struktur und großes Relief in Zusammenhang zu bringen. Ich sage großes Relief, weil, wie schon ein ganz flüchtiger Blick zeigt, die großen Erosionsformen, Tal- und Bergzüge kaum einen merkbaren Zusammenhang mit der inneren Struktur zeigen. Für die Wasserläufe sind hier in erster Linie die allgemeine Abdachung, tektonische Störungen in der Nachbarschaft (Bruchzonen im Süden und Südosten) oder tiefer gelegte Erosions-

basis (Iitsch im Westen) maßgebend. Anders ist es, wenn wir die Formen mehr im Einzelnen betrachten. So ist es nicht zu verkennen, daß die beckenförmige Einsenkung im Nordosten (Gebiete des Dachsteindolomites) einen gewissen Einfluß auf den Lauf der oberen Boita hat. Die Piave zeigt sich teilweise beeinflußt von der großen, in der Fortsetzung der Valsuganalinie liegenden Bruchzone, der Cordevole folgt in seinem Verlaufe teilweise tektonischen Linien.

Um so schärfer ist die innere Struktur und der Gesteinscharakter in den Abwitterungsformen zum Ausdruck gebracht. Die ruhige Lagerung und die großen petrographischen Differenzen der aufeinanderfolgenden, mächtigen Gesteinskomplexe fördern dieses Verhältnis im hohen Grade (vgl. Fig 6). So treten einerseits die mergligen Schichtenreihen der Werfener-, Wengener-, Cassianer- und Raiblerschichten in lebhaften Kontrast mit den kalkigen und dolomitischen Sedimenten, Dachsteinkalk und Schlerndolomit, wobei das stockförmige, isolierte Auftreten des letzteren noch ganz besonders geeignet ist, das ganze Gebiet in mehr weniger isolierte Gruppen aufzulösen. Alle diese Gesteine ruhen auf dem mächtigen Sockel der gewaltigen Porphyrtafel, in welche sich der Fluß tiefe Schluchten gerissen hat, so daß ein stufenförmiger Aufbau entstehen mußte. Im Westen und äußersten Osten des Dolomitgebietes erklimmt man zuerst diesen Porphyrsockel, wandert weiter auf begrünten, welligen Flächen der Porphyroberfläche oder des auflagernden roten Grödnersandsteines, steigt sodann auf geneigter Böschung über die Werfenerschichten und steht zumeist plötzlich vor der steilen weißen Mauer des Schlerndolomits mit den senkrechten, zerklüfteten Wänden. Sind diese erklettert, so stellt sich, falls sie nicht unverhüllt und in Zacken aufgelöst (Rosengartengebirge) in die Lüfte ragen, neuerdings eine Hochfläche, Dolomitplateau mit Raiblerschichten ein, über welche nur da und dort einzelne Reste der geschichteten Dachsteinkalke erhalten sind (Pez auf dem Schlern, Cinque torri, Dreizinnen). Wo der Schlerndolomit fehlt, schließen nach oben die Mergel und Tuffelagen der Wengener- und Cassianerschichten ab. Mehr gegen die Mitte des Dolomitbeckens erreicht die Porphyrunterlage die Oberfläche nicht. Die genannten Mergelkomplexe haben eine große Verbreitung, aus ihnen erheben sich da und dort die mächtigen Riffemassen des Schlerndolomites und darüber türmen sich, meist geschieden von einer deutlich markierten Lage von Raiblermergel, die gewaltigen, unendlich abgestuften, teilweise in zahllosen Türmen und Zacken aufgelösten Massen des Dachsteindolomits auf. Unsere Zeitschrift brachte bereits und bringt, wie schon oben bemerkt wurde, herrliche Bilder dieser wunderbaren Landschaft in reicher Fülle, auf welche ich hier verweisen will. Als typisch in diesem Aufbau mögen diejenigen der Sellagruppe oder die Dreizinnenbilder ganz besonders hervorgehoben werden.

Ich habe mit obigen Zeilen, infolge einer freundlichen Anregung der Schriftleitung unserer Zeitschrift, welche eine möglichst rasche Erledigung verlangte, auf einen Gegenstand hingewiesen, der, wie leicht ersichtlich, einer eingehenderen und gründlicheren Behandlung würdig wäre, als ihm hier auf beschränktem Raum und ohne größere Vorstudien zu Teil werden konnte. Mögen die flüchtigen Hinweise wenigstens den Erfolg haben, daß sie den Blick der zahlreichen Alpenwanderer auf eine Seite der Bergherrlichkeit wenden, die bisher wenig Beachtung gefunden hat.

Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert.

Von

Eugen Oberhummer.

III. Teil. Die Schweiz.

Mit sechs Kartenproben.

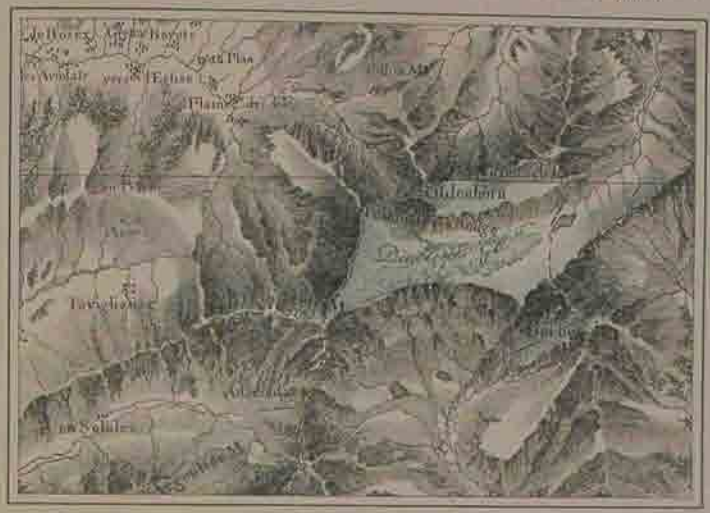
Mit Recht gilt die Schweiz als das klassische Land der Gebirgskartographie, die sich hier zu einer anderwärts kaum erreichten künstlerischen Höhe entwickelt hat. Wie die herrlichsten Schaustücke alpiner Natur der Schweiz angehören, so hat auch hier die touristische und wissenschaftliche Erschließung der Alpenwelt zuerst nachhaltig eingesetzt und ein berechtigter Heimatstolz die Schweizer Kartographen auf einem räumlich eng begrenzten, aber technisch schwierigen Gebiete zur höchsten Anspannung ihres Könnens angetrieben. Diese liebevolle Beschäftigung mit dem eigenen Lande, noch heute eine Eigentümlichkeit des Schweizer Volkes, läßt sich weit zurück verfolgen. Die erste uns bekannte Karte des Landes von dem Züricher Arzt Konrad Türst (1495/7), welche in dieser Zeitschrift, 1901, S. 32 f., besprochen und abgebildet wurde, ist eine der ältesten Spezialkarten, welche überhaupt entstanden sind.[1]) Die große Schweizerkarte von Aegidius Tschudi aus dem Jahre 1560, deren a. a. O. S. 34 ff. ebenfalls mit Beigabe eines Ausschnittes gedacht wurde, gehört bereits zu den hervorragenden Leistungen der älteren Kartographie, wenn sie auch an Genauigkeit und Sorgfalt der Ausführung an Mercators »Flandern« oder Apians »Bayerische Landtafeln« (1566) nicht heranreicht.[2])

Die politische Gliederung des Landes in Kantone mit selbständiger Staatsverfassung begünstigte frühzeitig die Herstellung von Spezialkarten einzelner Landesteile, welche noch bis in unsere Zeit neben der amtlichen Kartographie des Bundesgebietes fortgedauert hat. Von diesen älteren Spezialkarten muß hier besonders der großen Karte des Kantons Zürich von Hans Konrad Gyger[3]) gedacht werden, an welcher derselbe 37 Jahre lang, von 1630—67, gearbeitet hat. Es ist das bewundernswerteste Kartenwerk, welches die Schweiz bis zur Dufourkarte hervorgebracht hat

[1]) Abgesehen von den Ptolemaeuskarten und den bis in das frühe Mittelalter zurückreichenden rohen Spezialkarten von Palästina geht nur die 1491 gedruckte Übersichtskarte Deutschlands von Nicolaus Cusanus († 1464) der Karte Türsts voran, alle anderen Karten einzelner Landesteile sind jünger, so Aventins Karte von Bayern 1523, Honters Karte von Siebenbürgen 1532, Mercators Karte von Flandern 1540, Lazius' Karte von Österreich 1561 u. a.

[2]) Das Aufnahmeverfahren und die Fehlergrenzen dieses berühmten Meisterwerkes sind neuerdings auf meine Veranlassung von M. Gasser in »Mitteil. der Geogr. Gesellschaft in München«, H. 1 (1904) näher untersucht worden, woselbst man auch einen Ausschnitt des niemals veröffentlichten Originalentwurfs Apians in 1:ca. 45 000 vorfindet.

[3]) Näheres bei Rudolf Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. Zürich 1879, S. 25—35. Vgl. auch Verhandl. des V. intern. Kongr. der geogr. Wissenschaft. zu Bern, 1891, Katalog der hist.-geogr. Ausstellung, S. 16 f. (nach K. C. Amrein). J. H. Graf im XI. Jahresberichte der Geogr. Gesellschaft von Bern, 1891/2, S. 250 ff.



Atlas der Schweiz von Meyer-Weiss 1902



Schweizerische Landestopographie Bern *Reproduktion verboten*

Originalzeichnung der Dufourkarte 1:100000 1902

und eine der merkwürdigsten Spezialkarten aller Zeiten. Dem großen Maßstab, welchen R. Wolf zu 1:32000 gefunden hat, entspricht nicht nur ein für jene Zeit beispielloser Reichtum an Einzelheiten, sondern auch ein Genauigkeitsgrad, wie er vor der Aera der neueren Vermessungen sonst kaum je erreicht worden sein dürfte, sowie eine überaus kunstvolle Ausführung. Das kostbare Original ist erst durch die prächtige photolithographische Vervielfältigung von Hofer & Burger in Zürich[1]) allgemeiner zugänglich geworden, welche auch die Farbenwirkung veranschaulicht. Im übrigen liegt die Bedeutung dieser Karte mehr in der ebenso sorgfältigen wie reichhaltigen, auch Wald und Kulturen berücksichtigenden Situationszeichnung, als in der Darstellung des Geländes, dessen graubraune Tuschzeichnung mit Ansätzen zur Schraffierung im Kartenbilde zurücktritt.

Überaus groß ist die Zahl sonstiger Karten der Schweiz oder einzelner Teile derselben im 17. und 18. Jahrhundert, doch finden sich darunter nur wenig Arbeiten von durchschlagender Bedeutung.[2]) Auch die Schweizerkarte Johann Jakob Scheuchzers[3]) verdankt ihren Ruf mehr der prächtigen Ausführung und dem Namen des Verfassers, als dem inneren Wert; doch bot sie immerhin ein besseres Gesamtbild als ihre Vorgänger und galt im ganzen 18. Jahrhundert als die beste Karte der Schweiz.[4]) Das Gebirge ist auf ihr noch perspektivisch mit seitlicher Beleuchtung gezeichnet. Erst durch die Bemühungen des um sein Vaterland hochverdienten Aarauer Industriellen Johann Rudolf Meyer (1739—1813) wurde an der Schwelle des neuen Jahrhunderts wieder eine ganz andere Grundlage geschaffen. Auf seine Veranlassung und Kosten erschien 1786—1802 der *Atlas Suisse levé et dessiné par J. H. Weiß*, 16 Blätter in schönem Kupferstich umfassend. Der Anteil des Ingenieurs Johann Heinrich Weiß aus Straßburg (1759—1826), den Meyer zunächst mit der Herstellung seines großen Reliefs der Schweiz beauftragte, an dem Zustandekommen des Werkes war allerdings kein so bedeutender, wie es die Bezeichnung des Atlasses mit seinem Namen vermuten läßt. R. Wolf[5]) hat dieser Frage eine ausführliche Darstellung gewidmet und gezeigt, daß das der Karte zugrunde liegende Relief hauptsächlich das Werk des Ingenieurs Joachim Eugen Müller aus Engelberg (1752—1833) war, während von Weiß der größte Teil der Zeichnung herrührte. Das Hauptverdienst an dem Zustandekommen des Ganzen hatte jedenfalls J. R. Meyer, unter dessen Namen der Atlas auch am meisten bekannt ist.[6])

Die große Bedeutung des Meyerschen Atlasses besteht darin, daß in demselben zum ersten Male das Hochgebirge der Schweiz annähernd naturgetreu dargestellt ist, und zwar auf Grund des von Müller nach zahlreichen Begehungen und Zeichnungen hergestellten Reliefs. Wie die Probe Nr. 1 zeigt, ist das Gebirge in Schraffen mit senkrechter Beleuchtung dargestellt, enthält jedoch nur sehr wenig Höhenziffern, die damals auf barometrischem Wege bestimmt waren.[7]) Jedenfalls bedeutet dieser Atlas einen gewaltigen Fortschritt gegenüber allen früheren Karten, so trefflich einzelne der letzteren auch die Wiedergabe des Flach-

---

[1]) Hans Konrad Gygers Züricher Kantons-Karte 1667. 56 Blatt mit Übersicht und einer auch in den Farben vollständigen Faksimile-Wiedergabe des Blattes 29 »Zürich«. 1891. Preis 40 Fr.

[2]) Über Karten des Kantons Freiburg bis zum 18. Jahrhundert liegt mir eine Zusammenstellung vor von L. Glasson, Notice sur la cartogr. du canton de Fribourg. Etrennes Fribourgeoises pour 1901.

[3]) Nova Helvetiae Tabula geographica. 1712, 4 Blatt.

[4]) R. Wolf a. a. O. 54 ff. F. H. Höherl, Joh. Jak. Scheuchzer (München 1901), S. 105 ff. Das wohl vollständigste Verzeichnis von Schweizer Karten aus jener Zeit findet man im Katalog des Berner Geographenkongresses a. a. O., S. 4—33.

[5]) Geschichte der Vermess. in der Schweiz, S. 123—42.

[6]) Vgl. J. H. Graf, Die kartographischen Bestrebungen Joh. Rud. Meyers von Aarau. Bern, 1883.

[7]) Die älteren, bis auf J. J. Scheuchzer (1672—1733) zurückführenden Höhenmessungen in der Schweiz bespricht R. Wolf, S. 107—14.

landes, die entschieden den schwächeren Teil des Atlasses bildet, vorbereitet hatten. So erklärt es sich, daß der Atlas die Grundlage für alle Schweizer Karten wurde, welche vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Vollendung der Dufourkarte (1845—1864) erschienen, und selbst in manchen noch später in Umlauf gesetzten Karten ist das Meyersche Vorbild deutlich erkennbar.[1])

Die Unvollkommenheit des Meyerschen Atlasses und der ungleiche Wert seiner einzelnen Blätter war schon zur Zeit seines Erscheinens berufenen Beurteilern[2]) nicht entgangen und bald machte sich das Bedürfnis geltend, eine wirkliche Landesvermessung ins Werk zu setzen. Die hierauf gerichteten Bestrebungen, deren Seele seit 1809 der Generalquartiermeister Hans Konrad Finsler aus Zürich († 1839) war, scheiterten zunächst an dem Mangel einheitlicher Leitung und genügender finanzieller Hilfsmittel. Immerhin wurden in den folgenden Jahrzehnten wertvolle Vorarbeiten für die Triangulierung geleistet, die wir hier nicht näher verfolgen können. Erst als 1832 auf Finslers Anregung die bei den geodätischen Arbeiten beschäftigten Personen zu einer Kommission für Landesaufnahme zusammentraten, gewann der Plan einer topographischen Karte feste Gestalt.[3])

Die Ausführung dieses Planes ist für immer verknüpft mit dem Namen des Generals Wilhelm Heinrich Dufour (1787—1875), welcher 1832 als Oberstquartiermeister an die Spitze der Landesaufnahme trat. Die Geschichte dieser Aufnahme und der Herstellung der beiden darauf beruhenden topographischen Karten der Schweiz ist vor einigen Jahren in einer von Prof. Dr. J. H. Graf in Bern in Verbindung mit den Ingenieuren L. Held (jetzt Chef der Abteilung für Landestopographie) und M. Rosenmund bearbeiteten amtlichen Darstellung[4]) eingehend entwickelt worden; dieselbe bildet mit dem mehrfach angeführten Werke von R. Wolf die Hauptquelle für unsere Kenntnis der neueren Schweizer Kartographie. Wir entnehmen hier daraus die wichtigsten Daten, welche für unseren Zweck in Betracht kommen, ohne auf die fachmännischen Einzelheiten über die geodätischen Arbeiten näher einzugehen. Erwähnt sei hier nur die Messung zweier Grundlinien (1834) auf dem Sihlfeld bei Zürich und auf dem großen Moos bei Aarberg (nordwestlich von Bern), die Ausführung des »Alpenüberganges«, d. h. die Fortsetzung des Dreiecknetzes der Nordschweiz auf die Südabdachung des Gebirges, woran seit 1826 gearbeitet wurde, bis endlich 1835 vom Titlis und Tödi her über das Tambohorn der Anschluß an das lombardische Netz zu beiden Seiten des Comersees erreicht wurde[5]), endlich die Vollendung der Triangulation I. Ordnung, welche unter Leitung von Johannes Eschmann 1837 zum Abschluß kam und von demselben bald darauf in einem grundlegenden Werke beschrieben wurde.[6]) Außer der erwähnten Verbindung mit dem lombardischen Dreiecknetz wurde die Schweizer Triangulation im Jura an die französische, in Vorarlberg an die österreichische und am Rhein an die badische angeschlossen.[7])

Eine wichtige, auch für die touristische Erschließung der Schweizer Alpen bedeutungsvolle Frage war die Ableitung der Höhen, deren Bestimmung nun zum

---

[1]) So z. B. in der Karte der Schweiz aus Kieperts Neuem Handatlas, welche noch bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts viel benützt wurde.

[2]) Siehe die Urteile bei R. Wolf a. a. O., S. 136 f.

[3]) Eingehende Darstellung bei R. Wolf, S. 214 ff.

[4]) Die Schweizerische Landesvermessung 1832—1864 (Geschichte der Dufourkarte). Herausgegeben vom Eidg. topographischen Bureau. Bern, 1896. (Mit Kartenausschnitten und einem Bildnis Dufours.)

[5]) Vergl. das Netz bei R. Wolf, S. 235, dazu »Geschichte der Dufourkarte«, S. 23, 89 f., 95.

[6]) Ergebnisse der trigonometrischen Vermessungen in der Schweiz. Zürich, 1840. Vergl. Gesch. der Dufourkarte, S. 131 ff., 138 f. Übersicht des Dreiecknetzes I. Ordnung auch in der »Geschichte der Dufourkarte« zu S. 96.

[7]) Vergl. ebenda S. 97 und R. Wolf, S. 255 über die Anschlüsse.


Bramois
Bramon
Charrat
la Bâtiaz
LA VILLE
MARTIGNY
Bourg
Lombe
Bovernier
Sembrancher
Orsières
Ville d'Issert
Pt d'Orny
Glacier d'Orny
Fourch
Glacier de Trient
Glacier de Giétroz
Glacier de Corbassière
Glacier de Mont Durand
Glacier de Mont Gelé
Glacier de Chanrion
Glacier de Breney
Glacier de Fenêtre
Glacier de Saleinaz
Glacier de Valsorey
Glacier de Boveyre
Glacier de Planereuse
Glacier de Planereuse
Glacier de Planereuse

ersten Male auf eine trigonometrische Grundlage gestellt wurde. Da bekanntlich die absoluten Erhebungen auf den Meeresspiegel bezogen werden, die Schweiz denselben aber nirgends erreicht, so mußte wie in anderen Binnenstaaten die Ausgangshöhe durch Anschluß an das Nivellement eines Nachbarstaates gewonnen werden. So hatte die Landesaufnahme von Bayern, was ich in meinem Aufsatz über die bayerischen Alpenkarten (diese Zeitschrift 1902) zu erwähnen übersehen hatte, ihre Höhenmessungen auf das Signal auf dem Großen Rettenstein bezogen, dessen Höhe von österreichischer Seite über dem Niveau des Adriatischen Meeres in der Lagune von Venedig bestimmt worden war; für die Reichskarte mußten die Höhen entsprechend dem preußischen Nivellement auf den Nullpunkt des Amsterdamer Pegels (Berliner Normal-Null) umgerechnet werden, was eine Korrektur von — 1·74 *m*, bezw. nach Berichtigung der Höhe des Rettensteins von — 0·42 *m* erforderte.[1]) Für die Meereshöhen der Schweiz diente als Ausgangspunkt der Mont Chasseral im Berner Jura, dessen Höhe durch französische Ingenieure vom Atlantischen Ozean aus über Paris und Straßburg im Mittel zu **1609·57** *m* gefunden wurde.[2]) Später wurde die Pierre du Niton, ein erratischer Block im Hafen von Genf, dessen Höhe vom Chasseral her auf **376·64** *m* bestimmt wurde, Fixpunkt für alle Schweizer Höhenmessungen.[3]) Nach den neuesten Untersuchungen muß der von Dufour angenommene Horizont der Schweizerhöhen um 3·26 *m* gehoben werden, d. h. die Höhenangaben der Dufourkarte sind um ebensoviel zu verkleinern.[4])

Die topographischen Detailaufnahmen rückten anfangs nur langsam vorwärts, da die Tagsatzung des Bundes in völliger Verkennung des Umfanges und der Kosten einer Landesaufnahme Jahre hindurch nur ganz unzureichende Mittel bewilligte und vielfach auf die Mitwirkung der Kantone gerechnet werden mußte. Es ist erstaunlich, aus der aktenmäßigen Darstellung zu ersehen, mit welchen finanziellen Schwierigkeiten das Unternehmen zu kämpfen hatte, und wie selbst die leitenden Ingenieure sich mit recht kärglichen Besoldungen begnügen mußten.[5]) Auch die Einrichtung des Eidgenössischen topographischen Bureaus stieß auf Schwierigkeiten, wurde aber von Dufour seit 1838 doch tatsächlich durchgesetzt; aber erst mit dessen Verlegung von Genf nach Bern im Jahre 1865 erlangte es die Anerkennung einer offiziellen Anstalt des Bundes.[6]) Jetzt führt dasselbe amtlich die Bezeichnung »Abteilung für Landestopographie des Schweizer Militärdepartements« und hat seinen Sitz in einem besonderen Gebäude in Bern.

Die Originalaufnahmen im Felde erfolgten nach Dufours Anordnung in 1:25000 für das Flach- und Hügelland, in 1:50000 für das Hochgebirge, jede Art nach besonderer Instruktion.[7]) Hiernach sollte die Aufnahme des Terrains so genau als möglich mit Horizontalkurven in brauner Farbe ausgedrückt werden, deren Vertikalabstand für 1:25000 zu 10 *m* (steile Partien zu 20 *m*), für 1:50000 zu 30 *m*

---

[1]) S. v. Orff im Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft in München 1882/3, S. 226. Das 1873 begonnene österreichische Präcisionsnivellement hat zum Ausgangspunkt die Höhenmarke am Flutmesser in Triest, 3·352 m über dem Mittelwasser des Adriatischen Meeres; siehe Lehrl, Mitteil. d. k. u. k. mil.-geogr. Instituts. XIX (1899), S. 172. Astron.-geodät. Arbeiten des k. u. k. mil.-geogr. Instituts, VII., S. 22. — Weitere Angaben bei J. Hann, Verteilung des Luftdruckes etc. (Wien 1887), S. 9ff. und A. Penck, Morphologie I, S. 11ff.

[2]) Vergl. R. Wolf, S. 257 f. und »Gesch. der Dufourkarte«, S. 83 f., 88, 99, 101, 132 f.

[3]) Ausführliche Darlegung jetzt bei J. Hilfiker, Untersuchung der Höhenverhältnisse der Schweiz, Bern 1903.

[4]) Briefliche Mitteilung von Herrn L. Held.

[5]) Vergl. »Gesch. der Dufourkarte«, S. 31, 51 f., 102 ff., 116, 120, 146 f.

[6]) »Gesch. der Dufourkarte«, S. 128 ff., 223.

[7]) Abgedruckt ebenda, S. 255—62.

festgesetzt wurde. Schon in der Instruktion für die letztere Aufnahme tritt einer der Hauptvorzüge hervor, welche die neuere Schweizer Hochgebirgs-Kartographie kennzeichnen. »Man hat sich hauptsächlich zu bemühen, den Charakter jedes Berges deutlich wiederzugeben, indem man so viel als möglich der Natur nachzeichnet und sich dabei vor dem hütet, was man ‚Manier' nennt. Die Felsen, Felsschründe, Schluchten und Moränen und alle schroffen, unregelmäßigen Formen werden durch Schraffierung dargestellt; die allgemeinen Abhänge, die großen, mehr oder weniger regelmäßigen oder abgerundeten Formen wurden im Gegenteil durch Horizontalkurven ausgedrückt. — Obschon die Kurven keinen anderen Zweck haben, als die Richtung der Schraffen anzugeben, welche später gemacht werden, ist es trotzdem nötig, viel Sorgfalt auf ihre Bestimmung zu verwenden.« Die letztere Wendung zeigt, daß man damals die Isohypsen oder Schichtlinien nur als konstruktive Hilfsmittel betrachtete und an deren spätere Vervielfältigung nicht dachte. Das gleiche gilt bekanntlich auch für die topographischen Aufnahmen anderer Staaten in jener Zeit. Bemerkenswert ist die besondere Anweisung bezüglich der Gletscher. »Da die Gletscher vom physikalischen und geologischen Standpunkte aus einen interessanten Teil der Hochalpen ausmachen, wird sich der Ingenieur daran halten, die Grenzen derselben genau zu zeichnen und die mittleren und Endmoränen gut darzustellen. — Die Gletscherrisse werden durch leichte Striche von blaugrüner oder marinegrüner Farbe dargestellt. — Wenn der Gletscher von irgend einer Felsspitze durchdrungen oder durch irgend eine Wand unterbrochen ist, welche seine Gleichförmigkeit stört, so darf man diesen Umstand auf der Karte nicht vernachlässigen. Es wäre sogar angemessen, die beweglichen Steine (erratischen Blöcke) zu bezeichnen, wenn dieselben groß genug sind, um dem Maßstab nicht zu entgehen.«

Ehe die große Karte in 1:100000 zur Ausführung kam und teilweise noch neben derselben wurden die Originalaufnahmen in einzelnen Kantonen[1]) zu besonderen Spezialkarten verarbeitet, welche außerhalb der Schweiz meist nur wenig Verbreitung gefunden haben, aber als Vorstufen zur Dufourkarte und zum Siegfried-Atlas, sowie für die Geschichte der kartographischen Technik nicht ohne Bedeutung sind. Hierher gehören die alten Aufnahmen des Fürstentumes Neuenburg 1806 und des Bistums Basel 1820–22 in 1:96000, des Kantons Solothurn 1832 in 1:60000, dann die Karten der Kantone Genf in 1:25000 (1839), welche für die Dufourkarte vorbildlich wurde, Thurgau 1:80000 (1839), Aargau 1:50000 (1848), Zug 1:25000 (1846), Waadt 1:50000 (neue Aufnahme 1852—85), St. Gallen mit Appenzell 1:25000 (1852—55, eine schöne Karte in 16 Blättern mit schwarzen Schraffen und senkrechter Beleuchtung), Freiburg 1:50000 (1855). Besonders hervorzuheben ist die »Karte des Kantons Zürich«, welche 1843—51 unter Leitung von Johannes Wild aufgenommen und im gleichen Maßstabe 1:25000 in 32 Blättern 1852—65 auf Stein graviert wurde; sie gilt als eine der schönsten topographischen Karten und ist als erste größere Schweizer Karte mit Horizontalkurven in farbiger Ausführung[2]) der Vorläufer des Siegfriedatlasses (siehe unten) geworden. In ähnlicher Weise vorbildlich gestaltete sich die »Topographische Karte des Kantons Luzern« (10 Bl. 1864—67), ebenfalls 1:25000 mit Horizontalkurven, deren Wirkung jedoch auch durch Schummerung unterstützt wurde, so daß mit dieser Karte zum ersten Male die Bahn der später zu so hoher technischer Vollkommenheit entwickelten

[1]) Näheres über diese Kantonskarten in »Gesch. der Dufourkarte«, S. 167—96 (Genf, S. 144 ff., Zug, S. 206 f.), wo man auch Ausschnitte der Karten von Neuenburg, Basel, Solothurn, Thurgau, Appenzell vorfindet. Zur Aargauer und St. Gallener Karte vergl. auch Ernst Fischer, Der kartogr. Standpunkt der Schweiz (München 1870), S. 27 f., 23 f.

[2]) Ausschnitt der Züricher Kantonskarte (in Farben) bei Fischer a. a. O., T. IV, dazu Text S. 21 f.

Reliefkarten betreten ist. Im übrigen treten in der Geschichte der Hochgebirgskartographie diese von Kantonen mit eidgenössischer Unterstützung hergestellten Spezialkarten schon deshalb mehr zurück, weil sie vorwiegend Flach- und Hügelland betreffen, während der größte Teil des Hochgebirges, mit Ausnahme des Kantons Bern, der aber keine eigene Karte herausgab, auf Kosten der Eidgenossenschaft aufgenommen worden ist.[1]) Um so größer ist die Bedeutung des monumentalen Hauptwerkes der Schweizer Kartographie, auf dessen Herstellung die erwähnten Vorarbeiten der Triangulierung und topographischen Detailaufnahme in letzter Linie abzielte, der Dufourkarte, oder wie sie amtlich heißt: »Topographische Karte der Schweiz, vermessen und herausgegeben auf Befehl der eidgenössischen Behörden« im Verhältnis 1:100000. Die Grundlagen der Karte, Projektion, Maßstab, Größe und Einteilung der Blätter waren von der Kommission für Landesaufnahme bereits 1836 festgestellt worden. Hiernach bildet die Karte ein Rechteck von 3·5 *m* Länge und 2·4 *m* Höhe und zerfällt in 25 Blätter zu 70×48 *cm*, deren jedes sonach einen Landstreifen von 70 *km* Länge und 48 *km* Breite umfaßt. Die Einteilung dieser Blätter, ebenso wie jene des Siegfriedatlasses (s. u.), finden unsere Mitglieder jeweils in dem vom Zentralausschuß herausgegebenen »Kalender des D. u. Ö. Alpenvereins«, ausführlich im »Katalog der Publikationen des Eidgen. topogr. Bureaus«.

Von größter Wichtigkeit war die Frage der Darstellung des Geländes. Zu diesem Zweck ließ General Dufour 1841—44 durch die Ingenieure Wolfsberger, Bétemps und Stryenski die vier Aufnahmsblätter zu Blatt XVII in 1:50000 mit Schraffen in schiefer Beleuchtung zeichnen. Diese vier Modellblätter, die zu dem Schönsten gehören, was in topographischer Zeichnung geleistet worden ist, sind für die künstlerische Gestaltung der Dufourkarte maßgebend geworden und ihnen verdankt dieselbe ihre hohe Bedeutung in der Entwicklung moderner Geländedarstellung. Übrigens wurden die Schraffen nur anfangs vorgezeichnet, später, als die Stecher geübter waren, nach Kurven von 40 *m* Abstand gleich unmittelbar auf die Kupferplatte graviert.[2]) 1845 erschienen die beiden ersten im Stich vollendeten Blätter XVI und XVII, Genf und Unterwallis umfassend, welche durch die Schönheit ihrer Ausführung sogleich allgemeines Aufsehen erregten, aber auch von einigen Seiten scharfe Angriffe erfuhren. Diese Angriffe jedoch, über welche die »Geschichte der Dufourkarte«, S. 152 ff., Aufschluß gibt, bezogen sich teils auf ganz nebensächliche Punkte, teils erwiesen sich dieselben als Ausfluß persönlicher Mißgunst und konnten dem Fortschreiten des großen Werkes in den ihm von Dufour gewiesenen Bahnen keinen Eintrag tun. Fast genau zwei Jahrzehnte nahm der Stich der ganzen Karte in Anspruch, welche 1864 vollendet vorlag und 1867 auf der Pariser Weltausstellung zum erstenmal einem größeren internationalen Publikum als einheitliches Bild vorgeführt wurde. Der Erfolg war hier, wie später auf der Wiener Weltausstellung 1873, ein außerordentlicher und bedeutete für die Schweizer Kartographie und die Manier der schiefen Beleuchtung einen großen Triumph. Niemals hatte die Welt eine Karte von ähnlich packender Wirkung gesehen und die Urteile der berufensten Kartenkritiker waren einstimmig in ihrer Bewunderung. Schon 1863 schrieb der berühmte preußische Kartograph Emil von Sydow:[3]) »Die Dufoursche Karte der Schweiz ist im Laufe des

[1]) Die Verteilung der Aufnahmen und das Vorrücken des Stiches ist anschaulich dargestellt auf zwei Übersichtsblättern, die zugleich das Netz des Topographischen Atlasses enthalten, in »Gesch. der Dufourkarte« zu S. 196 f.

[2]) Nach R. Wolf a. a. O., S. 278 f. und »Gesch. der Dufourkarte«, S. 144, 203 f. Hiernach sind es hauptsächlich die zwei von J. Ch. Wolfsberger aus Genf gezeichneten Blätter, welche als vorbildlich für die Schweizer Kartographie gelten. Einen Ausschnitt nach einer Originalzeichnung von Wolfsberger gibt unsere Probe 2 auf Tafel I.

[3]) Petermanns Mitteil. 1863, S. 479, 1865, S. 467.

Jahres 1863 um die Sektion 25 mit Höhenangaben und 23 mit dem brillanten Bilde des Monte Rosa vermehrt worden. Nur noch die Sektion 13 als Schlußstein in Umgebung des St. Gotthard und es liegt ein Meisterwerk der Kartographie unseres Jahrhunderts vollendet vor Augen,« und äußerte sich, als dieses Blatt erschienen war: »Wir halten es für überflüssig, unsere Lobsprüche über dieses Meisterwerk topographischer Wissenschaft, Ausdauer und Kunst zu wiederholen.« Gleichzeitig urteilte August Petermann[1]) in einem noch heute sehr lesenswerten, anonym erschienenen Aufsatz »Die Schweiz«: »Es gibt keine Karte, die eine genaue Aufnahme mit meisterhafter, naturgemäßer Zeichnung und schönem, geschmackvollem Stich in so hohem Grad vereinigt als sie. Sie vereinigt alle diese Vorzüge in so ausgezeichneter Weise, in einem so harmonischen Ganzen, und gibt ein so naturwahres Bild der imposanten Alpennatur, daß wir sie unbedingt als die vorzüglichste Karte der Welt ansehen.«

An derselben Stelle äußert sich Petermann zur Frage der damals wie später so viel erörterten schiefen Beleuchtung durchaus im Sinne der Schweizer Manier. Ohne auf diese, in unserem vorjährigen Aufsatz[2]) über die mit senkrechter Beleuchtung gezeichneten österreichischen Karten gestreifte Frage, zu welcher kaum mehr etwas Neues zu sagen ist, näher einzugehen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Petermann schon damals es als technisch unmöglich bezeichnete, die Abstufungen der Lehmannschen Schraffen auf einer Karte mit Sicherheit zu unterscheiden, selbst wenn die angenommene Skala als Schlüssel fortwährend bei der Hand wäre. »Diese Böschungsschraffen haben also in Bezug auf exakte Nutzanwendung einen nur imaginären Wert und können auch in der mit größter Sorgfalt gezeichneten Karte nur dazu dienen, die Neigungsverhältnisse im allgemeinen zu veranschaulichen.« Was Petermann 1864 schrieb, hat auch heute Geltung, nur daß die jetzt immer allgemeiner zur Verwendung kommenden Schichtlinien, welche allein eine rasche und sichere Beurteilung der Böschungsverhältnisse ermöglichen, die Frage der Beleuchtung mehr in den Hintergrund drängen. Mag immerhin für militärische Zwecke die Annahme seitlichen Lichteinfalles sich weniger eignen, so hat die Dufourkarte doch gezeigt, daß eine künstlerisch durchgeführte Anwendung dieser Darstellungsart ein so ausdrucksvolles Bild des Hochgebirges zu schaffen vermag, wie es bei zenithaler Beleuchtung niemals erreicht werden kann. Die Kunst der Schraffenzeichnung, im 18. Jahrhundert aus der perspektivischen Gebirgsdarstellung allmählich entwickelt[3]) und durch Lehmann zuerst in ein System gebracht, hat hier in Bezug auf plastischen Ausdruck ihren Höhepunkt erreicht, um in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr der Darstellung in Schichtlinien zu weichen. Die Erkenntnis, daß die Schraffen allein für die genaue Wiedergabe der Geländeformen nicht das leisten, was man nach theoretischen Erwägungen davon erwartete, ganz besonders aber die hohen Anforderungen an Zeit und Kosten bei Zeichnung und Stich lassen die Anwendung der Schraffen bei neuen, nicht schon an eine Tradition gebundenen Kartenwerken immer seltener werden; doch bleiben sie unentbehrlich bei Karten kleinen Maßstabes und bei scharfen Niveauunterschieden in sehr kleinem Abstand (Wälle, Gräben, Terrassen); der den Schraffen außerdem anhaftende Übelstand, die Lesbarkeit der Karten zu beeinträchtigen, wird jetzt durch Anwendung brauner Farbtöne für das Gelände zwar nicht ganz beseitigt, doch wesentlich gemildert.[4])

---

[1]) Petermanns Mitteil. 1864, S. 438 f.

[2]) Diese Zeitschrift 1903, S. 38, dazu auch 1902, S. 35, und unten S. 29, A. 1.

[3]) Siehe meinen Aufsatz »Die Entstehung der Alpenkarten« in dieser Zeitschrift, 1901, S. 45.

[4]) Vergl. die schwarze und braune Ausgabe der deutschen Reichskarte (diese Zeitschrift, 1902, S. 30, T IV), Vogels Karte des Deutschen Reiches, Debes' Handatlas und die neue Ausgabe von Stielers Handatlas.



Schweizerische Landestopographie, Bern. *Reproduktion vorbehalten*

4. Generalkarte 1:250000. Bl. III. 1871.

Was von Geländezeichnung der Dufourkarte gesagt ist, gilt in gleicher Weise auch für deren Reduktion auf 1:250000, bekannt als Generalkarte der Schweiz in vier Blättern. Beschlossen im Jahre 1853 ist diese außerordentlich schöne Karte[1]) nach manchen Schwierigkeiten — man begann sie zuerst auf Stahl[2]) zu gravieren, ging aber dann wieder zum Kupferstich über — erst 1873 zur Ausgabe gekommen und wird seither, wie die Dufourkarte, in den Kommunikationen und Ortschaften auf dem Laufenden gehalten. Wir geben von beiden Karten Ausschnitte auf Tafel II und III.

Mit dem 31. Dez. 1864 hatte General Dufour seinen »Schlußbericht über die topographische Karte der Schweiz« erstattet und damit auch seine eigene, langjährige Tätigkeit für das Eidgenössische Topographische Bureau beendet. Der Bundesrat erkannte seine großen Verdienste in einem überaus ehrenvollen Schreiben[3]) an und bestellte am 18. Mai 1865 den Oberstleutnant (1867 Oberst) Hermann Siegfried aus Zofingen (1819—79) zu seinem Nachfolger. Gleichzeitig erfolgte die Verlegung des Topographischen Bureaus nach Bern, wo es einer vollständig neuen Organisation entgegengeführt wurde. Dufour war sich wohl bewußt, daß die Aufgabe einer Landesaufnahme der Schweiz mit der Vollendung der Topographischen Karte in 1:100000 keineswegs abgeschlossen sei, und hatte selbst in seinem Schlußbericht die wichtigsten der noch auszuführenden Arbeiten bezeichnet. Unter diesen stand neben der Vollendung der damals noch in Arbeit befindlichen Generalkarte in 1:250000 (siehe oben) die Ergänzung der Aufnahme in Horizontalkurven für solche Gebiete in erster Linie, in denen Karten ohne solche der Zeichnung der Dufourkarte zugrunde gelegt worden waren (Aargau, Thurgau, Appenzell, Solothurn, Neuenburg und altes Bistum Basel). Damit war schon die Anregung zu dem großen Werke gegeben, dessen Ausführung dem neuen Leiter des Topographischen Bureaus, Oberstleutnant Siegfried,[4]) zufallen sollte. Siegfried hatte an der Originalaufnahme seit 1851 mitgearbeitet und bis 1862 in den Kantonen Tessin, Bünden, Glarus, Uri, Luzern, Wallis ein Gebiet meist schwierigen Geländes von mehr als der Größe der Kantone St. Gallen und Appenzell (im ganzen 2500 *km*²) selbständig aufgenommen. »Seine Arbeiten gehören zu den besseren, ja die der späteren Jahre zu den besten der Originalaufnahmen des Eidgenössischen Topographischen Bureaus. Sie bieten mehr das Gepräge sorgfältiger geometrischer Genauigkeit als einer Brillanz in der Darstellung, wie sie bei künstlerischer Veranlagung einzelner Topographen zum Ausdruck gelangte« (Gesch. d. Dufourkarte, S. 212). Wichtiger als Siegfrieds persönliche Leistungen ist aber für uns das große Werk, welches unter seiner Leitung entstanden ist und seinen Namen trägt, der Siegfriedatlas oder (amtlich) »Topographischer Atlas der Schweiz im Maßstabe der Originalaufnahmen nach dem Bundesgesetz[5]) vom 18. Dez. 1868 vom eidgenöss. Stabsbureau veröffentlicht«. Der Atlas umfaßt im ganzen 591 Blätter zu 35×24 *cm*, entsprechend den Aufnahmen teils in 1:25000, teils in 1:50000; die Zahl der ersteren, deren je vier die Fläche einer Sektion in 1:50000 bedecken, ist natür-

---

[1]) »Gesch. der Dufourkarte«, S. 224 ff., Wolf, S. 280.

[2]) Der Stahlstich, bekanntlich seit etwa 1820 von England aus in Übung gekommen, wurde damals zuweilen auch für Karten angewendet, da der Stahl durch den Druck ungleich weniger abgenützt wird als das Kupfer; seither erreicht man den gleichen Zweck besser durch Verstählen der Kupferplatten, womit Dufour zuerst 1861 Versuche in München machen ließ, bezw. durch galvanische Reproduktion der Originalplatten, wie sie im k. und k. militärgeographischen Institut in Wien für die neue Spezialkarte von Anfang an üblich war, oder auch durch Überdruck des Kupferstiches auf Stein, womit besonders das k. topographische Bureau in München sehr schöne Ergebnisse erzielt hat.

[3]) Abgedruckt bei Wolf, S. 281, und »Gesch. der Dufourkarte«, S. 245 f.

[4]) L. Held, Die schweizerische Landestopographie unter Leitung von Oberst Hermann Siegfried. Jahrbuch des Schweizer Alpenklub, 1880, S. 456. J. H. Graf in der Allgem. Deutschen Biogr., XXXIV, 200 ff.

[5]) Bundesgesetze betreffend das Eidgen. topogr. Bureau und Instruktionen desselben, Bern 1888.

lich erheblich größer (463 gegen 128). Einzelne Sektionen liegen in doppelter Ausführung vor, z. B. 250 Walensee 1:50000 — 250bis — 253 in 1:25000, was bei der Zählung der Blätter zu beachten ist. Die Ungleichheit des Maßstabes erklärt sich aus dem Bedürfnis, das dichter besiedelte Flachland, wo überdies die Kantone mitwirkten, spezieller darzustellen, sowie aus der langen Zeit und den hohen Kosten, welche die Aufnahme des Hochgebirges im gleichen Maßstab erfordert haben würde. Hätte man 1832, als das Verhältnis der Originalaufnahmen bestimmt wurde (siehe oben S. 20), die Entwicklung der modernen Touristik und deren wirtschaftliche Bedeutung für das Land voraussehen können, so würde man sich vielleicht zu einer vollständigen Vermessung in 1:25000 entschlossen haben. Aber die Wahl des letzteren Maßstabes für das Hochgebirge, wo die Detailarbeit ganz neu zu machen war, auch nicht wie in anderen Staaten Katasteraufnahmen benützt werden konnten, hätte notwendig zur Folge gehabt, daß nicht nur die Vollendung der Dufourkarte sich noch weiter hinausgezogen hätte, sondern auch die Touristenwelt noch lange eines Hilfsmittels hätte entbehren müssen, wie sie es in ähnlicher Detailausführung nur von den bayerischen Alpen besitzt, da die österreichischen und französischen Originalaufnahmen nicht vervielfältigt, die italienischen für den Handel gesperrt sind.

Als 1870 die erste Lieferung des Siegfriedatlasses erschien, dessen letzte Blätter in kurzem zur Ausgabe gelangen werden, war der Gedanke, die Originalaufnahmen unmittelbar zu veröffentlichen, überhaupt noch neu und die Schweiz einer der ersten Staaten, der ihn zur Ausführung brachte. Nur Belgien mit seinem kleinen, überaus dicht besiedelten Staatsgebiet war damit schon 1866 vorangegangen, bald folgten Preußen, Baden, Bayern, Sachsen und andere Staaten. In der Schweiz fand Siegfried, dessen Plan durch seine Kühnheit anfangs überraschte, kräftige Unterstützung an dem seit 1863 bestehenden Schweizer Alpenklub. In dessen Kreisen mußte zuerst die Überzeugung durchdringen, daß auch die vorzüglichste Karte in 1 : 100000 den Bedürfnissen der Hochtouristik nicht genügen konnte, und so sehen wir den Klub bereits seit 1864 mit verschiedenen Spezialkarten, darunter einer solchen des südlichen Wallis in acht Blättern zu 1 : 50000 in unmittelbarem Anschluß an die Originalaufnahme hervortreten. Auch die später vom Klub in großer Zahl herausgegebenen Exkursionskarten sind zum Teil wenig veränderte Bearbeitungen der Originalaufnahme in der Art des Siegfriedatlasses, soweit sie nicht in die Gruppe der Reliefkarten (siehe unten) gehören.

Das eigentümlichste Merkmal des Siegfriedatlasses und seine bahnbrechende Bedeutung für die Hochgebirgskartographie liegt in der Darstellung des Geländes in Schichtlinien mit Verzicht auf die bis dahin fast allein übliche Schraffierung; nur für die Felszeichnung wurde letztere in einer der Eigenart der Geländeform angepaßten Anwendung beibehalten. Das Bestreben der amtlichen Schweizer Kartographie, das Kartenbild »geometrisch genau, klar und leicht lesbar zu gestalten«, tritt in diesem Kartenwerk mit voller Deutlichkeit hervor. Die Schichtlinien sind, wie die beiden Proben auf unserer Tafel IV zeigen, in brauner (auf nacktem Boden schwarzer) Farbe gehalten und — ein großer Vorzug — auch über die Gletscher blau ausgezogen; ihr Abstand beträgt 30 *m* (= 100 Schweizer Fuß) in 1 : 50000, 10 *m* in 1 : 25000 und ist in Stufen von 300 bezw. 100 *m* durch abgesetzte Linien und Orientierungszahlen besonders ersichtlich gemacht.

Sehr ausdrucksvoll ist auf fast allen Blättern des Siegfriedatlasses die Felszeichnung. »Sie ist unter der Annahme einer schrägen, von Nordwest kommenden Beleuchtung durchgeführt, und zwar auf einigen Karten so trefflich, daß man nach ihr auf die geologische Zusammensetzung der betreffenden Partien schließen könnte« (Penck). Auch auf unserer Probe der Säntisgruppe, einer der wenigen höheren Gebirgsgruppen, die in den Bereich der Aufnahme 1 : 25000 fallen, kommt



5. Siegfriedatlas 1:25000 Bl. 240. 1900.



Schweizerische Landestopographie, Bern. Eigentumsrecht vorbehalten.

6. Siegfriedatlas 1:50000. Bl. 226. 1900.

dieselbe sehr gut zum Ausdruck, wie anderseits die Probe 1 : 50000 die vorzügliche Darstellung der Gletscher veranschaulicht (Tafel IV).

Als Wanderkarte für Bergsteiger hat sich der Siegfriedatlas in ausgezeichneter Weise bewährt; die Entwicklung der neueren Hochtouristik in der Schweiz ist mit ihm ebenso eng verknüpft wie jene der Ostalpen mit dem Erscheinen der österreichischen Spezialkarte. Vor allem sind die führerlosen Touren im Schweizer Hochgebirge erst durch dieses Hilfsmittel möglich geworden. (Tafel IV).

Seit dem Erscheinen des Siegfriedatlasses haben manche darin das Ideal einer Hochgebirgskarte erblickt, im Sinne des Hochtouristen vielleicht mit Recht. Die Klarheit, Schärfe und Übersichtlichkeit der Darstellung wird kaum von einer anderen topographischen Karte übertroffen. Anders verhält es sich mit dem plastischen Ausdruck der Geländeformen, welcher die Dufourkarte in so hohem Grade auszeichnet, durch die Schichtlinien allein aber nur in beschränktem Maße erreicht werden kann. Auch in dieser Beziehung haben die Schweizer Kartographen neue Bahnen eröffnet durch eine Reihe von Karten, welche man nach ihrer plastischen Wirkung als Reliefkarten zu bezeichnen pflegt. Da die auf den Gesamteindruck berechnete Wirkung solcher Karten in kleinen Ausschnitten notwendig verloren geht und die tadellose Vervielfältigung in der enormen Auflage unserer Zeitschrift mit großen technischen und finanziellen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, mußte davon abgesehen werden, hier auch Proben dieser im einzelnen sehr verschieden behandelten Reliefkarten beizugeben und ich beschränke mich daher auf kurze Andeutungen, zumal gerade diese jüngste Entwicklung von A. Penck[1]) in seinen lehrreichen Aufsätzen über »neue Alpenkarten« eingehend behandelt worden ist.

Neben dem Eidgenössischen Topographischen Bureau und dem Schweizer Alpenklub sind es hauptsächlich kartographische Privatanstalten wie Wurster, Randegger & Cie. in Winterthur, N. Kümmerly in Bern u. a., sowie einzelne Kartographen gewesen, welche diese Richtung gepflegt haben. Die Trennung der amtlichen und privaten Kartographie ist in der Schweiz überhaupt weniger streng durchgeführt als in anderen Staaten, wo das amtliche Kartenwesen meist ganz militärisch organisiert ist. Offizielle Kartenwerke des Bundes oder der Kantone werden nicht selten in privaten Anstalten ausgeführt; wohl die meisten bedeutenden Kartographen der Schweiz haben zeitweilig im Dienst der Landesvermessung gestanden und am Siegfriedatlas mitgearbeitet, sich daneben aber auch durch private Leistungen hervorgetan, in denen ihre Individualität erst voll zur Geltung kam. Wir erwähnen hier zunächst Johann Melchior Ziegler, der die Ausgabe der St. Gallener Kantonskarte (siehe oben S. 22) besorgte und schon vor dem Erscheinen des Siegfriedatlas Karten des Kantons Glarus (1860) und des Engadins (1867—73) mit Schichtlinien und Schummerung bezw. Schraffierung, sowie eine von Sydow[2]), E. Fischer[3]) u. s. w. sehr günstig beurteilte hypsometrische Karte der Schweiz in 1 : 380000 (1866) herausgab und sich dadurch um die Einbürgerung der Isohypsen große Verdienste erwarb. Ziegler war indessen weniger ausübender Kartograph als zielbewußter Leiter seiner Anstalt in Winterthur, für welche er geeignete Kräfte heranzubilden verstand. »Obgleich nicht selbst Techniker, beherrschte er durch seinen geistigen Einfluß jeden Arbeiter und vermochte es, den Werken seines Institutes ein ganz bestimmtes Gepräge aufzudrücken« (Held). Aus seiner Schule ging Rudolf Leuzinger (1826—96) hervor, ein gottbegnadeter Künstler, dem die

---

[1]) Neue Alpenkarten. Der Siegfried-Atlas und die Reliefkarten der Schweiz. Geogr. Zeitschr. 1899, S. 631—39, dazu ebenda 1903, S. 335 ff.

[2]) Petermanns Mitteilungen, 1867, S. 145.

[3]) Kartogr. Standpunkt der Schweiz, S. 25 ff. und T. I.

Schweizer Kartographie nicht wenig von ihrem Ruf im Ausland verdankt.[1]) Der Terrainstich in den vorgenannten Karten Zieglers (St. Gallen, Glarus), wie in der schönen Karte des Kantons Tessin 1 : 150000 ist zum großen Teil sein Werk. Durch Siegfried für den topographischen Atlas gewonnen, hat er sich als Meister des Stiches der Felszeichnung erwiesen und nicht weniger als 118 Atlasblätter ganz oder im schwierigsten Teil, dem Terrain, gestochen. Nicht minder umfassend war seine Tätigkeit für den Schweizer Alpenklub, an dessen zahlreichen Exkursionskarten er seit 1863 gearbeitet hat. Daneben fand er noch Zeit für viele Einzelkarten, unter denen seine Reliefkarten der Schweiz und Südbayerns wohl am bekanntesten geworden sind. Eines seiner letzten Werke war der Felsstich auf der prächtigen Montblanc-Karte von X. Imfeld (1896).

Leuzinger war es, der zuerst den sogenannten Reliefkarten Eingang verschaffte, indem er mittels lithographischen Farbendruckes »zum mathematischen Bilde der Horizontalkurven die künstlerisch wirkende Terrainzeichnung« fügte. Maßgebend hiefür waren seine beiden Karten des Stockhorn-Niesengebietes, welche zuerst vom Schweizer Alpenklub 1885/7 herausgegeben wurden und das Eidgenössische Topographische Bureau zu weiteren Versuchen in dieser Richtung veranlaßten. Es erschienen von letzterem u. a. die Karten des Oberengadins 1889 (neue Ausgabe durch den Schweizer Alpenklub 1896), Prättigau 1891, Evolena-Zermatt 1892, Albula 1893, St. Gotthard 1894, in zum Teil verschiedener Ausführung, aber alle von überraschender Reliefwirkung, dem Beschauer gewissermaßen das unmittelbare Bild der Natur erweckend. Noch weiter in dem Bestreben, die Karte aus dem geometrischen Grundriß in ein perspektivisches Landschaftsbild überzuführen, geht X. Imfeld mit seiner »Reliefkarte der Zentralschweiz« (Zürich 1887) und der schon erwähnten Karte des Montblanc (Bern 1896), sowie Oberst Fridolin Becker in einer Reihe von Karten, als deren programmgebender Typus die Karte des Kantons Glarus (1889) gelten kann. Becker, der wie Imfeld auch an den Neuaufnahmen für den Siegfriedatlas beteiligt war, hat seine Auffassung von der Aufgabe der Gebirgskartographie auch mehrfach schriftlich dargelegt.[2]) Dieselbe zielt hauptsächlich darauf hin, die Geländedarstellung kraft ihrer naturgetreuen, malerischen Wirkung den breitesten Schichten des Volkes ohne weiteres verständlich zu machen. »In erster Linie sollte man doch die Berge und Täler deutlich erkennen, daß man nicht noch vorher extra erklären muß, das stellen jetzt Berge, das Täler vor, daß jedes Kind das sofort merkt, wie es in einem anderen Bilde den Gipfel und den Talgrund erkennt.« In diesem Sinne hat Becker, einer der entschiedensten Vertreter der sogenannten schiefen Beleuchtung, seinen Karten durch breite Farbentöne und tiefe Schlagschatten, welche aber noch durchsichtig genug sind, um Schrift und Linien deutlich erkennen zu lassen, eine außerordentlich kräftige Reliefwirkung gegeben. In der Glarner Karte, deren topographische Unterlage der älteren Karte Zieglers (s. o. S. 27) entnommen ist, tritt diese malerische Wirkung am deutlichsten hervor. Viel diskreter sind die Schattentöne in der von Becker gelieferten Karte der Ferwallgruppe (diese Zeitschrift 1899) gehalten, wo man erst nach einiger Versenkung in das Kartenbild sich seiner Plastik bewußt wird. Neuerdings hat Becker in der vom Schweizer Alpenklub 1903 herausgegebenen Karte der

[1]) L. Held, Kartograph R. Leuzinger. Jahrb. d. S. A.-Cl., XXXI (1895/6), S. 296 (mit Bildnis); auch Penck a. a. O. und F. Becker in den unten genannten Schriften.

[2]) Die Schweizerische Kartographie auf der Weltausstellung in Paris und ihre neuen Ziele, Frauenfeld 1890. (Mit Ausschnitten seiner Karten von Glarus und der Albiskette.) S. bes. S. 22 f. 25 f., 30. — Neuere Bestrebungen auf dem Gebiete der Kartographie. Jahrb. d. S. A-C., XXIV (1889), S. 320—44. — Fortschritte in der Kartographie. Ebd. XXXVIII (1903), S. 327—40. — Über das Kartenwesen der Schweiz. Schweiz. Zeitschr. f. Artillerie und Genie, 1903 u. a.

Churfirsten-Säntisgruppe wieder ein ungemein wirksames Bild geschaffen, das sowohl durch die Wahl der Farbentöne und des Maßstabes 1 : 75 000 (gegen 1 : 50 000 der meisten vorgenannten Reliefkarten) wie auch durch die Einbeziehung des Flach- und Hügellandes bis zum Bodensee bemerkenswerte Vergleichspunkte darbietet.

Uber den Nutzen der Reliefkarten für Wanderzwecke läßt sich streiten. Wer mit den Elementen des Kartenlesens vertraut ist, wird eine klare Darstellung in Schichtlinien mit Felszeichnung, wie sie der Siegfriedatlas und unsere neuesten Alpenvereinskarten bieten, meist allen anderen Methoden vorziehen. Aber für den Unterricht und die volkstümliche Belehrung (bei Vorträgen, Ausstellungen, Museen u. s. w.) leisten die Reliefkarten gewiß vortreffliche Dienste. So ist auch die neue, vom Eidgenössischen Topographischen Bureau herausgegebene, bei N. Kümmerly in Bern 1902 bearbeitete Schulwandkarte der Schweiz in 1 : 200 000 ein Meisterwerk von einer »Plastik des Kartenbildes, wie sie von einer Wandkarte bisher nie erreicht worden ist« (Penck). Die schiefe Beleuchtung, deren Wirksamkeit niemand leugnen kann, mögen auch andere Umstände dagegen sprechen,[1]) tritt hier ebenso in ihr volles Recht wie bei anderen, durch schöne Ausführung hervorragenden Übersichtskarten der Schweiz, in denen unverkennbar die Dufourkarte nachwirkt, so die prächtige »Map of Switzerland« des Alpine Club von C. Nichols in vier Blättern 1 : 250 000 (London 1871), die von C. E. Collin wundervoll gestochene Karte im großen Atlas Universel von Vivien de St. Martin und K. Vogels bekanntes Übersichtsblatt in Stielers Handatlas. Daß man aber auch mit anderen Mitteln nicht minder Treffliches erreichen kann, zeigen die beiden Karten der Schweizer Alpen von Hans Ravenstein in 1 : 250 000 (Frankfurt a. M., 1897); dem Zweck der Orientierung dienen sie wohl besser als die auf Reliefwirkung berechneten Karten.

Nur andeuten können wir endlich die neueste Phase der topographischen Arbeiten in der Schweiz, welche im Anschluß an die internationale Erdmessung zunächst auf eine Vervollkommnung der geodätischen Grundlagen abzielen. Fachmänner finden darüber in einer Reihe amtlicher Veröffentlichungen Auskunft.[2]) Wie verlautet, besteht die Absicht, eine neue topographische Karte der Schweiz in 1 : 100 000 herzustellen. Man wird dem neuen Unternehmen mit großer Spannung entgegensehen dürfen.

Wir stehen am Schlusse unseres historischen Rückblickes auf die Kartographie der Schweiz. Wie die früheren Aufsätze über die Vorgeschichte der Alpenkarten und deren Entwicklung in Bayern und Österreich macht derselbe weder auf Vollständigkeit noch auf Mitteilung neuer Forschungsergebnisse Anspruch, sondern will nur einem weiteren Leserkreis die Grundzüge einer reichen Entwicklung verständlich machen. Daß dies nicht bloß in Worten, sondern auch hier wieder durch anschauliche Vorführung einiger Haupttypen geschehen konnte, dafür sei der Abteilung für Landestopographie des Schweizer Militärdepartements und dem Zentralausschusse unseres Vereins der geziemende Dank ausgesprochen.

---

[1]) Man vergleiche zu dieser Frage außer meinen früheren Bemerkungen (s. o. S. 24) die kritischen Berichte von E. Hammer im Geogr. Jahrbuch, Bd. XVII und ff., sowie die jüngste Darlegung von A. Penck, Geogr. Zeitschr. 1903, S. 336 ff, 371 ff., auch »Bundesgesetze« (o. S. 25, A. 5) S. 43.

[2]) Die Ergebnisse der Triangulation der Schweiz. Lief. 1—15, 1896 ff. — Fixpunkte des schweizerischen Präcisionsnivellements. Lief. 1—7, 1894 ff. — M. Rosenmund, Anleitung für die Ausführung der geodätischen Arbeiten der schweizerischen Landesvermessung, Bern 1898. — Ders., Untersuchungen über die Anwendung des photogrammetrischen Verfahrens für topographische Aufnahmen, Bern 1896. Ders., Die Änderung des Projektionssystems der schweizerischen Landesvermessung, Bern 1903. — J. Hilfiker, s. o. S. 21, A. 3.

Gletscherbilder aus der argentinischen Cordillere.

Von

Professor Rudolf Hauthal.

I. Der Bismarckgletscher am Lago Argentino.

Seit Güßfeldt vor nunmehr 20 Jahren seine »Reise in den Andes von Chile und Argentinien« machte, sind die »Cordilleras de los Andes« (so ist der eigentliche Name), die damals noch fast in ihrer ganzen Ausdehnung eine terra incognita waren, bedeutend näher nicht nur in das Gesichtsfeld derjenigen wenigen gerückt, die in reiner Begeisterung für die Körper und Geist erfrischenden Schönheiten des Hochgebirges, als eigentliche Pioniere mit keckem Wagemut diese erhabene Gebirgswelt auch weiteren Kreisen erschließen, sondern auch in rein wissenschaftlicher Beziehung (topographisch, geographisch und geologisch) ist dieses ausgedehnte Gebirgssystem in der letzten Zeit immer mehr und mehr erschlossen worden.

Sind in ersterer Beziehung besonders Männer wie Habel, Whymper, Fitzgerald, Wines, Conway etc. rühmlich zu nennen, so haben sich in letzterer Beziehung namentlich Brackebusch, Güßfeldt, Stelzner, Bodembender, Kurtz, Burckhardt, Wehrli, Steffen, Roth etc. große Verdienste erworben.

Vor allem aber sind es die im Verlaufe des argentinisch-chilenischen Grenzstreites ausgesandten Kommissionen, welche so wesentlich an der Erforschung der Anden beigetragen haben, daß jetzt nur noch ein verhältnismäßig geringer, wegen ausgedehnter Vergletscherung schwer zugänglicher Teil nicht erforscht ist — d. h. in topographischer Beziehung. Ehe wir eine entsprechende geologische Durchforschung besitzen, werden gewiß noch viele, viele Jahrzehnte vergehen.

Ich bereiste im Dienste des Museums in La Plata und der Grenzkommission mit Chile einen großen Teil der Andenregion vom 23° 30′—41° S. B. und durchforschte genauer das südliche Gebiet zwischen 46°—48° S. B. sowie zwischen 50°—52° S. B.

Wo sich mir Gelegenheit zu frisch-fröhlichen Bergfahrten bot, da ergriff ich dieselbe, um einen frischen Trunk zu tun aus dem reinen Born köstlichster, hehrster Freuden, der da droben im Hochgebirge, hoch über allem niederen Erdenleben quillt. Ich muß bekennen, daß auch ich zur Gemeinschaft jener gehöre, die die Berge lieben um ihrer selbst willen, weil sie uns ein geweihter Ort sind, da der Mensch sich nicht nur seines physischen Könnens siegesfroh bewußt wird, da der Mensch nicht nur im schwersten körperlichen Ringen siegjauchzend jeglichen Pessimismus bekämpfend, immer wieder aufs neue das Leben kampfesfroh bejaht, — nein — da auch das seelische Empfinden sich weitet in nie gekannter, ungeahnter Weise, da durch die Seele Gefühlswellen schwingen, die übermächtig anschwellend, Saiten anklingen lassen, die sonst tief im dunklen Schoße des unbe-

wußten Seins sich bergen — und so habe ich denn außer andern namenlosen folgende bekannteren Berge bestiegen:

Rincon (Puna de Atacama), 5400 *m*, 24° 5′ S. B., 67° 30′ W. L. Anconquija (Provinz Catamarca), 5500 *m*, 27° 40′ S. B., 66° 10′ W. L. Nevado colorado de Famatina (Prov. La Rioja), 6200 *m*, 29° S. B., 68° 4′ W. L. Lanin (Gobernacion Neuquen), 3800 *m*, 39° 33′ S. B., 70° 40′ W. L. Planchon (Prov. Mendoza), 4150 *m*, 35° 2′ S. B., 70° 36′ W. L. Peteroa (Prov. Mendoza), 4220 *m*, 35° 17′ S. B., 70° 39′ W. L. Descabezado grande (Prov. Mendoza), 4120 *m*, 35° 45′ S. B., 70° 45′ W. L.

Wenn mir auch das ganze große Gebiet vom Lago Traful, 41° S. B., bis zum Rio Mayo, 45° 30′ S. B. unbekannt ist, so kenne ich doch einen bedeutenden Teil der argentinisch-chilenischen Cordillere, querte ich doch dieselbe an acht verschiedenen Stellen:

1. Zwischen Llullaillacco (6600 *m*) und Azufre (6400 *m*) 24° 53′ S. B.
2. Im Passe Tres Quebradas, 27° 16′ S. B.
3. Im Passe Come-Caballo, 28° 5′ S. B.
4. Im Passe De las Damas (Tinguiririca), 34° 45′ S. B.
5. Im Passe Maule (Provinz Mendoza), 36° S. B.
6. Bei Chosmalal Gobernacion, Neuquen (Rio Nuble und Chillan), 36° 30′ S. B.
7. Im Passe Arco-Lonquimay (Rio Bio-Bio), Gob. Neuquen, 38° 30′ S. B.
8. Im Passe Lanin-Trancura (Gob. Neuquen), 39° 30′ S. B.,

und drang ich doch an vielen Stellen, unter andern westlich vom Lago Traful, sowie westlich vom Lago Belgrano (47° 50′ S. B.) und westlich vom Cerro Payne (50° 55′ S. B.) und Lago Argentino tief ein in die vergletscherte Cordillere. Wenn auch meine Aufgaben auf einem anderen Gebiete lagen als auf dem der Gletscherforschung, wenn es mir auch vollständig an Zeit gebrach, um Reihen von Beobachtungen anzustellen, die mir eine bestimmte Deutung des Gesehenen ermöglichen könnten, so habe ich doch manches beobachtet, das, wie ich glaube, auch für weitere Kreise von Interesse ist, — und so will ich zunächst den Lesern dieser Zeitschrift einige Gletscherbilder aus der Cordillere westlich vom Lago Argentino vorführen.

Tiefblau wölbt sich der Himmel. Fern im Hintergrunde zeichnen zackige Kämme und schroffe Spitzen ihre wechselnden Formen scharf am dunkelblauen Himmel; ein weißer, blendend weißer Schneemantel, dessen strahlende Reine durch kein Staubteilchen getrübt ist — nur einzelne schwarze Spitzen ragen mit scharfem Kontrast in Form wie Farbe auf —, schmiegt sich weich an ihre Flanken, und wie ein gewaltiger, gefrorener Bergstrom senkt sich von den Schneekämmen ein ungeheures Firnfeld mählig herunter, die weichen Formen in harte, starre Eisgestalten wandelnd, sich einend mit mächtigen, den zentralen Teilen der Cordillere entstammenden Eisströmen, langsam sich vorschiebend, bis die gewaltige Eismasse in einer 30 *m* hohen Eismauer jäh in den See abbricht — flankiert auf beiden Seiten von coulissenartig ansteigenden, sich deckenden Bergen, an deren Flanken kleinere Gletscher hinabsteigen.

Das ist der Bismarckgletscher, der in den westlichen, weit nach Süden sich erstreckenden Arm des Lago Argentino hinabsteigt. Eines der schönsten, prächtigsten Gletscherbilder, die ich je geschaut und das ich für immer mit dem Namen des gewaltigen deutschen Staatsmannes verknüpfen will.

Fürwahr ein majestätisches Bild, dessen überwältigende Pracht dann so recht hervortritt, wenn ein tiefblauer Himmel sich über dem Ganzen wölbt und leuchtender Sonnenschein die Mannigfaltigkeit der Formen scharf hervortreten läßt.

Dieser Gletscher ist einer der vielen gewaltigen Eisströme, die die große Inlandeismasse, welche die zentrale Cordillere bedeckt und die bis jetzt vom Fjord Ultima Esperanza (51° 30′ S. B.) bis zum Berge Fitz Roy (49° S. B.) als zusammenhängende Masse nachgewiesen worden ist, nach beiden Seiten talwärts entsendet. Diese Inlandeisausströme senken sich auf der Westseite in die tief ins Land einschneidenden Fjorde des Stillen Ozeans, auf der Ostseite mit wenig Ausnahmen in fjordartige Seen, die teils in der Cordillere, teils am Fuße derselben liegen. Prof. Steffen, welcher sich namentlich um die Erforschung der Cordillere des nördlichen Patagoniens bleibende Verdienste erwarb, hat auch den S. Rafael-See auf der Halbinsel Taytao (46° 30′ S. B.) besucht. Er glaubt[1]), »daß der Gletscher, welcher in diesen See eintritt, und 1899 über ein Drittel der Fläche des Sees einnahm, einen von den zahlreichen, aus dem Inlandeisgürtel der küstennahen Cordillere entstammenden Eisströme darstellt«. Sollte sich diese Ansicht bestätigen, dann wäre in Patagonien ein über 600 *km* langer Inlandeisgürtel vorhanden, der

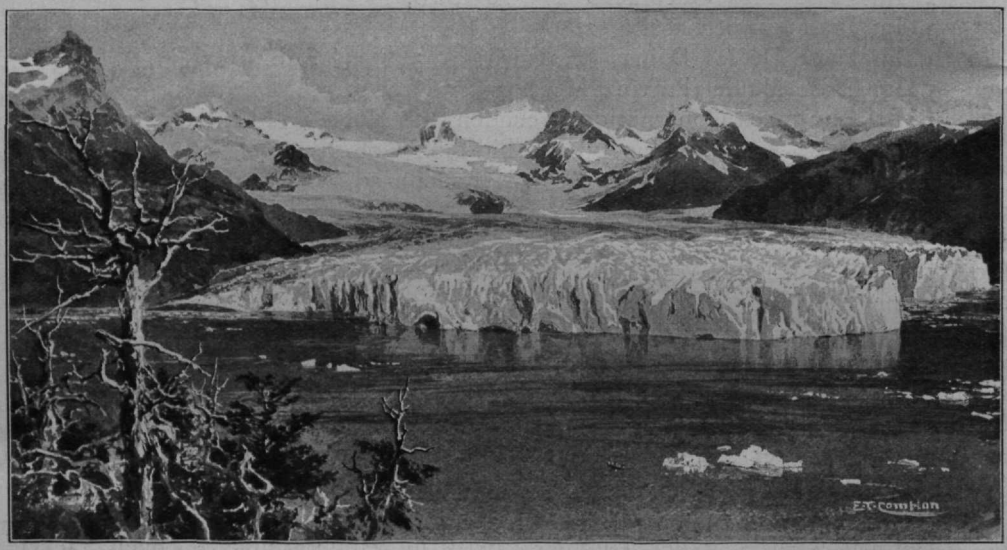


Abbildung 1. Vorderansicht des Bismarckgletschers, 25. Februar 1899.

sich von 51° 30′ S. B. aus mindestens zum 46° S. B. erstreckt, allerdings mit einer Unterbrechung in der Gegend des 48° S. B.

Im äußersten Ende des nordwestlichen Armes des Lago Argentino senken sich drei große Gletscher in den See, deren Besuch ich leider nicht ausführen konnte. Weiter nach Süden folgt dann in dem direkt nach Westen gehenden Arm ein Gletscher, der mit etwa 3 *km* Breite in den See eintritt, das ist der Bismarckgletscher. Sein nächster südlicher Nachbar, der Richtergletscher, erreicht den See nicht mehr, er hat sich 7 *km* vom Ufer zurückgezogen. Der mit ihm sich berührende Stokesgletscher sendet seine Eismasse nach Süden in den Lago Dickson, während ein anderer, derselben Inlandeismasse entströmender Eisstrom noch weiter südlich in den westlichen vom Cerro Payne gelegenen Lago Hauthal eintritt.

Dieser von mir zuerst erforschte See ist besonders interessant und von eigentümlicher landschaftlicher Schönheit wegen der vielen, oft gewaltigen Eisberge, die,

[1]) Steffen, Reisen in den patagonischen Anden. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1900, S. 194.



Zeichnung von E. T. Compton nach Naturaufnahme von R. Hauthal.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Lago Hauthal.

weißglänzenden Schwänen gleich, auf seinen Fluten sich wiegen und zuweilen noch den Fjord Ultima Esperanza erreichen, getragen von den weißlich trüben Gewässern des Gray-River, der dem Lago Hauthal entströmt und am Ostfuße des Cerro Balmaceda in den Fjord Ultima Esperanza mündet.

Der Glacialforschung bieten diese Gletscher viel des Interessanten — ich konnte mich etwas eingehender nur mit dem Bismarck- und Richtergletscher beschäftigen, und will zunächst den ersteren meinen Lesern vorführen.

Abbildung 1 (am 25. Februar 1899 aufgenommen) stellt eine Frontalansicht des Bismarckgletschers dar, vom gegenüberliegenden Ufer aus, während Abbildung 2 (am 4. März 1900 aufgenommen) einen Teil der Südseite der fast 2500 *m* in den See sich hineinziehenden Gletscherzunge zur Anschauung bringt.

Der Gletscher hat, abgesehen von anderen, später zu besprechenden Erscheinungen zunächst deswegen großes Interesse, weil er der einzige ist, den ich in der Cordillere Argentiniens gesehen, welcher im entschiedenen Vorrücken begriffen ist.[1])

Abbildung 2 stellt den Teil an der Südseite des Gletschers dar, wo derselbe in den See eintritt. Der Eisrand lag hier am Fuße eines kleinen Felsbuckels; auf diesem errichtete ich am 25. Februar 1899, genau 30 *m* vom Eisrande entfernt, einen kleinen Steinhaufen. Am 4. März 1900 fand ich diesen Steinhaufen nur noch 6,50 *m* vom Eisrande entfernt — der Gletscher war hier also um 23,50 *m* vorgerückt. Viel auffallender zeigt sich aber dieses Vorrücken am eigentlichen Ende des Gletschers, an der 2½ *km* in den See hineinragenden Zunge. Ich habe die äußerste Spitze des 30 *m* hohen Steilrandes sowohl im Jahre 1899 als 1900 mit einem Prismenkompaß vermessen und erhielt ein Vorrücken von 140 *m*. In nachfolgender Skizze 3 (Seite 35) bringe ich diese Verhältnisse zur Darstellung. (Der Nordwestrand ist nach Analogie des vermessenen Südostrandes und nach Photographien vom Jahre 1899 konstruiert.)

Schon bei meinem ersten Besuche im Jahre 1899 fiel mir auf, daß die Oberfläche dieses Gletschers vollständig rein ist, ohne eine Spur von Oberflächenmoräne, während die Grundmoräne außerordentlich mächtig entwickelt ist; Ufermoränen sich dagegen nur in Form eines niederen, 1—2 *m* hohen Walles zeigen.

An der Südseite waren im Eise große Hohlräume, die tunnelartig sich weit unter den Gletscher hineinzogen. In einem solchen Tunnel kroch ich (er war etwa 1—2 *m* hoch) einige 20 *m* weit in den Gletscher hinein. Der Boden bestand aus meist kopfgroßen, oft aber auch viel größeren Gesteinsblöcken, über die und zwischen denen schlammigtrübe Wassermassen dahinrieselten. Auch am Ende des Balmaceda-Gletschers im Fjord Ultima Esperanza, 51° 30′ S. B. (Abbildung 9) tritt vor und unter dem sich zurückziehenden Gletscher die aus großen Blöcken bestehende Grundmoräne hervor. Außer der Grundmoräne konnte ich am Berghange beim Bismarckgletscher zwei übereinander befindliche ältere Ufermoränen konstatieren.

Die erste, höchstgelegene liegt 15 *m* über dem jetzigen Gletscherstande und ist 5—6 *m* hoch, aber schon sehr mit Pflanzenwuchs bedeckt.

Die zweite ist nur 5 *m* seitlich vom Gletscherrande am Hange hinauf entfernt und nur 3—4 *m* hoch, ihr Zustand ist frischer.

Die dritte, jüngste, schon vorhin erwähnte Ufermoräne ist niedrig und liegt dem Eisrande unmittelbar an. Diese Morene ist stark mit zähem, tonigem Schlamm durchsetzt, in welchem man gelegentlich tief einsinkt; sie machte auf mich durchaus den Eindruck eines frisch aufgewühlten Maulwurfhaufens oder besser einer Pflugfurche; es schien mir, als wenn das Eis diese aus Schlamm und Steinen bestehende Moräne

[1]) Das bezieht sich auf die Zeit bis Anfang 1900; spätere Gletscherbeobachtungen, die ich im Jahre 1902 beim Cerro S. Lorenzo (3650 *m*), 47° 30′ S. B., anstellen konnte, beweisen, daß auch hier die Gletscher zurückgehen.

vor sich herschöbe; der Gletscher also im Wachsen, Vorrücken begriffen sei. Im Jahre 1900 konnte ich, wie oben erwähnt, den untrüglichen Beweis erbringen, daß dieser Gletscher tatsächlich im Vorrücken begriffen ist; ein Umstand, der auffällig erscheinen muß, wenn man berücksichtigt, daß andere, der gleichen Inlandeismasse entströmende, benachbarte und bisher beobachtete Gletscher im Zurückgehen begriffen sind.

In Abbildung 2 erblickt man auf dem obenerwähnten Felsbuckel unmittelbar vor dem Eisrande mehrere gewaltige Blöcke, die zum Teil noch im Eise stecken, und deren Größenverhältnisse durch die mitabgebildeten menschlichen Personen deutlich werden. Vor diesen gewaltigen Blöcken, ihnen unmittelbar anliegend, zieht sich wie ein einfassendes Band eine ganz frische, etwa 0,50 *m* hohe, aus losem, tonigem Sande, gemischt mit faustgroßen Gesteinsbrocken bestehende Stirnmoräne, die in der

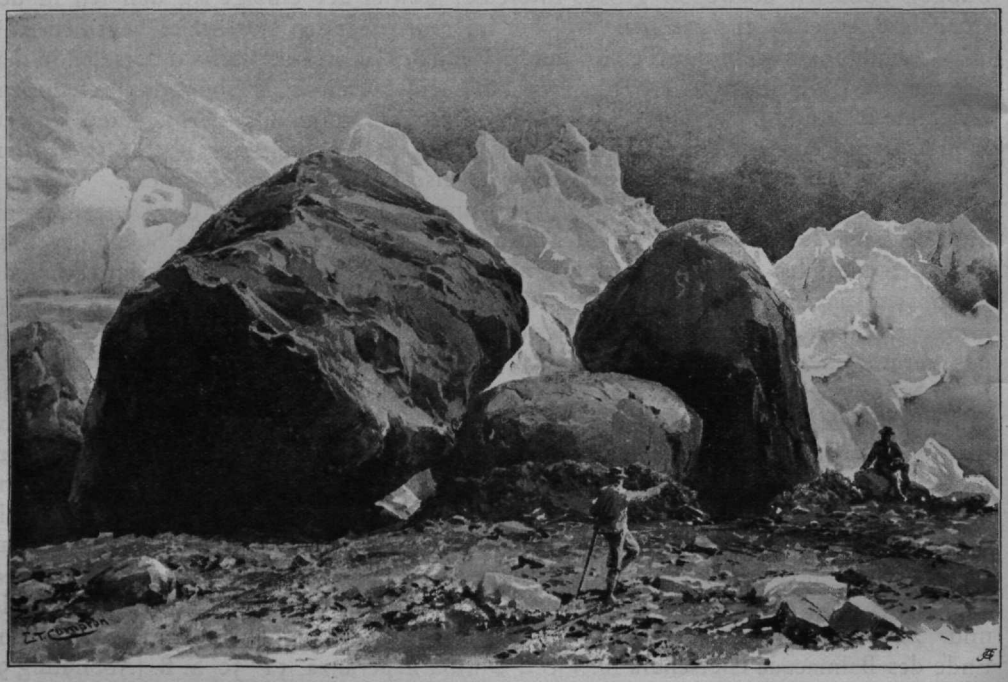


Abbildung 2. Blöcke auf einem Felsbuckel am Südostrand des Bismarckgletschers, 4. März 1900.

Photographie, nach welcher Herr Compton das Bild gezeichnet hat, gleichfalls gut erkennbar ist. Das hier Beobachtete entspricht also genau dem Vorgange, welchen H. Credner[1]) im Jahre 1878 am Buersbrä in Norwegen beobachtet hat. (Man vergleiche die von Credner in den Figuren 1, 2 und 3 auf Tafel VIII gegebenen Abbildungen.)

Diese Blöcke waren hier im Jahre 1899 nicht vorhanden; sie lagen weder vor dem damaligen Eisrande am inneren Fuße des Hügels, noch waren sie auf dem Felsbuckel zwischen Gletscherende und See, wo ich sie 1900 antraf. Ich war deshalb 1900 sehr überrascht, diese gewaltigen Blöcke dort zu sehen, und sofort drängte sich mir die Frage auf: woher stammen dieselben? Da der Gletscher auf seiner Oberfläche ganz rein von Gesteinstrümmern ist und da ein Herabfallen von den seitlichen, dichtbewaldeten Berghängen ganz ausgeschlossen erscheint, so können

[1]) Credner, Über Schichtenstörungen im Untergrunde des Geschiebelehmes etc. Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft, Bd. 32, S. 75 ff.

diese Blöcke nur aus der Grundmoräne stammen, die, wie ich oben erwähnte, in ihrem Material solch gewaltige Blöcke führt.

Dafür, daß die Blöcke tatsächlich der Grundmoräne entstammen, mag auch folgende Beobachtung als Beweis dienen. Dort, wo an den Bergflanken, seitlich vom Gletscher, anstehendes Gestein erscheint, ist dieses mit Kritzern und Schrammen bedeckt; diese Kritzer haben aber nicht eine Richtung parallel der Längsachse des Gletschers, also im Sinne einer direkten Vorwärtsbewegung des Eises, sondern sie sind nahezu sämtlich senkrecht zur Längsachse des Gletschers. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich diese Richtung der Kritzer auch an Stellen beobachtet habe, wo früher, bei größerer Gletscherausdehnung, Eisbedeckung stattfand, z. B. an den Felsen in der Nähe des Lagerplatzes (Abbildung 3). Um Kritzer in dieser Richtung hervorzubringen, muß eine ganz eigenartige Bewegung des Gletschers vorhanden sein. Diese Bewegung muß derart sein, daß das Eis seitlich an den Bergflanken hinaufgeschoben wird, und diese Bewegung muß dann noch die Eigentümlichkeit haben, daß sie nicht nur horizontal seitlich gerichtet ist, sondern zugleich auch von unten nach oben, sie ist ein seitliches Aufquellen des Eises, eine Bewegung, die Material aus der Grundmoräne entnimmt und es seitwärts nach oben an den Gletscherrand befördert — Teile der Grundmoräne werden so teils zur Ufermoräne, teils zur Stirnmoräne.

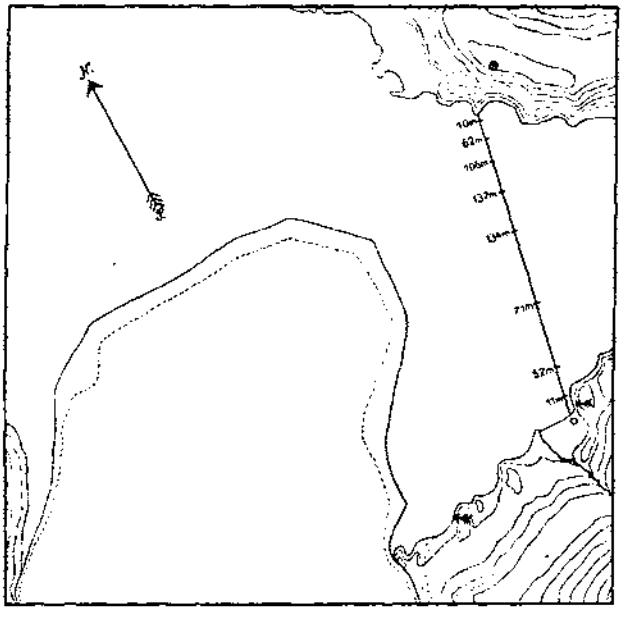


Abbildung 3. Das Ende des Bismarckgletschers im Südwestarm, 1899 u. 1900. (Brazo de los tempanos) des Lago Argentino (Patagonien).

Einen vollgültigen Beweis für diese Bewegungsrichtung des Eises von unten nach oben liefern die erwähnten großen Blöcke. Gerade hier tritt diese Bewegungsrichtung um so klarer hervor, da die Blöcke vom aufwärtsströmenden Eise auf einen 15 *m* hohen Hügel hinaufgeschafft worden sind.

Der Gletscher geht demnach über seine Grundmoräne nicht hinweg, sondern schiebt dieselbe sowohl vorwärts als auch seitlich von unten nach oben unter dem Eise hervor.

Diese Tatsache ist von fundamentaler Bedeutung — schon deswegen, weil sie erklärt, wie Gletscher ohne Oberflächenmoränen hohe Endmoränenwälle vor ihrer Stirn und an ihren Seiten auftürmen, deren oft gewaltige Dimensionen mir bisher bei vielen argentinischen und europäischen Gletschern ein Rätsel waren. Aber auch deswegen will ich diese Tatsache hier noch besonders betonen, weil bedeutende Forscher noch in neuerer Zeit sich sehr abweisend gegenüber der Möglich-

keit eines Vorschiebens der Grundmoräne durch den Gletscher ausgesprochen haben. So behaupten Garwood und Gregory[1]) in ihrer 6. Schlußfolgerung, daß ein Transport von Material nur in und auf, nicht unter dem Eise erfolgt; und selbst ein so hervorragender Gletscherkenner wie Dr. E. Richter erkennt noch in seiner Arbeit über den Obersulzbach-Gletscher (diese Zeitschrift, Jahrgang 1883) eine solche, Grundmoränenmaterial vorschiebende Bewegung des Gletschers nicht an. Er sagt auf Seite 87: »daß er ein Hervorquellen solcher zerriebenen und abgerundeten Geschiebe unter dem Gletscher nirgends wahrgenommen habe, wie es stattfinden müßte, wenn die Grundmoräne vom Gletscher in so bedeutender Weise disloziert würde, als man das anzunehmen scheint;« ferner auf Seite 89: »vorausgesetzt, daß vorschreitende Gletscher Stirnwälle vor sich herschieben, was ich wenigstens nicht glaube;« und auf Seite 92: »Aber er schiebt (die unter ihm liegenden Schuttmassen) nicht vor sich her, sondern er überfließt sie.«

Diese Äußerungen sind um so befremdender, da doch die Tatsache, daß ein Gletscher Moränen vor sich herschiebt, seit langer Zeit bekannt ist.

Schon die bekannte drastische Stelle in einer alten Grindelwalder Chronik, die da vom Jahre 1588 angibt: »der Gletscher streckt d'nasä i bodä und drückt ä Hübel mit ämä ghalt weg«, bezeichnet sehr richtig dieses Verhalten eines vorrückenden Gletschers.

Desor hat im Jahre 1844 im Vereine mit Dollfuß am Unteraaregletscher, der damals im Vorrücken begriffen war, das Vorschieben der Stirnmoräne durch den Gletscher nicht nur beobachtet, sondern auch genau gemessen; er gibt an[2]): »Vom 18. August bis zum 5. September schob der Unteraaregletscher seinen Stirnwall um 0,155 *m*, also täglich ungefähr 0,009 *m* vorwärts; vom 4. September bis zum 4. November betrug es nur noch 0,295 *m*, also 0,005 *m* täglich. Auch zeigen tägliche Beobachtungen, daß der Gletscher an seinem Ende nicht stoßweise, sondern ganz allmählich und gleichförmig mit geringen Variationen vorrückt.«

Ja, Richter selber zitiert in seinem Werke »Die Gletscher der Ostalpen«, auf Seite 244 das Beispiel der Salmshütte auf dem Leiterkees am Großglockner, welche, wie die Schlagintweit berichten, im Jahre 1829 vom vorrückenden Gletscher weggeschoben wurde, und auch auf Seite 294 spricht Richter von Moränen, die von »späteren Moränen überflutet oder überschoben worden sind«. Dem gegenüber kann ich mir den Zweifel Richters nur so erklären, daß derselbe sich wohl nur auf Beobachtungen an sich zurückziehenden Gletschern bezieht; aber ein solcher Gletscher bietet ganz andere Bewegungserscheinungen als ein vorstoßender oder stationärer; nur diese, namentlich aber vorstoßende Gletscher können Grundmoränenmaterial vorschieben. Hätte Richter Gelegenheit gehabt, einen so energisch vorstoßenden Gletscher wie den Bismarckgletscher zu beobachten, er würde gewiß seine obenerwähnte abweisende Ansicht wesentlich modifiziert haben. Finde ich doch selbst in Richters Arbeit über »Gebirgshebung und Talbildung«, diese Zeitschrift, Band 30, auf Seite 27, Äußerungen wie folgende: »Das Eis hat die Täler insofern umgestaltet, als es sie verbreiterte und kleinere Biegungen und Knickungen ausglich,« oder »Überaus deutlich sieht man im Obersulzbachtal die trogartige Vertiefung, welche der Gletscher in die Talfurche eingeschnitten hat.«

Wenn aber der Gletscher erodieren kann, dann muß er doch auch seine Grundmoräne oder losen, vor ihm liegenden Schutt fortbewegen können.

Leider steht mir hier in La Plata von der neueren Gletscher-Literatur nur sehr

[1]) Garwood and Gregory, Contributions to the glacial Geology of Spitzbergen. Quart. Journ. Geol. Soc. 1898, Nr. 214.

[2]) Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen etc., verfaßt von C. Desor. Deutsch von Dr. Carl Vogt. Frankfurt am Main, 1847, p. 604.

wenig zur Verfügung; unter andern finde ich bei Penck einige hierher gehörende Beobachtungen. In seinem Aufsatze »Gletscherstudien im Sonnblickgebiete« diese Zeitschrift (Band 28) beschäftigt sich Penck auch mit der Moränenbildung; er sagt auf Seite 71: »Das Material der Ufermoränen vergewisserte uns über ihren Ursprung. Sie bestehen namentlich aus Grundmoränen, die hier aufgehäuft worden sind. Eine solche Anhäufung von Grundmoränenmaterial ist nur dort denkbar, wo das Eis, das es herbeiführte, abschmilzt. Es kommt sohin für die Entstehung unserer Ufermoränen genau dasselbe Moment in Betracht, wie für die Bildung der Endmoränen«; und etwas weiter unten: »Es ist ja bekannt, daß wachsende Gletscher losen Schutt vor sich zu Wällen zusammenschieben. Dieser wiederholt an vorwärts schreitenden Enden beobachtete Vorgang muß ebenso auch an seitlich drängenden Gletscherufern geschehen!«

Penck denkt sich also den Vorgang so, daß der vorrückende Gletscher nur den losen, vor ihm liegenden Schutt, den er bei seinem Rückzuge zurückgelassen, gleichsam zusammenkehrt und vor sich her zu Wällen zusammenschiebt. Wie aber die Beobachtung am Bismarckgletscher zeigt, übt ein vorrückender Gletscher noch eine viel tiefer greifende Tätigkeit aus, er befördert Teile seiner Grundmoräne seitwärts und vorwärts unter dem Eise hervor, türmt sie zu Endmoränenwällen auf und schiebt sie zusammen mit dem vor ihm liegenden losen Schutt als Stirn- und Ufermoränen vor sich her.

Penck ist ja ein überzeugter Anhänger der Gletschererosion —, ich meine nun, daß diese Ansicht gerade in dem oben erwähnten Umstande eine wesentliche Stütze findet.

Finsterwalder faßt die Bildung von Endmoränenwällen als durch Aufquellen bedingt auf; Seite 75 seiner Monographie über den Vernagtferner sagt er: »An den Rändern der heutigen Eiszungen finden sich als unanfechtbare Zeugen früherer Ausdehnung hohe, freistehende Moränenwälle. — Der Umstand, daß die Moränenwälle freistehend sind, das heißt zwischen sich und der eigentlichen Talwand ein in der Regel wasserführendes Tälchen besitzen, beweist am besten die Irrigkeit der landläufigen Meinung, als ob das Material der Ufermoränen von den Talwänden stamme. Ihr Material ist vorwiegend Grundmoräne, die von der Unterfläche des bewegten und abschmelzenden Gletschers am Rande ausgequollen ist.«

Das ist auch meine Ansicht über die Bildung der Endmoränen, nur möchte ich dazu bemerken, daß dieses Ausquellen von Grundmoränenmaterial nicht bei »abschmelzenden« Gletschern stattfindet, sondern bei stationären und in noch stärkerem Grade bei vorrückenden.

Ich will hier noch auf eine bestätigende Beobachtung hinweisen, die ich an dem, später eingehend zu besprechenden Laningletscher (39° 38′ S. Br.) machen konnte. Dieser interessante Gletscher zeichnet sich dadurch aus, daß er starken Oszillationen unterworfen ist, die in verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitten mit annähernd gleichem Ausmaß eintreten.

Sein letzter Vorstoß erreichte wahrscheinlich im Jahre 1894 sein Ende. Als ich den Gletscher im Jahre 1896 besuchte, war derselbe schon in starkem Rückgange, ein vom eigentlichen Gletscher schon getrennter, 3 *km* langer, toter Gletscher war noch mit den Endmoränen in Berührung; deutlich sah ich, wie der Gletscher sein Eisende tief in den Fuß der sehr mächtigen Endmoränen eingewühlt hatte. Ein nachträgliches Herabfallen von Schutt auf das Eis (vom Kamm der Moräne) ist ausgeschlossen. Alles machte auf mich den Eindruck, daß der Gletscher, wenn der Vorstoß von längerer Dauer gewesen wäre, seine gewaltigen Endmoränen vorwärts geschoben hätte.

Es ist nicht meine Absicht in eine weitere Diskussion dieser wichtigen Tatsache einzutreten — nur die Folgerung glaube ich unbeanstandet ziehen zu können, daß es sich bei dem Transport der Grundmoräne unter dem Eise nicht nur um verhältnismäßig dünne Lagen handelt, wie Drygalski[1]) annimmt, sondern daß ganz bedeutende Teile derselben, ja unter Umständen die Grundmoräne in ihrer ganzen vertikalen Mächtigkeit fortbewegt werden kann; daß ferner ein vorrückender Gletscher auf den Untergrund nicht nur eine abschürfende, sondern auch eine tiefer greifende erodierende Wirkung ausüben kann, deren Ausmaß abhängt von der durch die Mächtigkeit und die Wachstumsgröße bedingten Druck- und Stoßkraft des Gletschers, von der Mächtigkeit der Grundmoräne, von der Beschaffenheit des Untergrundes und von den Reliefformen der Bodenoberfläche des Gletscherbettes.

Es würde mich hier zu weit führen, auf alle die Fragen, welche mit der so oft schon erörterten Glacialerosion zusammenhängen, näher einzugehen; ich will hier nur andeuten, daß ich außer der durch Finsterwalder so klar dargelegten Verwitterung durch Frost am Grunde der Gletscher (diese Zeitschrift, Band 22: »Wie erodieren die Gletscher?«) auch der mechanischen Druckwirkung des Eises mittels des fortbewegten Grundmoränenmateriales auf den Untergrund eine bedeutende Wirkung beimesse — und diese muß doch bei den so viel mächtigeren diluvialen Gletschern eine viel größere gewesen sein.

Und daß die diluvialen Gletscher auch in Patagonien eine ganz respektable Größe erreichten, dafür nur ein Beispiel. Auf dem östlich gegenüber dem Bismarckgletscher gelegenen, 1600 *m* hohen Cerro Buenos Aires fand ich noch in einer Meereshöhe von 1300 *m* deutliche Spuren ehemaliger Gletscherbedeckung in Form von großen erratischen Blöcken (das Gestein derselben kommt nicht am Cerro Buenos Aires vor), sowie von Geschiebelehm mit gekritzten Geschieben, Grundmoränenmaterial, genau so, wie es ein sich zurückziehender Gletscher zurückläßt. Das Eis muß also hier eine Mächtigkeit von mindestens 15—1600 *m* gehabt haben, da der 200 *m* über dem Meeresspiegel gelegene Lago Argentino am Fuße des Cerro Buenos Aires eine Tiefe von 150—200 *m* hat.

Ähnliche, korrespondierende Beobachtungen über die Höhenlage der Spuren der diluvialen Gletscher (erratische Blöcke, Geschiebelehm etc.) machte ich sowohl weiter südlich in der Sierra de los Baguales, am Cerro Payne, Cerro Casador etc. als auch weiter nördlich in der Umgegend des Lago Belgrano.

Dr. S. Finsterwalder wirft die in dieser Beziehung bezeichnende Frage auf (Vernagtferner, Seite 74): »Warum soll aber auch die Glacialerosion gar so wirkungslos gewesen sein, nachdem doch ein mindestens 100 *m* dicker Eisstrom das Kar seinerzeit erfüllte?«

Prof. Dr. H. Hess hat jüngst in einer sehr beachtenswerten Studie: »Der Schuttinhalt der Innenmoränen«[2]) den Versuch gemacht, für einen bestimmten Fall am Hintereisferner den Betrag der splitternden Erosion des Gletschers ziffernmäßig festzustellen. Er äußert zugleich die Meinung, es sei wahrscheinlich, daß »der Betrag der splitternden Erosion um so bedeutender wird, je ausgedehnter und mächtiger der erodierende Eisstrom ist. Denn dieser Betrag ist zweifellos von der Größe der kinetischen Energie des Gletschers abhängig; er wächst annähernd proportional mit dieser«.

Und Prof. Heim, ein so ausgezeichneter und vorsichtiger Beobachter, erklärt auf Seite 379 seiner klassischen Gletscherkunde: »Weiter hinauf nimmt erstens der Druck des Gletschers auf den Untergrund infolge bedeutender Eisdicke zu, gleichzeitig nimmt zweitens die abtrennende Unterschmelzung ab. Durch diese beiden

[1]) Drygalsky, Grönlandexpedition, Bd. I, S. 531.
[2]) Petermanns Mitteilungen 1903, Bd. 49, S. 34.

Momente wird ein festerer Anschluß vom Eis am Grunde bewirkt. Sehen wir oft am Ende des Gletschers schon den Angriff des Schuttbodens, so wird dies noch viel mehr unter einem mächtigen Gletscherteil der Fall sein müssen.«

Heim setzt zwar dieser »Wirkung größerer Dicke auf den Untergrund eine Grenze, über welche hinaus sie sich vorwiegend in raschere Bewegung der oberen Teile des Eisstromes äußert« (l. c. Seite 385); aber hier drängt sich die Frage auf, wo liegt dieser Grenzpunkt? Und zugegeben, daß dieser, was durchaus noch nicht erwiesen ist, verhältnismäßig bald auftritt, so muß doch immer noch in Erwägung gezogen werden, daß bei dem wachsenden Gletscher das von der Mitte nach den Seiten gedrückte Material in den randlichen Partien, wo minderer Druck herrscht, wieder eine härtere Beschaffenheit annimmt, also für die Erosionsarbeit geeigneter ist.

Für alle diese Verhältnisse sind von besonderer Wichtigkeit namentlich auch die Beobachtungen, welche Drygalski am Inlandeise Grönlands gemacht hat. Ich hebe hier diejenigen über die Vertikalbewegung heraus. Drygalski unterscheidet in derselben zwei Richtungen, eine absteigende in den zentralen Teilen, und eine aufsteigende in den randlichen Teilen des Eisgebietes; erstere macht sich als ein Einsinken, letztere als ein Schwellen an der Oberfläche bemerkbar. Drygalski erörtert diese Bewegungsart, die er durch Messungen genau kontrolliert hat, sehr eingehend (vergl. unter andern Seite 225, 273, 529 und 531 seines Werkes »Grönlandexpedition«); er kommt zu dem Schlusse, daß dieselbe auf Druckverhältnisse zurückzuführen sei und sagt Seite 225:

»In der Randzone ist der Druck wegen der geringeren Mächtigkeit schwächer und vermag dem stärkeren Druck im größeren Abstand vom Lande nicht das Gleichgewicht zu halten. Das in der Ferne unten geschmolzene Material wird fortgepreßt; es sucht einen Ausweg nach der unter geringerem Druck liegenden, dünneren Randzone und bewirkt hier eine Vermehrung und damit ein Schwellen der Eisoberfläche. So herrscht am Rande eine stauende und hebende Kraft, welche das in und unter dem Eise verteilte Gesteinsmaterial häufen und aufbauen muß, wie wir es in den mächtigen Randmoränen vor uns erblicken.«

Ich stimme Drygalski darin vollkommen bei, daß diese in den Randpartien durch Hervorquellen von Grundmoränenmaterial sich geltend machende Vertikalbewegung auf eine Bewegung des Eises zurückzuführen ist, die von den »mächtigeren zentralen Teilen gegen die dünneren Massen der Randzone« gerichtet ist und vorwiegend in den unteren Teilen des Gletschers vor sich geht, also nach dem Rande zu tatsächlich eine aufsteigende ist. Am Rande müßte also infolge der Materialzufuhr eine Schwellung stattfinden; aber diese ist doch wohl nur bei wachsenden Gletschern, wo die Materialzufuhr größer ist als die Ablation, nachweisbar. Leider standen mir weder Zeit noch Mittel zur Verfügung, am Bismarckgletscher durch genaue Messungen die anderweitigen Beobachtungen zu ergänzen und zu kontrollieren. Dem Augenscheine nach war eher eine Schwellung auch in den zentralen Teilen vorhanden, der Gletscher fiel gewölbeartig nach beiden Seiten ab. Doch ist es wahrscheinlich, daß eine genaue Messung, welche den Betrag der Ablation genau feststellt, eine randliche Schwellung ergeben würde.

Drygalski sieht die letzte Ursache dieser Vertikalbewegung in dem Bestreben der Gletscher, in ihrer ganzen Masse den gleichen glaciostatischen Druck herzustellen. In den zentralen Teilen eines Gletschers herrscht ja naturgemäß stets ein stärkerer Druck als am Rande. Die durch diese Druckverhältnisse bedingten Massenverschiebungen können aber doch nur dann so intensiv werden, daß sie sich im Hervorpressen von Grundmoränenmaterial am Rande äußern, wenn der in den zentralen Teilen herrschende Druck durch fortdauernde, die Ablation beträchtlich

überwiegende Materialzufuhr konstant erhalten und vergrößert wird; d. h. wenn der Gletscher wächst, vorrückt. Nur bei einem vorrückenden Gletscher wächst mit der Masse auch der Druck in den zentralen Partien und werden die dadurch bedingten, von Drygalski vornehmlich betonten seitlichen Massenverschiebungen positiv fördernd beeinflußt. Eine Tatsache, die nach Heim, Gletscherkunde, Seite 163, auch schon vor Jahren dem Ingenieur Held (Rhone-Verm.) bekannt war. Sowie der Gletscher in das Stadium des Zurückgehens, Schwindens eintritt, wird diese von innen nach außen gerichtete Vertikalbewegung so schwach (schließlich hört sie ganz auf), daß eine Bildung von Endmoränen nicht mehr stattfinden kann.

Diese Bildungsweise der Endmoränen schließt natürlich nicht aus, daß da, wo Obermoränen vorhanden sind, auch diese unter Umständen zur Bildung der Endmoränen beitragen und daß diese da, wo die Verhältnisse es begünstigen, durch Herabstürzen von Gehängeschutt vergrößert werden. Nach meinen Beobachtungen ist das aber nur in geringem Maße der Fall.

Vielleicht ist auf diese Vertikalbewegung des Gletschereises auch die Erscheinung zurückzuführen, welche von Huene bei Christiania beobachtet und als pseudoglaciale Schrammung beschrieben hat.[1]) Huene sah hier Schrammen, ganz den Gletscherschrammen gleichend, in senkrechter und schräger Richtung vom Wasser nach oben gerichtet. Er ist der Ansicht, daß dieselben von großen Blöcken herrühren, die von den Eisschollen aufs Land geschoben wurden. Mir scheint, daß die Erklärung durch Hervorpressen der Grundmoräne eines ehemals hier vorhandenen Gletschers viel näher liegt. Beobachtete ich doch eine gleiche Richtung der Schrammen senkrecht zur Längsachse des Gletschers auf den Uferfelsen des 30 *km* weiter südlich gelegenen Richtergletschers, der gleichfalls der gewaltigen Inlandeismasse, die westlich vom Lago Argentino lagert, entströmt, aber nicht mehr den See erreicht, sondern 10 *km* vor dessen Südende sein Ende findet.

Von Interesse ist es, daß gleiche Beobachtungen schon vor 60 Jahren gemacht worden sind. In dem oben zitierten älteren Buche vom Jahre 1847 berichtet Desor unter anderem auch über eine Exkursion, die er im Jahre 1843 im Vereine mit Agassiz ins Haslital machte. Agassiz suchte nach Beweisen für seine im Jahre 1837 zu Neuchatel in der Versammlung der schweizerischen Naturforscher zum ersten Male aufgestellte neue Gletschertheorie. Desor berichtet nun auf Seite 77: »daß an dem Orte, wo die beiden Talwände sich am engsten schließen (im oberen Haslital) und die Gletscherwirkung demnach am stärksten sein mußte, die eben besprochenen Furchen, statt horizontal oder nach unten geneigt zu sein, eine aufwärtsgehende Richtung annehmen, die nur durch ein Anschwellen der Gletschermasse in dem Engpasse erklärt werden kann«.

Diese seitlich ausstrahlende Art der Eisbewegung ist also seit langer Zeit bekannt, auch Heim erwähnt dieselbe in seiner Gletscherkunde auf Seite 161 ff. — aber neu ist:

a) daß diese Bewegungsart, die man (und auch Richter ist dieser Meinung)[2]) für eine horizontale hielt, tatsächlich eine vom zentralen Gletschergrunde nach den Seiten hin aufsteigende ist,
b) daß infolge dieser Bewegung der unteren Eispartien Grundmoränenmaterial unter dem Eise hervorgeschoben wird und daß
c) diese Bewegung in den unteren Partien eines Gletschers so intensiv ist, daß sowohl in seitlicher wie in longitudinaler Richtung die oberen Eispartien überholt werden.

[1]) Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie, 1900, Nr. 8, S. 265.
[2]) Richter, Die Grönlandexpedition der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Hettners Geographische Zeitschrift, 1899, S. 132.

Das sind Tatsachen, auf die meines Wissens Drygalski zuerst hingewiesen hat und die nun in meinen ganz unabhängig von Drygalski gemachten Beobachtungen am Bismarckgletscher eine weitere Bestätigung gefunden haben.[1])

So feststehend diese oft beobachtete Tatsache ist, so darf man dieselbe doch nicht so verallgemeinern, als ob nun jeder vorrückende Gletscher immer Grundmoränenmaterial unter sich hervor und vor sich herschieben müsse — im Gegenteil! Wir müssen uns daran erinnnern, daß eine ganze Reihe von gutbeglaubigten Beobachtungen bezeugen, daß vorrückende Gletscher über losen vor ihnen liegenden Schutt hinweggingen, ohne ihn zu bewegen.

Heim stellt auf Seite 374 ff. seiner Gletscherkunde viele solche Beobachtungen zusammen, die es ganz außer Zweifel stellen, daß vorrückende Gletscher sich verschieden verhalten können. Hat doch Heim selber am Fornogletscher an der Maloja beobachtet, daß dieser Gletscher an einer Stelle Schutt vor sich aufstößt, während er sonst überall darüber hinwegschreitet. Das ist gewiß ein eigentümliches Verhalten, das um so mehr unsere Aufmerksamkeit erregt, als es zur selben Zeit an demselben Gletscher beobachtet wurde. Fragen wir nach den Ursachen dieses sonderbaren Verhaltens, so lautet die Antwort einstweilen noch: »ignoramus«. Was wir nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse sicher wissen, ist: daß

1. eine quellende, an den Rändern Moränenmaterial hervorpressende Bewegung bei vorrückenden Gletschern dann stattfindet, wenn die unteren Partien des Gletschers sich rascher bewegen als die oberen, und daß
2. eine wälzende, losen Schutt überschreitende Bewegung dann stattfindet, wenn die oberen Partien sich rascher bewegen als die unteren.

Ein sehr instruktives Beispiel, wie unter Umständen bei demselben Gletscher diese beiden Bewegungsarten abwechseln, bietet die oben schon einmal erwähnte Salmshütte am Leiterkees. Diese Hütte, im Jahre 1799 vom Fürstbischof von Gurk, Altgraf von Salm, unmittelbar an der Stirnmoräne des Leiterkees erbaut, wurde im Jahre 1829 von dem vorrückenden Gletscher weggeschoben und später die Trümmer erst vom Moränenschutt, dann vom Eise überdeckt.[2])

Hier haben wir also erst die quellende, schiebende und später die wälzende, bedeckende Bewegung an derselben Stelle des im gleichen vorrückenden Stadium beharrenden Gletschers.

Das problemenreiche, so anziehende Gebiet der Gletscherforschung ist um ein neues Problem vermehrt, dessen Lösung wir dann erhoffen dürfen, wenn wir eine sichere Methode besitzen, die uns gestattet, an jeder beliebigen Stelle und in jeder beliebigen Tiefe des Gletschers genaue Messungen vornehmen zu können.

* * *

Von anderen Beobachtungen, die ich am Bismarckgletscher anzustellen in der Lage war, dürften vielleicht die über die »Gletscherkörner« insofern allgemeines Interesse beanspruchen, als diese Körner hier eine ganz bedeutende Größe, wie ich sie noch nie beobachtet hatte, erreichen.

In einem Eisstück, das einem größeren Eisberge entstammte, also dem Gletscherende zugehörig, erreichten die größten Körner eine Länge von 10—12 *cm* bei einer Dicke von 3—5 *cm*. Alle Körner waren von verschiedener Größe, aber stets länger als dick und von unregelmäßigem Umriß. Ihre Verwachsungsflächen waren nicht glatt, die einzelnen Körner griffen zapfenförmig ineinander und zwar war

[1]) Erst lange nach meiner Rückkehr im Jahre 1900 konnte ich Einsicht nehmen in Drygalskis Grönlandwerk und war sehr freudig überrascht, hier übereinstimmende Beobachtungen vorzufinden.

[2]) Richter, Die Gletscher der Ostalpen, S. 244.

dies noch viel ausgeprägter, als wie das Dr. Hans Meyer auf dem Kilimandscharo[1]) beobachtet hat. Der Eisblock selber zeigte auf der Oberfläche ein eigentümliches Relief; er war ganz mit kleinen, 2—5 *cm* im Durchmesser haltenden flachen, runden Vertiefungen bedeckt, deren Begrenzung aber ganz unabhängig von der der Körner verlief und die mich lebhaft an die bekannten Vertiefungen erinnerten, wie sie so häufig bei Meteoriten beobachtet werden.

Eine ähnliche Erscheinung, nur in viel größerem Maßstabe, sah ich an einer Eiswand am Ende des Balmacedagletschers im Fjord Ultima Esparanza (Abbildung 9).

Auch über die »Blaubänder« konnte ich einige interessante Beobachtungen machen. Hier fiel mir auf, daß dieselben in dem auf dem Lande befindlichen Teile des Gletschers eine andere Lage haben, als in dem Teile, welcher in den See hineinragt.

Im ersteren Falle erscheinen dieselben in der Randzone parallel der Längsrichtung des Gletschers und fallen anfänglich ziemlich steil, weiter vom Rande entfernt mit flacher, löffelartiger Konkavität nach der Mitte des Gletschers ein. Weiter nach dem Ende zu wird die Lage der in der randlichen Zone auftretenden Blaubänder flacher, so daß sie zuletzt am Ende beinahe horizontal liegen — genau in der Form eines flachen Löffels.

Diese Lage weist gleichfalls darauf hin, daß im Gletschereise eine starke pressende und schiebende Bewegung vorhanden ist, die von der Mitte nach dem Rande hin wirkt. Die Blaubänder, abhängig vom Drucke, der sie hervorgebracht, stellen sich senkrecht zu diesem; ihre Lage in der Randzone parallel der Längsachse mit anfänglich steilem, dann aber flachem Einfallen nach der Gletschermitte ist also völlig normal und bietet nichts Auffallendes.

Nur ein einziges Mal im Jahre 1894 habe ich eine abweichende Lagerung beobachtet, und zwar am Burrogletscher, 34° 50′ S. B. im Ursprungsgebiet des Rio Grande, in der Provinz Mendoza.[2]) Hier konnte ich an dem in einer Steilwand endigenden Gletscher deutlich eine sattelförmige Aufwölbung der Blaubänder beobachten.

Eine ähnliche Lagerung nun nehmen die Blaubänder in dem Teile des Bismarckgletschers an, welcher im See lagert. Hier ist ein genaues Studium sehr erschwert, da die stetig herabfallenden Eisstücke eine größere Annäherung unmöglich machen, aber ich konnte doch an einem Teile der in Abbildung 2 dargestellten Eiswand beobachten, daß die Blaubänder hier anfänglich nahezu horizontal liegen, da, wo das Eis in den See eintritt. Dann senken sie sich allmählich, um nach etwa 300 *m* wieder flach anzusteigen; sie bilden so eine etwa 5—600 *m* breite Mulde, an die sich noch eine andere flache Mulde anzuschließen scheint, von der ich aber nur die erste Hälfte, den absteigenden Schenkel, beobachten konnte. Ich will noch bemerken, daß die Blaubänder in der Antiklinale (im Sattel zwischen den beiden Mulden) in einem ziemlich scharfen Winkel umbiegen.

Beistehende Figur 4 gibt eine schematische Darstellung dieser interessanten Verhältnisse, deren genaueres Studium wegen der Schwierigkeit, die einer Beobachtung und Untersuchung in der Nähe entgegenstehen, sehr viel Zeit erfordert.

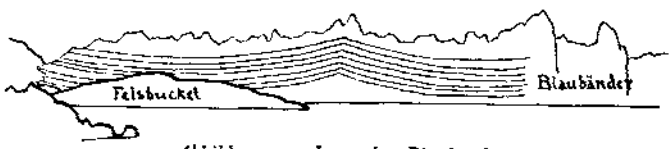


Abbildung 4. Lage der Blaubänder.

Ich muß mich damit begnügen, hier auf die Tatsache hingewiesen zu haben.

[1]) Dr. Hans Meyer, Der Kilimandscharo, S. 357.

[2]) Vergl. R. Hauthal, Gletscherstudien aus der argentinischen Cordillere. Globus 1895, Nr. 3.

Eine andere interessante Erscheinung ist das Abstoßen größerer und kleinerer Eismassen, »das Kalben«. Die Fluten des Lago Argentino erscheinen belebt von zahlreichen Eisbergen, die namentlich bei heftigen Westwinden in größerer Zahl auf dem großen nach Osten sich ausdehnenden Hauptbecken des Sees erscheinen. Sie häufen sich natürlich in der Nähe der Gletscher, stauen sich dort je nach der Windrichtung, die ja das einzige Agens ihrer Bewegung ist, in den Buchten der engen, fjordartigen Kanäle und machen zeitweilig ein Passieren sehr gefährlich, ja unmöglich. Als ich im März 1900 den Gletscher besuchte, fand ich die Bucht zwischen dem Ostrand des Eises und der südlichen Seeküste vollständig mit Eisbergen angefüllt, so daß ich am ersten Tage den einzigen Lagerplatz in der Nähe des Gletschers nicht erreichen konnte. Ich mußte am gegenüberliegenden Ufer übernachten, aber nur mit großer Mühe konnte ich das Boot durch die Eismassen hindurchbringen; nur der Kürze des Bootes verdanke ich es, daß dasselbe nicht durch die zusammenstoßenden Eisberge zerquetscht wurde und ich ungefährdet aus dem Eischaos herauskam. Am andern Morgen war dieselbe Bucht, infolge einsetzenden Westwindes, fast frei von Eis.

Im allgemeinen sind die Eisberge 4—5 *m* lang, 1—2 *m* aus dem Wasser aufragend. Der größte Eisberg, den ich beobachtet habe, hatte eine Höhe von 8—10 *m* und eine Länge von 40—50 *m*. Er lag fest auf dem Seeboden, etwa 4—500 *m* vom Ufer entfernt, dem Eingange des Nordarmes, dem die meisten und größten Eisberge entstammen, gegenüber. Ihre äußere Form wechselt sehr; sehr oft gleichen sie schwimmenden Häusern, deren Dach aus dem Wasser ragt, oft haben sie mehr gerundete Formen und gleichen Fischen, oft aber auch nehmen sie mehr ausgewitterte, gezackte Formen an, zuweilen täuschend langhalsigen Schwänen gleichend. Aber diese letzteren Formen bewahren ihre Lage nicht lange; durch Abtauen und Anschmelzen (die Temperatur des Wassers fand ich im März 1900 zu 8° Celsius) aus der Gleichgewichtslage gebracht, stürzen sie oft um, wälzen sich dann oft lange im Wasser hin und her, bis sie wieder ihre Ruhelage finden.

Das Entstehen dieser Eisberge, der Vorgang der Kalbung, gestaltet sich nach meinen Beobachtungen so, wie Drygalski ihn im Grönlandwerke als Kalbungsvorgang dritter Größe schildert. Ich konnte ja nur je einen Tag diesem interessanten Gletscher widmen, so daß ich weit davon entfernt bin, zu behaupten, daß nur dieser Drygalskische dritte Vorgang hier stattfinde; im Gegenteil, die Verhältnisse sind hier ja denen, welche in den grönländischen Inlandeisausströmen herrschen, so analoge, daß ich der Meinung bin, auch die zweite Kalbungsart findet hier statt, nur mit andern Größenverhältnissen; da sie aber verhältnismäßig viel seltener eintritt, so konnte ich keine einschlägige Beobachtung machen.

Was ich beobachtet habe, ist folgendes:

Wie aus den Abbildungen des Gletschers ersichtlich, ist das in den See hinausragende Ende der Gletscherzunge stark zerklüftet. Der obere Teil der Steilwand schiebt sich rascher vor als der Fuß, der dem Seeboden aufruht, so daß am Rande einzelne Teile nach vornüber geschoben werden, bis sie, den Halt verlierend, auf einer Spaltkluft abrutschend, in den See fallen. Beschleunigt und begünstigt wird dieser Vorgang noch durch die Schmelzwirkung des warmen Seewassers, welches den im See befindlichen Fuß der Eiswand stetig benagt und so den aus dem Wasser aufragenden Teil unterhöhlt. Dieses Abstürzen geschieht jedesmal mit einem großen Getöse, das schon von weither vernehmbar ist, wie lauter Donner über den See hallend. Der in den See abgestürzte Eisblock erzeugt eine gewaltige, hochaufspritzende Garbe von Wasser und Eisstücken, die mit laut klatschendem Geräusch auf die Wasserfläche zurückfällt. Diese aufspritzenden Wassermassen verbergen in den ersten Momenten den Anblick des abgestürzten Blockes; sobald sich das Wasser

beruhigt, sieht man den neugebildeten Eisberg sich hin- und herwälzen, sich überschlagen, bis er seine Ruhelage gefunden; umgeben von einem ganzen Schwarm kleinerer Eisstücke zieht er dann langsam und majestätisch davon. Die Flutwellen, welche durch den Absturz der Eisblöcke — oft rutschen auch große Eislawinen in den See — erzeugt werden, sind hoch und pflanzen sich weit fort; in einer Entfernung von 4 *km* sah ich noch die aufsteigenden Wogen Eisschollen 3 *m* über der jeweiligen Wasserlinie ans Ufer werfen. Deshalb sind auch an manchen Stellen die Ufer in der Nähe des Gletschers bis 3 *m* hoch mit Eisstücken bedeckt. Es ist mir nun sehr wahrscheinlich, daß dort, wo die unteren Teile der Eismasse durch wiederholtes Abstürzen oberer Eisstücke entlastet sind, diese entlasteten unteren Teile durch den Auftrieb des Wassers in die Höhe gehoben werden und so auch Eisberge entstehen — doch habe ich, wie gesagt, diesen Vorgang nicht selbst beobachtet.

Die Sondierung, welche ich im Seearm östlich vom Gletscher vornahm und die auf der Skizze in Abbildung 3 dargestellt ist, ergibt als größte Tiefe 137 *m*, und zwar befindet sich dieselbe nahe an dem gegenüberliegenden östlichen Ufer. Der Gletscher hat, wie aus der Gestalt seines Endes hervorgeht, die Tendenz, im See eine östliche Richtung einzuschlagen, und so hat er bei früherer größerer Ausbreitung, deren Spuren überall in Form von Moränen und Gletscherschliffen sichtbar sind, zunächst im südöstlichen Teil des Seearmes Grundmoränenmaterial abgelagert, daher hier die mindere Tiefe und die sanftere Böschung. Da nun die Steilwand der Eismauer eine Höhe von über 30 *m* hat, so müßte eine Wassertiefe von mindestens 300 *m* vorhanden sein, um den äußersten Teil der Eismasse schwimmend zu erhalten — das Eis liegt dem Seeboden fest an.

Die gleichen Erwägungen machen es mir sehr zweifelhaft, ob Kalbungen erster Größe nach Drygalski hier vorkommen. Dieser Vorgang setzt ein Schwimmen des Gletscherendes voraus. Meine, allerdings in einiger Entfernung vom Eisrande vorgenommene Lotung ergab eine Maximaltiefe von nur 137 *m* und da eine Tiefenzunahme nach dem Gletscher hin sehr unwahrscheinlich ist, halte ich diese Kalbungsart für so gut wie ausgeschlossen. Auch die Höhe der beobachteten Eisberge spricht gegen das Vorkommen dieses Vorganges. Der höchste Eisberg, den ich gesehen, ragte nicht mehr als 10 *m* aus dem Wasser auf — bei einer Mächtigkeit des Eises, die am Gletscherende zum mindesten 170—180 *m* beträgt, müßten aber, wenn Kalbungen erster Größe stattfänden, Eisberge vorkommen mit einer Höhe von 17—20 *m* — das ist aber bisher niemals beobachtet worden und es ist wohl nicht anzunehmen, daß alle Eisberge im umgewälzten Zustande beobachtet worden sind.

Auch die Oberflächenformen dieses Gletschers, der, wie ich schon weiter oben erwähnte, vollständig frei von Obermoränen ist, sind merkwürdig dadurch, daß sie sich ganz verschieden ausgestalten. Derjenige Teil des Gletschers, welcher im See lagert, weist eine vollständige Zerklüftung der Oberfläche auf, er ist ein regelloses Gewirr von Spitzen, Zacken und Türmen, das aber mit der regelmäßigen Anordnung von Büßerschneefiguren nicht verglichen werden kann.

Die Oberfläche des auf dem Lande befindlichen Teiles dagegen ist weniger zerklüftet; sie ist regelmäßiger gestaltet, hier erscheinen flache Furchen und gerundete Kämme, die parallel der Längsrichtung des Gletschers verlaufen. Die Eismasse des Gletschers ist nach der Mitte zu flach gewölbt und fällt am Rande mit ziemlich steiler Böschung ab. Hier auf dem Böschungsrande erscheinen oft isolierte Spitzen, die gelegentlich zu mehreren in gerader Linie parallel der Längsrichtung des Gletschers hintereinander liegen, teils gerundete, teils schroffe, kantige Formen aufweisen und eine Höhe von 8—10 *m* erreichen. Auch diese Seraksbildung hat mit Büßerschnee nichts gemein. Zwischen ihnen haben die Schmelzwasser ihre Rinnsale in die Eisoberfläche eingegraben.

Zum Schlusse möchte ich noch eine Beobachtung erwähnen, die ich an den gekritzten Geschieben aller patagonischen Gletscher gemacht habe. Da fiel mir auf, daß ein großer Teil dieser Geschiebe, namentlich diejenigen, welche allseitig stark mit Schrammen bedeckt sind, also große Druckwirkung aufweisen, an den Längsenden (sie haben stets eine längliche Form) meißelförmig zugeschärft sind. Oft ist das nur an einem Ende, sehr häufig aber an beiden Enden der Fall. Ausnahmsweise fand ich auch Geschiebe, an denen die Zuschärfung an den Kanten der Breiterichtung vorhanden ist.

II. Die Gletscher am Südende des Lago Argentino. Stokes- und Richtergletscher.

Vom Canal de los tempanos (Westteil des Lago Argentino), in welchen der Bismarckgletscher eintritt, erstreckt sich ein 2—3 *km* breiter und 20 *km* langer Arm des Lago Argentino in beinahe direkt südlicher Richtung, mit demselben fjordartigen Charakter, wie er den westlichen Teilen aller Cordillerenseen Patagoniens eigentümlich ist. Im Jahre 1899 drang ich als erster bis an das Südende dieses Armes vor, um, wenn möglich, hier die Cordillere zu queren und nach dem Fjorde Peel Inlet auf der pazifischen Seite abzusteigen. Das gelang mir allerdings nicht, da die Ausrüstung, welche mir zur Verfügung stand, nicht im mindesten genügte, um die Schwierigkeiten einer tagelangen Wanderung über außerordentlich stark zerklüftete Gletscher zu überwinden, aber ich drang doch genügend weit in diese gänzlich unerforschte Eiswelt vor, um außer geologischen und topographischen Studien auch auf glacialem Gebiete einige Beobachtungen zu machen, die, wie ich glaube, das Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen können.

Ich konnte feststellen, daß die Depression, in welcher der Canal de los tempanos und dessen Fortsetzung, der Südarm des Lago Argentino, sich befinden, in etwas mehr westlicher Richtung noch 17 *km* weiter fortzieht bis zum Mount Stokes, an dessen Ostfuße eine Zweiteilung eintritt; ein Tal senkt sich in direkt südlicher Richtung zum Lago Dickson hinab, ein anderes Tal zieht nach West zum vergletscherten Kamme des Hauptzuges der Cordillere hinauf, von dem aus auf der anderen Seite die Gletscher und Gewässer in den Fjord Peel Inlet strömen.

Alle diese Täler sind das Bett gewaltiger Eisströme, die der Inlandeismasse der zentralen Cordillere entstammen und einstmals, genau wie etwas weiter nördlich der Bismarckgletscher, in das Südende des Lago Argentino eintraten, jetzt aber 10 *km* davor ihr Ende erreichen.

Etwa in der Mitte zwischen dem jetzigen Gletscherende und dem Lago Argentino liegt ein schöner Bergsee, der 5 *km* lange Lago Frio, in dessen kalten Fluten sich die bis zu einer Höhe von 2800 *m* steil aufragenden, eisgepanzerten Richterberge — zu Ehren des um die Gletscherforschung hochverdienten Dr. Eduard Richter in Graz — der Hauptcordillere spiegeln. (Beilage Seite 48; oberes Bild.)

Bewaldete Berge bilden das Nordufer, während am Südufer kahle, nur mit sehr spärlichem Pflanzenwuchs bestandene Felsen in schroffen Wänden steil zum See abfallen. Hier an der Südseite drang ich vor, beschwerlich über hochgetürmte Moränen, manche gefährliche, schwierige Kletterstelle an den steilen Felswänden überwindend. Das Vordringen gestaltete sich in diesen noch gänzlich unbewohnten Gegenden dadurch so beschwerlich, daß der Expedition eine ganz ungenügende Anzahl von Trägern beigegeben worden war. Da, wo ein Vorwärtskommen nur noch zu Fuß möglich war, verteilte ich alles Gepäck (Decken, Proviant, Instrumente etc.) gleichmäßig unter alle Expeditionsteilnehmer, so daß jeder außer seinen für die Nacht dienenden Decken, einen gleichen Teil des gemeinsamen Gepäckes, als

Proviant etc., zu tragen hatte. Wir hatten namentlich für längere Fußexpeditionen oft eine recht bedeutende Last zu schleppen.

Am Südende des Sees dehnt sich eine mit grobem Sande bedeckte, 3 *km* lange Ebene (kürzlich frei gewordener Seeboden), die von dem in viele Arme zerteilten Rio Frio durchströmt wird. Näher dem Gletscherende stellen sich bedeutende Moränen ein, die sich auf der Südseite weit auf den Gletscher hinaufziehen und unmittelbar vor dem Ende desselben zwei kleine, durch einen glatt geschliffenen Felsbuckel getrennte Seen umschließen, in welche das zum Teil stark mit Schutt bedeckte Gletscherende hineinragt.

Die diesen Seen entströmenden Bäche vereinigen sich zu dem erwähnten Rio Frio, welcher, nachdem er sich in vielarmiger Gestalt zunächst durch die bis zum Lago Frio reichende Sandebene durchgewunden, in diesen See eintritt. Bei seinem Austritt muß er sich schäumend Bahn brechen durch ein Gewirr von Moränenzügen, welche die 4 *km* breite Ebene zwischen Lago Frio und Lago Argentino völlig erfüllen, bevor er in den letzteren See einmündet.

Es sind ganz eigenartige Scenerien, voll wilder, ungebändigter Urkraft, welche die hier vollständig unberührte Natur dem staunenden Auge des Forschers, der bis hier vorgedrungen, darbietet; die Beilage Seite 48 mag eine schwache Vorstellung davon geben, sowie sie auch die Lage der Moränen veranschaulicht. Die Moränen ziehen sich allmählich ansteigend bis zu einer Höhe von 400 *m* über dem Meeresspiegel (200 *m* über dem Spiegel des Lago Argentino) an den Berghängen hinauf. Ihr Material ist ganz vorwiegend ein helles, granitisches sowie porphyrisches Gestein, nur spärlich finden sich Gerölle von metamorphen Kreidesedimenten. Diese Moränen gehören einem Rückzugsstadium der letzten (dritten) größeren Ausdehnung der Gletscher Patagoniens an.

Wie überall (ich betone das »überall«) im südlichen Patagonien untrügliche Spuren vorhanden sind, daß die Gletscher der Cordillere zu wiederholten Malen[1]) weit nach Osten in die Pampas hinein sich vorschoben und daß der anfänglich rasche Rückzug dieser gewaltigen Eismassen zeitweilig durch einen längere Zeit andauernden, stationären Zustand unterbrochen wurde, so führen uns die glacialen Erscheinungen der Umgegend des Lago Argentino besonders klar die Zustände vor Augen, wie sie zur Zeit des dritten, kleinsten Vorstoßes der Gletscher herrschten.

Einzelheiten muß ich hier übergehen; ich will nur erwähnen, daß die erste Vereisung die bedeutendste war,[2]) ihre Spuren lassen sich bis an die jetzige atlantische Küste verfolgen und zwar dehnten sich Eismassen, die ihren Ursprung in der antarktischen Region hatten, über Feuerland bis etwas nördlich vom Rio Santa Cruz in die Breite von 49° 30′ S. Br. aus; weiter nördlich, wo es sich um nur der Cordillera entstammende Eismassen handelte, erreichten dieselben die Ostküste des Continentes nicht. In die Interglacialzeit zwischen der ersten und zweiten Eiszeit fällt sehr wahrscheinlich die Bildung der Magelhaensstraße. Endmoränen

[1]) Nach meinen Beobachtungen (Hauthal: Über patagonisches Tertiär. Briefliche Mitteilung vom 12. August 1898 in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, 1898, Band 50, Heft 2, und Globus, Band 75, Nr. 7, »Erforschung der Glacialerscheinungen Patagoniens«) sind in Patagonien bestimmt zwei, sehr wahrscheinlich aber drei durch längere Interglacialzeiten scharf getrennte Vorstoßperioden der Gletscher nachweisbar. Dr. O. Nordenskjold spricht in seinem am 11. März 1897 in Buenos Aires gehaltenen Vortrage: algunos datos sobre la naturaleza de la Region Magallanica (Anales de la Soc. Cient. Arg. tom. 44, S. 190 etc.) nur von einer patagonischen Eiszeit; in einer späteren Arbeit: Über die posttertiären Ablagerungen der Magellansländer; Svenska Expeditionen till Magellansländerna, Bd. 1, Nr. 2, erschienen Ende 1898 (eingetroffen in La Plata 29. März 1899), nimmt dann auch Nordenskjöld zwei Vereisungen Patagoniens an, ohne allerdings seine frühere Ansicht zu berichtigen.

[2]) Dr. O. Nordenskjöld hält die zweite Vereisung für die bedeutendere; aber keine der mir bekannten Tatsachen spricht zugunsten dieser Annahme.

der zweiten Vereisung beobachtete ich im Tale des Rio Gallegos etwa 120 *km* von der Küste landeinwärts bei 70° 37′ W. L. G., während ich die Endspuren der dritten Vereisung in den Moränenzügen sehe, die in der Gegend zwischen 50°—52° S. Br. ungefähr unter 72° W. L. G. lagern. So spreche ich die Moränen, welche am Ostende des Lago Argentino sowie etwas östlich vom Cerro Palique lagern, als Endmoränen der dritten Vorstoßperiode an, während ich die fünf schönen, konzentrischen Moränenzüge, welche das Ostende des Lago Maravilla und Sarmiento halbkreisförmig umgeben, als Beweise eines längere Zeit andauernden, stationären Zustandes der sich zurückziehenden Gletscher der dritten Periode auffasse.

Einer gleichen Unterbrechung des Rückzuges verdanken die Moränen zwischen den Bergen Frias und Buenos Aires sowie die in der Ebene zwischen Lago Argentino und Lago Frio ihren Ursprung, und auch diejenigen Moränen, welche dem jetzigen Ende des Richtergletschers vorgelagert sind.

Jetzt ist der Gletscher im raschen Rückzuge, bildet also keine Endmoränen. Ich betrat ihn auf der Südseite, über den Moränenschutt kletternd, der hier den keilförmigen Raum zwischen dem ziemlich steilen Berghang und der gleichfalls steil abfallenden Gletscherböschung anfüllt.

Eine frische Endmoräne ist nicht vorhanden; der vom Gletscher verlassene Fels ist mit Schutt bedeckt, regellos und in der Weise, wie ihn ein sich zurückziehender Gletscher zurückläßt; stellenweise sind die Gesteinsblöcke in einem schmierigen Ton eingebettet, der so weich ist, daß man knietief einsinkt. Da, wo nackter Fels zutage tritt, ist derselbe mit Schrammen bedeckt, alle diese Schrammen stehen aber senkrecht zur Längsachse des Gletschers; also auch hier haben wir die Spuren derselben von innen nach außen und von unten nach oben gerichteten Bewegung des Eises, wie ich sie auch beim Bismarckgletscher beobachtet und eingehender erörtert habe.

Das Fehlen einer wallartig aufgestauten, frischen Endmoräne unmittelbar vor dem Eisrande zeigt, daß hier ein Wachsen des Gletschers und dadurch bedingtes seitliches Aufquellen nicht vorhanden ist — der Gletscher ist im Rückzuge; das beweist auch der Umstand, daß das Eis an vielen Stellen auf lange Strecken dem Berghange nicht anliegt, sondern daß zwischen diesem und dem Eise ein weiter Spalt klafft, der sich oft tief unter den Gletscher hinabzieht, sich höhlenartig erweiternd. Diese Randkluft ist nicht nur auf die in Folge der Bodenerwärmung stattfindende Abschmelzung zurückzuführen; sie ist vielmehr dadurch bedingt, daß kein Nachschub von Material aus den unteren mittleren Partien des Gletschers nach den Seiten hin stattfindet.

Ganz besonderes Interesse gewährt aber dieser Gletscher dadurch, daß er sich in einer Meereshöhe von 500 *m* am Ostfuße des Mount Stokes in zwei Eisströme teilt[1]), von denen der eine sich nach Süden wendet und in den 300 *m* tiefer gelegenen

[1]) Auf den chilenischen Karten wird irrtümlich angegeben, daß der Stokesgletscher von dem Richtergletscher durch einen höheren Bergrücken getrennt ist, welcher als Fortsetzung der wasserscheidenden Hauptcordillere anzusehen wäre. Auch auf der neuesten, von Prof. Dr. Hans Steffen in Petermanns Mitteilungen, Bd. 49, 1903, veröffentlichten Karte erscheint dieser imaginäre Höhenzug, auf welchem Steffen die jüngst vom englischen Schiedsgericht festgestellte chilenisch-argentinische Grenze verlaufen läßt. Steffen kennt allerdings diese Region nicht aus eigener Anschauung, er stützt sich auf das Material der chilenischen Grenzkommissionen. Aber dieses Material muß mit größter Vorsicht gebraucht werden, da im Interesse der chilenischen Grenzansprüche an vielen Stellen, wo es sich um die interozeanische Wasserscheide handelt, auf den chilenischen Karten höhere Bergzüge erscheinen, die gar nicht existieren. So hier zwischen dem Stokes- und Richtergletscher, so ferner im Osten des Lago Belgrano und des Lago Buenos Aires; an beiden letztgenannten Orten finden sich auf den chilenischen Karten größere Höhenzüge; in Wirklichkeit sind hier aber große offene Depressionen mit niederen Moränenzügen, Drumlins und Äsar.

Lago Dickson einmündet, dessen Ausfluß der Rio Payne, den an 3000 *m* hohen Cerro Payne östlich umkreisend, zunächst drei kleinere Seen (Lago Nordenskjöld, Lago Payne I und II) durchfließt, dann in den großen Lago Maravilla einmündet und, als Rio Toro diesen See wieder verlassend, sich am Südostfuße des Cerro Balmaceda in den Fjord Ultima Esperanza ergießt.

Ein anderer Teil des Stokesgletschers zieht nach Osten, vereinigt sich mit dem Richtergletscher und sendet seine Schmelzwässer als Rio Frio in den Lago Argentino, der durch den Rio Santa Cruz seine Gewässer in den Atlantischen Ozean ergießt.

Einen Gesamtüberblick über diese so sehr interessanten Verhältnisse bietet die Beilage Seite 48, unteres Bild, das von einem 1200 *m* hohen Berge, dem Cerro Frio, östlich gegenüber dem Mount Stokes genommen wurde.

Der Lago Dickson liegt vor uns in westlicher Richtung; begrenzt im Westen von schroff abfallenden, kleine Hängegletscher tragenden dunklen Bergen, die im Mount Stokes (dem nördlichsten Gipfel) kulminieren; sein Gipfel ist in Wolken gehüllt. Zu unseren Füßen, zwischen unserem Standpunkte und dem Mount Stokes, sehen wir das wild zerrissene, unpassierbare Eismeer des Stokesgletschers in den Dicksonsee eintreten, während ein anderer Teil dieses Eisstromes nach Osten zieht, zum Lago Argentino.

Ich drang bis nahe an den Fuß des Mount Stokes vor. Weiterhin ist die Oberfläche des Gletschers infolge von sich kreuzenden Spaltensystemen so wild zerrissen, daß nur eine mit allen Hilfsmitteln wohl ausgerüstete Expedition den Versuch machen kann, weiter vorwärts zu dringen. Mir standen außer zwei Eispickeln keinerlei Hilfsmittel zur Verfügung, die immer breiter, tiefer und verworrener werdenden Spalten zu überwinden, ich mußte mich zur Umkehr entschließen und verbrachte die Nacht am rechten Berghange, etwa zwischen den Punkten *g* und *f* der gegenüberstehenden Skizze des Gletschers (Abbildung 5). Diese mehr schematische Skizze ist deshalb angefertigt worden, weil das, was ich auf meiner Wanderung über den unteren Teil des Gletschers beobachten konnte, mein Interesse im höchsten Grade erregte und ich diese Beobachtungen weiteren Kreisen zugänglich machen will. Bietet auch diese schematische Skizze nicht ein absolut genaues topographisches Bild, so wird sie doch, wenn wieder einmal nach Jahr und Tag ein aufmerksamer Beobachter diesen so weit abgelegenen Gletscher betreten sollte, als Anhaltspunkt dienen für die Veränderungen, die derselbe im Laufe der Zeiten erlitten haben wird.

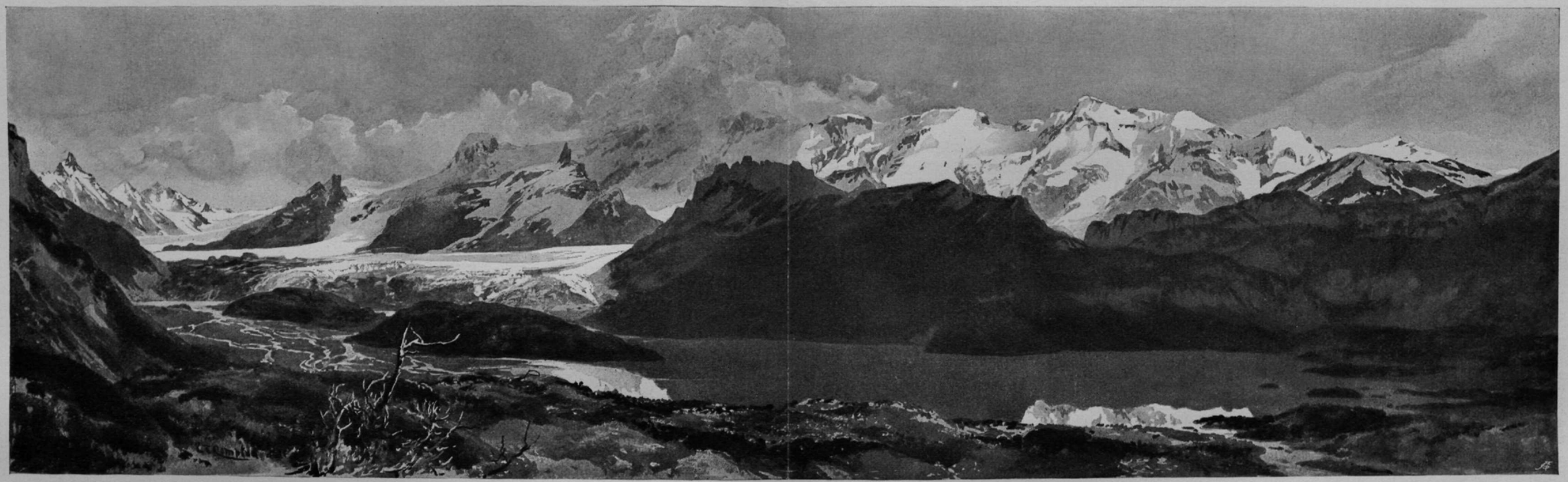
Betrachten wir die Skizze näher.

Ein großer, von Nordwest kommender Eisstrom *I*, verstärkt durch einen direkt von Norden ihm zufließenden Ausstrom *II* der Inlandeismasse, wendet sich am Ostfuße des Mount Stokes nach Süden zum Dicksonsee.

Ganz analog kommt ein anderer großer Eisstrom *IV*, gleichfalls verstärkt durch einen direkt von Norden kommenden Ausstrom *III* der Inlandeismasse, von Nordosten und wendet sich nach Osten in zwei durch einen Felsbuckel getrennte, kleinere Seen. Diese Eisströme bleiben aber nicht getrennt; ein Teil von Eisstrom *I* vereinigt sich mit Eisstrom *IV* und fließt nach Osten.

Es wäre gewiß von Interesse, genaue Reihen von Beobachtungen darüber anzustellen, wie sich die hier zusammenströmenden Eismassen gegenseitig in ihrer Richtung beeinflussen und wie sich infolge davon die Oberfläche der Eisströme gestaltet. Das, was ich von der Oberflächengestaltung beobachtet habe, ist folgendes:

Die Eisströme *I* und *II*, die den Stokesgletscher bilden, sind vollständig frei von Oberflächenmoränen, ebenso der Eisstrom *III*, sie verhalten sich in dieser Beziehung genau wie der Bismarckgletscher. Der Eisstrom *IV* dagegen, der Richtergletscher zeigt auf beiden Seiten eine schwache Steinstreuung, die sich streifenartig parallel den Rändern erstreckt. Eigentliche Randmoränen sind nicht vorhanden,



Zeichnung von E. T. Compton nach Naturaufnahme von R. Hauthal. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Lago Frio mit Richtergletscher.



Zeichnung von E. T. Compton nach Naturaufnahme von R. Hauthal. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Stokes-Gletscher mit Lago Dickson.

ebensowenig eine Mittelmoräne, wohl aber etwas vom Gletscherrande entfernte Ufermoränen. Betrachten wir nun aber die Beilage Seite 48 (Lago Frio), so sehen wir, daß die rechte Seite des Gletschers in einer Breite von 200 *m* vollständig von grobem Moränenschutt bedeckt ist. Auch der keilförmige Raum zwischen der steilen Uferwand und dem mit steiler Böschung abfallenden Eise wird von sehr grobem Moränenmaterial, unter dem die Schmelzwässer zu Tal fließen, ausgefüllt. An der Uferwand ist deutlich sichtbar, daß der einst viel mächtigere Gletscher auf seinem jetzt noch andauernden Rückzuge längere Zeit hindurch Halt machte. (Ufermoränen und nackte, von Vegetation entblößte Felsen.)

Die Schuttbedeckung erstreckt sich an der Südseite etwa 3 *km* weit auf den Gletscher hinauf und wird hier von schuttbedeckten Eishügeln, die sich vom rechten Ufer aus halbkreisförmig bis in die Mitte des Gletschers (3 *km* vom Ufer) erstrecken, scharf begrenzt. Diese Hügel bestehen aus schmutzigem, mit zerstreutem Gesteins-

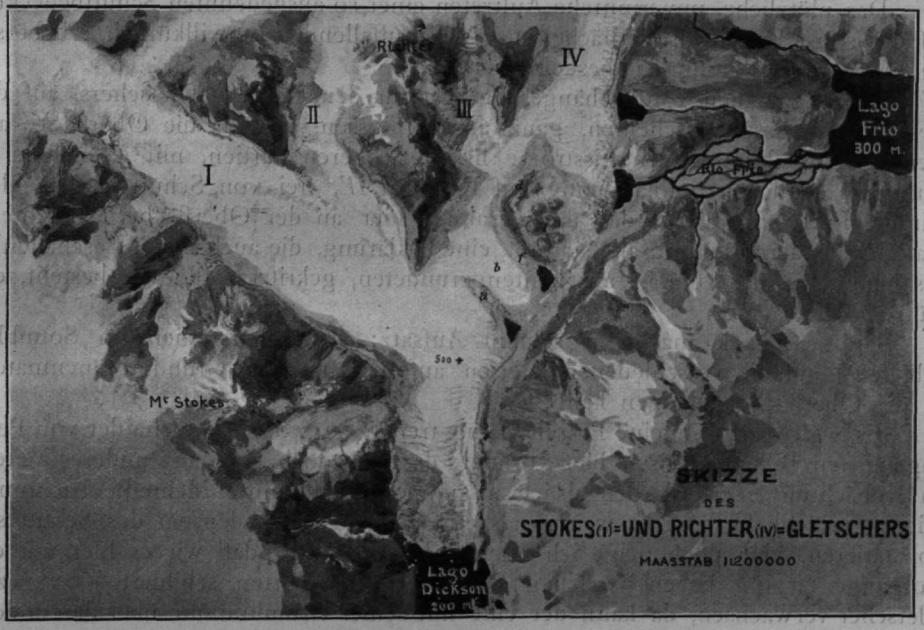


Abbildung 5.

schutt angefülltem Eise und sind im allgemeinen nur 1—2 *m* hoch; am nördlichen Rande der Schuttbedeckung (bei *d* der Skizze) erreichen sie aber eine Höhe von 10—12 *m*, erheben sich mit ziemlich steiler Böschung und sind schon von weither sichtbar.

Diese Hügel heben sich mit scharfem Rande von dem flachen Eise ab, das am Südwestrande der Hügel (*f* der Skizze) die Form einer flachen, 1—2 *m* tiefen, etwa 200 *m* breiten, muldenartigen Depression annimmt, in der nur vereinzelte kleinere Gesteinstrümmer zerstreut liegen. Nach Südwesten geht diese Depression wieder in eine Schwellung des Eises (*b*) über. Diese Schwellungspartie des Eises ist 1½ *km* breit und völlig frei von Oberflächenschutt irgendwelcher Art, der sich auffallenderweise aber wieder bei *a* der Skizze einstellt und zwar auch hier in einer ungefähr 150—200 *m* breiten, flachen Depression, an deren südlichem Ende (Uferende) sich im Eise ein größeres Loch befindet, das sich mittags mit Wasser füllt. Die ganze übrige Oberfläche der Eisströme ist, soweit ich sie übersehen konnte, völlig frei von Oberflächenschutt. Ich will noch erwähnen, daß am Uferende der

erstbeschriebenen Depression sich gleichfalls ein kleiner See im Eise befindet, der am Mittage, als ich ihn passierte, mit Wasser gefüllt war.

Wodurch aber diese ganze schuttbedeckte Region besonders ausgezeichnet ist, das ist der Umstand, daß sich im Innenraum der schuttbedeckten Hügel (bei *l* der Skizze) viele große Vertiefungen, Löcher oder besser Kessel im Eise befinden. Diese Kessel, ich zählte beim Passieren deren 6 (es sind aber sehr wahrscheinlich mehr vorhanden), sind 20—30 *m* tief und haben einen Durchmesser von 40—60 *m*. Ihre Wände sind steil, nahezu senkrecht, ihr Boden ist mit grobem Moränenmaterial (oft Blöcke bis zu 20 *cbm*) bedeckt. Ich betone, daß ich weder am Nachmittag, noch am Morgen Wasser in denselben sah, noch Spuren, daß hier vielleicht zeitweilig Schmelzwässer ihren Abfluß haben.

Das ist, was ich während meines kurzen Aufenthaltes in diesem so interessanten Eisgebiete von der Oberflächengestaltung beobachtet habe.

Das plötzliche, unvermittelte Auftreten einer so ausgedehnten Schuttbedeckung auf der sonst reinen Eisoberfläche ist gewiß auffallend — unwillkürlich erhebt sich die Frage, woher kommen diese Massen?

Ein Herabfallen von Gehängeschutt ist für den Teil des Gletschers, auf dem diese Schuttmassen erscheinen, ganz ausgeschlossen, und da die Oberfläche aller hier zusammenkommenden Eisströme in ihren oberen Partien, mit Ausnahme der geringen, seitlichen Steinstreuung auf Eisstrom *IV*, frei von Schutt ist, so bleibt nur die Erklärung übrig, daß das gesamte, hier an der Oberfläche erscheinende Material aus der Grundmoräne stammt, eine Erklärung, die auch in der Beschaffenheit des Materiales, das zumeist aus kantengerundeten, gekritzten Blöcken besteht, eine Stütze findet.

Dr. A. Penck macht in seinem Aufsatz: »Gletscherstudien im Sonnblickgebiete«[1]) auf die verschiedenen Weisen aufmerksam, wie Grundmoränenmaterial an die Oberfläche gelangen kann.

Es wäre verfrüht, eine Entscheidung treffen zu wollen, welche der von Penck angeführten Bildungsweisen hier vorliegt; dazu ist doch ein ganz anderes Material an Beobachtungen erforderlich, als ich zusammenstellen konnte. Meine Beobachtungen reichen ja schließlich nicht weiter, als einfach das Vorhandensein des Schuttes zu konstatieren, aber doch neige ich mich der Ansicht zu, daß wir es hier mit dem Vorgange zu tun haben, welchen Penck in den Worten schildert,[2]) »wo zwei Gletscher verwachsen, da kann der eine mit seiner Grundmoräne über den anderen übergreifen und diese apert dann aus«. Und zwar hätten wir hier zunächst ein sich gegenseitiges Stauen der Eisströme *I*, *III* und *IV*; und als Folge davon ein Hervortreten und Ausapern der Grundmoräne von *I* auf *IV*.

Im Anschlusse hieran will ich noch erwähnen, daß ich glaube, daß auch die bei *b* der Skizze auftretende 1½ *km* breite Partie des Gletschers, wo derselbe eine Schwellung zeigt, auf diese Stauung zurückzuführen ist, und zwar wäre *b* ein Teil des gestauten Eisstromes *III*.

Doch, wie gesagt, das sind mehr Vermutungen — es wäre ja doch auch denkbar, daß wir hier, namentlich bei *a* und *f*, den von Finsterwalder[3]) angeführten Fall vor uns hätten, daß Grundmoräne auf Verschiebungsklüften als Oberflächenmoräne hervortritt. Da es sich aber hier um Gletscher handelt, die im Rückzuge begriffen sind, so erscheint mir diese Erklärung wenig wahrscheinlich.

Macht schon die Erklärung des plötzlichen Auftretens von so gewaltigen

[1]) Diese Zeitschrift, Bd. 28, 1897.

[2]) Loc. cit., S. 70.

[3]) Finsterwalder, Der Vernagtferner. Wiss. Ergänzungshefte zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins, I. Bd., 1. Heft, 1897, S. 57.

Massen von Moränenschutt an der Eisoberfläche einige Schwierigkeiten, so mehren sich diese noch, wenn wir daran gehen, das Relief der Oberfläche in der schuttbedeckten Region, die Hügel und Kessel zu erklären.

Die Hügel bieten weniger Schwierigkeiten. Die Schuttbedeckung ist so stark, daß sie nur als Schutz auf die Unterlage einwirken kann, das schuttbedeckte Eis muß sich also in Form von langgestreckten Hügeln erheben. Warum aber haben diese Hügel eine oft sehr steile Böschung und schmale Kämme? Diese kann ich mir ebensowenig erklären, wie das plötzliche Auftreten der großen und tiefen Kessel. In der mir zugänglichen Literatur, und die ist allerdings durchaus nicht erschöpfend, finde ich in der Arbeit von Dr. R. Sieger[1]) ähnliche Oberflächenformen erwähnt. Auch Dr. med. Franz Kronecker erwähnt in seinen »Reisen in den südlichen Alpen Neuseelands« (diese Zeitschrift, Bd. 28, S. 14), daß er auf dem großen Tasmangletscher »umfangreiche, trichterförmige, den Gletscher nicht selten in seiner ganzen Dicke durchsetzende Löcher« antraf. Sie waren mit an der Oberfläche überfrorenem Wasser angefüllt und ließen, wenn sie nicht gar zu tief waren, an ihrem Grunde einen Felsblock erkennen.

Vielleicht haben wir es hier trotz der abweichenden, trichterförmigen Form mit einer ähnlichen Erscheinung zu tun, die uns dann das Anfangsstadium dieser Gebilde vorführen würde.

Mein Aufenthalt auf dem Gletscher konnte leider nur ein sehr kurzer sein, so daß ich von den großen, kesselartigen Vertiefungen eigentlich nichts weiter weiß als ihre Existenz, ihre Größe, ihre steilen Wände und ihren schuttbedeckten Boden; ich unterlasse es daher, irgend eine bestimmte Erklärung anzuführen. Viel Ähnlichkeit in der Form haben diese kesselartigen Löcher auch mit dem Eiszirkus, welchen Dr. E. Richter im Jahre 1886 auf dem Übeltalferner beobachtete[2]). Die äußere Form stimmt in allen wesentlichen Merkmalen überein, auch hier auf dem Richtergletscher sind es »weite und tiefe Einsenkungen, eigentlich vollständige Löcher mit steilen Wänden«, auch hier erhält man den Eindruck von »mächtigen, in das Eis eingesenkten Amphitheatern«; der Unterschied besteht darin, daß in dem Loche auf dem Übeltalferner der Gletscherbach den mit Schotter bedeckten Boden durchfließt, während in den Kesseln auf dem Richtergletscher ich von dem Gletscherbach oder anderen Schmelzwässern nichts beobachten konnte; hier war der aus Eis bestehende Boden mit grobem Moränenschutt bedeckt.

Ob die Analogie der Form auch auf eine analoge Entstehung hinweist, lasse ich dahingestellt — nur das will ich erwähnen, daß das Auftreten dieser hier von mir beobachteten tiefen Kessel mit dem Rückzugstadium des Gletschers im engsten Zusammenhang zu stehen scheint.

In Bezug auf diese eigentümlichen Erscheinungen, sowohl die großen, kesselartigen Vertiefungen, als auch das unvermittelte, plötzliche Auftreten von großen Massen von Moränenmaterial auf der Oberfläche des unteren Richtergletschers, das ja mit der Kesselregion zusammenfällt, möchte ich auf eine analoge Erscheinung hinweisen, die ich im Jahre 1897 15 Breitengrade weiter nördlich in der Gobernacion Neuquen beobachtet habe, und die vielleicht geeignet ist, zur Erklärung des auf dem Richtergletscher Beobachteten herangezogen zu werden. In der Gobernacion Neuquen unter 71° 30′ W. L. v. G. und 39° 38′ S. B. erhebt sich in der Cordillere, aber auf der Ostseite des granitischen Hauptzuges, ein erloschener Vulkan, isoliert, bis zu einer Höhe von 3800 *m*, der Lanin. Das ist eine außerordentlich charakteristische Berggestalt, die der, welcher sie einmal geschaut, nicht wieder vergißt. In schöner

[1]) Die Karstformen der Gletscher. Hettners Geographische Zeitschrift, 1895, S. 195 ff.

[2]) Dr. E. Richter, Die Gletscher der Ostalpen. Stuttgart 1888. — Vgl. die Abbildung auf Tafel 2 dieses Werkes.

Kegelform erhebt sich die dunkle Masse des majestätischen Berges aus dem satten Grün prachtvoller Araucarienwälder, die in ihrem fremdartigen, altertümlichen Habitus wie Zeugen aus der geologischen Vergangenheit der Erde uns gemahnen an längst vergangene Zeitläufte. Die obere Hälfte des Berges ist eingehüllt in einen glänzend weißen Schneemantel, der an der Nordseite einen größeren Gletscher weit hinab zu Tal sendet. (Vgl. Abbildung 6.)

Der weithin sichtbare Berg erregt die Aufmerksamkeit aller Reisenden, — von denen sich allerdings manche nicht ernstlich bemüht haben, den richtigen Namen zu erkunden. Bei seiner charakteristischen Form ist es schwer verständlich, wie er noch von neueren Reisenden, so von Siemiradzki, Brackebusch und Rhode Que-

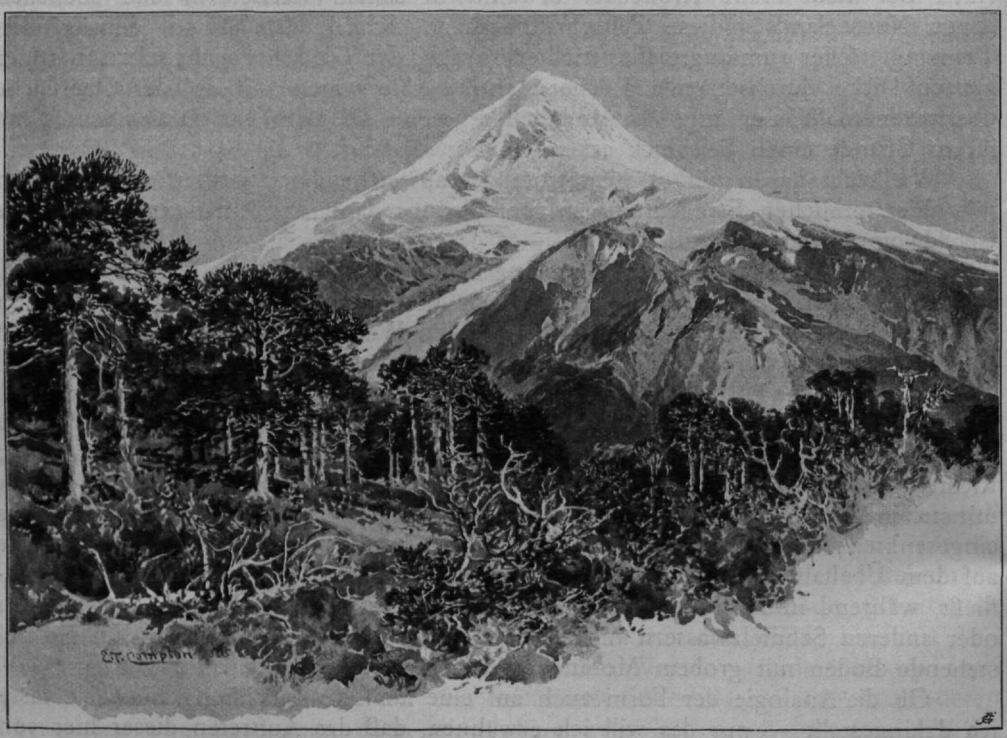


Abbildung 6. Der Lanin von Nordwesten.

trupillan genannt werden kann. Der Quetrupillan ist ein ganz anders gestalteter Berg, etwa 12 *km* westlich vom Lanin; er hat von seiner Gestalt, ein abgestumpfter Kegel, seinen Namen. Pillan ist die Bezeichnung für einen hohen Berg, als Wohnung eines Gottes »Götterberg« (so wird der Lanin auch wohl von den Indianern Pillan genannt, der Götterberg) Quetru bedeutet abgestumpft, es deckt sich also, wie bei allen indianischen Bergnamen, der Name vollständig mit der Gestalt, — wie man sieht, ist die Bezeichnung Quetrupillan für den Lanin, der ein spitzer Kegel ist, einfach unmöglich.[1])

[1]) Schon Zapalowics äußert sich in seiner Arbeit: »Das Rio Negro-Gebiet in Patagonien«, Denkschrift der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Band 60, Wien 1893, 545, über diese, wie er sie nennt, schwerwiegende Namensverwechslung. Er schlägt für den Berg Lanin den Namen Monte Copernico vor; eine Bezeichnung, die bisher nicht Anklang gefunden hat und schwerlich finden wird, da der betreffende Berg sowohl allen Anwohnern (paysanos und cristianos, so wird in Argentinien einerseits die indianische Urbevölkerung, anderseits die von europäischer Abstammung bezeichnet) als Lanin bekannt ist, als auch mit diesem Namen auf den neuesten Karten bezeichnet wird.

Ich besuchte diesen Berg zuerst im Jahre 1897, und da ich längere Zeit in seiner Umgegend Arbeiten für die Grenzkommission auszuführen hatte, so konnte ich es mir nicht versagen, seinem Gipfel einen Besuch abzustatten. Die Besteigung ist nicht schwierig — nur die letzten 100 *m* (die Gipfelregion ist von einer 60 *m* hohen, aus geschichtetem, vereisten Schnee bestehenden Kappe bedeckt), erfordern einige Vorsicht. Am 25. Mai, mittags 1 Uhr, stand ich auf seinem Gipfel und genoß eine der schönsten Fernsichten, die sich in der Cordillere bieten. — Doch von meinen Bergfahrten wollte ich ja nicht erzählen; der Gletscher, welcher an seiner Nordseite tief ins Tal hinuntergeht, ist es, dessen Oberflächenerscheinung uns hier interessiert. Es ist ein ganz eigenartiger Gletscher. Wenn auch der obere Teil des Bergkegels mit einer Schneekappe bedeckt ist, so ist doch derjenige Teil, welcher dem Gletscher als Nährgebiet dienen kann, ein nur kleiner, und doch erstreckt sich die Gletscherzunge 5 *km* weit abwärts, freilich nur in Form eines kaum 200 *m* breiten Bandes, dessen oberer Teil rein weiß, völlig schuttfrei, mit gerundetem Ende lappenartig an der Nordflanke des Berges hängt. Die in drei parallelen Reihen in gleicher Höhe auf beiden Seiten sich hinziehenden Ufermoränen legen Zeugnis davon ab, daß der jetzt im raschen Schwinden begriffene Gletscher in jüngster Vergangenheit mehrere gleich starke Vorstöße gemacht hat.

Das schuttfreie, weiße Eis der oberen Region ragt etwas hinein in die untere 3 *km* lange Region des Gletschers, die einen vollständig verschiedenen Anblick bietet. Hier war das Eis bis zum 3 *km* entfernten, durch hohe Stirnmoränen gekennzeichneten Ende so stark mit grobem Schutt bedeckt, daß das gleichfalls von feinerem Gesteinschutt stark durchsetzte, schmutzige Eis nur an wenigen Stellen sichtbar war. Während die Oberfläche des weißen, schuttfreien Eises eben war, war die Oberfläche des schuttbedeckten Eises in der Mitte tief eingesunken, stark zu mächtigen Eistürmen zerklüftet und stellenweise so stark abgeschmolzen, daß der unter dem Eise fließende Bach an manchen Stellen sichtbar war.

Ich kann keine andere Erklärung für diese Tatsachen geben, als daß wir es hier mit einem »toten Gletscher« zu tun haben, der durch den unteren 3 *km* langen, schuttbedeckten Teil gebildet wird. Dieser ganze Teil stand nicht mehr im lebendigen Zusammenhange mit dem eigentlichen Gletscher, er war bewegungslos, tot und zerfiel deshalb auch rasch in einzelne Eisblöcke. Das ist, ich bin mir dessen sehr wohl bewußt, nur eine Feststellung der Tatsachen, eine Erklärung, warum nur der tote Gletscher vollständig mit Moräneschutt bedeckt ist, schließt das nicht ein.

Bei einem Besuche, den ich im folgenden Jahre diesem Gletscher abstatten konnte, fand ich meine Ansicht vollauf bestätigt. In dem unteren, schuttbedeckten »toten« Gletscher war der Abschmelzungsprozeß so stark gewesen, daß der Gletscherbach frei auf dem mit groben Grundmoränenmaterial bedeckten Felsboden dahinfloß, von dem zerklüfteten Eise waren nur noch einige isolierte, vollständig unter Schutt begrabene Eisblöcke übrig; der obere, schuttfreie, »lebendige« Gletscher hatte sich um etwa 50 *m* zurückgezogen, und zwischen ihm und den Resten des toten Gletschers bestand kein Zusammenhang mehr; hier traten glatt geschliffene, geschrammte Felsen zutage. Das Entstehen eines »toten« Gletschers ist ja nichts Ungewöhnliches. Das ist oft genug beobachtet worden und hängt aufs engste mit dem Zurückgehen der Gletscher zusammen, das ja gewöhnlich, wie schon Richter in seiner Arbeit über den Obersulzbachgletscher, S. 69 (diese Zeitschrift, Jahrgang 1883) angibt, so vor sich geht, daß »ausgedehnte Endpartien der Gletscher, von einem Kilometer Länge und darüber, sich immer mehr erniedrigen, und dann, wenn sie flache Eiskuchen geworden sind, in Stücken von 30—50 *m* im Jahr abschmelzen«. Was aber hier meine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte und wofür ich eine Erklärung nicht geben kann, das ist der Umstand, daß hier am Lanin dieser eben

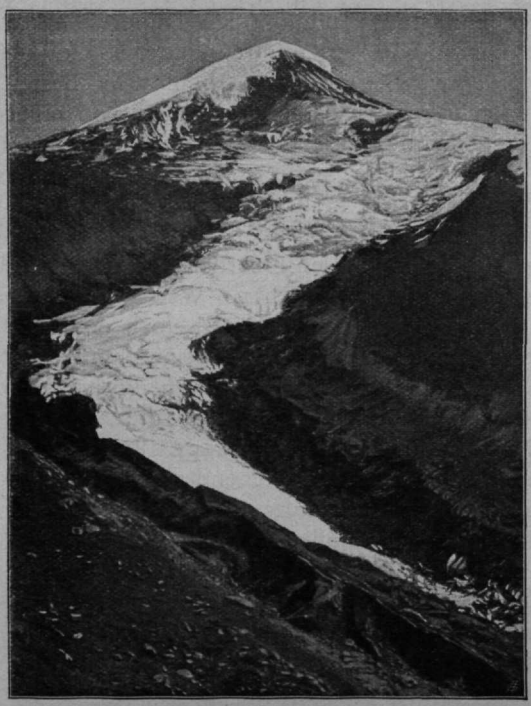


Abbildung 7. Der Nordgletscher am Lanin, 24. Mai 1896.

erwähnte Vorgang nicht so wie gewöhnlich stattfindet, sondern daß hier ein 3 *km* langes Endstück der Gletscherzunge sich gleichzeitig von dem Zusammenhange mit dem »lebendigen« Gletscher löst und nun gleichzeitig und gleichmäßig rasch zerfällt. Die weiße Zunge des lebendigen Gletschers ragt noch ein bedeutendes Stück in das zusammengesunkene, schutterfüllte, tote Eis hinein. Das fällt auf; erklärt sich aber leicht durch die Erwägung, daß ja das Wachsen der Gletscherzungen in die Breite auf Eisbewegungen beruht, die Material von der Mitte nach den Seiten hinführen. Wenn also eine genügende Zufuhr von Eis nach den Seiten nicht mehr stattfindet, wie das bei einem sich zurückziehenden Gletscher der Fall ist, dann müssen die seitlichen Partien zuerst abschmelzen, später auch die mittleren. Diese müssen aber dann, wenn auch hier die Zufuhr aufhört, um so rascher zusammenschmelzen, da ja hier die Unterspülung durch die Schmelzwässer ganz besonders stark sich geltend macht. Für alle diese Verhältnisse bildete der Laningletscher in den Jahren 1896 und 1897 ein ausgezeichnetes Beobachtungsobjekt.

Dieser interessante Gletscher bietet noch das Eigentümliche, daß die linksseitige Begrenzung seines Bettes nicht aus festem Fels besteht, sondern daß er dieselbe sich selber geschaffen hat. Auf der rechten Seite liegen die Ufermoränen auf anstehendem Fels des Berghanges; auf der linken Seite aber ist der Berghang weit entfernt, der nur 200 *m* breite Gletscher hat sich hier selber sein Bett eingedämmt, durch gewaltige Ufermoränenzüge, die sich vor dem Gletscherende mit den rechten Ufermoränenzügen zu einer großen, hohen Stirnmoräne vereinigen.

Da der Gletscher eine Oberflächenmoräne nicht trägt, und hier ein Herabfallen von Gehängeschutt ausgeschlossen ist, — der Berghang liegt weit zurück — so ist die Entstehung der Ufermoränen auch hier lediglich auf das Herausstoßen der Grundmoräne zurückzuführen — genau derselbe Vorgang, wie ich ihn weiter oben am Bismarckgletscher ausführlich behandelt habe.

Alles Moränenmaterial also, das hier in so erstaunlich großer Menge aufgehäuft ist, entstammt der Grundmoräne, deren so bedeutende Mächtigkeit bei den bescheidenen Verhältnissen des Gletschers selber gewiß sehr auffallend ist.

Gestützt nun auf das, was ich am Laningletscher gesehen, möchte ich für das auf dem Ende des Richtergletschers Beobachtete folgende Erklärung als sehr wahrscheinlich annehmen.

Zunächst haben wir es, wie ich das weiter oben ausgeführt, mit einer gegenwärtigen Stauung der Gletscher zu tun, die wahrscheinlich noch dadurch begünstigt wird, daß der Richtergletscher *(IV)* im starken Schwinden begriffen ist, während der Stokesgletscher *(I)* weniger rasch sich zurückzieht. Diese Stauung bedingt es,

daß sich die Grundmoräne von *I* (Stokesgletscher) auf die Oberfläche von *IV* (Richtergletscher) schiebt, und den ganzen unteren Teil dieses Gletschers bedeckt.

Ich vermute nun ferner, und hier setzen meine Beobachtungen am Lanin ein, daß wie am Lanin sich gleichzeitig ein 3 *km* langes Stück außer Zusammenhang mit dem lebendigen Gletscher setzte, so auch am Richtergletscher, dort wo die schuttbedeckte, zerklüftete Hügel- und Kesselregion beginnt, wir die Stelle vor uns haben, wo die Trennung des abwärts gelegenen, toten Teiles vom aufwärts befindlichen, lebendigen Gletscher vor sich geht — der ganze schuttbedeckte Endteil ist im Begriff, sich in einen toten Gletscher umzubilden.

Da ich Gelegenheit hatte, den Laningletscher in zwei aufeinanderfolgenden Jahren, zufälligerweise am gleichen Datum (24. Mai 1896 und am 24. Mai 1897) zu beobachten und Photographien desselben von genau dem gleichen, durch einen Steinmann fixierten Punkt aufzunehmen, so veröffentliche ich hier diese beiden Photographien zum untrüglichen Beweise, daß auch dieser Cordillerengletscher in raschem Rückzuge befindlich ist (Abbildungen 7 und 8). Nach mir kürzlich zugegangenen Nachrichten ist dieser Gletscher jetzt (1903) so weit zurückgegangen, daß sein völliges Verschwinden in kürzerer Zeit zu erwarten ist.

Ich sage ausdrücklich »auch dieser Gletscher«, denn nach meinen Beobachtungen in der Cordillere, sowohl in den argentinischen Provinzen Mendoza und Neuquen, als auch weiter im Süden in Patagonien, sind die Gletscher der Anden mit sehr wenigen Ausnahmen (cf. Bismarckgletscher) im Rückzuge. Herr Dr. Leo Wehrli, der im Auftrage des La Plata-Museums zwei Forschungsreisen in die Cordillere von Mendoza und Neuquen unternommen hat, bemerkt in einer Publikation »Anden und Alpen« in »Die Schweiz«, Bd. 4, Heft 18—19, S. 5, 1900:

»Man vermutet, daß die Gletscher der Anden heute im allgemeinen zurückgehen. Doch fehlen bis jetzt zuverlässige Beobachtungen.«

Ich glaube, zuverlässigere Beobachtungen als Photographien, die von demselben Gletscher in mehreren aufeinanderfolgenden Jahren gemacht werden, kann es kaum geben —, und solche Aufnahmen liegen von mehreren Gletschern aus verschiedenen Teilen der Cordillere vor, den allgemeinen Rückgang der Gletscher bestätigend. Übrigens hat Herr Dr. Leo Wehrli selber im Sommer des Jahres 1898 eine wohlgelungene Aufnahme eines Gletschers am Tronador (westlich vom See Nahuel-Huapi im Neuquen-Gebiet) genommen, der Erscheinungen zeigt, die nur bei einem im Rückzuge befindlichen Gletscher auftreten können. Schließlich möchte ich noch aufmerksam machen auf eine Erscheinung, die auf dem Bilde des schönen, majestätischen Gletschers (Abbildung 9), der weit unten im Süden (51° 30′ S. B.) an der Ostflanke des Berges Balmaceda im Fjord Ul-



Abbildung 8. Der Nordgletscher am Lanin, 24. Mai 1897.

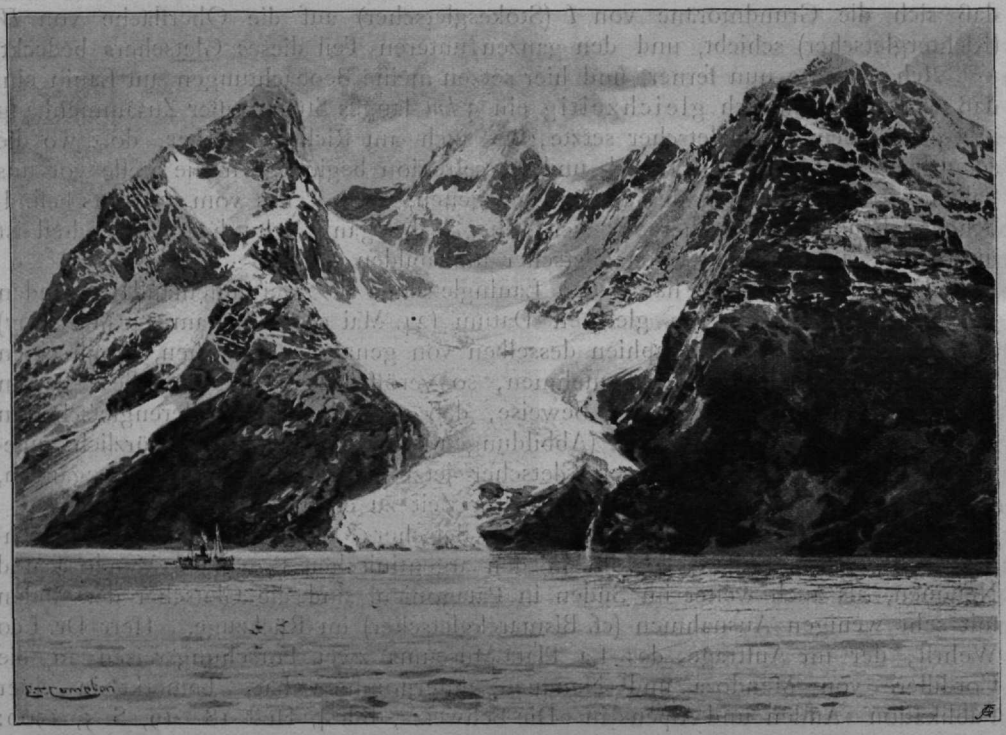


Abbildung 9. Balmacedagletscher im Fjord Ultima Esperanza.

tima Esperanza bis ans Niveau des Meeres herabreicht, gut sichtbar ist. Auf der linken Gletscherseite sieht man eine gewaltige Ufermoräne, die sich wie ein hoher Wall vom Meere aus an der Bergflanke hinaufzieht, bis zu der Stelle, wo der Gletscher einen kurzen Ausläufer nach rechts absendet, dessen Schmelzwässer als dünner Bach zum Meere abfließen.

Der ganze, zwischen diesem Gletscherbach und dem Gletscherrande befindliche Rücken ist nicht anstehender Fels, sondern Moräne, deren Material, und das ist das, worin ich im Hinblick auf das oben beim Bismarck- und Richtergletscher Geschilderte hinweisen möchte, gleichfalls nur der Grundmoräne entstammen kann.

Vorarlberger Volkstrachten.

Von

Dr. Ludwig von Hörmann.

»Von (Vorarlberger) Volkstrachten kann heute wohl nur bei den Bregenzerwälderinnen, Walsertalerinnen und Montavonerinnen gesprochen werden.« So urteilt Hermann Sander, der beste Kenner vorarlbergischer Verhältnisse in seinem »Volksleben in Vorarlberg«.[1]) Es geht daraus hervor, daß die Volkstracht nicht nur in den anderen Tälern dieses schönen Alpenlandes ausgestorben sei, sondern daß sie sich auch in diesen drei Tälern nur mehr beim weiblichen Geschlechte erhalten habe. Und so ist es auch. Wohl findet man in manchen Seitentälern, z. B. im Laternser- und Klostertale, ja selbst im Haupttale bei älteren Leuten noch hie und da Reste der einstmaligen Volkstracht, aber im großen und ganzen muß sie als abgekommen bezeichnet werden.

Um so erfreulicher ist es, daß sie sich in Montavon, im Bregenzerwald und Walsertal noch dem Hauptbestande nach erhalten hat und — hoffen wir's — noch lange erhalten wird. Nun ist dies allerdings nicht so zu verstehen, daß wir in den genannten Bezirken den »alten Furm und Trakt« in ursprünglicher unverfälschter Reinheit finden. Keineswegs. Auch diese Trachten haben, wie wir bei Vorführung derselben im folgenden sehen werden, im Verlaufe der Zeit stetig Wandlungen und Veränderungen durchgemacht[2]) und werden sie sicherlich noch weiter durchmachen, aber diese Eingriffe haben den Grundcharakter der Tracht, man könnte fast sagen, die Struktur derselben, wenig alteriert, und wo es der Fall, geschah es zum Vorteil der Bekleidung; auch wurden solche Änderungen einheitlich durchgeführt, so daß die teilweise neue Form wieder als »Volkstracht« gelten konnte.

Begünstigt wurde dies Konservieren der alten Tracht durch den Umstand, daß sich im Bregenzerwald und Walsertal keine Fabriken befinden und auch im Montavon nur in geringer Anzahl, und daß ferner durch die bisherige Abgeschlossenheit besonders der zwei erstgenannten Täler der Verkehr des weiblichen Geschlechtes mit dem Haupttale sehr beschränkt ist. Ob sich nach nunmehriger Eröffnung der Bregenzerwaldbahn und Ausführung der geplanten Montavonerbahn, welche beiden Verkehrswege außer der wahrscheinlichen Etablierung neuer Fabriken zweifellos auch eine bedeutende Steigerung des Fremdenzuflusses und Geschäftslebens, sowie eine leichtere und deshalb häufigere Berührung der Talbewohnerinnen mit den Industrieorten des Ill- und Rheintales zur Folge haben werden, die bisherige Reinheit der Tracht erhalten werde, läßt sich wohl nicht voraussagen. Fast möchte man aus manchen Anzeichen das Gegenteil befürchten.

---

[1]) Vgl. Die österreichische Monarchie in Bild und Wort. Tirol und Vorarlberg. Wien 1893. S. 362.

[2]) Man darf nur die alten Votivbilder an Wallfahrtsorten zum Vergleiche heranziehen, was allerdings nur mit größter Vorsicht geschehen kann, und man wird diese übrigens allgemein gültige Wahrnehmung bestätigt finden.

Auch aus der Tracht selbst erwächst Gefahr. Als ich im letzten Herbste das große Walsertal besuchte, fiel mir am Sonntag nach dem vormittägigen Gottesdienste die große Abnahme der alten originellen Weibertracht, beziehungsweise das Überhandnehmen der städtischen Kleidung auf. Als Grund für diese betrübende Erscheinung wurde mir dasselbe angegeben, was Klenze und Fink in ihrem verdienstvollen Werke über das Kleine Walsertal (Mittelberg)[1]) als Ursache des rapiden Niederganges der dortigen verwandten Tracht berichten, nämlich die Spöttereien, denen die Leute, wenn sie in ihrer originellen Tracht im »Land draußen« sich blicken lassen, von seiten der Bewohner der Ebene ausgesetzt sind. Nun, bei den Bewohnerinnen des Großen und des Kleinen Walsertales könnte man diesen Grund als einigermaßen berechtigt noch gelten lassen. Montavon hat trotz dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Fremdenverkehr und dem bösen Beispiele, das einige Eingewanderte gaben, welche sich dem Zwang der Taltracht nicht bequemen wollten, das äußerst kleidsame »Häß«, von einigen Änderungen abgesehen, rein erhalten, ja gegen eine dem Herkommen widersprechende Neuerung, die sich ein schönes Schrunser »Meiggi« beim vorletzten Trachtenfest in Bregenz (1902) erlaubte, in energischer Weise protestiert, aber die Bresche war nun einmal geschossen und der ärgerniserregende Fall dürfte bald nicht mehr allein stehen. Fast ganz intakt haben nur die schlanken Bregenzerwälderinnen ihre überkommene Tracht bisher erhalten. Diese wackeren Frauen und »Schmelgen«, besonders die des Hinterwaldes, tragen auch noch mit einem gewissen Stolz ihr züchtiges »Wälder-Häß«, so daß darin schon eine Gewähr für dessen längere Erhaltung liegt. Eine weitere bilden die Schönheit der Tracht und der angeborene konservative Charakter ihrer Trägerinnen. Wenn im Verlaufe der Zeit eine Zersetzung eintritt, so dürfte dieselbe vom Vorderwald ihren Ausgang nehmen.

Mögen nun die drei noch vorhandenen Vorarlberger Trachten sich erhalten oder nicht, unter allen Umständen scheinen sie mir eine genaue Fixierung zu verdienen, zu der nicht nur ihre Schönheit, beziehungsweise Originalität, sondern auch ihr unleugbar hohes Alter, sowie eine Fülle interessanter Einzelheiten, die sie für den Sprach- und Trachtenforscher bieten, herausfordern. Diese Gründe mögen auch die etwas eingehendere Behandlung des Stoffes entschuldigen. Diese bezieht sich in erster Reihe auf die möglichst genaue Beschreibung der Trachten, die um so notwendiger war, als die Bilder gewöhnlich nur die Feiertagsgewandung wiedergeben und selbst diese selten sicher.[2]) Es wäre zwar sehr verlockend gewesen, dem Alter und der Herkunft der einzelnen Teile der Tracht nachzugehen, sowie die Wandlungen derselben möglichst weit nach rückwärts zu verfolgen, aber ich überzeugte mich bald, daß dies eine zu weit ausgreifende und zu kostspielige Arbeit sei. Ich mußte mich also in dieser Hinsicht, ebenso wie bei den etymologischen Erklärungen auf das notwendigste beschränken.

Wir beginnen mit Montavon und betrachten zuerst das weibliche Werktagsgewand. Die Hauptbestandteile desselben sind außer dem Hemde[3]) der Unterrock mit dem Unterrockmieder, das Untermieder, die »Juppa« (Oberrock mit Obermieder) und die »Schlutta«. Unterrock und »Unterrockmüeder« sind nicht getrennt, sondern

[1]) Der Mittelberg. Geschichte, Landes- und Volkskunde des ehemaligen gleichnamigen Gerichtes. Von Pfarrer J. Fink und Dr. H. v. Klenze, Mittelberg. Verlag des Ortsvereines. 1891. S. 34 ff.

[2]) Recht hübsch und fast durchaus verläßlich sind vier von A. Kretschmer angefertigte Blätter kolorierter Vorarlberger Volkstrachten. J. G. Bachs Verlag (Fr. Eugen Köhler), Leipzig.

[3]) Das »Hemd« (in der Bedeutung, wie wir es jetzt gebrauchen) hatte früher weite, lange Ärmel mit »Bündle« (schmalen Streifen) dran.

bilden ein Ganzes. Ersterer, der am Unterrockmieder angenäht ist und mittels desselben an den Achseln hängt, ist von gröberem Wollstoff und tief herab geschlitzt, letzteres bedeckt den ganzen Oberleib und wird vorn mit Heftein geschlossen.

Über das Unterrockmieder kommt das »Untermüeder«. Es ist ein loser, viereckiger, oben im flachen Halbrund ausgeschnittener Fleck, in Montavon gewöhnlich von Wolle, sonst von Seide, meist grün oder blau, kann aber auch von anderer Farbe sein; inwendig ist es leicht gefüttert. Es verhüllt die Brust und wird über der Achsel beiderseits am Unterrockmieder angeheftelt.

Über Unterrock, Unterrockmieder und Untermieder kommt die »Juppa«, bestehend aus dem »Oberrock« und dem daran genähten »Juppa-Müeder«, auch »Müeder« schlechtweg genannt. Der Oberrock der Juppa ist gewöhnlich aus schwarzem Loden[1]) oder auch von Tuch, Tibet, häufig von sogenanntem Churertuch, einem feineren oder gröberen Wollstoffe. Er besteht aus vier »Tüachle« (Rockblätter)[2]) und ist bis zur Mitte des Leibes, mit Ausnahme des beiläufig 30 *cm* langen »Juppaschlitzes«, geschlossen. Im oberen Teile ist die Juppa, beziehungsweise das Juppamieder vorn offen, so daß es über der Achsel fast bandartig schmal zuläuft und das seidene Untermieder frei durchblicken läßt. Die Ränder des Juppenmieders sind mit breiten Seidenbändern eingefaßt, mit schönen Zeichnungen abgenäht und je mit einer Reihe von Haften versehen, die inwendig so angenäht sind, daß von ihnen nur das Halbrund hervorschaut. Mittels dieser »Müeder-Hafta« und der »Briesnöstel« — das sind seidene oder baumwollene Schnüre — wird das Mieder vorn im Zickzack eingeschnürt (i · briset).[3]) Beim »I-brisa« fängt man unten an.[4])

Hinter diese »Briesnöstel« wird dann das »Brusttuch« gesteckt. Es ist ein keilförmiger, mit der Spitze nach unten gerichteter Schild von Pappe, mit schwarzem Samt überzogen und fast immer mit Goldstickerei verziert. Häufig läßt man an Werktagen eines von bloßem schwarzen Samt genügen. Früher war die Farbe desselben meist braun mit Blumenstickerei.[5]) Das Brusttuch reicht bis zum Hals und bildet den Hauptschmuck des dahinter liegenden seidenen Untermieders.

Zum werktäglichen Gewand gehört auch die »Schlutta« oder das »Schlüttli«,[6]) eine Art kurzer Jacke mit glattem Rücken, welche Juppa-Mieder und Arme bedeckt. Sie ist das gewöhnliche Haus- und Arbeitskleid und wird teils offen, teils geschlossen getragen. Im ersteren Falle ist sie nach unten rund ausgeschnitten und nur oben am Hals mit einem Heftel geschlossen; im letzteren trägt sie einen anderen Schnitt und ist mit Knöpfen versehen.

Um die Mitte des Leibes wird die »Schoß« (Schürze) gebunden, die den Oberrock der Juppe fast ganz bis rückwärts einschließt und meist $4^1/_2$ *m* in der Runde mißt.

---

[1]) Der Loden wurde früher zu Hause gewoben, jetzt bezieht man ihn aus der Fabrik des Heinrich Mayer in Schruns.

[2]) Ein »Tuch« rechnet man eine Elle (78 *cm*) breit.

[3]) Mhd. brisen = schnüren. Der Vorgang des Einschnürens heißt I-brisig.

[4]) Unterrock- und Oberrock- oder Juppamieder waren bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts bedeutend kürzer, also die Taille näher an die Brust gerückt. Erst von diesem Zeitpunkt an schreiben sich die verschiedenen, zum Teil vorteilhaften Änderungen, welche an der weiblichen Montavoner Tracht vorgenommen wurden.

[5]) Die reiche Goldausstattung ist überhaupt erst in neuerer Zeit aufgekommen. Der Wert eines solchen gestickten Brusttuches richtet sich natürlich nach Größe der Goldstickerei und schwankt von 2 Kr. 40 bis 8 Kr.

[6]) Schlotten und Schlutten, wahrscheinlich mit sluten = schließen zusammenhängend. Schon im 13. Jahrhundert: ain Schlüttly. Vgl. Schmeller, Bayer. Wörterb., 2. Aufl., I. S. 537. Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich, 1837, S. 390.

Die Strümpfe, die früher ausnahmslos grell rot waren, sind nun verschiedenfarbig, die Werktagsschuhe von gewöhnlicher Art.

Allgemein übliche Kopfbedeckung war bis in die jüngste Zeit das »Mäßli«,[1]) welche Hutform am besten mit einem glattgeschorenen, krempenlosen Herren-Cylinder, der in der Mitte etwas eingebogen ist, verglichen werden kann. In neuerer Zeit wurde es oben immer mehr ausgeweitet und trägt auch am obern Teile »Haar«, was früher nicht der Fall war. Diese »Mäßli« waren auch vor alters grün gefärbt, wovon sie »grüene Kappena« hießen und noch so genannt wurden, als sie längst die grüne Farbe mit der schwarzen vertauscht hatten. Das »Mäßli« wird nicht gerade, sondern ziemlich nach rückwärts geneigt getragen und hüllt das Haargeflechte fast ganz ein.

Früher trug man darunter noch eine »Schlappa«,[2]) ein weißes Tuch, das den Kopf bedeckte und über Stirn und Ohren herabhing. Über letzteren waren beiderseits schwarze Maschen daran befestigt.

Die Festtracht unterscheidet sich im wesentlichen von der des Alltags nur durch den besseren Stoff und die wertvollere Ausstattung. So ist das Juppenmieder rot- oder grünseiden;[3]) das »Brusttuch« hat die gleiche Form, wie das werktägliche, trägt aber außer reichem Blumenzierat noch oben eine Goldborte von verschiedener Gestalt, gerade oder geschlungen, eingesetzt und heißt daher »Borta-Brusttuch«. Die werktägige »Schlutta« oder das »Schlüttli« wird am Feiertage durch den sogenannten »Glöckli-Tschopa« ersetzt, so benannt nach den »Glöckli«, dem aufgebogenen dreiteiligen Spitz am unteren Rückenteile des »Tschopa[4]).« Es ist eine Jacke mit Ärmeln, hat aber einen anderen Schnitt, als die »Schlutta«. Vom »Glöckli« an bis unter die Arme muß er eine Falte machen, das sogenannte »Bankli«. Am Hals und vorn ist er mit Taffetband breit eingefaßt, hübsch abgesteppt und unten mit einer grünen Samtschnur umsäumt. Das »Glöckli« ist mit roter Seide ausgefüttert.[5]) Zum sonntäglichen Kirchgang trägt alles den »Glöckli-Tschopa«, die »Schlutta« kommt nur an Werktagen zur Verwendung.

Zur Festtracht gehört ferner das »Libli«. Es ist ein sechseckiges, kragenähnliches, den Hals eng umschliessendes Umlegestück von etwa 12 *cm* Breite, meist aus rötlicher Seide und auch mit Seide breit eingefaßt. Rückwärts ist es von Samt und mit Goldzierat belegt. Es wird vorn zugeheftelt. In der Regel wird das »Libli« nur zum »Schäpeli«, von dem später die Rede sein wird, getragen, doch kann es auch zum »Mäßli«, also von einer »Nicht-Schäplerin«, getragen werden.

Die »Schoß« (Schürze) ist an Sonn- und Feiertagen von verschiedenfarbigem, meist aber schwarzem Seidenstoff. Ebenso sind die $3^1/_2$ *m* langen und 10—12 *cm* breiten »Schoßbänder« von Seide und reich gestickt. Um sie wechseln zu können, tragen sie je ein »Heftli« angenäht, mittels dessen sie an den »Schoßbändli« eingehäkelt werden. Die Farbe richtet sich nach der Schürze. Die Enden der Bänder

---

[1]) Das »Mäßli« hat den Namen von seiner dem gleichnamigen Getreidemaß (1/6 Star) ähnlichen Form. Diese Hüte müssen einst eine große Verbreitung gehabt haben. Außer in dem schweizerischen Prättigau kommen sie auch im obersten Lechtal (Pfafflar) vor.

[2]) Schlappa, Schlappen, verwandt mit schlappen = schlottern, locker hangen, kommt als haubenartig hangende Kopfbedeckung schon im 16. Jahrhundert vor, in anderer Bedeutung schon im vierzehnten. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Aufl., II. S. 530.

[3]) Auch hier ist in neuester Zeit eine Änderung eingetreten. Gegenwärtig ist es an Sonntagen gewöhnlich schwarz und nur an hohen Festtagen bei Umzügen rot- oder grünseiden.

[4]) italienisch: giubba; französisch jupe etc. Sämtliche Formen, einschließlich der »Juppe« (Joppe) gehen auf das arabische Djubbah = baumwollenes Unterkleid zurück.

[5]) Darf man älteren Trachtenbildern trauen, so scheint früher das ganze »Glöckli« von hochrotem Seidenstoff gewesen zu sein.

hängen vorn weit herab. Den Hals ziert an Feiertagen ein großes seidenes »Halstuch«. Es muß so lang sein, daß es sich zweimal herumschlingen läßt. Es ist etwa 5 *cm* breit und wird vorn mit einer Schleife gebunden.[1]) Als weiterer Schmuck muß das »Halsnoster«[2]) genannt werden, eine Schnur von roten Korallen, welche drei- bis viermal um den Hals geschlungen wird.

An Sonn- und Festtagen trägt die Montavonerin »Ringga-Schueh«[3]) mit silbernen Schnallen. Sie sind von Glanzleder, fein ausgeschnitten, schwarz und gelb abgenäht und mit gelber Seide gesteppt.

Obwohl das »Mäßli« auch Sonntags getragen wird, ist die eigentliche festtägliche Kopfbedekkung doch die großkugelige braune »Pelzkappa«, wie sie früher fast überall in den Alpen und Voralpen getragen wurde. Sie war aus Otterfell und stammt aus Südwestdeutschland (Ulm, Straßburg), wo sie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Gebrauche war. In neuester Zeit hat man moderne Stroh- und Filzhüte in Matrosenform und beliebig mit Bandschleifen verziert im Montavon eingeführt. Will diese mehr städtische Form auch zur übrigen Tracht nicht recht passen, so wurde doch durch ihre Einführung, nachdem man das »Mäßli« schon einmal nicht mehr haben wollte, eine einheitliche Hutform geschaffen.



Alt-Montavoner Tracht.

Eine besondere Erwähnung verdient die Tracht der »Meiggana[4])«, d. h. der Mädchen, bei festlichen Gelegenheiten, besonders bei kirchlichen Umzügen, z. B. zu Maria Himmelfahrt (15. August). An solchen Tagen trägt das »Meiggi« das »Schäpla-Hemd« mit den weiten, bauschigen, »klörten«[5])

[1]) Früher trug man das Halstuch in der Weise, wie es noch die Walsertalerinnen tragen, worüber später die Rede sein wird.

[2]) Mehrzahl: Nöstera, von Pater noster, Rosenkranz. Schon bei Konrad von Würzburg, Engelhart, Vers 3016, im Sinne von Halsschnur.

[3]) Mittelhochd.: rinke = Schnalle, Spange.

[4]) Einzahl: das Meiggi.

[5]) Gestärkten. Von Klöri, einer Art Sodaseife. Schweizerisch: die Chläri (Chlöri) = Stärke. Vgl. Staub, Tobler, Schweiz. Idiotikon III, 685.

Ärmeln, den sogenannten »Schlagkübelärmeln«[1]) aus feinem weißem Baumwolltuch. Mieder, Borta-Brusttuch, Halstuch und Libli sind gleich wie bei der Festtracht der Frauen, doch sind am letztgenannten Stücke rückwärts die schmalen, gestickten »Libli-Bänder« von Seide oder Samt mit Blumenstickerei angebracht, welche sehr lose unter den Achseln herumgeführt und vorn und hinten am »Libli« angeheftet werden.

Auf dem Kopfe aber prangt das »Schäpeli«,[2]) ein Filigrankrönlein, aus Gold- und Silberdraht zierlich gearbeitet. Es ist mit zwei am Reif desselben angenähten oder angehäkelten, breiten roten Taffetbändern, den sogenannten »Kopfschnür« am Hinterhaupt unter den zwei herabhängenden Zöpfen mittels einer Masche befestigt, so daß die Bandenden noch tief den Rücken bedecken. Überdies sind an den Zopfenden breite, gestickte und mit einer kleinen Masche versehene Samtbänder mittels Häkchen angeheftet. Diese sogenannten »Rugga- oder Zopfschnür« werden bis unter die Hüften herabgesenkt und dann hinter dem Schoßband durchgezogen, so daß sie Schleifen bilden und die Enden derselben noch weit rückwärts hinabfallen. Endlich gehören zum Aufputz noch die sogenannten »Achsla-Bänd'«, aus beiläufig 4—5 *cm* breiten Seidenbändern geformte und auf den beiden Achseln aufgenähte Maschen, welche unter dem »Libli« noch zum Vorschein kommen.[3]) Daß bei solcher Ausstattung auch dem Haar besondere Pflege zuteil wird, ist selbstverständlich, schon deshalb, weil es bei dieser Gelegenheit nicht wie sonst beim weiblichen Geschlecht hierorts unter dem »Mäßli« oder unter der »Pelzkappe« verborgen ist, sondern frei zutage tritt.[4]) Wenn das »Meiggi« das »Schäpeli« trägt, so wird das Haar erst glatt gestrichen und gescheitelt, dann zu zwei breiten, flachen, oft 10—14 zinkigen[5]) Zöpfen geflochten. Ein derartiges Flechten erfordert viel Zeit und Mühe; es versteht es auch nicht jede.

So eine »Schäplerin« in vollem Staat gewährt vom »Schapeli« des Scheitels bis zu den hochroten Strümpfen und zierlichen »Ringga-Schuhen« einen äußerst malerischen Anblick, besonders wenn die kleidsame Festtracht durch ein hübsches Gesicht und durch ebenmäßigen Wuchs noch mehr gehoben wird. Überhaupt ist die Tracht der Montavonerinnen sehr geschmackvoll und sticht vorteilhaft von der Bekleidung des männlichen Teiles der Bevölkerung ab, von der wir am Schlusse dieses Abschnittes berichten wollen. Zuvor noch kurz über den Traueranzug.

In der »Trauer« hüllte man, wie Sander berichtet, früher den Kopf in ein weißes Tuch in eigener Zusammenfaltung, was man »Stucha« nannte, und setzte einen breitkrempigen Hut darauf, der »Sturz« hieß. Daher schreibt sich der Ausdruck »in Sturz und Stucha geh'n«. Auch ist es Sitte, daß in der Trauerzeit die »B'legi« und das »Glöckli« am »Glöckli-Tschopa« grün sind und daß beim festtäglichen »Borta-Brusttuch« die Goldborte abgenommen wird. Trägt man in der Trauerzeit das »Schäpeli«, so nimmt man statt der »Ärmel« den »Glöckli-Tschopa«. Das gleiche gilt von der Braut.

Wie schon eingangs erwähnt, ist die Männertracht in Montavon, wie im Bregenzerwald und in den beiden Walsertälern so verkümmert, daß sie die Bezeichnung »Volkstracht« kaum mehr verdient. Und doch war sie in ihrem letzten

[1]) So benannt nach der Gestalt des »Schlagkübels«, welcher oben enger, unten weiter ist.

[2]) Der Schäpel oder das Schäpeli, mhd. das Schapel oder Schappel aus dem altfranzösischen chapel, Kopfbedeckung. Er ist eine eigentliche Zier der Jungfrau und nur eine solche darf ihn tragen.

[3]) Diese Maschen werden auch auf andere Art zustande gebracht, die jedenfalls die ältere ist. Das Juppa-Mieder, das man an solchen Festzeiten trägt, ist nämlich nicht wie das gewöhnliche auf den Achseln zusammengenäht, sondern wird mit den genannten »Achselbändel« zu obiger Masche zusammengebunden.

[4]) Sonst ist das Haar nach alamannischer Sitte ohne Scheitel zurückgestrichen.

[5]) Zinke = Haarsträhn.

Entwicklungsstadium beiläufig um Mitte des neunzehnten Jahrhunderts malerisch genug gewesen, um den Wunsch nach ihrer Erhaltung gerechtfertigt erscheinen zu lassen.[1]) Der »Tschopa« aus blauem Tuche, häufig bloß über die linke Achsel geworfen, kleidete gut und stimmte der Farbe nach auch zum tief herabreichenden, weinroten »Brusttuch« (Weste) mit den breiten, grünsamtenen Umschlägen (Revers). Diese waren am Rande mit Silber- und Goldmünzen verziert, welche sich als Knopfreihe am Schluß der Weste fortsetzten. An beiden Seiten hatte das »Brusttuch« Taschen mit breiten, ausgezackten Klappen. Die kurze Hose war aus dunkelblauem Wollstoff und über den Kniebug gespannt. Dazu kamen weiße Strümpfe und geschlossene Schuhe mit aufgesetzten Silberschnallen. Der Hemdkragen war über das »Brusttuch« geschlagen, darüber schlang sich ein schwarzseidenes Tuch um den Hals, vorn zu einer Masche geknüpft. Den Kopf bedeckte ein ziemlich breitkrämpiger, einem eingebogenen Zylinder nicht unähnlicher »Knolle-Hut«. Man sieht, die männliche Bekleidung hatte noch etwas Volkstrachtmäßiges, jedenfalls war sie der jetzigen neumodischen, die jedes einheitlichen Charakters entbehrt, vorzuziehen.



Festtracht der Montavoner »Meiggana«.

Wir gehen nun zum zweiten Trachtengebiet Vorarlbergs, zum Bregenzerwald über. Was bei der weiblichen Wäldertracht zuerst in die Augen fällt und ihr das charakteristische Gepräge gibt, ist die sogenannte »Juppo«. Sie ist ärmellos und besteht aus einem vielfach gefältelten »Oberrock« aus schwarzer Glanzleinwand,[2]) der von den Knöcheln bis unter die Achseln reicht, und aus dem »Juppo-

[1]) Die Männertracht, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Brauche war, fand ich noch auf einer Votivtafel in einer Gnadenkapelle außer St. Gallenkirch. Der bäuerliche Votant trägt einen bläulichen Rock mit langen Schößen, eine hochrote Weste mit schwarzen Hosenträgern, kurze schwarze Lederhose und wulstige weiße Strümpfe, ähnlich wie sie noch die Tiroler Alpacher Weiber tragen. Um den Hals schlingt sich ein bauschiges schwarzes Tuch.

[2]) Früher war die Farbe der »Juppo« wie überhaupt der ganzen Kleidung weiß. Über die Ver-

Müederi«, auch schlechtweg »Müederi« genannt, an dem der »Oberrock« angenäht ist. Das Mieder bedeckt die Brust bis zum Hals und bildet, ähnlich wie bei den Montavonerinnen, mit dem »Oberrock«, der »Juppo« im engeren Sinne, ein Ganzes. Beiläufig in der Mitte ist an letzterer der »Juppo-Soom«, ein hellblaues Seidenband etwa 1/2 *cm* breit, aufgenäht; um die Mitte des Leibes ist sie durch einen glänzenden Ledergürtel zusammengehalten. Man gibt die Leinwand der »Juppo« häufig nach Bezau zum Färben und »glästa« (glasten = Glast, Glanz verleihen) und fältelt sie dann. Da der »Fältli« der Juppo schier unzählige sind — oft 6—700 — macht das Fälteln sehr große Mühe, so daß davon häufig die Finger wund werden. In neuerer Zeit hat ein findiger Kopf in Egg, namens Johann Fischer, eine Fältelmaschine erfunden, wodurch die Arbeit bedeutend erleichtert wird.[1]) Über dem Gürtel ist die »Juppo« vier- bis fünfmal der Quere nach »g'rickt«, d. h. abgenäht.[2]) Der Umfang der »Juppo« beträgt 4 1/2—5 *m*.

Das kurze »Müederi«, das den oberen Teil der »Juppo« ausmacht, ist um den Hals rückwärts rund, nach vorn viereckig zugeschnitten und die Brust herabgeschlitzt. Der Schlitz setzt sich auch noch ein Stück in den »Oberrock« hinein fort, so daß die ganze Länge desselben etwa 20 *cm* beträgt.[3])

---

anlassung dieses Wechsels lesen wir in der von Hermann Sander besorgten trefflichen 2. Auflage der »Sagen Vorarlbergs von Dr. J. J. Vonbun«: Innsbruck, Wagner 1889, S. 254 ff.: »Vor dem Schwedenkriege hatten die Kleider der Bregenzerwälderinnen dieselbe Form und Gestalt, aber nicht dieselbe Farbe wie heutzutage. Denn während sie jetzt eine glänzend schwarze, faltenreiche, bis zu den Knöcheln hinabreichende Juppe (französisch: la jupe) und eine kugelförmige Kappe tragen, war die Farbe aller Kleidungsstücke damals weiß. Der Grund dieser Umänderung soll folgender gewesen sein: Als die Schweden nach der Einnahme von Bregenz sich an die Eroberung des Bregenzerwaldes machen wollten und auf ihrem Zuge bis hinter das Dorf Alberschwende kamen, erblickten sie plötzlich ober sich eine große Schar weißgekleideter Wesen, welche, die Waffen schwingend, auf sie hinabstürzten. Staunen und Schrecken erfaßte die Schweden, so daß sie allsogleich die Flucht ergreifen wollten; denn sie hielten die weißen Gestalten für himmlische Wesen, die gegen sie zum Kampfe heranrückten. Es waren aber nur Frauen und Mädchen aus dem Bregenzerwalde, welche, als sie von dem Anmarsche der Schweden hörten, wie Heldinnen Hauen, Picken, Sensen und Heugabeln ergriffen, den Schweden entgegenzogen, sie auf ihrer wilden Flucht einholten und alle samt und sonders totschlugen. Als nun die Bregenzerwälderinnen später vernahmen, daß sie in ihrer weißen Kleidung den Schweden wie himmlische Wesen vorgekommen seien, hielten sie die Sache selbst für ein großes göttliches Wunder und gelobten zum Danke, die weißen Kleider, die nur den Himmlischen gebühren, abzulegen und gegen dunklere umzutauschen. Noch vor einigen Jahren war im Gasthause zum Engel in Bezau ein solcher weißer Anzug zu sehen und wurde von der Wirtin als aus der Zeit vor dem Schwedenkriege herstammend, bezeichnet.« Nach anderer Fassung sollen die Schweden die kampflustigen Männinnen für weißgekleidete österreichische Soldaten angesehen und vor ihnen Reißaus genommen haben. Der gleichzeitige Chronist Ransperg, Prior und Archivar des Klosters Mehrerau bei Bregenz, spricht wohl von einer Abwehr des Einfalls der Schweden durch die Bregenzerwälder, weiß aber nichts von einem siegreichen Kampfe der Weiber. Auch dürfte das österreichische Militär damals schwerlich weiße Uniformen getragen haben. Der nächstliegende Grund zu diesem Wechsel wird wohl der sein, daß die weiße Farbe leichter schmutzt als die schwarze und deshalb mit letzterer vertauscht wurde. Nebenher sei bemerkt, daß die nunmehr langen Juppen, auch die weißen, früher bedeutend kürzer waren, wie aus vorhandenen alten Stücken noch zu ersehen ist.

[1]) Früher trug man »gläßte« und »ungläßte« Juppen, d. h. Juppen mit mattem Glanz, welche vornehmlich in Trauerzeiten getragen wurden; jetzt sind letztere nicht mehr Gebrauch. Die »gläßten« Juppen sind übrigens höchst unpraktisch, denn wenn sie naß werden oder Risse bekommen, sind sie kaum mehr zum Ansehen.

[2]) Rick = fortlaufende Reihe; auch Teil eines Ganzen, zum Beispiel ein Rick Faden = kleiner Strähn Faden. Abricken = abteilen, »abfädeln«.

[3]) Da diese verhältnismäßig kleine Öffnung ein normales Anziehen der »Juppo« nicht leicht möglich macht, haben die klugen Wälderinnen eine eigene Art erdacht, in sie hineinschliefen zu können. Sie wenden nämlich die »Juppo« einschließlich Mieder um, stecken den Kopf in den Ausschnitt, die Arme in die Armlöcher und schütteln nun das Gewand herunter. In entsprechender Weise geschieht das Ausziehen der Juppe; man faßt sie unten und zieht sie über den Kopf, wodurch sie wieder umgestülpt wird.

Zum Schließen sind am »Juppo-Müederi« drei »Heftli« angebracht. Es ist aus schwarzem, früher kaffeebraunem Tuch und inwendig gefüttert. Um den ganzen Rand des viereckigen Ausschnittes zieht sich eine breite Verbrämung von Samt oder Seide herum, der sogenannte »Juppo-Bändl«. Dieses Band oder der »Bändl« ist nicht in der Runde geschnitten, sondern dem Mieder anpassend »gereiht«, das heißt in feine Falten gelegt. Die Farbe des Beschlages wechselt, doch ist derselbe stets reich mit Gold- und Seidenstickerei, »Seidenschnell« (Chenille) ausgefertigt. Ist es von Seide, dann wird es 24 bis 30mal durchsteppt, eine mühsame Handarbeit. Auch die Achselnaht des »Müederi« ist beiderseits mit bortenartiger Gold- und Seidenstickerei übernäht; ebenso läuft am Rücken vom Rand des Samt- oder Seidenbeschlages, bis wo die Juppenfalten beginnen, senkrecht herab eine breite, gelbweiße Borte, mit Goldfäden und schwarzer Seide »geklüppelt«[1]). Sie macht einen Hauptschmuck des »Juppo-Müederi« aus und heißt die »Juppo-Keadero«.[2]) Das Werktagsmieder ist gleich dem sonntäglichen ausgestattet, also auch von schwarzem Tuch mit einem Seidenband umsäumt.



Bregenzerwälderin.

Ehe man die »Juppo« am Mieder schließt, was durch die oben erwähnten, am Mieder befindlichen drei »Heftli« geschieht, steckt man das »Fürtuch« hinter dasselbe. Das »Fürtuch« oder der »Pleatz«[3]) entspricht dem »Brusttuch der Montavonerinnen, nur ist die Gestalt etwas abweichend davon, indem es breiter, aber dafür niederer ist. Es besteht aus einem mit Tuchstoff überzogenen Stück Pappe, auf dem ein schwarzer Samtfleck mit darüber genähter Goldstickerei aufgetragen ist. Minder Bemittelten genügt eine bloße Goldborte. Diese Zier kommt knapp über dem Mieder zum Vorschein. Sie wird im Tale verfertigt und kostet 6 bis 8 Kronen.

Über den Hüften wird die »Juppo« durch »die Gürtlo«,[4]) einen festen Rie-

[1]) Dieses »Klüppeln« geschieht mittels des »Klüppelstockes« und wird von den Mädchen selbst besorgt.

[2]) Die Keador oder Keadero, nhd. der Körder oder Köder, eingenähter Streifen, besonders bei Schuhen, eigentlich Regenwurm und identisch mit Köder (Lockspeise).

[3]) Pletz oder Pletzen, dünnes Stück von einem Ding, Fleck Tuches oder Zeuges. Schmeller a. a. O., I, S. 464.

[4]) Auch im Mhd. der und die Gürtel.

men aus Glanzleder, mit einer Gold- oder Silberschnalle zusammengehalten. In früherer Zeit war der Gürtel nur 2 *cm*, jetzt ist er 4 bis 5 *cm* breit. Die Schnalle trägt schöne Rosetten und besteht oft aus drei Stücken, wovon sie dann »drüsticklet Schnallo« heißt. Nach ihrem Werte bemißt sich auch der Preis des Gürtels. Einer mit einfacher Schnalle kostet 6 bis 10 Kr., während ein dreistückiger mit 16 bis 20 Kr. bezahlt wird.[1])

Nachdem wir nun das Hauptstück der weiblichen Wäldergewandung, die »Juppo« mit Zugehör kennen gelernt, müssen wir auf die Gefahr hin, indiskret zu werden, auch gucken, wie es darunter aussieht.

Das »Hemd«[2]) wurde früher aus selbstgewobener Leinwand hergestellt, jetzt aber, da die Hausindustrie abgekommen ist, wirkt man nicht mehr, weil man den Stoff billiger aus der Fabrik bezieht. Über das Hemd kommt der »Unterrock«. Er hat denselben Schnitt wie die »Juppo« und besteht aus zwei Teilen, dem »Unterrock« im engeren Sinne und dem »Untermüederi« oder richtiger gesagt »Unterrock-Müederi«, nur ist letzteres um den Hals herum nicht wie das »Juppo-Müederi« nur teilweise, sondern durchaus rund ausgeschnitten und mit grünwollenen Litzen eingefaßt.

Früher war der Unterrock grün, von leichterem oder schwererem Wollenstoff, jetzt trägt man denselben schwarz, nur im Sommer sieht man noch manchmal einen von grüner Farbe. Er ist enger als die »Juppo« und hängt gleichfalls oben mit dem »Unterrock-Müderi« zusammen.

Letzteres reicht unten bis über den Gürtel und oben bis zum Hals. Vorn steht es offen und hat fünf »Heftli« zum Schließen; eben so weit bleibt auch unten der Rockschlitz offen, aber ohne Hefteln. Das Unterrockmieder ist leicht gefüttert. Am untern Saume des Unterrockes sind die hochroten »Unterrock-Spitz'« aufgenäht, ein im Durchschnitt 10 *cm* hoher, gleich den aufwärtsstehenden Zähnen einer Säge scharf ausgezackter Stoffstreifen. Den untern Rand begrenzt eine rote oder schwarze Wollschnur.

Dann kommen die »Ämel« (Ärmel), im hintern Bregenzerwald »Stümpler« genannt, an die Reihe. An Sonntagen sind sie von Samt oder Seide, am Werktagskleid baumwollen oder von einem waschbaren Schafwollstoff. Die Farbe ist verschieden, Die erstgenannten haben vorn eine reiche Verzierung von Seide, Samt, Schnüren. Spitzen oder Knöpfen.[3]) Diese Ärmel sind an der sogenannten »Ärmel-G'stalt« einer Art Mieder aus leichtem Stoff, auch ohne Fischbeinschienen, angenäht. Die »Gstalt«, auch »Unterlibli« genannt, ist rund und weit ausgeschnitten und vorn mit drei »Heftli« zu schließen.

Darüber wird das »Goller«[4]) gegeben. Es ist eine Art kleiner Kragen von schwarzem Seidensamt, der auf Futterstoff aufgenäht ist und ähnelt etwas dem »Libli« der Montavoner »Meiggana«, schließt sich aber enger um den Hals. Auf den beiden Achseln ist es mit schwarzer Seide verziert. Von der »Juppo«, die nur beim Ankleiden an die Reihe käme, haben wir schon oben gesprochen, so daß wir mit dem Anzuge der Hauptsache nach fertig wären. Um den Hals wird über dem Goller ein schwarzseidenes, hie und da auch durchbrochenes »Halstuch« gegeben.

---

[1]) In früherer Zeit wurde, wie man mir mitteilte, der Gürtel weiter oben getragen, so daß die Taille, wie bei den Montavonerinnen, näher der Brust war. Auch befand sich die Schnalle rückwärts, während sie jetzt vorn prangt.

[2]) Vom Hemd in unserem Sinne kann man erst seit ungefähr der Mitte des letzten Jahrhunderts sprechen. Bis Ende der vierziger Jahre hatte man nachts nur den sogenannten Schlafkittel, eine Art Leinenjacke mit Ärmeln und kurzem Rückenteil, den man auch während des Tages unter der Juppe trug.

[3]) Der Preis solcher Seidenärmel beträgt 8 bis 12 Kr., solcher von Samt 16 bis 20 Kr. Insofern gelten sie auch als Maßstab für die größere oder geringere Wohlhabenheit der Besitzerin.

[4]) Mhd. gollier, aus lateinischem collare = Halsband.



Bregenzerwälderinnen (Sonntagstracht).

Der Kopf trägt an Werktagen beim Kirchgang gewöhnlich die »Bräma-Kappo«. Sie sieht einem Türkenbunde nicht unähnlich und wurde früher aus dem Pelze der Fischotter verfertigt, woher sie auch den Namen »Otter-Kappo« führt. Jetzt benutzt man Seehundsfell dazu. Oben hat sie ein grünes »Samtbödele«, doch ist hierbei die grüne Kreuzschnur schmäler als an der »Pelzkappe« der Montavonerinnen. Eine solche »Bräma-Kappo« kostet 8 bis 10 Kr. Im Sommer wird sie aber ebenfalls nur zum werktäglichen Kirchgang durch einen feinen schwarzen, scharfkantigen Strohhut mit breiten, flachen Krempen und flachem Kopfe ersetzt. Er ist ringsherum mit Bändern, Spitzen, Federn, auch Blumen verziert, doch richtet sich dieser Aufputz nach der Mode. (Preis des Hutes 6 bis 8 Kr.) An Sonntagen wird die blaue »Spitzkappo«, gewöhnlich nur die »blaue Kappo« genannt, getragen. Sie gleicht einem flachen, unten abgerundeten« Kegel und ist aus schwarzblauer, böhmischer Schafwolle gestrickt und sparsam weiß betupft[1]). Am »Spitz« (Bödele) befindet sich ein kleines, schwarzes Seidenmäschchen. Inwendig ist die Kappe gewöhnlich mit Schafwolle gefüttert. Auch läuft innen eine Schnur herum, um den Gupf enger oder weiter machen zu können. So eine »blaue Kappo« ist ein teueres Stück; sie kostet, wie man hierorts sagt, ihren »Napoleon«, also 20 Kr.

Zur Hauskleidung sowie zum werktäglichen Kirchgang gehört ferner noch die »Schoß« (Schürze), doch bedeckt sie im Gegensatze zu den Montavonerinnen nur den vorderen Teil des Rockes, ist also nicht so breit. Sie besteht aus Seidenstoff oder Lüster von wechselnder Farbe, an Werktagen auch aus Baumwollstoff. Die seidene »Schoß« wird nur zum Strohhut getragen, zur »blauen Kappe« nur dann, wenn man auswärts geht, also zum Beispiel auf die Reise, oder wenn man eine Wallfahrt macht. Bei Regenwetter trägt man zum Schutze der Kleidung auch eine sogenannte »Überschoß«, die den Regenmantel vertritt und bis über den »Juppo Soom« reicht. Sie ist mantelförmig aus wasserdichtem Baumwollstoff. Die Farbe ist blau mit weißen Längsstreifen. Um den Hals ist sie gefältelt und trägt ein niederes Stehkrägelchen und am Hals, wo sie geschlossen wird, ein blaues Seidenmäschchen.

Die Strümpfe der Wälderin sind jetzt an Sonntagen meist aus schwarzer, an Werktagen fast durchgehends aus blauer Baumwolle, im Winter aus Schafwolle.[2]) Als Feiertagschuhe trug man früher die sogenannten »Schlupfschuhe« aus Kalbleder,

[1]) Eigentlich ist sie nur die verkleinerte und eleganter geformte »Pfötschel« oder »Fazzelkappe«, wie sie die stammverwandten Walserinnen tragen, von denen sie dieselbe auch herübergenommen haben.

[2]) Früher trug man Sonntags im Winter solche aus weißer Schafwolle, im Sommer aus Baumwolle.

nieder und weit ausgeschnitten.[1]) So ein Paar kam auf vier bis sechs Kronen zu stehen, jetzt kauft man städtische Stiefletten im Laden. Als Zugehör zur weiblichen Ausstattung ist noch das eingelegte »Schnallamesser«[2]) zu nennen, das an einer Schnur am Gürtel befestigt ist, sowie das »Lido-Nuster«[3]), das von den zwischen den Perlen eingefügten Leidenswerkzeugen den Namen hat und von der Hand der frommen Kirchgängerin herabhängt.

Man sieht schon, Festtracht und Alltagskleidung unterscheiden sich bei den Wälderinnen nur wenig voneinander. Selbst die Festtracht der »Schmelgen« (im Hinterwald »Måtla«), Mädchen, wie sie sie bei feierlichen Gelegenheiten, besonders kirchlichen Umzügen tragen, verleugnet nicht den ernsten Charakter der Wäldertracht und ist nicht so prunkhaft und wirkungsvoll, wie die der Montavoner »Meiggana«. Sie hat als Hauptmerkmal nur den »Schalk«[4]) und das »Schapali«.

Der »Schalk«, der etwas geändert, übrigens auch den Frauen zukommt, wird von den »Schmelgen« vom 18., meist aber erst vom 20. Lebensjahre an getragen und zwar nur an Sonn- und Festtagen.[5]) Auch ist sein Kreis auf den

[1]) Man hatte auch solche in gleicher Form aus Gems- oder Hirschleder, also aus demselben Stoffe, aus dem früher die Kniehosen der Männer verfertigt wurden. Davon nannte man sie »Hosolederne«.

[2]) Die Vorderwälderinnen tragen es an der linken, die Hinterwälderinnen an der rechten Seite.

[3]) Leiden-Noster = Rosenkranz. Vgl. oben Anmerkung S. 61.

[4]) Der Name Schalk, vielleicht verwandt mit Schalk in moderner Bedeutung, kommt verschiedenen Kleidungsstücken zu. Vgl. Schmeller, Bayer. Wörterbuch, 2. Aufl., S. 412. Grimm, D. Wörterbuch VIII., S. 2075. Im hinteren Bregenzerwald wurden nach Joseph Hiller, Au im Bregenzerwald (1890), S. 40, die weißen Ärmel so genannt, welche die Wälderinnen bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts trugen. — Die Einführung des Schalks wird nach der einen Überlieferung auf das S. 63, Anmerkung 2, beschriebene Ereignis des siegreichen Weiberkampfes auf der »rothen Egg« zurückgeführt, das auch den Farbenwechsel der Juppe veranlaßt haben soll, nach anderer auf ein Gelöbnis, das die Bregenzerwälderinnen zur Abwendung der Pest machten. Letzteres Gelöbnis, auf diese Weise dem eingerissenen Kleiderluxus des Weibervolkes am Ende des 17. Jahrhunderts entgegenzutreten, ist wohl möglich. Wahrscheinlicher dürfte indes die Annahme sein, daß die Einführung des Schalkes, falls wir nicht darin die gewöhnliche Einführung eines neuen Modeartikels sehen wollen, wie dies auch bei der bäuerlichen Tracht oft vorkommt, eine Folge der strengen Kleiderordnung, beziehungsweise des scharfen Verbotes gewesen sei, das nach dem »Landsbrauch des Inner-Bregenzerwaldes«, S. 88, auf der »Betzegg«, dem alten Rathause des Innerwaldes, im Jahre 1698 erlassen und im Jahre 1744 »hauptsächlich wiederholt« wurde. Es wird darin »ernstlich gebothen und einem jedem eingebunden«, daß »von der Hofarth und köstlichen Kleider Pracht bey Vermeidung schwerer Veranwortlichkeit und Straf ohne weiter(s) abzukommen seye«. Da gerade um diese Zeit, nämlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts, auch die sogenannten »Ärmeljuppen«, bei denen die Ärmel aus gleichem Stoff wie die Juppe an dieser noch festgenäht waren, abkamen und den noch gegenwärtig gebräuchlichen ärmellosen Juppen mit den separat anzuziehenden kostbaren Samt- und Seidenärmeln (S. 66) Platz machten, so wäre es nicht unmöglich, daß die Einführung des Schalkes, der den darunter verborgenen Luxus nicht wegnimmt, sondern nur zeitweilig etwas verhüllt, in diese Zeit zu setzen und als scheinbare Befolgung, richtiger kluge Umgehung des strengen Bezegger »Rathsbeschlusses« anzusehen ist. Dafür würde auch sprechen, daß der »Vorderwald«, für den der »Innerwalder Landsbrauch« keine Gültigkeit hatte, den Schalk nicht kennt. In späterer Zeit, als man wohl den Zweck des Schalkes vor Augen sah, aber nicht mehr die Zeit und wahre Veranlassung zur Einführung desselben im Gedächtnis hatte, knüpfte man letztere teils an die noch in frischer Erinnerung lebende Heldentat der tapferen Bregenzerwälderinnen an der »rothen Egg«, teils an die im selben Jahrhundert wütende Pest. (Nach gütigen Mitteilungen des hochw. Herrn Pfarrers Äg. Mayer, eines geborenen Bregenzerwälders.)

[5]) Das erstmalige Anlegen des Schalkes ist für die »Schmelgen« ein bedeutungsvoller Moment, es bedeutet den Austritt aus den Mädchenjahren und ihren Eintritt in die Gesellschaft. Dieses freudige Familienereignis fällt meist mit dem Austritt aus der sog. Feiertagsschule zusammen. Gewöhnlich wählt man dazu einen Festtag, entweder Ostern, Himmelfahrt oder Pfingsten. Der »Biggel« (eigentlich junges Hühnchen) bekommt für diesen Tag von den Angehörigen den Schalk und neue Kleider zum Geschenke, mit denen die Gefeierte beim Gottesdienst erscheint und sich zur Überraschung der Kirchgänger in den »Jungfernstuhl« kniet. Bis dahin wird die Sache möglichst geheim gehalten. Erfahren es die Dorfburschen, so streuen sie ihr Gras und Blumen vor das Haus und auf den Kirchweg, oder auch Eierschalen, letzteres im tieferen »Innerwald«. Dem Mädchen, das, ehe es noch den Schalk an-

Mittel- und Hinterwald beschränkt, der Vorderwald kennt ihn nicht. Er besteht aus einem Mieder mit weiten Ärmeln, ist schwarz und aus dem gleichen Stoffe wie die »Juppo«, aber nicht, wie diese gefältelt, sondern glatt. Die Nähte sind mit himmelblauem Seidenfaden übernäht, auch sonst findet sich noch kleiner Zierat, z. B. Miniaturkreuzchen und ähnliches daran angebracht. Der Schalk wird über das »Juppo-Müederi« getragen und hat den grausamen Zweck, die eitlen Zierstücke der Brust, in erster Linie das gestickte »Fürtuch«, zu verhüllen. Auch die Ärmel sind von ihm verdeckt, ebenso der rückwärts prangende »Juppo-Bändl«. Dementsprechend ist er vorn geschlossen, das heißt ein ganz kleines bißchen ist er doch offen, wenigstens soviel, daß die Goldzier des »Fürtuches« etwas herausblicken kann.[1])

Außer dem Schalk, den, wie wir hörten, auch die Frauen tragen, bildet die Hauptzier der Festtracht der »Schmelgen« das »Schapali«. Es besteht aus einem steifen, mit schwarzem Samt überzogenen Reif. Darüber ist die kelchartig nach außen sich erweiternde Filigrankrone angebracht, aus Gold- und Silberdraht und Flitter kunstreich gefertigt, also ähnlich dem »Schäpeli« der Montavoner »Meiggana«; nur ist das letztere kleiner und schließt sich oben kugelförmig zusammen. Das der »Schmelgen« trägt am Samtreife rückwärts in schöner Goldstickerei häufig den Namen Jesu und Maria, hie und da auch den der Trägerin. Das »Schapali« wird wie in Montavon mit schwarzen Seidenbändern unter den zwei Zöpfen festgebunden. Doch hangen diese nicht wie bei den Montavoner »Meiggana« über den Rücken, sondern die oft drei- bis fünf-, ja oft siebenfach »g'legget'n« Ringelzöpfe sind über den Scheitel hinaufgebunden. Die »Schapali« werden im »Walde« selbst verfertigt und kosten 10—16 Kr. das Stück.

Auch im Bregenzerwalde findet sich beim weiblichen Geschlechte eine eigene Trauertracht, die bei Sterbefällen, beim Leichenbegängnis, beim Seelengottesdienste und am »Jahrestage« zum Gebrauche kommt. Von der Familie trägt sie stets nur ein Glied, also entweder die Mutter oder die älteste Tochter und so der Reihe nach. Bei diesen besteht sie aus dem »G'stüücht«[2]) und aus dem »Låådmäntel« (Leidmantel). Ehe man erstgenanntes umnimmt, schlieft man zuerst mit dem Kopf in den »Sack«[3]), eine etwa 40 *cm* lange Angströhre aus weißer Lein-

---

gezogen, eine nicht lautere Bekanntschaft angefangen hat oder überhaupt sich männersüchtig benimmt, werden auch Sägspäne, ja sogar Hennenfutter gestreut, obwohl letztere Aufmerksamkeit nicht gerade immer als Beschimpfung anzusehen ist. Nachmittags wird dann der »ausgeflogene Biggel« von den Eltern ins Gasthaus geführt, wo zur Einweihung eine »alte Halbe« getrunken wird. Hat das Mädchen einen »Schatz«, so geht auch der mit und muß bezahlen, was man den »Schatz verschwellen« heißt. Jetzt ist diese sinnreiche Familiensitte, wie so manche andere, leider sehr in Abnahme gekommen. Vgl. auch den interessanten Roman »Reich und Arm« des genialen Bregenzerwälder Volksdichters Franz Michael Felder (†). (Leipzig, Hirzel, 1868.) S. 9.

[1]) Im Winter trug man früher statt des Schalkes einen sogenannten »Fisel«. Er glich dem »Glöckli-Tschopa«, war aus feinem Tuche und warm gefüttert. Er reichte nicht ganz bis zur »Gürtlo«, war vorn offen und hatte rote Einfassung als Futterschluß. Um den Hals sowie am Rand der Vorderteile und der Ärmel war er mit einem gepreßten, schwarzen Samtbande besetzt. In der Mitte des Rückens befanden sich zwei flügelartige Ansätze, »Schnäbel« genannt, mit roter Einfassung, die zweien mit den Spitzen zusammenschauenden Dreiecken glichen. Jetzt trägt man im Winter meist »Schälle« (Shawls) und Mäntel. Die Herleitung des Wortes Fisel ist nicht leicht. Vielleicht stammt es aus dem romanischen filisella, Gespinnst; vielleicht hängt es mit dem mittelhochdeutschen vizzel zusammen, das als erster Kompositionsteil bei Farbnamen vorkommt, also etwa »bunt«. In »Jos. Feldkirchers Gedichte in der Mundart von Andelsbuch« (im hintern Bregenzerwald), hgg. von Herm. Sander. Innsbruck, Wagner, 1877, erscheint es als »Fuotorfisol« = »Hemd des Fütterers«. Auch Fisel = Ochsenziemer wäre in Hinblick auf die beiden »Schnäbel« des Fisels in Betracht zu ziehen.

[2]) So heißt sie in Schwarzenberg; »in der Egg« hat sie den Namen »Stucha.« Über die Stauche (mhd. die und der Stuche) = Kopftuch vgl. Schmeller, a. a. O. II, S. 722.

[3]) Schon im Gotischen Saccus = grobes (härenes) Trauer- und Bußgewand, ebenso im Mittelalter.

wand, bis das Gesicht bei der anderen Öffnung heraussieht und der Rand sich fest herumschlingt. Der Quere nach ist die Leinwand gefältelt, damit sie sich unter dem Kinn schön legt; rückwärts wird sie durch zwei Bändchen zusammengebunden oder gespänelt. Über den Sack kommt dann das »G'stüücht« oder die »Stucha«. Es ist ein etwa 1/2 *m* breites Tuch aus weißer Leinwand oder aus feinem weißem Baumwollstoff, das von der Stirn aus knapp über den Augen, über den Kopf gegeben wird, das Gesicht eng umrahmt und rückwärts breit bis zur Mitte des Rückens fällt. Auf beiden Seiten des Gesichts wird es in den »Sack« gesteckt und zugleich gefältelt.

Das andere Stück des Trauerkleides ist der »Lâådmântel« (Leidmantel). Wie sich aus dem Namen entnehmen läßt, ist er eine Art Kragen aus dunkelblauem Tuche ohne Ärmel und durchaus gefältelt (jede Falte ca. 2 *cm* tief). In der oberen Hälfte ist er mit roher Leinwand gefüttert und am Achselrand und an den Rändern der offenen Seite mit schmalen, roten Tuchstreifen eingefaßt. Auf der rechten Seite ist er geschlitzt, so daß der rechte Arm freie Bewegung hat. Auf dieser Achsel wird er mittels dreier Hefteln, auf denen je ein seidenes Mäschchen angebracht ist, geschlossen. Tiefer unten kann er auch geschlossen werden. Inwendig sind an den Falten des Leidmantels zwei Reihen Beinringeln angebracht, durch die je eine Schnur läuft. Diese haben nicht so sehr den Zweck, den Mantel enger oder weiter machen zu können, sondern dienen vorzüglich, um die Falten in der Richtung zu erhalten. Der Leidmantel kommt über den »Sack«, aber unter das »G'stüücht« zu liegen und reicht ein gut Stück unter die Hüften.

Bei den Anverwandten beschränkt sich der Ausdruck der Trauer darauf, daß vorn der goldgestickte »Juppo-Bändl« und rückwärts die prunkende »Keadero« mit einem schwarzen Seidenband verdeckt wird; ebenso wird die Goldstickerei des »Fürtuches« durch eine schwarze ersetzt. Bemerken will ich noch, daß zu »G'stüücht« und Leidmantel auch der Schalk getragen wird.[1])

Die Männertracht des Bregenzerwaldes hat sich fast noch mehr abgeschliffen und den einheitlichen Charakter verloren, als dies bei der Montavoner der Fall ist. Von der alten Tracht, wie sie noch bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts herrschte, ist natürlich keine Spur mehr zu finden, es sei denn als Paradestück bei Kostümfesten;[2]) aber selbst die allgemein übliche Kleidung, welche die Väter der gegenwärtigen Generation noch als Feiertagsgewand trugen, ist längst außer Kurs gesetzt und von der modernen ländlich-städtischen verdrängt worden. Sie bestand aus dem »Kamisol«,[3]) einem bis zu den Knieen reichenden Flügelrocke aus ursprünglich rotem, später schwarzem, oder noch häufiger dunkelbraunem Tuche. Er hatte ein Stehkrägelchen und war vorn offen, wie schon die »Wälder« offene Kleider lieben, und konnte überhaupt nicht geschlossen werden, denn er besaß zwar auf der einen Seite eine Reihe Stoffknöpfe, aber die ihnen entsprechenden Knopflöcher der andern Seite waren nur fingiert. Hie und da waren an den Schößen auch fingierte

[1]) Bezeichnend ist, daß Leidmantel und Stauche auch den Anzug der Braut bildet.

[2]) Ich sah sie noch bei einem betagten Manne aus Au, der am 3. September 1893 zur »Moosmannfeier in Schnepfau« gekommen war. Sie bestand aus einem brennroten »Libli«, darüber kam eine schneeweiße, bis zu den Lenden reichende Jacke aus Schaffell, »Lender« genannt, aber ärmellos, so daß also die roten Ärmel des »Leibls« zur Geltung kamen, dann ebenfalls weiße Kurzhosen aus Schafleder, weiße Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe. Der braune Filzhut war breitkrempig und auf der einen Seite aufgebogen. Vergl. meine »Wanderungen in Vorarlberg«, 2. Aufl. Innsbruck, Wagner, 1901. S. 63.

[3]) Der Name Kamisol, aus dem französischen camisole = Unterjacke genommen, geht auf das mittellateinische camisia, leinenes Unterkleid, zurück und kommt je nach Zeit und Ort in verschiedener Bedeutung vor. So bedeutete es im 16. Jahrhundert das ausgeschnittene Ärmelleibchen der Frauen, im 19. Jahrhundert bäuerliches Wams, Jacke, aber auch Rock, meist aus dunklem Tuche.

Taschen mit ausgezackten, beknöpften Klappen angebracht. Die Ärmel hatten Aufschläge. Darunter war die schwarze Weste, das »Knopflibli«, so benannt von der Doppelreihe vergoldeter Knöpfe, die sie zierten. Die über den Schenkeln ausgenähten Hosen reichten bis über den Kniebug und waren von Hirschleder; man hatte auch solche von Gems- oder Bockfell. An der rechten Seite der Hose war die »Schööd« (Scheide) angebracht, in der sich ein silberbeschlagenes Besteck, Messer und eine zweizinkige Gabel, befanden. Für die Uhr war in der Hose ein eigenes Täschchen. Diese »Kurztrachthosen« sind jetzt von der städtischen Langhose fast allgemein verdrängt. Selbst bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten, bei denen anderwärts die alte Tracht noch zum Vorschein zu kommen pflegt, trägt man das kurze »Häs« nicht mehr und statt des Kamisols den »Tschopa.«[1])

Die Strümpfe waren ursprünglich weiß und gingen allmählich in blaue über, wie sie jetzt getragen werden. Die Fußbekleidung bestand in zierlichen, weitausgeschnittenen und durchgenähten Bundschuhen mit drei Löchern; sie waren an der Seite zu binden. Jetzt hat man Schuhe, die sich wenigstens der Form nach von den städtischen nicht unterscheiden. Als Hut trug man bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts außer dem bekannten »Knollenhut« den sogen. »Grimml«,[2]) eine Art Barett nach Form der früheren junkerlichen Kopfbedeckung. Jetzt sieht man häufig ein »gamshääri Hüetlo«, kurzgupfig, mit vergoldeter Schnalle und einer wollenen Doppelschnur. Unter dem Hut wird die seidene Zipfelkappe getragen.

Wir kommen nun zu der zwar nicht schönen, aber höchst originellen Tracht der Walsertalerinnen, und zwar der des großen Walsertales.[3]) Für den Trachtenforscher ist sie schon deshalb besonders wertvoll, weil sie zweifellos unter den drei Vorarlberger Trachten die alte Form des »Walserhäßes«[4]) am reinsten repräsentiert und sich auch im Gegensatze zur Montavoner und Bregenzerwälder von alamannischen und anderen Einflüssen bisher ziemlich frei gehalten hat. Hier dürfte es sich wieder empfehlen, Werk- und Sonntagskleid beziehungsweise Festtracht zu sondern. Beginnen wir mit der ersteren.

Wie bei ihren Kolleginnen in Montavon und im Bregenzerwald kommt über das Hemd[5]) sofort der »Unterrock«. Er hängt mittels des daran genähten »Müeders« an den Achseln und ist aus gefärbtem, mit Querstreifen versehenem Wollstoff, den man früher selbst wob, jetzt aber in Bludenz kauft. Unten ist er mit einer bald höheren, bald niedereren Bordüre eingefaßt und mit einer grünen Schnur umsäumt. Die Armlöcher sind sehr weit, so daß sie freie Bewegung gestatten und auch den Brustkorb nicht beengen.

Darüber wird die »Lona«[6]) angezogen. Sie besteht gleich der Juppe der Montavonerinnen aus einem faltigen »Rock« aus schwarzem, auch rotem oder blauem Wollstoff,[7]) den man selbst »wirkt« (webt)[8]) und in Bludenz färben läßt. Gerade

[1]) Jacke.

[2]) Es war mir nicht möglich, eine Ableitung dieser sonderbaren Benennung zu finden.

[3]) Über die im raschen Absterben begriffene Tracht des kleineren Walsertales vergl. Fink und Klenze: Der Mittelberg. Mittelberg 1891. S. 34.

[4]) Das Häß, mhd. der haz, daz haeze (alemannisch) = Kleidung.

[5]) Dieses ist von Baumwolle oder Leinwand und hat lange Ärmel. Im Sommer gehen die »Meigga« in Hemdärmeln, die Weiber tragen Jacken.

[6]) Lona und Lonan aus lateinischem lana, durch den Nasal verdumpft. Kommt schon im Alt- und Mittellatein in der Bedeutung Wollarbeit vor. Vergl. auch Staub, Tobler, Schweizerisches Idiotikon, III, S. 1282.

[7]) Früher scheint die Farbe durchgängig rot gewesen zu sein, jetzt sieht man rote Lonen höchst selten mehr.

[8]) »Viertretig« gewirkt, d. h. der Zettel ist häufig von Hanf, der Einschlag schafwollen. In Tannberg hat man einfach gewobene »Wiflig«.

über die Brust hin, eher noch darüber, ist sie mit schwarzem Faden »grausam dick« gefältelt,[1]) am Saume unten hat sie inwendig eine grüne »B'lege« (Beleg), außen herum ein schwarzes Samtband. Von den Knien bis zur Mitte des Leibes ist bei der Werktagslona ein Einsatz aus schlechterem Stoffe, um Zeug zu sparen. In diesem befindet sich auch der Schlitz, der so weit reicht als der Einsatz. Diese Einfügung geht um so leichter, als die Walserin stets eine Schürze trägt.

Der Gürtel fehlt im Walsertal, scheint aber früher im Brauche gewesen zu sein.

Gehalten wird die Lona gleich der Juppe der Montavonerinnen und Bregenzerwälderinnen, von einem an den genannten Faltensaum genähten kurzen »Müederli«, doch ist letzteres von anders gefärbtem Wollstoff und gefüttert. Vorn ist es weit ausgeschnitten. Am Rande des Ausschnittes trägt das Mieder gleich dem der Montavonerinnen beiderseits »Hafta«, mittels derer und der »Briesnesteln« es über der Brust »gebriset«, d. i. zusammengeschnürt wird.

Hinter dieses Zickzackschnurgitter wird dann das »Fürtuch« gesteckt. Es ist nicht so breit wie das der »Wälderinnen« und besteht aus einem dreieckigen, mit rotem Taffet überzogenen und oben mit einer Goldborte geschmückten Pappendeckel. Es wird an Werktagen selten getragen, höchstens zum Kirchgang. An Sonn- und Feiertagen hat man reicher ausgestattete Fürtücher, die auch unter der Goldborte gestickt sind. Um den Hals und vorn herabhängend befindet sich das »Libli«[2]). Es ist von bläulichem oder auch andersfarbigem »Merinau« (Merino, leichtes, geköpertes Gewebe aus Kammwolle) und wird seitwärts über der Achsel mit zwei Hefteln zusammengeheftelt.

Den ganzen Unterleib umspannt eine »Schoß« (Schürze) aus selbstgewirktem, weißem Wollstoffe.[3]) Sie wird über den Faltenwulst der »Lona«, der sich, wie erwähnt, über der Brust und am Rücken hinanzieht, hoch hinten gebunden und hilft so mit, daß dem Auge, das gewohnt ist, das Schürzenband wagrecht um die Taille zu sehen, die Weiber, von rück- oder seitwärts angesehen, sämtlich nach vorn gebückt erscheinen.

Um den Oberleib kommt an Werktagen noch die »Schlutta«,[4]) die wir als kurzen »Spenser« (Jacke) ohne Kragen schon von den Montavonerinnen kennen, oder ein »Tschöpli«, das etwas kürzer als erstgenanntes ist und aus schlechterem Stoffe.[5]) Die Strümpfe sind nunmehr an Sonn- und Werktagen indigoblau. Früher waren sie gleich der Lona feuerrot. Die Schuhe bieten nichts Merkwürdiges.

Zum Alltagsanzug gehört noch das sechsmal um den Hals geschlungene »Halsnoster«, meist aus Granaten, das in seiner Zusammenfügung, wie wir schon oben hörten, ganz einem Rosenkranz (im Volke Noster oder Nuster) gleicht. Daher auch der Name.

Ebenso ist hier noch das »Haarband« zu nennen. Es ist dies ein zweimal von vorn nach rückwärts geschlungenes breites Band von schwarzem Samt, das am Hinterhaupt unter den hinaufgebundenen Zöpfen mit zwei Haften befestigt wird. Da die zwei Lagen des Bandes hintereinander geschoben liegen, wenn auch nicht knapp, machen sie den Eindruck einer Haube. Es ist $1^1/_2$ *m* lang und im

[1]) Da die Lona von dickem Stoffe ist und vier alte Ellen (à 78 *cm*) im Umfange hat, ist es begreiflich, daß die Fältelung einen ziemlichen Wulst bildet.

[2]) Jetzt häufig durch eine Jacke ersetzt.

[3]) Leinener Zettel und schafwollener Einschlag. In neuerer Zeit wird der Stoff meist gekauft.

[4]) Früher trug man an Werktagen häufig kurze »g'lismati Tschöpli«, d. h. handgestrickte, aus halbgrober grauer Wolle. Sie waren entweder geschlossen oder offen, im letzteren Falle ähnlich der »Schlutta« unten gerundet.

[5]) Wie man mir mitteilte, gehört dieses Kleidungsstück nicht zum eigentlichen »Walser-Häß«, sondern zum »Land-Häß«, ist also eine vom »Land«, d. h. vom Haupttal oder von auswärts, wahrscheinlich aus dem Algäu entlehnte moderne Einführung.

Durchschnitt 2½ *cm* breit. Läuft das »Haarband« vom Rand der Stirne aus von vorn nach hinten, so gehen die »Kopfbänd« von unten nach oben über den Kopf. Sie sind in die beiden Zöpfe eingeflochten und werden am Scheitel mit einem Mäschchen gebunden. Das ist im allgemeinen die Werktagstracht der Walserinnen.

Die sonntägliche und die Festtracht unterscheidet sich im Schnitt fast in nichts von der des Alltags, wohl aber sehr durch die viel bessere Qualität des Stoffes. So ist die »Lona«, allerdings nur bei reichen Leuten, durch einen »Rock« aus feinem Tuch ersetzt und trägt unten am Saum ein breites, schwarzes Samtband. Die sonntägliche Lona war, wie erwähnt, früher allgemein hochrot; jetzt ist diese Farbe selbst an höchsten Feiertagen kaum mehr zu sehen. Auch der Unterrock hat unten einen grellfarbigen, meist hochroten, ausgezackten Besatz von Flanell, der zur Geltung kommt, wenn man, wie es Brauch, die Lona hinaufschürzt oder mit der Hand »aufhebt«.



Alte und junge Walsertalerin (Festtracht).

Das sonntägliche Mieder oder »Müederli« schließt sich im Gegensatze zum werktäglichen sehr eng dem Leib an; je enger es geschnürt ist, für desto schöner gilt es. Da auch die Armlöcher ziemlich eng sind, so hat das zur Folge, daß manche Trägerinnen unter den Armen und über der Achsel oft ganz aufgerieben sind.[1]) Es ist von blauem, grünem oder rotem Seidenstoff und mit Seidenbändern, den sogenannten »Taschabänd«, breit umsäumt, auch um den Hals.

Darüber kommt das »Fiertig-Libli«. Es ist fast immer aus weißem Garn gehäkelt und sieht fast aus wie ein städtisches »Kindertrenzerl« (Vorhänglätzchen), walserisch »Trieler«. Bei festlichen Gelegenheiten, wenn man »weiß geht«, d. h. ohne »Tschöpli« oder »Schalch«, sind die »Libli-Bändl« daran befestigt, bald schmälere, bald breitere doppelte Seidenbänder, die an den hinteren Garnösen des »Libli« befestigt und durch die beiden vorderen gezogen und kreuzweis unter der Achsel lose durchgeschlungen werden. Reichere Leute tragen statt der Seidenbänder Kettchen, sogenannte »Libli-Kettili«, aus echtem Silber daran, die ebenfalls unter den Achseln durch-

[1]) Wenn die abgetragenen Sonntags-Lonen, wie es meist der Fall, später als Werktagskleid verwendet werden, werden die engen Armlöcher des Mieders erweitert.

gezogen und rückwärts am »Libli« befestigt werden. Bei der »G'spusa« (Braut) hängen, aber nur, wenn die Trauung in der eigenen Gemeinde stattfindet und nur am Hochzeitstag, an den Kettchen noch Täfelchen.

Statt der werktäglichen »Schlutta« oder des schlechteren »Tschöpli« wird zum sonn- und feiertäglichen Kirchgang ein besseres »Tschöpli« angezogen, nämlich eines von »Merinau« (Merino) und mit »Sometbänd'« eingefaßt und blumig gezeichnet. Ledige tragen, falls es die Jahreszeit erlaubt, an solchen Tagen kein »Tschöpli«, sondern gehen in weißen gestickten Hemdärmeln. An sogenannten »heiligen Tagen« oder wenn man »G'spusa« (Braut) ist, zieht man statt des »Tschöpli« das »Schälchli« an. Dies gilt übrigens auch nur von besser stehenden Leuten oder Standespersonen, in erster Linie von der »Vorsteherin«. Ärmere könnten und dürften es gar nicht tragen, so wenig als ein armes Weib statt der ihr zustehenden »Blaukappe« eine teuere »Pelzkappe« trägt. Das »Schälchli« ist eigentlich nur ein reicher ausgestattetes »Tschöpli«, aber kürzer als dieses, es geht knapp bis zu dem Faltenwulst der Lona. Der Stoff ist schwarze Seide mit Stickerei und abgestepptem Taffetband breit eingefaßt. Auch die Ärmel sind an den Umschlägen fein abgenäht.[1]) Über den Achseln trifft man häufig hohlstehende »Überschläge» (Epaulettes) angebracht. So ein »Schälchli« ist ein teurer Spaß, wie überhaupt der Ankauf der Walsertracht nicht billig ist. Sagt man ja, daß eine »Walserin im neuen Hofstaat auf hundert Gulden zu stehen komme.« Allerdings ist die Tracht dafür haltbar und insofern noch immer billiger als die der Mode unterworfene »Landtracht«. Wie man mir im Tale mitteilte, halte sie zehn bis zwölf Jahre. Doch kann sich diese Angabe wohl nur auf die eigentlichen Kleidungsstücke: Lona, Tschöpli etc. beziehen; für das seltener gebrauchte »Schälchli« schiene mir diese Zeit zu kurz.

Die sonn- und feiertägliche »Schoß« ist natürlich auch von Seide und wird mit bunten, oft breiten Bändern zusammengebunden, welche rückwärts herabhängen. Um den Hals schlingt sich doppelt, aber ganz lose zusammengefaltet, ein schwarzseidenes Halstuch, das rückwärts mit einer Masche gebunden wird. Beim Umlegen wird zuerst vorn die Masche gemacht und dann das Tuch nach rückwärts gedreht, so daß die Maschenbänder über den Rücken fallen. Um den Kopf wird auch oft — neben dem obenerwähnten Haarband — das »Kopftuch« oder der »Flor« getragen, der das Gesicht von oben bis unten umrahmt und unter dem Kinn zusammengebunden wird.[2]) Von den indigoblauen, früher hochroten Strümpfen haben wir schon oben gesprochen.[3]) Als Fußbekleidung trägt die Walserin am Sonntag »Schlaufschuhe« mit »Zügen«.[4]) Sie dürften wohl mit den »Schlupfschuhen« der Bregenzerwälderinnen identisch sein. »Schnallenschuhe« (mit silberner Schnalle) tragen nur Standespersonen und reiche Leute an »heiligen Tagen.«

Den Kopf bedeckt an Sonn- und Festtagen gewöhnlich die »Nudel- oder blaue Kappe«. Eigentlich ist sie schwarz; oben hat sie ein kleines, schwarzseidenes Mäschchen, das »Kappa-Binda« heißt. Dieses plumpe Monstrum von einer Kappe, welche als »Pfötschel- oder Fazzelkappe« fast bis in die letzten Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts die meisten Alpentäler beherrschte und deren idealisierte Form wir in der blauschwarzen Sonntagskappe der Bregenzerwälder Weiber und »Schmelgen«

[1]) Insofern unterscheidet es sich auch u. a. vom schlichten »Schalk« der Bregenzerwälderinnen.

[2]) Der »Flor« gehört ebenfalls zu den modernen Einführungen.

[3]) Der so oft eintretende Wechsel in der Farbe bei verschiedenen Kleidungsstücken der Gebirgsbewohner macht fast den Eindruck, als ob den so konservativen Leuten bei dem allgemein menschlichen Drange nach Abwechslung diese Form der Trachtenänderung als die harmlosere und deshalb erlaubtere erschienen wäre.

[4]) Die »Züge« sind modern.



Walsertal, Sonntagstracht. Bregenzerwald, Festtracht (»Schäplerin«). Walsertal, Festtracht.

kennen lernten (S. 67), hüllt vollständig das Haupthaar ein und kommt bei den Walsern auch in der Form mit höherem Gupfe vor. Außerdem tragen vornehme Leute bei festlichen Anlässen, namentlich bei Hochzeiten, die braune »Pelzkappe« oder »Briemkappe« (Brämkappe) aus Otterfell. Im Sommer wird von den Weibern statt der festtäglichen Pelzkappe die »wiß Huba« aufgesetzt, welche aus lauter feinen, gestärkten Spitzen von Tüll besteht und vorn bis zu den Augenbrauen, seitwärts bis zu den Ohren herabreicht. Rückwärts endet sie mit einem Sack, in dem die Zöpfe, die hierfür in eigener Art geflochten werden, sich verbergen.[1])

Die »Meigga«[2]) aber trägt beim festlichen Umzuge gleich den »Meiggana« Montavons und den »Schmelgen« des »Waldes« auf dem samtbandumwundenen Scheitel das »Schäpeli«, das bekannte goldschimmernde Filigrankrönlein. Es ist gedrängter als das der beiden Schwestertäler, auch nicht so zierlich.[3]) Auch hier wird es am gescheitelten Haar angeheftet und mit zwei breiten, roten Seidenbändern unter den

[1]) Die schirmlose barettähnliche »Pudelkappe«, die der modernen Teller- oder Matrosenmütze gleicht nur daß der »Rand« höher und mit naturgekräuseltem Lammfell verbrämt und der »Kopf« von schwarzem Samt nicht fest, sondern bauschig und seitwärts mit einer großen schwarzen Samtmasche verziert ist, ist schon seit fünfzig Jahren abgekommen. Sie war besonders in der Form, wie sie die Klostertalerinnen trugen, äußerst kleidsam und wurde noch um die Mitte des letzten Jahrhunderts auch von den Männern getragen.

[2]) Mehrzahl »Meigga«. Einzahl auch das »Meigge«.

[3]) Das Walser »Schäpeli« besteht aus zwei Teilen, dem »Kranz«, einem mit Samt oder Perlstickerei überzogenen Reif aus Pappe, und dem »Schäpeli« im engern Sinne, das man in den Reif hineinsteckt. Am »Üser-Herrgottstag« (Fronleichnam) steckt man statt des Schäpelikrönleins einen Strauß von Rosmarin oder Sewi (juniperus sabina = Sabenbaum, der früher im Walsertal viel gepflanzt wurde) in den »Kranz«.

Ringelzöpfen, die sich festgeflochten rund um den Kopf schlingen, festgebunden.[1]) Die Bandschleifen hängen rückwärts tief hinab. Hingegen trägt die Walser »Schäplerin« oder »Schapel-Meigga« eine weiße, den ganzen Unterkörper umschließende »Schoß«, die ihren Kolleginnen im Bregenzerwald fehlt. Diese Schürze schließt sich rückwärts fast ganz zusammen und wird daselbst am »Schoßbändl«, einem etwa 4 bis 6 *cm* langen, verschiedenfarbigen, geblümten Seiden- oder Samtbande mittels Hefteln eingehäkelt. Auf beiden Seiten deckt den Schluß eine aufstehende Masche, die sich nach unten als Band mit angefügter Seidenfranse fortsetzt.

Damit wäre die Werk- und Sonntagsgarderobe der Walsertalerinnen der Hauptsache nach ziemlich abgeschlossen, wenn wir noch des Shawls[2]) erwähnen wollen, der aber meist nur im Winter oder bei schlechtem Wetter, wohl auch bei eingetretenen Umständen getragen wird. Im Winter käme auch noch der »Schlupfer« (Muff) aus rotem Fuchsfell in Betracht, welches walzenförmige, hohle Pelzwerk so lang ist, daß beide Vorderarme darin Platz finden. An der Brustseite hat er einen seidenen Einsatz; letzterer fehlt in Montavon und im Bregenzerwalde. »Klunka«[3]) (Ohrringe) trägt die Walserin keine, wohl aber Fingerringe und zwar nur von Silber, die sich die »holden«[4]) »Meigga« von ihren Liebhabern erobern, und ebenso — horribile dictu — fast immer eine Tabakspfeife, die den Walserinnen so unentbehrlich geworden ist, daß sie sie sogar in die Kirche mitnehmen und sich auch damit photographieren lassen. In der Trauerzeit, welche bei nächsten Angehörigen ein Jahr, bei nahen Verwandten vier Wochen dauert, tragen die Weiber eine schwarze »Lona« und schwarze »Schoß«, als Kopfbedeckung die oben beschriebene »wiß Huba« oder wohl auch die genannte »Nudelkappe«. Die betreffenden »Meigga« gehen während dieser Zeit nie »weiß«, d. h. in weißen Hemdärmeln und weißen Schürzen, wie es sonst an Sonn- und Festtagen üblich ist. In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts waren noch sogenannte Trauermäntel, die wohl den oben besprochenen »Leidmänteln« der Bregenzerwälderinnen entsprachen, zu tragen üblich. Sie gehörten der Kirche, hingen an der Kirchenwand und wurden von den Angehörigen des Verstorbenen in den vier Trauerwochen während der hl. Messe umgenommen. Die Abschaffung dieser etwas sonderlichen Sitte soll damals viel Staub aufgewirbelt haben.[5])

Die Männertracht verdient kaum eingehende Berücksichtigung, da sie nach keiner Richtung mehr einheitlich ist und ein Gemisch von halb städtischer, halb ländlicher Kleidung genannt werden muß. Durch die Güte des hochw. Pfarrers Kaspar Schöch in Raggal erhielt ich ein vom Photographen P. Mayer in Bludenz angefertigtes Lichtbild, welches einen Walsertaler aus Raggal darstellt. Dieser trägt allerdings noch die über den Kniebug reichende kurze Hose, an die sich knapp die Ganzstrümpfe, nicht »Beinhosen«, anschließen, aber alles andere: Jacke, Weste, Halsbinde, Hut, macht den Eindruck städtischer Bekleidungsstücke.

[1]) Die Walserin hat immer zwei Zöpfe und zwar sind diese »fünftrümmerig« (fünfteilig) und sehr fest geflochten, welche beiden Umstände bewirken, daß nicht so bald ein »Hutzel« entsteht, d. h. die Haare aufgelöst werden und in Unordnung kommen. Die Zöpfe brauchen deshalb auch nur einmal in der Woche, nämlich am Samstag abends geflochten zu werden. Hierzu muß aber die Walserin die Hilfe ihrer Nachbarin in Anspruch nehmen, der sie dann ihrerseits den gleichen Liebesdienst erweist.

[2]) Jüngere Einführung.

[3]) Vgl. klunken = baumeln.

[4]) hold = begehrlich.

[5]) Ich verdanke diese Mitteilung, wie zahlreiche andere, dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Christ. Schäfer in Sonntag und benütze diese Gelegenheit, ihm, sowie dem hochw. Herren Pfarrer Casp. Schöch in Raggal, Herrn Lehrer Leo Rinderer, ferner dem hochw. Herrn Pfarrer Ägyd Mayer in Schruns, ebendaselbst Frl. Theres Kleber und Frl. Amalie Moosbrugger für ihre freundliche Unterstützung meinen besten Dank zu sagen.

Italienische Siedlungsweise im Gebiete der Ostalpen.

Von

Hermann Reishauer.

Die Ostalpen sind von drei großen Völkerstämmen besiedelt, von Deutschen, Romanen und Slaven. Die Deutschen haben den größten, die Slaven den kleinsten Teil des Gebietes inne. Sie sitzen im äußersten Südosten, kommen also für das eigentliche Hochgebirge nur in bescheidenem Maße in Betracht. Die Romanen bewohnen die südlichen Ketten und Gruppen, die Deutschen aber halten den ganzen Norden, sowie das gesamte Zentralgebiet besetzt.

Romanen und Deutsche berühren sich auf einem Grenzsaume, der am Stilfser Joch beginnt und mehrere hundert Kilometer weit gegen Osten läuft. Der Einschnitt des Fellatales bezeichnet den östlichsten Punkt. Im allgemeinen folgt diese Grenzlinie dem Zuge der Wasserscheiden. Sie fällt im Westen mit der Wasserscheide der oberen Etsch und des Noce zusammen und biegt dann, der Höhe des Mendelkammes folgend, scharf nach Süden um. Bei der Talenge von Salurn setzt sie auf das linke Etschufer über und wendet sich wieder nach Nordosten. Die Wasserscheide zwischen Etsch—Eisack—Rienz einerseits und Avisio und Cordevole anderseits bildet hier die Grenzlinie. Weiter nach Osten hin ist es im wesentlichen die Kette der Karnischen Alpen, die Deutsche und Romanen trennt.

Bei Betrachtung des so gezeichneten Grenzgebietes zeigt es sich aber, daß im romanischen Sprachgebiete zwei, beziehungsweise drei scharf voneinander gesonderte Nationalitäten sitzen: Italiener, Ladiner und Friauler. Die beiden letztgenannten sind Räto-Romanen, Reste jener Völkerschaften, die vor den Stürmen der Völkerwanderung in den Alpen wohnten. Chr. Schneller[1]) rechnet auch die Nons- und Sulzberger zu den Ladinern, so daß sich also im Gesamtverlaufe der oben erwähnten Sprachgrenze ein fast geschlossenes ladinisches Volks- und Sprachgebiet ergibt, das durch folgende Bezirke gekennzeichnet wird: Sulz- und Nonsberg, Fleims- und Fassatal, Gröden, Enneberg und Ampezzo. Weiter im Osten liegt das größere Gebiet von Friaul. Nur an zwei Stellen stoßen also Deutsche und Italiener unmittelbar aufeinander, im Etschtal und südlich von Schluderbach-Landro, am Monte Cristallo und an den Drei Zinnen.

Die ladinischen Gebiete sind Zwischen- und Übergangsgebiete. Sie können für die folgenden Darlegungen nur insofern in Betracht kommen, als in sie italienisches Volkstum, italienische Sitte und Art eingewandert sind. Als eigentliches italienisches Gebiet bezeichnen wir die südlichen Teile der Ortlergruppe, die Bergamasker Alpen, die Adamello- und Brentagruppe, die Trientiner, Teile der Fassaner und Ampezzaner Alpen. Ihnen zählen wir noch den Sulz- und Nonsberg, sowie das Fleimstal zu, da sich hier die ursprünglich ladinische Eigenart fast verwischt hat.

Wie der deutsche und slavische Alpenbewohner, so ist auch der Italiener Ackerbauer und Viehzüchter. Die Verhältnisse im Gebirge, die Übereinanderschich-

[1]) Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol. Petermanns Mitt. 1877, S. 369.

tung der Pflanzenregionen nötigten von selbst zu doppelter Erwerbstätigkeit. Diese aber zwang wieder zur Anlage verschiedenartiger Wohnstätten. In den deutschen Gebieten findet man meist nur drei solcher Behausungen: Bauernhaus, Senn- und Schäferhütte. Im italienischen Teile gibt es zwischen ständiger Siedlung und Sennhütte stets noch eine Wohnstätte, die »Casa«. Sie bezeichnet das Gebiet der Mähwiesen; das eigentliche Bauernhaus liegt im Bereiche der Getreidezone, und Senn- und Schäferhütten, hier »Malgen« und »Baiti« genannt, finden sich in den Weidebezirken der oberen Bergregionen. Das Bauernhaus, das in den italienischen Gegenden selten isoliert als Einzelhof steht, sondern fast immer im geschlossenen Verbande eines Dorfes oder Weilers auftritt, dient als Winterwohnung. Die Casolarie ist meist vom Mai bis Oktober bezogen und die Sennhütten werden von Mitte Juni oder Anfang Juli bis Mitte oder Ende September bewohnt. Dem entspricht auch ihre Bauart. Das Bauernhaus ist solid gebaut, die Casolarie zeigt, wenn auch nicht in ihrem Äußeren, so doch in ihrer inneren Einrichtung deutlich den Charakter des Provisorischen, des Nomadenhaften; die Malga ist stets sehr primitiv eingerichtet, und der Baito verdient weder nach Bauart noch nach Einrichtung den Namen »Behausung«. Wir werden die Besonderheiten der italienischen Siedlungsweise am besten verstehen, wenn wir die Berggebiete durchstreifen, in denen der Italiener als Ackerbauer und Viehzüchter tätig ist, und wenn wir seine Gebäude nach Anlage, Bauart, Beschaffenheit und Zweck betrachten.

I. Siedlungen im Bereiche der Getreidezone.

A. Dörfer und Weiler.

Die italienischen Siedlungen haben einen stadtartigen Zug. Einzelhöfe finden sich selten, und Haufendörfer mit ihrer unregelmäßigen Anordnung, mit ihren zerstreut liegenden Gebäuden und Häusergruppen sind fast nur in den Teilen des italienischen Sprachgebietes zu sehen, in denen verwelschte Deutsche wohnen, z. B. im Centatal, in Lavarone und Folgaria. In den italienischen Dörfern stehen die Häuser dicht gedrängt nebeneinander, oft hat nicht einmal ein Gärtchen dazwischen Raum. In der Regel sind sie von einer Straße durchzogen, von der verschiedene, meist enge Seitengäßchen abzweigen. Die Geschlossenheit der italienischen Siedlungen ist selbst dort zu beobachten, wo sich die Ortschaften infolge der Bodenverhältnisse in Ober- und Unterdorf geteilt haben. Dort findet sich die reihenartige Anordnung der Häuser, die Zusammendrängung der Gebäude je nach der Anzahl der einzelnen Dorfteile doppelt und dreifach ausgeprägt. Inama-Sternegg[1]) bemerkt: »Wo im deutschen Tirol die Gelände mit einem Kranze von Höfen geschmückt sind, die sich dem Auge schon durch den reichen Wechsel von Feld, Wiese und Wald so anmutig darstellen, sind in Welschtirol auch kleine Plateaus hoch oben im Gebirge mit enggebauten Dörfern geziert, die wie wahre Nester an die Felsen geklebt und in baumloser Öde ein tristes Dasein zu führen bestimmt scheinen.«

Die italienischen Alpendörfer folgen gern dem Verlaufe einer großen Verkehrsstraße. An Paßübergängen liegen sie meist höher als an anderen Stellen des Gebirges. Auch die sonnseitigen Gehänge der Täler üben eine große Anziehung auf die Siedlungen der Italiener aus. Die Schattenflanken tragen zuweilen nicht eine einzige ständige Siedlung, so daß der Kontrast zwischen den beiden Talwänden ganz scharf ausgeprägt ist. Ein schönes Beispiel hierfür ist das tiefeingeschnittene obere Val Camonica, der Grenzgraben zwischen Ortler- und Adamello-Alpen. Während auf dem südlich exponierten Talgewände der Mensch seine Felder und

[1]) Inama-Sternegg, Die Ansiedlungsformen in den Alpen. Mitt. der k. k. geogr. Gesellschaft. Wien 1884, S. 256.

Wiesen, seine Häuser und Dörfer bis hoch hinauf in die Bergregionen trug, so daß heute von dieser »lachenden Sonnenseite« her wohlbestellte Fluren und stadtähnliche Siedelungen grüßen, umschlingt die Schieferberge der linken Seite noch wie vor alter Zeit der dunkle Wald. Sehr bevorzugt sind natürlich solche Stellen im Gebirge, die neben guter Hanglage eine günstige Exposition bieten. Darum finden wir die süd- und westwärts schauenden Hänge der Talzwieselungen und Bachmündungen, mit denen das nach Süden entwässernde italienische Alpengebiet reich bedacht ist, in der Regel dicht mit Dörfern besetzt. Bei beschränktem Raume hat sich der Mensch mit Anlage einer Siedlung begnügt, an freien, weit ausgedehnten Hängen aber sind stattliche Siedlungszentren entstanden. Die Straße von Hinter-Judikarien nach dem Valle di Rendena bietet für beide Fälle treffliche Beispiele. Die Hänge bei Brione, Agrone, Roncone und Carisolo boten nur Raum für je ein Dorf, der breitere Hang von Daone-Sevror aber gewährte Platz für eine größere Zahl von Siedlungen: Hier finden sich sechs stattliche Dörfer, dicht neben- und übereinander gestellt. Allerdings ist auch an dieser Stelle durch die Gunst des Gebirgsbaues ein Platz geschaffen worden, der zur Anlage von Siedlungen auffordern mußte. Es ist ein nach Süden vorgeschobener, von zwei Flußläufen umrandeter Hang, der in der Mittagslinie auf ein weit geöffnetes Tal stößt, das nicht allein den warmen Luftströmen, sondern infolge seiner Breite auch der Wintersonne Zugang gestattet und dadurch den Siedlungen und Getreidefeldern einen ausgezeichneten Horizont gewährt. In der ganzen Adamellogruppe ist nur noch eine Stelle vorhanden, die ähnlich begünstigt ist, der Saviore-Hang. Bezeichnenderweise ist dieser Platz ebenfalls dicht mit Dörfern besetzt.

Auch in den deutschen Alpen finden sich derartig begünstigte Plätze, an denen sich die Siedlungen umeinander scharen. Und doch ist es ein anderes Landschaftsbild, das sich dort unseren Augen darstellt. Dort liegen die einzelnen Dörfer, die Weiler und Häusergruppen ganz zerstreut und regellos auf dem Hange; wo eine runde Kuppe, eine Talterrasse, ein alter Schotterkegel Raum bietet, da schaut auch ein Einzelhof zu Tal. Im italienischen Gebiete stößt der Blick immer auf geschlossene Dörfer. Wohl gewahrt man über ihnen in der Regel stattliche Gebäude, die den Eindruck ständiger Siedlungen machen; es sind jedoch entweder Casolarien, die nur vom Frühjahr bis zum Herbst bezogen sind, oder Fenili, die bloß in der Zeit der Heuernte bewohnt werden.

Geschlossenheit also ist der Grundzug der italienischen Alpensiedlungen. Christian Schneller,[1]) ein vorzüglicher Kenner Südtirols, hat bereits darauf hingewiesen, daß heute die Entscheidung darüber schwer fällt, ob die stadtähnliche Anlage der italienischen Bergdörfer ursprünglich, oder ob sie durch Teilung von Einzelhöfen und durch An- und Zubauten erst nach und nach entstanden ist. Jedenfalls aber zeigt das häufige Vorkommen der Ortsnamen Vigo, Vigolo, Vill und Villa, daß eine erhebliche Anzahl der geschlossenen Alpensiedlungen bereits von den eindringenden Römern gegründet worden sind. An vielen Stellen des südlichen Alpengebietes finden sich noch die Reste alter Römerstraßen, an denen sich gewiß nicht nur Militärkolonisten, sondern auch Krämer, Handwerker und Bauern niederließen. Es ist zweifellos, daß die so entstandenen Siedlungen die Geschlossenheit zeigten, die Tacitus in dem 16. Kapitel seiner *Germania* als charakteristisch für die damaligen römischen Dörfer erwähnt, und daß sie auch als *vicus* bezeichnet wurden. Sicherlich haben auch reiche Römer in den rätischen Provinzen ihre *villae* erbaut und in deren Umgebung geschlossene Ortschaften für Kolonen und Sklaven angelegt. Nach Meitzen[2]) waren Rätien, Ober- und Untergermanien bis zum Markomannen-

[1]) Die österreich.-ungarische Monarchie, Bd. Tirol und Vorarlberg. Wien 1893, S. 328.
[2]) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1898. I. Bd., S. 368.

kriege mit einer sehr großen Zahl derartiger Villen bedeckt. Die fürchterlichen Verwüstungszüge germanischer Völkerschaften zerstörten und entvölkerten die Ortschaften, wahrscheinlich aber wurden die entlegeneren und abgeschlosseneren Alpentäler von den Kriegsstürmen weit weniger mitgenommen als die großen Straßenzüge der Haupttäler. Hier hielten sich Teile der ursprünglichen Bevölkerung, versprengte Reste germanischer Eroberer gesellten sich ihnen zu, bis dann schließlich auch die schnell im Romanentum aufgehenden Langobarden in die Alpengebiete einzogen. Sie ließen sich neben den älteren Bewohnern nieder, bezogen die leerstehenden Gebäude, bauten an und neben dieselben neue Häuser und suchten sich auch in den teilweise oder ganz zerstörten Ortschaften nach Möglichkeit einzurichten. Die geschlossenen römischen Siedlungen erstanden wieder aus der Asche, freilich nicht mehr bewohnt von Sklaven und Kolonen, sondern von freien Bauern. Der Bauer der italienischen Alpendörfer ist noch heute freier Bauer, ganz im Gegensatze zu den meisten seiner Stammesgenossen in dem fruchtbaren Potal. Hier und da hat sogar der alte Ortsname Krieg und Neukolonisation überdauert. So liegt neben Villa Rendena heute noch die Ortschaft Vigo Rendena; im Lägertal ist der alte römische Hauptort als Villa Lagarina wieder emporgeblüht; Vill bei Neumarkt, Vigo und Tos mit der Burg Thun im Nonsberg, Vigo im Fassatal, Villamontagna am Kalisberg bei Trient, Col di Sta. Lucia oder Villagrande, Vigolo an der Straße Trient-Tione und Vigolo im Valsugana u. s. w. erinnern schon durch ihre Namen daran, daß sie bereits zur Römerzeit geschlossene Siedlungen waren.

Bei Betrachtung der ständig bewohnten italienischen Bergsiedlungen tritt uns neben der Geschlossenheit noch ein zweites Merkmal vor Augen, ihre verhältnismäßig tiefe Lage. In den von Italienern bewohnten Alpengebieten liegt die Siedlungsgrenze stets beträchtlich tiefer als in den Teilen, die von Deutschen besetzt sind. Es ist dies in erster Linie wohl darauf zurückzuführen, daß der Deutsche eine starke Neigung zur Anlage von Einzelhöfen hat und darum höher emporrückt als der Romane, der in Dörfern und Weilern wohnt. Ganz augenfällig zeigt sich dieser Gegensatz in solchen Gebirgsgruppen, die auf der Sprachgrenze liegen, so z. B. in der Ortlergruppe. In den nördlichen und östlichen, also deutschen Tälern gehen verschiedene Höfe über 1800 *m* empor, in den südlichen, also italienischen Tälern gibt es dagegen keine Siedlung, die die Meereshöhe von 1736 *m* überschreitet. Nur ganz wenige Ortschaften liegen über 1600 *m*. Fritzsch[1]) nennt als höchste deutsche Siedlung in den Ortleralpen den Stallwieshof im Martelltale, 1927 *m*, als höchste italienische das Dorf Sta. Catarina im Val Furva, 1736 *m*. Fritzsch weist auch ausdrücklich darauf hin, daß in den italienischen Teilen der Ortlergruppe nur sehr wenige Einzelhöfe vorhanden sind. In der Adamello- und Brentagruppe, beide nur von Italienern bewohnt, gibt es überhaupt keine Einzelhöfe, sondern bloß geschlossene Ortschaften. Das höchstgelegene Dorf der Adamelloalpen ist Ponte di Legno, es liegt nur 1261 *m* hoch.

Man könnte annehmen, daß das Fehlen der Einzelhöfe, sowie die Tieflage der italienischen Siedlungen durch ungünstige klimatische oder orographische Verhältnisse bedingt sei. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, denn es gibt z. B. in den obengenannten drei Gruppen über den höchstgelegenen Dörfern noch zahlreiche plateauartige Vorsprünge und sanft ansteigende Hänge, die genügend Raum für Weiler und Einzelhöfe bieten und auf denen auch Getreide noch vorzüglich gedeiht. Deutsche Siedler würden diese Plätze gewiß mit Einzelhöfen besetzen, der Italiener hat sich mit Anlage von Casolarien und Sennhütten begnügt, an denen er hier und da auch Hafer und Roggen baut, so z. B. auf der Brentaseite des Rendenatales.

[1]) Fritzsch, Ortler-Alpen. Wissensch. Veröffentl. des Ver. für Erdkd. zu Leipzig, II. Bd., 1895.

Das Fehlen der Einzelhöfe kann aber die Tieflage der italienischen Siedlungen nicht vollständig erklären. Denn selbst dann, wenn wir bei Bestimmung der Siedlungsgrenze die Einzelhöfe außer acht lassen und nur die obersten deutschen und italienischen Dörfer und Weiler in Parallele stellen, zeigt sich, daß die deutschen Ortschaften immer noch höher gelegen sind als die italienischen. Das italienische Gebiet der Ostalpen weist verhältnismäßig wenig reine Bauernsiedlungen über 1400 *m* Meereshöhe auf. Über 1500 m steigen in der Regel nur Paßortschaften, wie Alba und Penia im Fassatal, Paneveggio am Rollepaß, Arabba im Buchenstein- und St. Cassian im Abteitale. Auch dort trifft man hochgelegene italienische Siedlungen, wo heilkräftige Quellen aus der Erde sprudeln. Sta. Catarina, Pejo, S. Appollonia im Ortlergebiet sind solche hochgelegene Bade- und Kurorte. Es scheint also, als ob der Italiener bei Anlage seiner Siedlungen nur bis zu einer gewissen Höhe vorgedrungen wäre. Diese Vermutung erhält hohe Wahrscheinlichkeit, wenn wir in das Berggebiet östlich von Trient hinüberschauen. Nach den Untersuchungen italienischer Priester, also völlig einwandfreier Zeugen, haben die Deutschen einst alle Höhen zwischen der Etsch und der Brenta bewohnt. Ein sehr großer Teil derselben ist nachweislich erst im 12.—16. Jahrhundert eingewandert — ein Beweis, daß bis dahin die Höhen wenig oder gar nicht besiedelt waren. Tommaso Bottea, vor 50 Jahren Pfarrer in Folgaria, und Franz dei Tecini, 1821 Pfarrer in Pergine, zählen die Ortschaften auf, in denen vor 100 Jahren noch deutsch gesprochen wurde.[1]) Die tiefer gelegenen sind allmählich verwelscht, hochgelegene wie Palei und Falesina im oberen Fersental, Luserna im oberen Val Sugana und St. Sebastian an der Quelle des Astico sind deutsch geblieben, wohl ein deutliches Zeichen, daß der Ansturm des Welschtums in diesen obersten Dörfern nicht so stark war wie in den Talsiedlungen. Auch anderwärts haben sich hochgelegene Dörfer deutsch erhalten, so Truden und Altrei im Fleimstale, Laurein, Proveis, St. Felix und Unsere Frau im Walde im Nonsberg. Meiner Meinung nach erklärt es sich daraus, daß der Italiener nie große Neigung zur Besiedlung der Höhen gezeigt hat.

B. Bauernhaus und Flur.

Das Bauernhaus der italienischen Bergdörfer ist in der Regel bis zum Dachstuhl hinauf aus Stein gebaut. Das Dach ruht selten unmittelbar auf dem Mauerwerk, es steht meist auf Holz- oder Steinpfeilern, so daß die Luft ungehindert den ganzen Dachraum durchstreifen kann. Im Dachraume werden die Feldfrüchte aufbewahrt, die natürlich unter dem Einflusse der durchziehenden Luft schnell trocknen. Die italienischen Bauernhäuser haben öfters auch Umgänge und »Lauben«, die durchgehends einen wenig soliden Eindruck machen. Manchmal aber sind nur kleine, schmale Balkone vorhanden, die überdies, da das Dach selten weit genug vorspringt, ohne genügenden Dachschutz sind. — Die Hausfronten sind in der Regel recht nüchtern. Während der deutsche Alpenbauer darauf bedacht ist, seinem Hause ein möglichst schmuckes Aussehen zu geben, und es darum mit Schnitzwerk, mit Bildern und Malereien, mit Erkern und Türmchen verziert, verwendet der Italiener im großen und ganzen wenig Sorgfalt auf das Äußere seines Hauses. Die schmucklosen Hausfronten, die schadhaften Mauern, der verwitterte Mörtelbewurf, die zerbrochenen Fensterscheiben, die defekten, gebrechlichen Balkone und Stiegen, die mit verwaschener bunter Wäsche behangen sind, geben dem Ganzen ein wenig einladendes Aussehen. Dazu kommt, daß das Heu und Stroh aus dem offenen Dachboden herauslugt, daß Sparren-, Balken- und Schindelwerk recht oft bedenkliche Schäden zeigen und daß der aus der Küche dringende Rauch, der seinen Weg selten durch den Rauchfang,

[1]) Bidermann, Die Italiener im tirolischen Provinzialverbande. Innsbruck 1874, S. 21 ff.

desto öfter durch Tür und Fenster nimmt und die Außenseiten der Häuser an bestimmten Stellen ganz verrußt hat.

Die italienischen Dörfer sind einst reine Bauerndörfer gewesen. Im Laufe der Zeiten hat sich dies aber wesentlich geändert. Das rasche Wachstum der Bevölkerung führte zu Übervölkerung und schuf ein starkes ländliches Proletariat. Manches der ehemaligen Bauernhäuser ist zu einem nüchternen Proletarierhause umgebaut worden, das nunmehr von einer ganzen Anzahl von Familien bewohnt wird. Man wird sich fragen, wie es dazu kommen konnte. Die Hauptursache liegt in der maßlosen Güterzerstückelung, die wieder in dem im italienischen Teile geltenden Erbrechte ihre Begründung findet. »Deutsche Ehehindernisse durch die Gemeinde, geschlossener und als solcher sich vererbender bäuerlicher Grundbesitz und Zunftzwang sind Dinge, welche man in Welschtirol kaum oder gar nicht kennt.«[1]) In den italienischen Gebieten haben in der Regel alle Kinder, mindestens aber alle Söhne gleiche Erbberechtigung. Infolgedessen trat nach und nach eine starke Zersplitterung des Grundbesitzes und damit auch eine große Verarmung der Bevölkerung ein. Sie ist gewiß auch ein Grund für das armselige Aussehen der Häuser. Das starke Wachstum der Bevölkerung erzeugte periodische Auswanderung der Männer. Viele Männer des italienischen Alpenteils gehen als Tagelöhner, Maurer, Steinmetzen, Lastträger, Straßen- und Erdarbeiter, als Hausknechte, Schleifer, Hausierer etc. nach Nordtirol, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und nach der Schweiz. Da sie meist in der warmen Jahreszeit in der Fremde weilen und erst im Herbste wieder zurückkehren, so können sie sich wenig um Haus und Hof kümmern. Die Feldarbeit ist den Weibern und den zurückbleibenden Schwächeren überlassen, Reparaturen der Gebäude können nur in den Herbst- und Wintermonaten ausgeführt werden, kein Wunder, daß man nicht allzuviel Sorgfalt darauf verwendet. Dazu kommt noch ein Moment. Die räumliche Zusammendrängung der Häuser im Dorfsystem verhinderte die stattliche Entwicklung des einzelnen Hauses. Sie führte zur Vereinigung von Wohnhaus, Scheune, Stall und Schuppen, zum Bau von Einheitshäusern. Der sogenannte Haufenhof der deutschen Gebiete, bei dem sich die Wirtschaftsgebäude weilerartig um das Wohnhaus gruppieren, ist am Südfuße der Alpen selten anzutreffen. Zuweilen gibt es für Vieh und Menschen nur einen Eingang, den großen Torbogen. Dann liegen auf der einen Seite die Wohnräume, auf der andern Seite die Ställe. Auch dies enge Nebeneinanderliegen der Wohn- und Wirtschaftsräume trägt zu der Unsauberkeit bei, die uns das italienische Haus so unwirtlich erscheinen läßt.

Nach Bancalari[2]) ist das italienische Alpenbauernhaus eine verwelkte Form des »oberdeutschen« Haustypus. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen, sondern sehe vielmehr in ihm eine nur wenig modifizierte Form des aus den Mittelmeerländern eingewanderten römischen Dorf- bezw. Stadthauses. Die in das Alpengebiet einwandernden Römer blieben im Gebirge, genau so wie in Gallien und Germanien, trotz des strengeren Klimas den heimischen Gewohnheiten treu. Sie bauten auch in den Gegenden, in denen es nicht an Holz gebrach, das im Mittelmeerklima zur Entwicklung gekommene hohe, schmale Steinhaus.[3]) Die großen Torbogen, die luftigen Balkone, die offenen Kesselfeuerungen, die vielfach gebräuchliche eigenartige Hohlziegelbedachung, die freien luftigen Dächer gelten uns neben der straßenartigen Anlage der Siedlungen, neben der Enge der Gassen und Gäßchen, neben dem Festhalten an der gepflasterten Piazza, die noch heute als Versamm-

[1]) Schneller, Südtirol nach seinen geogr., ethnogr. und geschichtlich-politischen Verhältnissen. Österr. Revue, 1867, Heft 1—3.

[2]) Bancalari, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Wien 1893.

[3]) Ratzel, Anthropogeographie II, S. 431.

lungsort gilt, als Beweise dafür, daß Haus- und Siedlungsform aus dem milderen Süden ins Gebiet der Alpen eingewandert sind.

Die Gebirgsgruppen der italienischen Alpen reichen zum Teil schon in jene Klimaprovinz hinein, die wir als die mittelmeerische bezeichnen. So bildet sich am Fuße der südlichen Alpengruppen unterhalb der eigentlichen Getreideregion eine neue Kulturregion aus, die mediterrane. Sie wird bezeichnet durch Maulbeere, Kastanie, Wein und Mais und reicht etwa bis zur Meereshöhe von 700—800 *m*. Sie ist das Gebiet der gemischten Kultur. Die Hangsiedlungen dieser Region fliehen die heißen Strahlen der südlichen Sonne, sie suchen Schutz hinter dichtlaubigen Kastanien- und Nußhainen. Auch ihre Felderchen, auf denen in bunter Folge Mais, Wein, Hanf, Kartoffeln, Bohnen, Kürbisse und Kraut gedeihen, haben Beschattung nötig und sind darum mit Maulbeeren und anderen Bäumen bepflanzt.

Über dieser Region liegt die eigentliche Getreidezone. Hier baut man Weizen, Roggen und Gerste, Hanf, Stangen-, Buschbohnen und, soweit angängig, auch noch Mais, aber alles in reiner Kultur. Die Maulbeerbäume rücken auf die Wiesen, das ganze Landschaftsbild wird ein anderes. Besonders auffällig ist der starke Anbau der Kartoffel; je höher man steigt, um so größere Flächen nimmt sie ein. Sie ist ein wichtiges Nahrungsmittel der italienischen Bergbevölkerung geworden. Und doch sind kaum 100 Jahre verflossen, daß sie in diese Gegenden kam. Graf von Sternberg[1]) berichtet noch 1804 von Judikarien: »Der Beamte (Vicario von Tione) und der Pfarrer geben sich sehr viele Mühe, den Erdäpfelbau emporzubringen, allein bis jetzt fanden sie wenig Nachahmer.«

Die Fluranlage dieser Bergsiedlungen ist jedoch ganz verschieden von der Fluranlage der deutschen Gebirgsdörfer. Die deutschen Höfe und Weiler stehen inmitten von Feldern, Wiesen und Waldstreifen, die sich bunt über und nebeneinander reihen, die italienischen Dörfer sind in der Regel nur von Feldern umgeben. Der Wald ist gewöhnlich weit zurückgedrängt, die Wiesen liegen abseits, entweder ein Stück höher am Berghange oder talaufwärts. Die Geschlossenheit, die der Siedlung eigen ist, kommt auch in der Anordnung und Verteilung der Fluren zum Ausdruck. Die Felder drängen sich ebenso dicht aneinander wie die Häuser der Dörfer. Aber auch die sozialen Verhältnisse der Bevölkerung prägen sich im Landschaftsbilde aus. Die Felder sind klein und schmal und zeigen deutlich genug, daß sie durch Zerstücklung einstiger größerer Areale entstanden sind.

Der Anbau von Körnerfrüchten deckt den Bedarf der Bevölkerung bei weitem nicht; die wichtigsten Lebensmittel, insbesondere Mais- und Weizenmehl, müssen in großer Menge eingeführt werden. Der Krämer, der Produktenhändler sind wichtige Personen in den italienischen Dorfsiedlungen. Die starke Einfuhr von Lebensmitteln hat hie und da auch zum Zusammenschlusse der wirtschaftlich Schwächeren geführt. In einigen Ortschaften des Rendenatales gibt es bereits Konsumvereine.

II. Siedlungen im Bereiche der Wiesen- und Weideregion.

A. Casolarien und Mähwiesenbezirke.

Die Casolarien gehören zu den vorübergehend bewohnten Siedlungen. Sie liegen oberhalb der Dörfer, steigen aber niemals zur Meereshöhe der eigentlichen Hutweide empor. Hier und da führen sie auch den Namen »Prealpe«. Sie sind in der Regel vom Frühjahr bis zum Spätherbst, also sechs bis sieben Monate, bewohnt. Sobald der April zu Ende geht, fahren die italienischen Bauern mit ihren Familien und ihrem gesamten Viehbestande aus den Dörfern zu den Casolarien

[1]) Graf v. Sternberg, Reise durch Tirol in die österreichischen Provinzen Italiens im Frühjahr 1804. Regensburg. Kap. 8, S. 129.

empor. Selbst Hühner und Gänse werden mitgenommen. Da um diese Zeit an Weidegang noch nicht zu denken ist, so werden die Tiere in die Ställe der Casolarien eingestellt und mit dem Heu gefüttert, das im vorigen Jahre geerntet und in den Scheunen und Schobern aufgespeichert worden ist. Wenn die Tage schöner werden, so läßt man sie zur Weide gehen, d. h. man läßt sie im Walde oder auf den Plätzen grasen, die für die Heugewinnung nicht in Frage kommen. Der Auftrieb zur Alpe beginnt jedoch, wie in den deutschen Tälern, erst Mitte Juni. Der Bauer schickt seine Kühe, Schweine und Ziegen, seine Ochsen, sein Jungvieh und seine Schafe auf die Malgen und Baiti, das sind Senn- und Schäferhütten. Er geht mit einem Teile seiner Familie ins Dorf zurück, um das Getreide zu ernten und das Feld neu zu bestellen. Der andere Teil der Familie bleibt auf den Casolarien, sorgt für Düngung und Bewässerung der Wiesenkomplexe, legt große Komposthaufen an, schneitelt die Bäume, sammelt Holz für den Winter, mäht die Wiesen und speichert das Heu in Schobern und Scheuern auf. Wenn dann im September die Hirten wieder zu Tal treiben, kommen die Tiere nicht sofort ins Dorf, sondern zur Nachweide auf die Casa ihres Besitzers. Hier weiden sie bis zum Oktober. Dann erst erfolgt die Rückkehr ins Dorf; in tief gelegenen Casolarien bleibt das Vieh auch den Winter über. So haben die Casolarien einen mehrfachen Zweck: Sie dienen als Frühjahrs-, Sommer- und Herbstwohnungen, als Vor- und Nachalpen, als Speicher und Vorratsräume. Dieser vielfachen Bestimmung entspricht ihre Bauart, ihre Anlage und ihre Größe. Die Casolarien sind durchweg solid aufgeführt: Der Unterbau ist in Stein gemauert und mit Kalk verputzt, der Oberbau hat braune Holzverschalung. Das Dach ist in der Regel nicht ganz, aber doch noch zum größten Teile offen. Viele der Casolarien, die übrigens stets sorgsam mit Schindeln oder Hohlziegeln gedeckt sind, haben zwei Stockwerke. Im Unterbau liegen Wohnräume und Ställe. Die Wohnungen sind verschließbar und oft mit Glasfenstern versehen. Ihre Inneneinrichtung ist allerdings sehr primitiv. Mehr als Herdanlage und Schlafraum gibt es selten. — Die Ställe sind teils in, teils an die Casolarien gebaut. Im ersten Falle ist nur ein Eingang für Menschen und Tiere vorhanden, im andern Falle finden sich mehrere Eingänge vor. Neben dem Wohnhause stehen große Heuschober und Schuppen. In ihnen bewahrt man Heu, Kartoffeln, Rüben, Kraut, sowie Holzvorräte auf. In der Umgebung liegen schön gepflegte, gut bewässerte Mähwiesen, die sorgfältig mit Trockenmauern umhegt und auf weite Strecken hin durch Steinunterbau vor Abrutschung gesichert sind. Unmittelbar vor den Häusern liegen Gärten, in denen Salat, Rüben, Kraut, Sellerie, Erbsen und Stangenbohnen wachsen; hier und da sieht man Hanf- und Kartoffel-, seltener Getreidefelder. Auch die Obstbäume fehlen nicht, Kirsch-, Kastanien- und Nußbäume beschatten Häuser und Wiesen — kurz das Ganze macht den Eindruck eines ständig bewohnten Einzelhofes oder, wenn die Casolarien gesellig beisammenstehen, einer ständig bewohnten Ortschaft.

Wer die italienischen Casolarien zum ersten Male besucht und mit der Siedlungsart der Bevölkerung nicht vertraut ist, muß auch diesen Eindruck gewinnen, umsomehr als er während der Sommermonate im Gebiete der Casolarien stets eine zahlreiche Bevölkerung antrifft. Vielfach glaubt man sich in ein deutsches Bauerndorf versetzt. Die reihenartige Anordnung der Häuser ist verschwunden, Gärtchen und Wiesenstreifen treten zwischen die Gebäude, die regellos verstreut am Hange liegen. Schuppen und Scheunen, die unten in den ständigen Dorfsiedlungen recht oft mit dem Hause verschmolzen waren, stehen hier, losgelöst vom Wohnhaus, neben, vor oder hinter diesem. Die Wohnhäuser erscheinen auch nicht mehr so gleichmäßig, ihre Hausfronten nicht mehr so nüchtern wie unten in der Wintersiedlung. Hier und da hat man die Giebelbalken mit einfachen

Schnitzereien versehen, manchmal sind kleine Holzzieraten an die Balken und Gesimse angenagelt. Wenn es auch oft nur rohe Versuche sind, die niemals an die schöne Holzarchitektur und das reiche Schnitzwerk des deutschen Bauernhauses heranreichen, so erkennt man doch daraus, wie die reichlichere Verwendung des bildsameren Holzmaterials sofort ihren Einfluß ausübt. Dazu kommt noch etwas, wodurch uns diese »Sommersiedlungen« freundlicher erscheinen: Es gibt in ihnen keine hochstöckigen Proletarierhäuser, keine überfüllten Mietskasernen. Die Casolarien sind samt und sonders Privatbesitz, sie werden bloß von der eigentlichen Bauernbevölkerung bezogen. Die Arbeiterfamilien haben entweder gar kein Vieh oder höchstens ein bis zwei Kühe und ein paar Ziegen. Dieses Vieh wird nicht vor Juni aufgetrieben, es kommt sofort auf die Malga.

Dem Mähwiesenboden läßt der italienische Bauer große Sorgfalt zuteil werden. Das zeigt uns zugleich, welche Bedeutung die Wiesenkomplexe für ihn haben. An vielen Stellen würde Getreide noch vorzüglich gedeihen, denn die Casolarien liegen oft nicht höher als 900—1200 *m*. Aber der Italiener sieht von Körnerkultur an diesen Plätzen ab. Umsomehr bemüht er sich, nahrkräftiges, saftiges Heu zu gewinnen. Hier scheut er tatsächlich keine Arbeit, keine Anstrengung; er ist von früh bis spät abends auf den Beinen, um seine Wiesen zu pflegen, zu säubern, zu düngen, zu wässern. In den Frühjahrsmonaten gibt es viel für ihn zu tun. Die Frühjahrswasser haben die kunstvollen Röhrenleitungen zerstört, durch die er das Bachwasser auf seine Wiesen leitete, er bessert sie wieder aus, höhlt neue Baumstämme aus oder gräbt die alten Rinnen aus Sand und Schlamm hervor. Er liest unverdrossen die großen und kleinen Gesteinsbrocken zusammen, die von den Berglehnen herabgekollert sind, er unterbaut die gefährdeten Stellen, er vertieft und pflastert die Rinnen der Wildbäche, der periodischen Sturzwässer, der Sand- und Schlammreißen. Zum Schutze gegen das Vieh umzieht er seine Wiesen mit Trockenmauern und Holzzäunen und legt an geeigneten Stellen Komposthaufen an. Den Dünger und Kompost trägt er dann in Körben die Hänge hinan, damit auch die oberen Mähwiesen gutes Heu liefern. Kommt die Erntezeit herbei — er schneidet gewöhnlich zwei-, seltener dreimal —, so ist er schon vor Sonnenaufgang auf seinem Besitztume, um zu mähen. Und ist dann das Futter nach vielem Wenden und Häufeln endlich trocken, so trägt er es in großen Hanftüchern auf seinem Kopfe zur Scheuer. Ist ein fahrbarer Weg in der Nähe, so lädt er es wohl auf einen schmalen, zweirädrigen Bergkarren, vor den er sich selber spannt, falls nicht eins seiner Familienglieder das Einfahren besorgt.

Neben den Casolarien gibt es in manchen Gegenden des italienischen Anteils noch besondere Fenili, d. h. Heuhäuser. Sie liegen in der Regel höher als die Casolarien, im Gebiete der oberen Bergwiesen. In der Regel finden sie sich dort, wo die Berghänge sanft ansteigen und auch in der Höhe gut bewässert sind. Mit den »Stadeln« der deutschen Gegenden lassen sie sich nicht vergleichen, da sie meist Steinunterbau haben. Auch werden sie, ganz im Gegensatze zu den Stadeln, in der Zeit der Heuernte von Menschen und Tieren bewohnt. Der Italiener nimmt gewöhnlich ein paar Kühe und Ziegen mit hinauf.

B. Malga, Baito und Hutweide.

Die italienischen Malgen entsprechen den Sennhütten der deutschen Alpen, die Baiti den Schäferhütten. Sie dienen wie diese als Behausung für die Hirten, zur Gewinnung und Aufbewahrung der Molkereiprodukte und hie und da auch als Unterstand für einzelne schwächliche Tiere. Malgen und Baiti sind nur die Sommermonate über bewohnt, in der Regel von Mitte Juni bis Mitte September.

Die Malgen sind viel primitiver gebaut als die Casolarien. Sie bestehen oft

nur aus einem einzigen Raume, in dem sich Feuerstatt, Kessel und Milchgerätschaften, sowie die Hirtenlager befinden. In den größeren Sennhütten ist allerdings meist eine Scheidewand vorhanden, die das Innere in zwei Räume teilt, deren einer als Milch- und Käsekammer dient, deren anderer die vertiefte Feuerstätte mit dem Milchkran, die großen Kessel, die Vorratskasten für Salz und Maismehl, ganze Stapel Feuerholz und die gestaffelten Hirtenlager enthält. Man findet unter den Malgen sowohl Stein- als auch Holzbauten, sog. Blockhäuser. Die Steinmauern sind selten mit Kalk beworfen, sie entbehren vielfach sogar des bindenden Mörtels; bei den Holzbauten sind die Fugen zwischen den Baumstämmen regelmäßig unverstopft. Charakteristisch sind die offenen Giebel, die anscheinend aus dem Gebiete der ständigen Siedlungen in die Weideregion heraufgewandert sind. Durch sie sucht der Rauch, der das Innere der Hütten glänzend schwarz gebeizt hat, ins Freie zu entkommen. Ein Rauchfang ist nicht vorhanden, aber an Luftzug fehlt es nicht, da Sparren- und Schindelwerk gewöhnlich schadhaft und die Türen nur zur unteren Hälfte verschließbar sind.

An die Malgen sind Ställe für Ziegen und Schweine angebaut. Für Kühe, überhaupt für das Großvieh, gibt es selten gedeckte Unterstände, doch sieht man auf den Weideplätzen weitschattige Schirmbäume. Bei Regenwetter drängen sich die Tiere wohl auch unter das große, vorspringende Sennhüttendach.

Wie in den deutschen Alpen, so gibt es auch in dem italienischen Gebiete Nieder- und Oberleger. Jene bezieht man Anfang oder Mitte Juni. Nach einiger Zeit steigt man zu der oberen Weideregion, zum Oberleger, auf. Zuweilen macht man unterwegs noch auf einer mittleren Station Halt. Mitte August beginnt die Abfahrt. Man geht in etwas verkürzten Terminen auf demselben Wege zurück und ist Anfang September meist wieder auf der untersten Alpe. Viele der italienischen Oberleger verdienen den Namen »Hütte« nicht mehr. Man begreift es nicht, wie die Hirten auch nur 14 Tage lang in diesen niedrigen, schmutzigen, lichtlosen Steinhaufen leben können. Der Dialektname Cuol (= Höhle), der in einigen italienischen Gebieten für die seitlichen Schluchten der Hochtäler gilt und der auch als Malgenname auftritt, ist der treffendste Ausdruck für diese Art von Hütten. Ich habe in der Adamellogruppe Malgen gesehen, die nur zur Hälfte gedeckt waren.[1])

So viel Mühe und Sorgfalt der Italiener auf die Pflege der Mähwiesen verwendet, so wenig Wartung läßt er dem Weideboden angedeihen. Für Räumung, Säuberung und Düngung der Grasplätze geschieht wenig oder nichts, die besten Stellen sind oft vom Unkraut total überwuchert oder mit Steinen besäet. Rationelle Düngerwirtschaft kennt man in diesen Hochgebieten überhaupt nicht. Der Dünger bleibt an den Malgen unbenutzt liegen. Infolgedessen wächst an den kotreichen Hüttenplätzen eine Unkrautvegetation von fabelhafter Üppigkeit auf. Brennesseln, Disteln, Gaiskräuter, Alpenampfer u. a. schießen zu mannshohen Stauden empor, umlagern Ställe und Hütten in weitem Umkreise und entziehen dem Weidevieh sehr oft die besten Stellen. Die Unkräuter wachsen zuweilen sogar in die Hütte hinein. — Auch für Entwässerung der großen Sumpfflächen, wie sie sich vielfach in den Hochtälern finden, sorgt man leider nicht, obwohl dem Übel mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwande durch Anlegung von Abzügen abzuhelfen wäre.

Anstatt die Weideplätze durch Düngung, Räumung, Entsumpfung und Vertilgung des Unkrautes zu verbessern, sucht man sie auf Kosten des Waldes zu vergrößern. Auf den italienischen Alpenweiden sieht man fast überall ausgeholzte Strecken, in der Nähe der meisten Sennhütten liegen angekohlte und abgehauene

[1]) Reishauer, Stubaier Alpen u. Adamellogruppe. Wiss. Veröff. d. Ver. f. Erdkd. zu Leipzig, 1904. Bd. VI, S. 127.

Stämme, die an Ort und Stelle faulen. Die Hirten kennen nur ein Heilmittel: Ausrottung des Waldes und Vernichtung der auf dem Weidebezirk stehenden Einzelbäume durch Axt und Feuerbrand.

Wie kommt es aber, daß dem Mähwiesenboden und der Weideregion eine so grundverschiedene Behandlung zuteil wird? Es liegt dies vornehmlich in Besitzverhältnissen: die Casolarien und die Mähwiesen sind Privatbesitz, Malgen und Alpweiden gehören den Gemeinden. Diese aber scheuen die Kosten, die ihnen durch Anstellung besonderer »Alpputzer« erwachsen würden, und die Sennen und Hirten haben nicht Zeit oder Lust, sich der Säuberung der Weideplätze so anzunehmen, wie es notwendig wäre. Viele Alpen, besonders der Grenzgebiete, leiden auch unter der fortwährenden Verpachtung. Die armen Gemeinden verpachten ihre Alpen an einen »Proprietario«, der sich Hirten mietet und die Weideplätze mit eigenem und fremdem Vieh bezieht und ausbeutet. Auf verschiedenen Alpen, die noch zum österreichischen Kaiserstaate gehören, weidet Vieh aus Italien. Pächter haben die Alpen gemietet und befahren sie mit dem Vieh der italienischen Grenzgemeinden. Gewöhnlich gehört ihnen nur ein kleiner Teil der Tiere, die übrigen haben sie gegen Entgelt mit hinaufgenommen. Unter solchen Umständen erklärt es sich, daß die Hutgebiete stets sehr stark befahren sind und in unverantwortlicher Weise ausgesogen werden. Der Pächter hat keine Veranlassung, den Alpenboden zu pflegen und zu erhalten, da die Gemeinden meist nur Pachtverträge auf ein Jahr abschließen.

Die obersten menschlichen Behausungen im italienischen Gebirge sind die Baiti, die Schäferhütten. Sie sind durchweg primitive Bauten. Ihre Wände bestehen aus Steinen, die in der Umgebung zusammengelesen und roh übereinander geschichtet sind. Oft wird die Hinterwand auch von einem Felsen gebildet. Ein paar Bretter und Balken, die mit Erde und Rasenstücken belegt sind, stellen das Dach dar. Fenster sind nicht vorhanden, auch die Tür fehlt oft. Manchmal vertritt ihre Stelle ein Geflecht von Ruten, das um einen Stamm geschlungen ist. Im Innern des Baito finden sich die Feuerstatt mit dem nötigsten Kochgerät, eine Bank und die übereinander liegenden Hirtenlager. In den obersten Regionen besteht die ganze Ausstattung der Hütte nicht selten nur aus einem Brett, das als Sitz, als Tisch und Lagerstatt dient. Bei heftigem Unwetter gewähren die Hütten keinen oder geringen Schutz, der Regen dringt von oben und unten her in sie ein, so daß der Boden oft vollständig überschwemmt ist. In Gegenden, wo die Entfernungen zwischen Malga und Schafweide nicht zu groß sind, suchen die Schafhirten in den besser eingerichteten Sennhütten Unterkunft. — Die Region der Schafweide bleibt sich selbst überlassen; nirgends legt der Mensch die bessernde Hand an. Schindler hat sie deswegen treffend »Urweide« genannt.

Die charakteristischen Eigenheiten der italienischen Siedlungen und der italienischen Siedlungsweise im Hochgebirge sind: 1. Stadtähnliche Anlage der ständigen Siedlungen, Fehlen der Einzelhöfe und Tieflage der Dörfer und Weiler; 2. Erbauung besonderer Wohnhäuser im Gebiete der Mähwiesenregion, die den verschiedensten Zwecken dienen; 3. sorgfältige Pflege des Wiesenbodens und totale Vernachlässigung der Hutweide; 4. primitive Bauart und Einrichtung der Malgen und Baitos und endlich 5. Entstehung eines ländlichen Proletariats und Durchsetzung der Bauerndörfer mit einer periodisch auswandernden Arbeiterbevölkerung, deren Wohnhäuser schon den städtischen Mietskasernen ähneln.

Eine Belagerung des Tschogo-Ri (K_2) in der Mustaghkette des Hindukusch (8720 *m*).

Von

Dr. H. Pfannl.

Ein ferner Traum grüßt mich voll Sturmesatem und Lawinendonner, voll Sonnenschimmer und seliger Bergeinsamkeit! Im Geiste seh' ich den ewigen Eisstrom, aus blendendem Firn dort fern im Osten geboren, still und gewaltig durch das weit aufgerissene Bergtor nach Westen wallen, wo die Sonne hinter seinen schuttbedeckten Wellen sinkt, den Raum umfassend, soweit das Auge reicht, und die Zeit überspannend, soweit der Gedanke fliegen mag, von seiner gegenwärtigen firnschimmernden Jugend bis zur jahrtausendalten Vergangenheit, die schuttbeladen mir zu Füßen vorbeizieht!

Und drüber ragen die Berge, diese Berge! — sehnenweckend, weil selbst ein Bild himmelstürmender Sehnsucht, erdrückend in der Gewalt ihrer Massen und doch ganz edelste Form!

Und bald braust Sturm darüber hin, bald flammt die indische Sonne vom tiefblauen Himmel! Dann wird es Abend, die Sonne sinkt, mild ermattet das blendende Licht, die Wasser verrauschen, als hielte das All den brausenden Lebensodem ein, und der Bergfrieden breitet sich über alles, so still und tief, daß selbst der nie rastende Donner der Lawinen lautlos darin versinkt wie ein Stein im Bergsee! Doch ich muß mich bescheiden; nicht euer Sänger kann ich sein, ihr fernen Riesen; so will ich denn schlicht den Weg weisen, auf dem manch einer euch finde — und seinen Frieden!

Die Expedition, an der ich teilnehmen durfte, bestand aus sechs Europäern: Drei Engländern, den eigentlichen Anregern des ganzen Unternehmens und drei Teilnehmern vom Kontinente. Der Expeditionsvertrag sicherte Herrn Oskar Eckenstein die Leitung, Herr G. Knowles aus London und Herr Dr. Jacot Guillarmod aus Genf waren die Expeditions-Photographen, letzterer auch der Arzt der Expedition. Die Herren Alester Crawley aus Schottland, Dr. Victor Wessely aus Linz und ich kamen nur als Bergsteiger in Betracht.

Zweck der Expedition war, zur endgültigen Feststellung des Einflusses der Luftverdünnung auf die bergsteigerische Leistungsfähigkeit einen Berg zu besteigen, der höher ist als irgend einer der bisher erreichten Punkte. Als Ziel war der K_2, auch Dapsang oder Mount Godwin-Austin, in den Bergen Baltistans gewählt worden, und zwar aus folgenden Gründen: Bei Sperrung des Gebietes um den Gaurisankar, den höchsten Berg, durch den König von Nepal, kam der K_2 als zweithöchster Gipfel naturgemäß zunächst in Betracht. Seine Höhe ist genau bekannt, da er als Nordpunkt der geodätischen Aufnahme Indiens einen der trigonometrisch bestbestimmten Höhenpunkte der Erde bildet; er galt auch als leichter Berg, so daß die Expeditionsleitung annahm, das zur Lösung stehende Problem des Einflusses der Luftverdünnung auf die bergsteigerische Leistungsfähigkeit könne an



Nach einer Naturaufnahme von Dr. J. Jacot-Guillarmod.

Bruckmann aut. et impr.

Tschogo-Ri, 8720 m, vom Lager VIII.

ihm unverwirrt durch technische Schwierigkeiten zur Beobachtung gelangen. Ferner bestand bei der Expeditionsleitung auf Grund der seinerzeitigen Erfahrungen des Herrn Eckenstein als Teilnehmer an Conways Expedition und wegen der weit nach Nordwesten vorgeschobenen Stellung des Berges die Meinung, der K_2 sei dem Bereich der indischen Regen entrückt, was ihn natürlich gegenüber jedem Hochgipfel des Zentral-Himalaya, die erst im Spätherbst schönes Wetter haben, trotz deren geringerer Entfernung von den Bahnen und deren weit geringerer Vergletscherung in erste Linie stellen mußte. Endlich kannte Herr Eckenstein, eben von der Zeit der erwähnten Expedition her, die Verkehrsverhältnisse des Vorlandes, sowie die Sitten und Gebräuche der Einwohner, mit denen wir zu rechnen hatten.

Der Weg ist in diesem wilden, eben erst in Erschließung begriffenen Lande durch die Flußtäler gegeben: Vom K_2 zieht der Godwin-Austin-Gletscher herab, dem Baltorogletscher tributär, aus dessen wohl 50 *km* langem Eise der wilde Braldu entströmt, der nach einem gewaltigen Durchbruch durch eine lange Felsschlucht in den Schigar und mit diesem in breiter Talfurche nahe bei Skardu in den Indus mündet. Um Skardu zu erreichen, standen uns mehrere Wege, zwischen denen wir erst nach genauen Erkundigungen wählen konnten, zur Verfügung. Alle diese Wege beginnen von Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs; dies war also unser nächstes Ziel. Wir fuhren Ende März mit all unserer, von Europa vorausgesandten, in Kisten auf 17 landesüblichen, zweiräderigen Karren, sogenannten Ekkas, verpackten Ausrüstung von Rawalpindi, der letzten Eisenbahnstation für dieses Gebiet, auf der prächtigen Straße durch das Jehlumtal in sieben Tagen nach Srinagar.



»Ekka« auf Marsch (zwischen Murree und Kohala, Abblick ins Jehlumtal).

Hier hatten wir eine doppelte Aufgabe:

1. Nach eingeholten Erkundigungen zwischen den verschiedenen Wegen zu wählen und auf dem gewählten unseren Marsch derart vorzubereiten, daß wir an den einzelnen Marschstationen stets die erforderliche Trägerzahl zum Weitermarsch fänden.

2. All unsere Ausrüstung in praktischer Weise für den nun in Betracht kommenden Transport durch Kuli oder Tragtiere zu verpacken, schier eine Riesenarbeit! Es sollte ja für sechs Europäer die Möglichkeit eines mehrmonatlichen Gletscheraufenthaltes geschaffen werden; wir meinten damals, auf dem Gletscher auf frischen Nachschub nicht rechnen zu können. Wir nahmen also sechs Zelte, sechs Schlafsäcke aus wasserdichtem Stoff mit rollbarer Korkmatratze und Federschlafsack, je einige Lasten Skier, Kleingeld, Instrumente, Apotheker- und photographische Artikel und eine Unmenge europäisch konservierten Proviants mit uns. Die Verpackung des letzteren machte uns die meiste Arbeit, da es sich hier nicht nur um die prak-

tischste Einteilung für den Transport, sondern auch für den Zugriff handelte. Nach mehreren Versuchen fanden wir es am besten, kleine Vorratseinheiten aus je drei, außen als zusammengehörig gekennzeichneten Lasten zu schaffen, welche vom gesamten, in der für erforderlich erachteten Mischung zusammengestellten Mundvorrat reichlich genug für uns sechs auf vier Tage enthielten. Diese Einteilung bewährte sich sehr gut, indem wir so ohne Herumsuchen nach den einzelnen Proviantgattungen eine gesunde Abwechslung in der Nahrung hatten, davor geschützt blieben, daß die bestmundenden Konserven zuerst aufgezehrt wurden und endlich, indem wir bei den häufigen Trennungen den abgesondert vorgehenden Expeditionsmitgliedern ohne langes Packen einen nach Inhalt und Umfang genau bekannten Mundvorrat mitgeben konnten. Wir hatten 54 solche Proviantlasten mit reichlichem Proviant für uns sechs auf 72 Tage. Alles in allem hatten wir über 100 Lasten.

Wesentlich einfacher löste sich die andere Aufgabe: Schon nach oberflächlichen Erkundigungen war uns klar, daß wir uns bei den ungünstigen Schneeverhältnissen dieses Jahres für den zwar weitesten, aber tiefstgelegenen Weg — durch das Sindtal, über den etwa 3500 *m* hohen Sodschi-La ins Drastal, dem Drasflusse, und nach seiner Mündung in den Indus, diesem folgend, nach Skardu — zu entscheiden hätten.

Die Sorge der eigentlichen Instradierung nahm uns die Regierung vollständig ab. Hatte man, offenbar infolge eines Mißverständnisses, anfangs Herrn Eckenstein den Eintritt nach Kaschmir verboten, so bestand in der Folge offenbar die Absicht, diesen Verstoß wieder gut zu machen, so daß uns nicht nur außerordentlich umfangreiche Vollmachten zur Beschaffung von Trägern und Nahrung eingeräumt, sondern sogar die Beistellung von Trägern von der Regierung selbst veranlaßt und alle Behörden angewiesen wurden, uns ausgiebigst zu unterstützen. Dies hatte zur Folge, daß wir trotz der hohen Zahl der von uns benötigten Leute auch in den dünnstbevölkerten Tälern stets die erforderliche Trägerzahl fanden.

Am 28. April 1902 verließen wir Srinagar, von wo wir ein Dutzend »Kaschmiri« zur Bewachung der Träger und zu unserer persönlichen Bedienung mitnahmen. Noch am selben Abend betraten wir den Eingang des Sindtales. In langen Tagemärschen rückten wir in diesem herrlichen Tale aufwärts, aus sommerlich blühender Landschaft in geschlossenen Winterschnee vordringend. Auch weitgereiste Leute halten das Sindtal für das schönste Tal der Erde! Wenn mir persönlich auch die herbe Schönheit des Hochgebirges mit den einfachen Farben und den großen, ungebrochenen, zu symbolischer Wirkung heraustretenden Linien lieber ist, kann ich doch nicht verkennen, daß im Sindtale alle das Landschaftsbild zusammensetzenden Elemente: als Felder und Menschensiedelung, Wald und Wasser, Fels und Firn, in ausgesuchtester Weise zusammenwirken.

Von der meteorologischen Station Sunamarg im obersten Sindtale eilten Herr Dr. Wessely und ich einen Doppelmarsch voraus, um den Sodschi-la zu rekognoszieren, so daß wir am nächsten Tage unsere Leute darüber führen konnten. Das war ein harter Tag für unsere armen Träger! Von 2 Uhr 30 Min. früh bis gegen 4 Uhr nachmittags hatten sie ihre schweren Lasten (durchschnittlich 25 *kg*) über Schnee zu tragen, und härter noch als der steile Aufstieg zur Paßhöhe erschöpfte sie der Abstieg ins Drastal durch das flache, schier endlose, von Lawinen verschüttete Tal in blendender Sonne und tiefdurchweichtem Schnee. In der Nähe des Passes steht ein von der Regierung errichtetes Unterkunftshaus, das ein prächtiges Standquartier gäbe für die herrlichen, unbestiegenen Berge in der Nähe, die fast 6000 *m* Höhe erreichen, so daß hier, in wenigen Tagen von Srinagar erreichbar, schon hochalpine Ziele, technisch offenbar den größten alpinen Touren ebenbürtig, zur Verfügung stehen. Nach unserer Wahrnehmung sind diese Berge schon früh, etwa im Mai zugänglich, und es scheint auch im Mai das beste Berg-

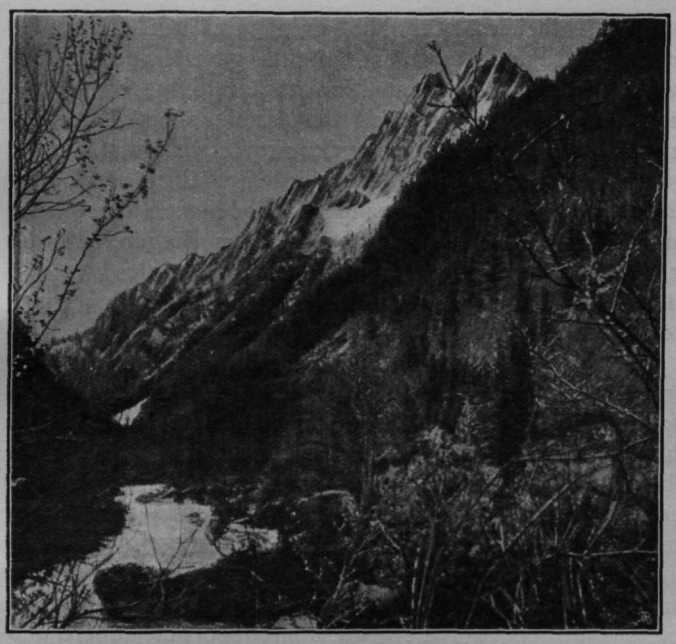
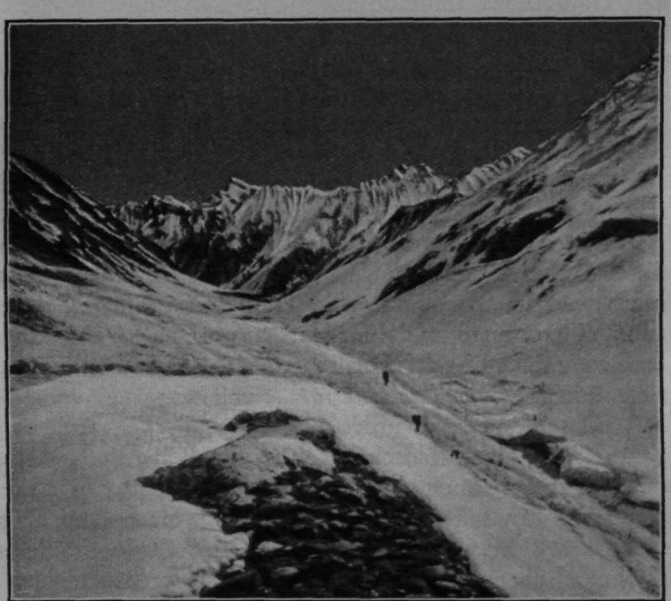


Bild aus dem Sindtale.

wetter zu sein. Eine Tour hierher würde nicht nur vermöge der unmittelbaren Ziele, sondern auch als Schule zum Kennenlernen der Art des Reisens hierzulande und zur Anknüpfung persönlicher, später sehr förderlicher Beziehungen mit den in Srinagar lebenden, für das Bergsteigen begeisterten Engländern treffliche Dienste leisten. Die spezifischen Schwierigkeiten der örtlichen Verhältnisse kämen bei der geringen Entfernung von Srinagar nicht in Betracht.

Matajan, der oberste Ort im Drastale, lag noch völlig im Schnee begraben. Hohe, formschöne Dolomitberge begrenzen das Tal; der Dolomit keilt etwa eine Stunde flußabwärts am linken Ufer aus, während er am rechten noch zwei Tagemärsche weit den Fluß als eine hohe, steile Mauer begleitet. Links drängen sanfte Gneisformen heran. Einen Tagemarsch weiter abwärts treten diese Gneisberge weit zurück, den riesigen Talkessel von Dras bildend, der ganz mit ungeheuren Schuttmassen erfüllt ist, in denen der Fluß nach Durchnagung der sperrenden Talstufe tiefe Rinnsale eingefressen hat.

Unmittelbar unter Dras nimmt das Flußtal wieder den Charakter eines engen Cañons an, mit hohen, steilen Böschungen, ohne jeden Pflanzenwuchs, zwischen deren endlosen Blockhalden der Weg bald hoch oben bald tief unten hinzieht. Da die Ufer so hoch und steil sind, daß fast nie, außer bei der Vereinigung zweier Flußtäler, sich ein Blick ins ferne Hochgebirge auftut, wäre der zwölftägige Marsch fast eintönig, wenn nicht die weit auseinanderliegen-



Oberstes Drastal: Blick gegen den Sodschi-La, das Tal von Lawinen verschüttet.

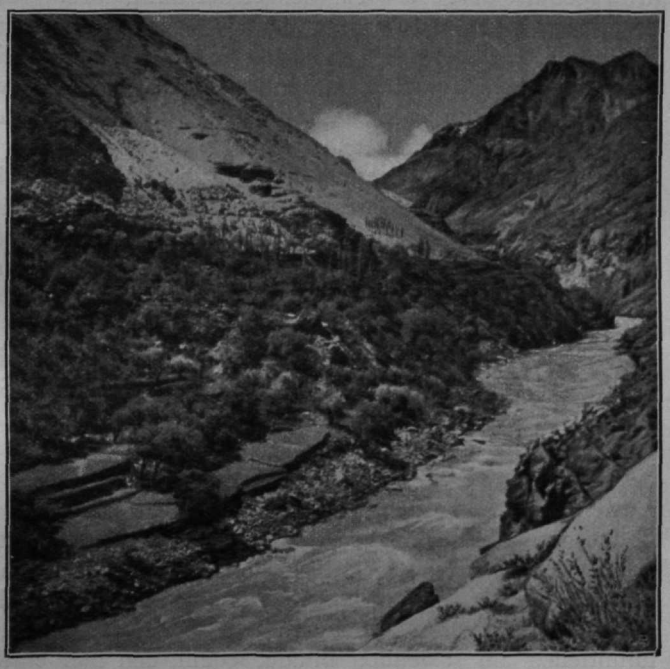
den Dorfoasen frisch grünendes Leben hineinbrächten. Nie kam uns ein Grün leuchtender vor als hier; alle diese Oasen liegen an Punkten, wo ein Seitental ganzjähriges Wasser und einen Kegel feineren Geschiebes herabbringt, auf dem nun die Eingebornen das Wasser in äußerst geschickter Weise zur Bewässerung des sandigen, in Terrassen gefangenen Bodens benützen. Jeder Mann scheint eine bestimmte Zeit lang das Wasser auf seinen Feldern zu haben, während welcher er mit Weib und Kind eifrig beschäftigt ist, das belebende Naß auf jeden Fußbreit seines sandigen Bodens zu leiten, der so zwei bis drei reiche Ernten gibt. Wasser kommt ja von den Bergen, wo die Sonne den Schnee schmilzt, und genügend Wärme von der Sonne, die hier den ganzen Sommer über zu glühen scheint; wenigstens deutet alles, auch die Legung der Telegraphenleitung ohne jede Isoliervorrichtung, auf enorme Trockenheit. Dies erscheint mit dem Wasser- und Vegetationsreichtum des von der Hauptkette des Gebirges nach Süden abstreichenden Sindtales und mit den riesigen Gletschern weiter im Norden im Mustaghgebiete sowie mit den massenhaften Sommerniederschlägen, die wir daselbst hatten, wohl vereinbar: alle Niederschläge kommen von Südwesten; beim Hinaufziehen durch die Täler der Hauptkette, die Kaschmir vom Indusgebiete trennt, werden sie durch die Bergfahrt und auf den ausgedehnten Gletschern derart abgekühlt, daß sie einen großen Teil ihres Wassergehaltes fallen lassen müssen; sie kommen dann in der verhältnismäßig niederen Zone zwischen dieser und der Mustaghkette infolge der eintretenden Erwärmung als sehr trockene Luft in Betracht, um erst beim Auftreffen auf die etwa um 10000 Fuß höhere und noch weit mehr vergletscherte Mustaghkette wieder so abgekühlt zu werden, daß sie neuerlich Nebel, schwere Wolken und in den Hochlagen massenhaften Neuschnee bilden. Unter dem Einfluß dieses steten Bestandes an Wasser und Wärme ist hier eine Mißernte und Hungersnot, wie in Indien, unbekannt, und es soll auch eine stete Einwanderung aus Indien stattfinden. Auffallend ist an den Frauen der reiche Goldschmuck, den sie auch bei der Arbeit tragen. Derselbe dürfte aus von den Eingeborenen gewonnenem Flußgold erzeugt sein; wenigstens fanden wir massenhaft Goldgruben im Flußsande, und ein Eingeborner zeigte uns auch ein kleines Ledersäckchen voll selbst gewaschenen Flußgoldes. Doch soll das Goldvorkommen so gering sein, daß es vervollkommnete Methoden zu seiner Gewinnung nicht lohnt. Bemerkenswert erscheint mir, mit welch fraglosem Vertrauen der Eingeborne uns Weißen das Gold zur Besichtigung überließ, während er eifersüchtig darüber wachte, daß keiner unserer Kaschmirleute demselben nahe kam.

Alle diese Dörfer stehen unter der Herrschaft einheimischer Radschas, die im Namen der Engländer die lokale Verwaltung zu führen scheinen. Infolge der tatkräftigen Unterstützung unserer Expedition seitens der Regierung hielten uns diese Radschas für eine Regierungs-Expedition und empfingen uns offiziell. Sie erwarteten uns an der Dorfmarkung mit großem Gefolge, boten uns einige Blumen zum Willkommen und luden uns zum Tee. Derselbe wurde im Freien serviert und zwar in zweierlei Form: mit Zucker und mit Salz. Dazu gab es meist ganz ausgezeichnete Bäckerei.

Das Gespräch wurde in hindustanischer Sprache oder im baltischen Idiom geführt; bei allen Radschas kehrte die Bemerkung derselben wieder, daß sie Arier seien, was bei ihnen durch die unverkennbaren Rassezeichen: hoher Wuchs, helle Hautfarbe, oft selbst blondes Haar und blaue Augen, bestätigt wurde, im Gegensatz zu den Einwohnern Bengalens und Ceylons, die sich ebenfalls als Arier bezeichnen, aber offenbar nicht mehr sind. Auch hier waren einmal Arier, aber das war eine Heldenzeit! Alle interessierten sich auch lebhaft für die Völker, denen wir angehörten; wiederholt fragten sie dann, ob wir Deutsche nicht Sanskrit verstünden? Erst in Delhi wurde uns der Grund dieser Frage kund. Ein Silber-

schmied hörte, daß wir miteinander nicht Englisch redeten; auf seine Frage teilten wir ihm mit, daß wir Deutsch sprächen. Auch er meinte nun, wir verstünden Sanskrit. Dieser Mann konnte uns in englischer Sprache Rede stehen, und so brachten wir heraus, daß er uns deshalb für des Sanskrit kundig hielt, weil ihm bekannt war, daß der Sanskritforscher Professor Max Müller in Oxford ein Deutscher sei.

Die Pausen des Gespräches füllten der Radscha und sein Gefolge durch Rauchen aus einer Wasserpfeife. Dieselbe wird ihm stets von einem Manne nachgetragen; sobald der Radscha Platz genommen hat, setzt sich der Mann mit der Pfeife ihm gegenüber, und im Halbkreis um diesen nimmt das Gefolge Platz. Sobald der Radscha einige Züge gemacht hat, zieht der Pfeifenträger das Rohr aus der Pfeife, bläst vom untern Ende den Rauch heraus, steckt dieses wieder in die Pfeife und dreht sie dem nächsten zu, und so fort im Kreise. Diese Wasserpfeifen sind oft mit sehr schönen Kupferarbeiten einheimischer Schmiede geziert. Am Ende der Begrüßung erhielten wir vom Radscha stets als Gastgeschenk eine Schüssel getrockneter Pfirsiche und ausgelöster Pfirsichkerne, das wir mit sechs bis zwölf färbigen Schnupftüchern erwiderten.



Dorf-Oase im Industale oberhalb Skardu.

So waren wir allmählich tiefer gerückt und aus tiefem Winterschnee an Dörfern mit blühenden Obstbäumen vorbei in den weiten Talkessel von Skardu eingezogen, wo die Obstbäume längst verblüht waren und die Felder in Ähren standen. Auch Skardu ist eine durch künstliche Bewässerung geschaffene Oase mitten in den ungeheuren Sandmassen, die den weiten Talkessel füllen; eine Sandwüste im Hochgebirge! Gewaltige Sandstürme ziehen oft durchs Tal, der Wind wellt und wächtet den Sand, gräbt Täler hinein und baut Berge daraus auf, und oft konnten wir uns an den Rand des Niltales versetzt glauben, hätte nicht der schneebedeckte Bergkranz ringsum uns stets erinnert, daß wir mitten im Hochgebirge weilten. Am merkwürdigsten kamen mir drei Felsberge vor, die unvermittelt mit fast senkrecht abgeschliffenen Wänden aus dem Sande ragen, ganz gleich hoch, auf ihrem Rücken riesige Massen alten Schuttes von hausgroßen Blöcken bis zu feinstem Schlamm tragend, welcher Schutt ebenso wie die Moränenmauern rings an den Bergen und die vielen Gletscherschliffe und einige Gletschermühlen im Industale dafür zeugen, daß auch hier eine Eiszeit einst alles begraben hatte.

Skardu ist der Sitz eines indischen Beamten, der Staatsanwalt und Richter, Polizei und Steuereinnehmer, Straßeningenieur und Sanitätsbeamter in einer Person ist. Wie schnell dies Land in die Zivilisation einrückt, läßt sich daraus ersehen,

daß in Skardu, wo man nach Herrn Eckensteins Angabe vor zehn Jahren noch gar nichts bekam, ein Bazar besteht, in dem man englische Konserven, dänische Butter, Schweizer Milch etc. bekommt, daß ein öffentliches Krankenhaus unter Leitung eines auf der Universität Lahore graduierten Arztes besteht, und daß wir Briefe aus Wien in 21 Tagen hierher bekamen!

Nach einigen Tagen verließen wir Skardu wieder und marschierten nach einer etwas primitiven Überfahrt über den Indus durch tiefen Sand, dann über einen Felsrücken zum Eingang des Schigartales. Von der Höhe gesehen, lag es wie ein herrlich grüner Garten vor uns, von schneebedeckten, schöngipfeligen Bergen begrenzt. Ein fröhliches, anscheinend wohlhabendes Volk wohnt hier. Der größere Reichtum kommt aus zwei Gründen: erstens versorgen die nahe herantretenden, firntragenden Berge das Tal viel reicher mit ganzjährigem Wasser, zweitens gestattet der breite Talboden den aus den Seitenschluchten kommenden Schutthalden eine breite, flache Lagerung, so daß die Eingebornen leicht das belebende Wasser stundenlang an den Hängen hinführen können. Hier wie überall in den Flußtälern ist die Hauptfrucht Weizen; nur im obersten Braldutale ist die zweite Jahresfrucht Haiden. Eine Spezialität des Schigartales sind seine ganz ausgezeichneten Aprikosen, die in getrocknetem Zustand sogar einen namhaften Ausfuhrartikel bilden.

Glich der ganze Marsch durch das Schigartal einem Lustwandeln auf Parkwegen in schattigen Alleen mit einem Hintergrund von schönen Firnbergen, die durch das dichte Grün lugen, so wurde der Charakter der Landschaft und des Marsches mit Betreten des Braldutales ernst und rauh. Vorher schon mußten wir den Braldu überschreiten, wo er in viele seichte Arme gespalten durch den Sandboden des breiten Schigartales fließt; dies bedeutet ein etwa einstündiges Durchwaten eisig kalten, oft bis an die Hüften reichenden Schmelzwassers. Das Braldutal ist eine enge Felsschlucht, deren Sohle dem Fluß allein gehört, während der schmale Steig am steilen Hange auf- und abklettert. Auch hier sind die Dörfer viel zahlreicher als im Industale, da allenthalben einige 100 *m* hoch die alten Schuttmassen an den Bergen hängen, deren Terrassen für die Bewässerung dankbaren Boden geben. Einen Tagemarsch vor Askole überschritten wir zwei Lawinenrinnen, die an einem steilen, ganz in Auflösung begriffenen, oben von einem kleinen Gletscher beherrschten Hange den feinen, mit Schmelzwasser durchsetzten Schutt abführen. Die erste dieser Rinnen endet als steile, etwa 8 *m* tiefe Schlucht unmittelbar am reißenden Braldu, jedem, den hier eine Lawine ereilt, sicheren Tod bringend. Bei ihrer Querung hatten wir die höheren Teile im Auge zu behalten und den Leuten durch Seilunterstützung ein rasches Überschreiten der Rinne zu ermöglichen. Die zweite Rinne endet etwa 12 *m* vom Fluß über einer kleinen Wandstufe, über die der Schlamm in einen Tümpel von etwa 12 *m* Durchmesser fällt, der auf drei Seiten von Fels, auf der vierten vom reißenden Braldu eingefaßt wird. Über diesen Schlammtümpel eilten wir auf großen, vom Ufer hineingeworfenen, stets langsam sinkenden Steinen hinweg. Gleich danach mußten wir über den Braldu, da die bisher vom Wege benützte Talseite ganz unwegsam wird. Da die wirtschaftliche Kraft und das technische Können der Eingebornen zum Baue einer Brücke oder auch nur eines Steges nach unseren Begriffen nicht hinreicht, werfen sie in solchem Falle an einer besonders engen, hochbordigen Stelle eine schwanke Seilbrücke hinüber. Die Seile sind aus Zweigen geflochten; deren drei bis vier dicht neben einander hängend und durch kurze Seile umfaßt, bilden den Steg, zwei etwa in Hüfthöhe auswärts hängende die Geländer; Steg und Geländer sind ab und zu durch kurze Querseile verbunden, die Geländerseile durch Äste auseinandergestemmt. Die Überschreitung einer solchen Brücke gestaltet sich beim ersten Mal aus zwei Gründen unangenehm: Erstens verbietet das Material ein

straffes Spannen der Seile, so daß der tiefste Punkt bei dem geringen Gewicht der Seile stets mit dem Überschreitenden wandert, was besonders nahe den Ufern unangenehm ist; zweitens hindern die vorstehenden Zweigenden eine flache Fortbewegung von Händen und Füßen und zwingen zu ungewohntem Hochheben. Doch gewöhnt man sich bald daran.

Während des letzten Tagemarsches vor Askole kamen wir an einer Schwefelquelle vorbei, deren Sedimente einen beträchtlichen Berg bilden, auf dessen oberster Terrasse die Quelle im selbstgebauten Becken ruht; viele versteinerte Haarzöpfe der Eingeborenen deuten auf einen abergläubischen Brauch, doch konnte ich nicht ersehen, ob derselbe statt des Bades oder nur zu dessen Unterstützung dienen soll.

Am 29. Mai langten wir in Askole an. Und hier hatten wir die eigentlich alpine Unternehmung vorzubereiten.

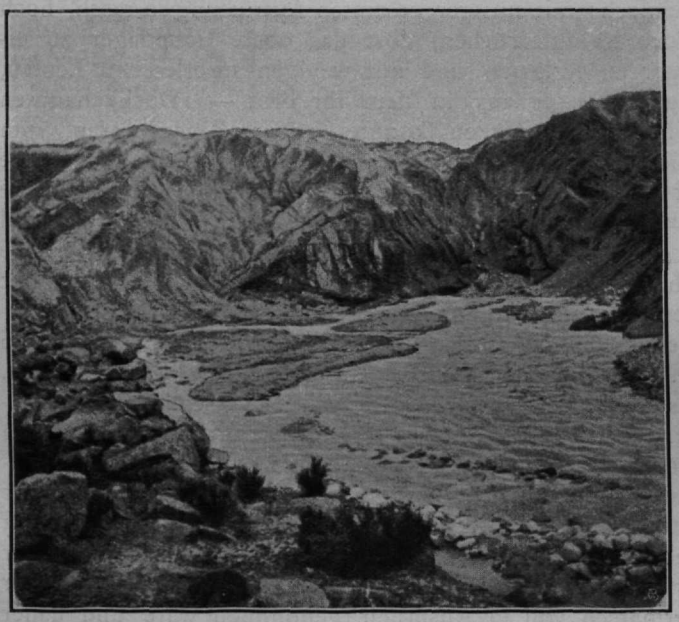
Unser Plan war nun einfach: mit unserer gesamten Ausrüstung so rasch, hoch und nahe als möglich an den K2 aufzurücken, dort das obere Hauptlager zu errichten, das Gros der Träger zu entlassen und mit wenigen auserlesenen Leuten, die von einem tiefer gelegenen Lager aus, in dem ihr Brot — »Dock« nannten sie es — mit Holzfeuer hergestellt werden konnte, zu verpflegen waren, vom oberen Hauptlager aus die eigentlichen Unternehmungen zu versuchen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß wir nun, vom Eintritt in das unbewohnte Hochgebirge, auch für die Verpflegung unserer Leute zu sorgen hatten, während wir bis Askole überall für die Träger Unterkunft und Verpflegung, für uns frische Nahrungsmittel gefunden hatten. Die Träger hatten ihre gewöhnliche Nahrung: 1 Seer = etwa 1 *kg* Weizenmehl zu bekommen. Hieraus machen sie ortschaftsweise einen mit Wasser gekneteten Teig, den sie ungegoren in flachen Scheiben oder als dünne Hülle um runde Steine gewickelt, in heißer Holzasche backen. Dieses Brot war nicht so schlecht, da es sich nicht um dicht schließendes europäisches Kunstmehl, sondern um den landesüblich in Holzmörsern mit Holzstösseln zerstoßenen Schrot handelt, der auch ohne Gärung dem Brote ein lockeres Gefüge gibt. Da die Leute auch im Tale nichts anderes essen, bleiben sie mit dieser Nahrung bei voller Kraft und sind deshalb, ebenso wie wegen ihrer Widerstandskraft gegen Nachtkälte, hier jedem anderen Trägermaterial überlegen, da wohl auch der stärkste europäische Träger durch die Fortschaffung seiner eigenen Bedürfnisse für einen zehntägigen Gletschermarsch voll in Anspruch genommen wäre und daher zur Fortbringung fremder Bedürfnisse keine Kraft verfügbar hätte.

So einfach diese Verpflegung auch schien, hatten wir mit ihr doch schwere Sorgen; da wir die Zeit, welche ein kleiner Rekognoszierungstrupp gebraucht hätte, nicht untätig verlieren wollten, wußten wir nicht, wie lange wir brauchen würden, um einen als »oberes Hauptlager« geeigneten Standplatz zu finden. Zwar hatte Conway über den Baltorogletscher bis zur Abzweigung des Godwin Austin-Gletschers nur fünf Tage gebraucht; aber er hatte auch den nahen Biaffogletscher noch in gut passierbarem Zustand getroffen, an dem sein Führer M. Zurbriggen zufolge fortschreitender Zerklüftung des Eises wenige Jahre später sehr arge Hindernisse gefunden hatte. So konnte es auch uns ergehen. Immerhin hofften wir in zehn Tagen vom Betreten des Baltorogletschers ab einen zum oberen Hauptlager geeigneten Ort zu erreichen. Da wir nun etwa 100 eigene Lasten dahin zu schaffen hatten, mußten wir mindestens 50 weitere Leute als Mehlträger haben, die zusammen 1500 *kg* Mehl, oder für 150 Leute je 1 *kg* auf zehn Tage fortschaffen konnten. Doch war absolut nicht zu erfahren, ob wir auf mehr als 100 Träger rechnen konnten, da die Zahlenbegriffe der Bevölkerung über diese Grenze nicht hinausgingen.

Erfreulicherweise fanden sich am Abmarschtage genug Träger ein, so daß wir mit allen Lasten auf einmal vorrücken konnten. Dieser Andrang der Leute

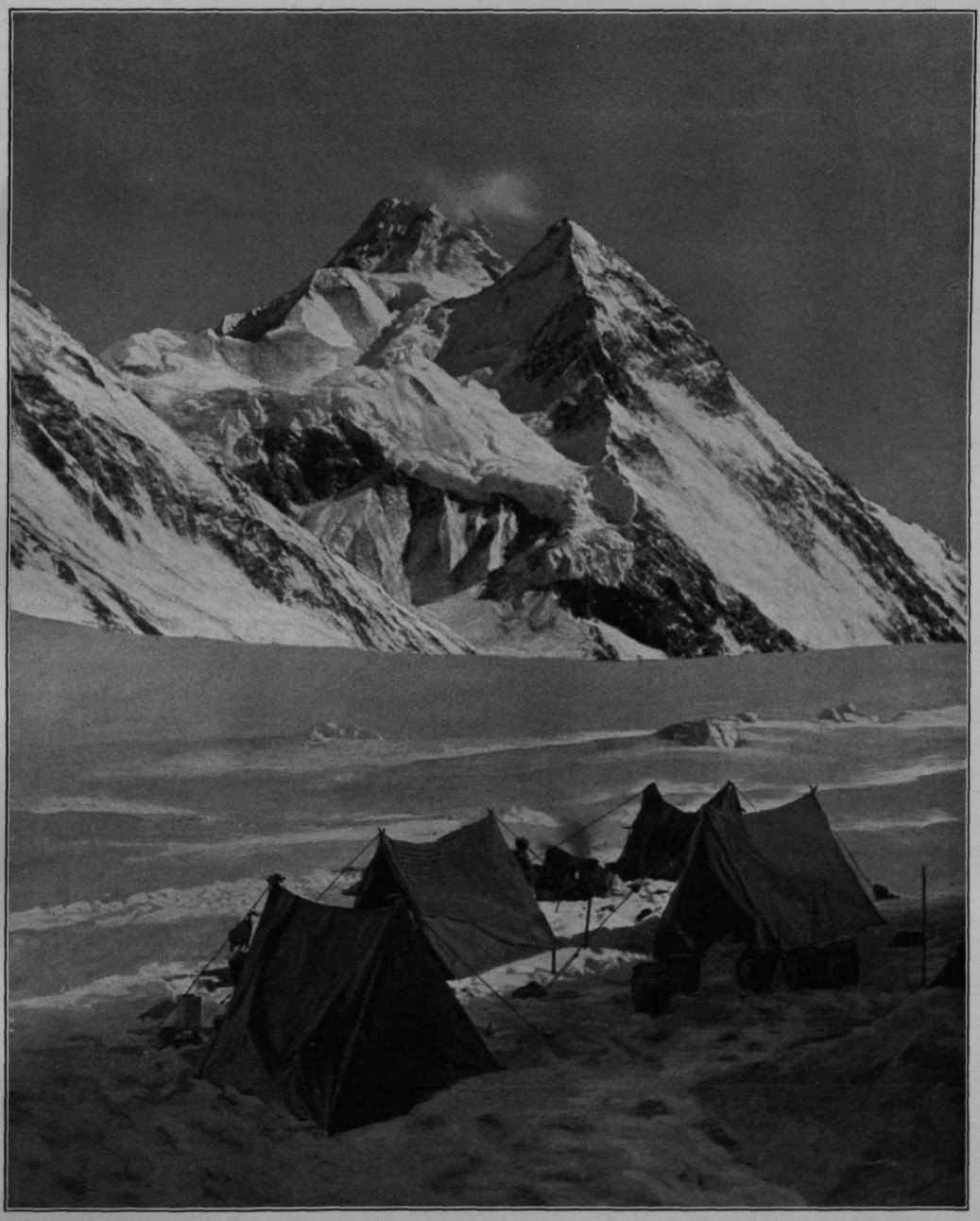
war auf mehrere Umstände zurückzuführen, so z. B. darauf, daß Herr Eckenstein sie selbst auszahlte, und sie vor den gewöhnlichen Prellereien seitens der eingeborenen Mittelsmänner sicher waren, daß sie bei vielen Gelegenheiten gesehen hatten, daß wir etwas von Bergen verstanden, daß wir ihnen bei allen Schwierigkeiten halfen und endlich auch auf die Wunder wirkenden Arzneien unseres Doktors.

Am 5. Juni verließen wir Askole. Nach einigen Marschstunden langten wir an der Zunge des Biaffogletschers an, der, etwa 200—150 *m* mächtig, aus einem Seitental sich hineinschiebend, das ganze Tal sperrt. Er drängt den Braldu ganz an die jenseitige Tallehne, wo derselbe durch die nagende Wirkung seines Wassers und die Schmelzkraft der mitgerissenen Luft sich ein schmales Bett offen hält, an das der Gletscher mit ca. 150 *m* hoher, fast senkrechter Eiswand herantritt. Muß so der Gletscher auch dem Flusse selbst Raum geben, für den massenhaften Schutt, wirkt er doch als Talsperre, so daß der Braldu, der bisher in tief eingerissener Steilschlucht dahinbrauste, oberhalb des Biaffogletschers durch enorme, den steilwandigen Taltrog hoch auffüllende Geröllmassen fließt. Am nächsten Tage überschritten wir früh am Morgen den Abfluß des Punmahgletschers nahe seiner Mündung in den Braldu und ersparten dadurch einen ganzen Tag. So gelangten wir schon am dritten Tage an eine grüne Oase, drei Viertelstunden unter dem Baltorogletscher, die von den Eingebornen, welche mit ihren Herden im Sommer bis hierher kommen, Paju genannt wird. Hier fand sich reichliches Brennholz, gutes Quellwasser, natürlicher Wetterschutz für Leute, Tiere und Vorräte, gute Weide für Schafe und Ziegen; der Platz lag unmittelbar am Gletscher, das Tal war von hier leicht zu erreichen, so daß wir ihn als unteres Standlager in Aussicht nahmen. Doch fanden wir nach drei Tagen gletscheraufwärts einen Platz mit gleich guten Lagerbedingungen und wir verlegten wegen der geringeren Entfernung vom oberen Hauptlager das untere Standquartier dorthin.



Mittelstück der Stirne des Baltorogletschers mit dem Gletschertor des Braldu.

In Paju gönnten wir den Leuten einen Rasttag, den wir dazu benützten, um über unser weiteres Vorgehen endgültig schlüssig zu werden. Wir kamen überein, die ganze Masse in drei Teile zu teilen, in eine Vorhut aus etwa 20 auserlesenen Leuten und zwei Haupttrupps von je 65 Mann, und zwar aus folgenden Gründen: Ein kleiner Vortrupp konnte infolge seiner größeren Beweglichkeit leichter den besten Weg suchen, als die ganze Masse. Geeignete Lagerplätze ließen sich jedenfalls leichter für 65 als für 150 Mann finden. Waren wir alle zusammen, so konnten



Nach Naturaufnahme von Dr. J. Jacot-Guillarmod. *Bruckmann aut et impr.*

Broad-Peak mit Lager XI.

einige wenige ängstliche Gemüter auch die Mutigen verderben, während diese, als Vorhut herausgehoben, in ihrem so geweckten Ehrgeiz und dem Bewußtsein, einen Tagemarsch hinter sich einen Haupttrupp zu haben, ein wirksames Gegengewicht gegen auftauchende Ängstlichkeit fanden; bei den nachfolgenden Haupttrupps aber konnten ernste Sorgen überhaupt nicht aufkommen. Endlich bot diese Teilung wesentliche Erleichterungen für die Berichterstattung der Kolonnenspitze ins untere Hauptlager, wo aus folgenden Gründen vorerst ein Europäer zurückbleiben mußte: Wir konnten nämlich die vorgehenden Kolonnen nur auf zehn Tage mit Mehl versehen; brauchten sie länger, so mußte Mehl nachgesendet werden, die zurückgehenden Leute mußten verpflegt und abgelohnt, die Verpflegung der oben Zurückbehaltenen vom untern Standlager aus eingeleitet werden. Herr Eckenstein bestimmte, daß er vorläufig in Paju bleibe, Crawley die Vorhut, Dr. Wessely und ich den ersten, Knowles und Dr. Jacot den zweiten Haupttrupp begleiten sollten.

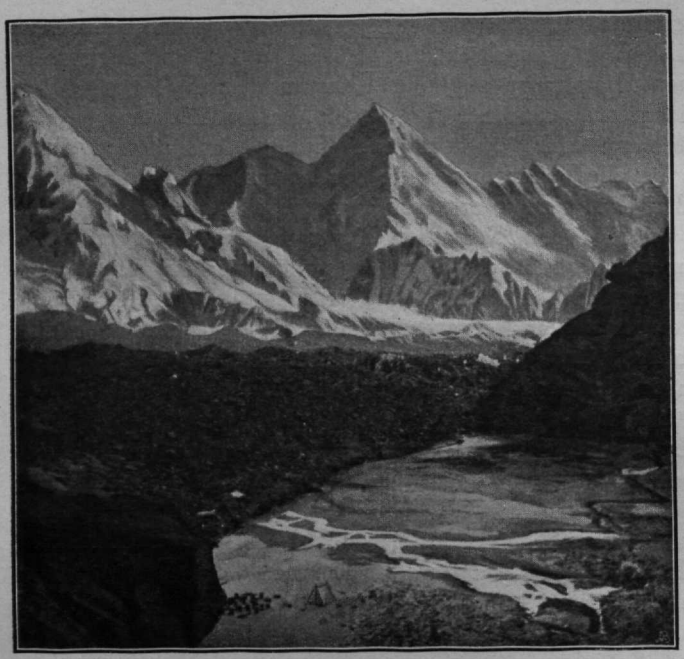
Am 9. Juni verließen Crawley, am 10. Juni Dr. Wessely und ich Paju. Von hier talein hängt von der Berglehne eine mächtige Schutthalde weit ins Tal hinein, den Braldu weit abdrängend, so einen ruhigen Schuttstreifen und damit die Bedingung für die Entstehung der Oase Paju schaffend. Sobald wir um den Schuttkegel bogen, lag der Gletscher vor uns. Breit und mächtig auf dem Sande ruhend, sperrt er das meilenbreite Tal mit einer etwa 100 *m* hohen Eismauer, Tod bringend, wohin er sich schiebt. Und wie riesenhafte Leichensteine ragen an seinem Nordufer ungeheure Felsberge auf, so starr und ungebrochen in ihren Linien, so ganz ohne sichtbare Erosion und Schichtung, wie ich sonst nirgends Berge gesehen. Nahe dem am Nordufer befindlichen Gletschertor, aus dem der Braldu strömt, erklimmen wir die Höhe des Eises und wenden uns nach Südost, über den von Schutt völlig begrabenen Gletscher, seinem Südufer zuwandernd, an dem wir die drei ersten Tage vorrücken. Erzählen die riesigen Moränenmauern, unter deren Überhängen wir lagern, von einem weit höheren Stande des Eises, so bezeugen anderseits die riesigen Baumstrünke hoch am Gehänge, daß auch das Leben einst in einer hochgehenden Welle hereingeflutet war ins Hochgebirge.

Während der zwei ersten Tage kamen wir noch ab und zu an kräftigen Nadelbäumen vorbei, am dritten erreichten wir an einem, von den Eingebornen Rdokás genannten Ort den Trümmerhang eines riesigen alten Bergsturzes, an dem wir ausgedehnte Bestände von Erlengebüsch, reiche Weide, viele natürliche Felsüberhänge und Quellwasser fanden. Wir berichteten dies sofort an Herrn Eckenstein, der auch sogleich das untere Standlager hierher verlegte.

Hinsichtlich der Vegetation möchte ich folgendes erwähnen: Unsere Legföhren kommen nicht vor, doch nehmen die Erlen- und Birkenbestände unter dem langen Schneedruck ganz die typischen Formen der ersteren an. Blumen kommen fast nur in stark duftenden Arten vor, und zwar auch bei uns duftlose Pflanzen, wie Edelweiß. Dies hat wohl seinen Grund darin, weil durch die stärkere Anlockung des hier so seltenen Insektenfluges die duftenden Exemplare den duftlosen in der Fortpflanzung überlegen sind. Auffallend war der fast völlige Mangel an den in den Alpen eine so große Rolle spielenden Fettpflanzen.

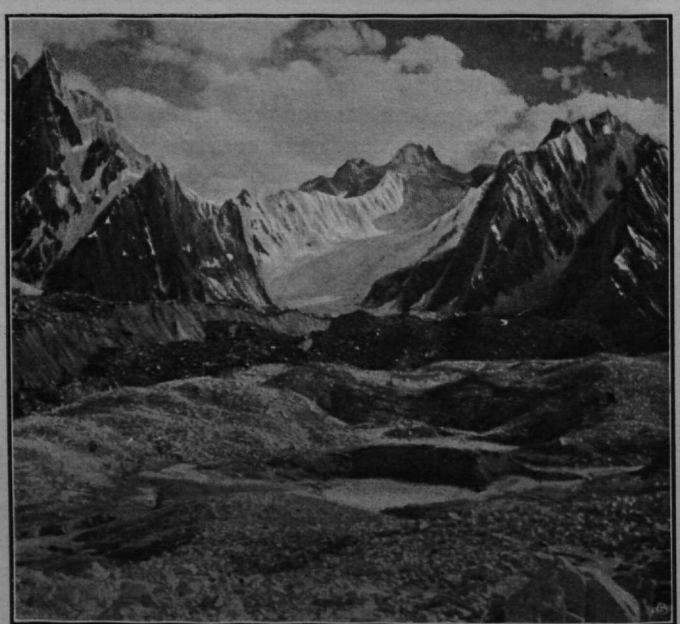
An Tieren bemerkten wir: Steinböcke, in Herden bis zu 50 Stück, Adler, Falken, Tauben, kleine Nager, besonders freche Mäuse, Bienen, Hummeln und Fliegen. Interessant waren letztere: sie waren offenbar mit unsern Schafen heraufgekommen, an die dünne Luft nicht gewöhnt und so träge, daß sie ohne Schlauheit mit den Fingern zu fassen waren und daß man sie einfach wegwischen mußte, um sie loszubringen. Auch frische Bärenspuren fanden wir einmal nahe an unserm Lager.

Am vierten Tage überschritten wir den Gletscher nach seinem Nordufer, in dessen Nähe wir bis zum siebenten Tage marschierten, wiederholt sehr bedeutende Seiten-



Horè-Palù mit Lager 5 (in der Tiefe ein Zelt und Lasten)
von der Stirn eines den Hauptgletscher nicht mehr erreichenden Seitengletschers; über dem vorüberwallenden Baltorogletscher der Mascherbrum (26 000").

gletscher überschreitend. Die Lager waren noch immer auf festem Grunde; bis zum sechsten Tage fanden die Eingebornen reichlich Gras zum Polstern der Lager und eine artemisia mit holziger Wurzel, die ihnen zum Kochen und Wärmen ein treffliches Material bot. An den Ufern des Gletschers fanden wir eine große Zahl schöner Steinbockhörner; einmal bat uns ein Eingeborner, als wir eine Herde Steinböcke betrachteten, durch unseren Stecher schauen zu dürfen; er blickte lange hin, um endlich zu erklären, das Glas sei sehr schlecht, da es den Glauben wecke, man könne die Tiere fangen und dann seien sie doch nicht da. Vom siebenten Lager an war die Vegetation zurückgeblieben. Die Eingebornen schliefen nun auf dem nackten Boden, hatten kein Feuerungsmaterial und konnten kein frisches Brot mehr backen; sie schützten sich gegen den kalten Nachtwind, indem sie ovale Ringe aus Steinen, etwa 3/4 *m* hoch, aufschichteten, in denen sie sich dicht nebeneinander niederkauerten. Ich kann von dem Verhalten unserer Leute nur mit Bewunderung sprechen. Ihre Nahrung habe ich bereits geschildert und es ist ohne weiteres klar, daß ein so zubereitetes Brot schon nach wenigen Tagen kein sonderlich mundendes Nahrungsmittel ist. Ihre Kleidung bestand aus selbstgewobe-



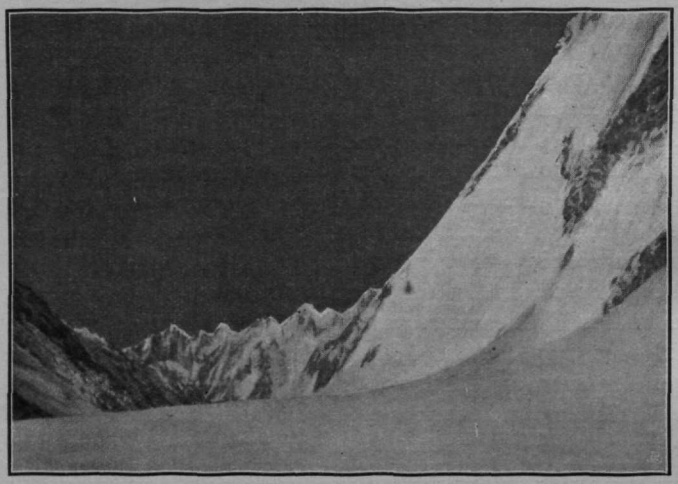
Westliche Nachbarn des Mitre-Peak am Südufer des Baltorogletschers, von Lager 7 aus gesehen.
Im Vordergrunde: weiße Moränen des Kalkberges an der Ecke des Baltoro- und Godwin Austin-Gletschers; dahinter die dunkle Moräne, welche das vom Godwin Austin-Gletscher kommende Eis bedeckt.

nem, fadenscheinigem Schafwollzeug, aus dem sie ein weites Hemd, eine weite Hose, einen nach Art der kurzen Bauernjacken geschnittenen Rock und ein großes Tuch als Kleidungsstücke anfertigen; eine Kappe aus gleichem Stoff und ein Paar Schuhe aus dünner Haut vervollständigen diese Ausrüstung. Mit solchen Mitteln hielten sie auch in schweren Sturmnächten stand, schleppten ihre schweren Lasten viele Stunden weit, für einen Zweck, den sie nicht einsehen konnten; dabei waren sie stets munter, folgsam, voll Vertrauen und für jedes gute Wort dankbar. Und wenn wir am Abend eine Handvoll Tabak, das einzige, was sie aus der unreinen Hand der Ungläubigen nahmen, verteilten, dann freuten sie sich wie Kinder auf ihr scheinbar einziges Vergnügen. Ihre Art zu rauchen war originell: auf einem großen Stein drücken sie ein Häufchen feuchter Erde in der Größe eines Maulwurfshügels fest, bohren mit einem Stäbchen einen Kanal durch, an dessen einem, etwas erweiterten Ende der fein zerriebene, mit klein gerissenem Gras gemischte Tabak hineinkommt, während sie auf der andern Seite den Rauch heraussaugen; hierbei legt aber keiner den Mund an die Erde, sondern jeder legt den Zipfel seines Manteltuches vor und saugt hindurch. Obwohl 20 und mehr Leute eine solche Pfeife benützen, gibt es kein Drängen, kein Vordrängen und auch beim Vergnügen, wo so manchem Kulturmenschen die mühsam getragene Maske der Erziehung vom Antlitz sinkt, benehmen sich diese Naturkinder als vollendet gute Menschen. Ein hartes Arbeitsleben lehrt sie wohl, aufeinander Rücksicht zu nehmen; ihre Ruhe und Sanftmut in allen Lagen hat mir manchmal sehr wohl getan. Am komischsten wurde die Sache mit ihrem Rauchen, als sie meinten, sie fänden keine Pfeifenerde mehr und einer einfach eine Felsplatte von mindestens 25 *kg* mit der kleinen, darauf gebauten Pfeife mittrug.

Am Morgen des achten Tages bogen wir vom Baltorogletscher auf den Godwin-Austin-Gletscher ein und sahen zum ersten Male den K_2. Wir hatten den wilden Prachtbau des Mascherbrum im hellen Sonnenschein erglühen sehen, wenn bei uns unten schon Dämmerung herrschte, wir hatten die herrliche Felspyramide des Guscherbrum bewundert, aber der K_2 ist doch etwas ganz anderes! Wir selbst stehen schon in Montblanc-Höhe und der Riese baut sich noch fast 4000 *m* über uns auf. Kein Vorberg deckt seine Größe; aus prachtvoll gewelltem Firnmantel reißt er sich los, in hohen Stufen streben die Grate zusammen, scharf schneiden die Eisrinnen durch, in denen gleich duftiger Zier die Wölkchen todbringender Lawinen verstäuben; und schier unglaublich hoch schwebt die höchste Firnkuppe, im Lichte badend, das Lichtsehnen weckend in der Menschenseele, zu Tat drängend und Tod!



Mitre-Peak gegenüber vom Lager 7, am Südufer des Baltorogletschers aufragend.



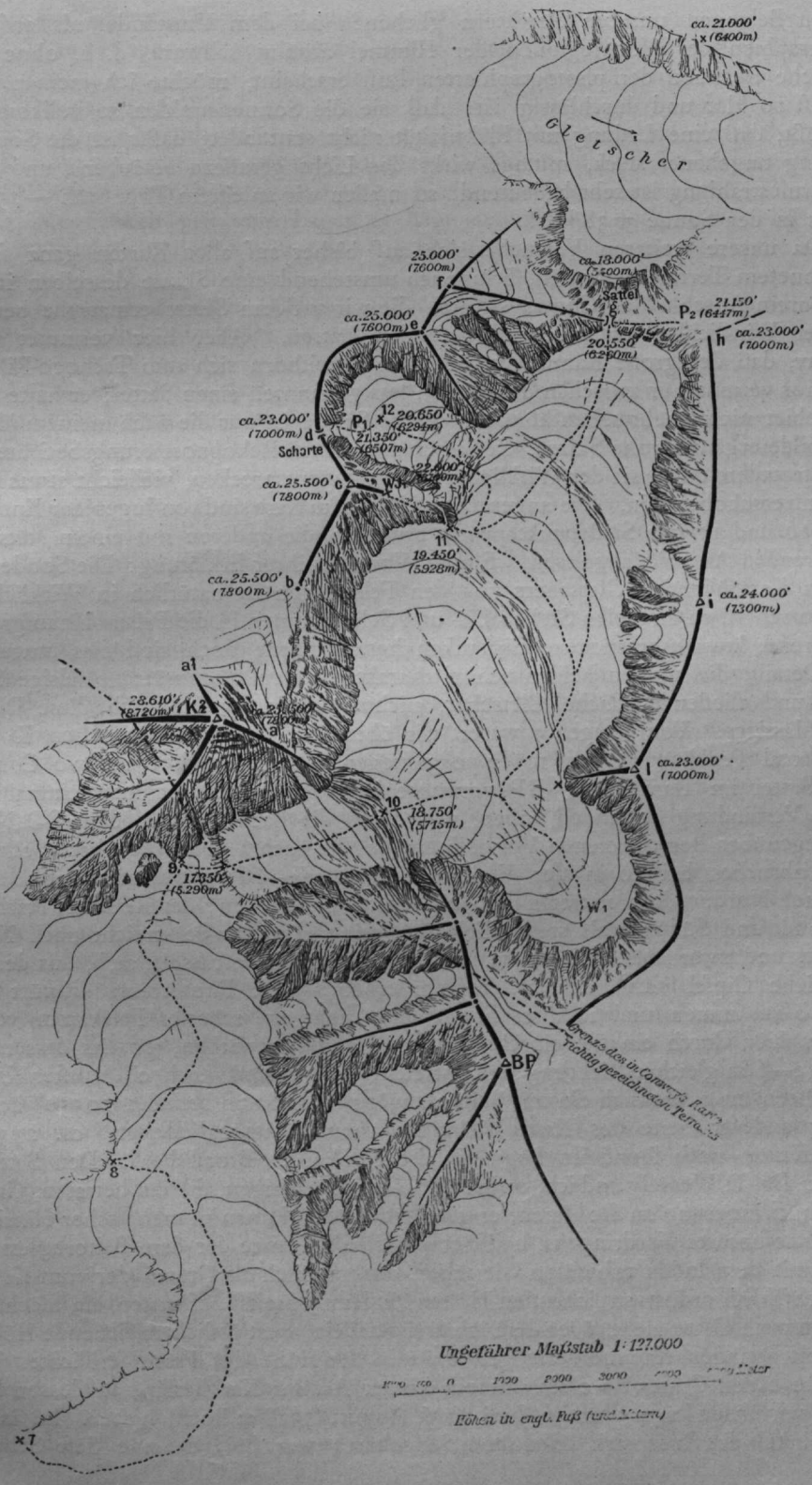
Flanke des Tschogo-Ri gegen Lager 10, gesehen von der Gegend des Lagers 11. Links der Fuß des Broad Peak; geradeaus das Westufer des Godwin Austin-Gletschers.

Doch was sind Worte! Wer könnte solche Eindrücke in Worte fassen? Höchstens solche Kinder wie die Eingebornen können es, die den K2, und ihn allein, Tschogo-Ri genannt haben: den grossen Berg; ich glaube, dies ist ein guter Name und er sollte dem Berge bleiben, denn er trifft die Sache!

Am neunten Tage lagerten wir am Südfuße des Tschogo-Ri; endlich am Morgen des zehnten Tages hatten wir nach Osten über einen steilen Firnbruch emporzusteigen, während bis hierher der Gletscher nur ganz allmählich angestiegen war, so daß die Furche des Haupttales im Wesen bis zum K2, also bis ins innerste Hochgebirge, als vollendet angesehen werden kann.

An der oberen Schwelle dieses Firnbruches, etwa in der Mitte zwischen Tschogo-Ri und Broad Peak (wohl Breithorn) hatte Crawley, völlig lawinensicher, doch den Stürmen sehr ausgesetzt, sein Zelt aufgeschlagen; wir stellten das unsere daneben. Am nächsten Morgen kamen Knowles und Dr. Jacot; auch sie entließen ihre Leute sofort, so daß sich alle Leute im raschen — für das Tempo bürgte ihr Verlangen, ins warme Tal zu kommen — Rückmarsch befanden und Eckensteins Kommen nur mehr eine Frage von wenigen Tagen war. Diese Tage wollten wir zu ausgiebigen Rekognoszierungen benützen; leider fiel aber noch am selben Tage schwerer Südwest mit dichtem Schneetreiben ein und bannte uns für mehrere Tage ans Zelt. Wir hatten hier fünf Zelte: eines bewohnte Crawley, eines Dr. Jacot und Knowles, das dritte Dr. Wessely und ich, das vierte die fünf zurückbehaltenen Leute, das fünfte benützten wir als Küchenzelt. Als Kochapparate hatten wir schwedische Petroleumöfen; leider waren aber unsere Kochtöpfe nicht verschließbar, so daß wir bei der niedrigen Siedetemperatur von ca. 81° C. viele unserer Nahrungsmittel, wie Gemüse und Suppen, nicht mehr garkochen konnten. Das Lager stand ganz auf Eis; das Zelt der Eingebornen war mit den Rohrgeflechten einiger zerschnittener Kiltas (unsere Tragkörbe) gegen die Bodenkälte geschützt, wir durch unsere Korkmatratzen. Bei uns aber schmolz das Eis unter der Körperwärme, so daß sich jede Nacht kleine Eisseen im Zelte bildeten; oben trieb der ewige Sturm den Schnee herein, so daß alles durchnäßt war. Doch hatte das Schmelzen des Eises unter dem Zelte das Gute, daß diese Zelte mit der ganzen Bodenfläche festfroren und so jedem Sturm stand hielten. Beim Abbruche des Lagers glich dann so ein Zeltplatz einer glattpolierten Grabplatte mit Tiefreliefbildern. Endlich am 27. besserte sich das Wetter; am selben Tage kam Herr Eckenstein. Der vor einer Woche mit Stufen genommene Firnbruch war zu einer prächtigen Skibahn verschneit. Die Überdauerung solcher Wetterperioden ohne Verlust an Willens- und Muskelkraft halte ich für eine der schwierigsten Fragen bei solchen Unternehmungen.

Erwähnen möchte ich, daß wir nie eine elektrische Spannungs- oder Entladungserscheinung wahrnahmen, obwohl Wettererscheinungen auftraten, die sonst


ca. 21.000'
(6400m)
Gletscher
25.000'
(7600m)
f
ca. 18.000'
(5500m)
Sattel
g
P2 (6447m)
21.150'
ca. 25.000'
(7600m)
e
20.550'
(6260m)
h
ca. 23.000'
(7000m)
ca. 23.000'
(7000m)
d
P1
12
20.650'
(6294m)
21.350'
(6507m)
Scharte
ca. 25.500'
(7800m)
c
W3
22.400'
(6826m)
11
19.450'
(5928m)
ca. 25.500'
(7800m)
b
ca. 24.000'
(7300m)
i
a1
28.610'
(8720m)
K2
ca. 23.500'
(7200m)
a
ca. 23.000'
(7000m)
l
10
18.750'
(5715m)
9
17.350'
(5290m)
W1
Grenze des in Camera fixierten richtig gezeichneten Terrains
BP
8
7
Ungefährer Maßstab 1:127.000
Höhen in engl. Fuß (und Metern)

in allen Belangen unseren Gewittern glichen; bei dem Umstande, als auf den Photographien der Hochregionen der Himmel absolut schwarz, d. h. ohne jede chemische Reaktion der photographierten Luft erscheint, möchte ich meinen, daß die Luft so klar und durchlässig ist, daß sie die Sonnenstrahlen so vollkommen durchläßt, daß eine Ladung mit Elektrizität nicht stattfindet; dafür ist die Sonnenstrahlung ungeheuer stark, mittags wirkt das Licht geradezu betäubend und auch die Wärmestrahlung ist sehr bedeutend; so maßen wir an einem Tage früh -25° C., mittags in der Sonne $+38^{\circ}$ C.!

Da unsere weiteren Versuche sich auf bisher auf allen Karten ganz falsch gezeichnetem Terrain bewegten, bringe ich umstehend eine Skizze desselben in unmittelbarem Anschluß an Conways Karte, die wir auf dem Gletschermarsche benützt und der Wirklichkeit entsprechend gefunden hatten. Aber hier vermutet auch Conway, daß der große Kamm Guscherbrum—Breithorn sich zum Tschogo-Ri fortsetzt, nur vermutet er zwischen den beiden letztgenannten einen Sattel; er hatte eben das Gebiet nicht mehr sehen können. Meine Skizze ist nur die nach meinem klaren Innenbilde ergänzte rohe Skizze, die ich einmal einem Rekognoszierungsberichte beifügte; trotzdem dürfte sie der Wirklichkeit recht gut entsprechen, vielleicht etwas nach Norden verschoben sein. Die angesetzten Höhen im Kare sind von Ingenieur Knowles für 9, 10 und 11 mit Siedepunktapparat ermittelt, die anderen mit einem stets gut indizierenden Aneroid abgelesen. Einige Worte zu ihrer Erklärung: Die Sonderung des das Kar füllenden Gletschers von den Felshängen ist natürlich in Wirklichkeit nicht so scharf, da an vielen Stellen Eis- und Schneerinnen in die Felsen hinaufgreifen oder breite, lawinenbestrichene Eisflanken herabhängen; doch sind dies unwesentliche Details, die an den beiden scharf charakterisierten Gegensätzen: felsige Steilhänge und fließende, flache Gletscher, nichts ändern, weshalb ich diese Details vernachlässigte. Vom Lager 9 waren wir über den Firnbruch zwischen K_2 und BP (Broad Peak) zu Lager 10 emporgestiegen, das genau dort lag, wo Conway einen Sattel im Kamme K_2—BP vermutet hatte; in alter Zeit mag einmal eine höhere Verbindung bestanden haben, was durch die flache, gerade dem BP-Nordgrat gegenüber hervortretende Vorwölbung des K_2 nach a_1 und die obere Schwelle des Firnbruches bei 10 in der Verbindungslinie K_2—BP angedeutet wird. Von hier nach Nordnordost erstreckt sich ein weites Firnbecken; der K_2 selbst erscheint nach Süd und Südwest als steiler Felsberg, seine Hauptmasse streicht nach Nordnordost, und zwar zuerst als breite, mäßig geneigte Firnterrasse a, a_1, b, aus der der eigentliche Gipfel sich noch ca. 1000 *m* erhebt; diese Firnterrasse schnürt sich gegen b zusammen und in ihrer Fortsetzung zieht ein scharfer Felskamm von b nach c, hier durch ein tief einschneidendes Kar unterbrochen, jenseits dessen der Kamm e—f in gleicher Richtung weiterstreicht; von f senkt sich ein sanfter Kamm nach Osten zu g, wo sich ein mit Skiern zugänglicher Sattel befindet (20550″ hoch); an der anderen Seite des Kares zieht ein ziemlich ungegliederter, ca. 23500″ hoher Kamm nach l und im Bogen in die Flanke des Broad Peak. Den Sattel g nannten Dr. V. Wessely und ich, meines Wissens die einzigen, die ihn betraten, Grenzsattel, in Erinnerung an die Alpen; er verdient diesen Namen in mehrfacher Hinsicht: als Grenze unseres Vordringens, hydrographisch als Grenze der dem Baltorogletscher und damit dem Indus tributären Gletscher, orographisch als Grenze der vom K_2 und BP nach Nordnordost streichenden Höhen, indem jenseits tief unten ein mächtiger Eisstrom nach Osten zieht, über dem ich drei parallele, west-östlich streichende Höhenzüge mit geringen Kammerhöhungen etwa in der Höhe des Passes erblickte. Von der Ecke c des Grates b—c streicht ein kurzer Ast ins Kar herein, an dessen Fuß, bei 11, wir unser Lager vom 30. Juni bis 6. August (5928 *m* hoch) hatten. Im innersten Winkel des hier sich öffnenden Seitenkares war bei »d« eine tiefe Scharte.

Zum Gipfel des K_2 gab es nun drei Möglichkeiten:

1. Vom Lager 10 aus gerade empor, über die schwach ausgeprägte Vorwölbung bei a, etwa 10000″ über eine steile, nach Dr. Wesselys und meiner Meinung für Kuli ungangbare Wand.

Das ganze Wandstück, mit dem die Firnterrasse a-b und der Felsgrat b-c zum Kar absetzen, besteht aus eisgepanzerten Steilmauern und ist fast unaufhörlich von Eislawinen bestrichen, so daß eine

2. Möglichkeit erst vom Lager 11 über den Kamm nach c, von hier über den Grat nach b und von hier über das Firnplateau und durch eine steile Schneerinne zum Gipfel zu führen schien.

3. Schien es nach dem Terrain möglich, daß von der Scharte d im Seitenkare zusammenhängende Firnfelder an der Nordwestflanke des Grates b—c zur Schneeterrasse a, a_1, b führten.

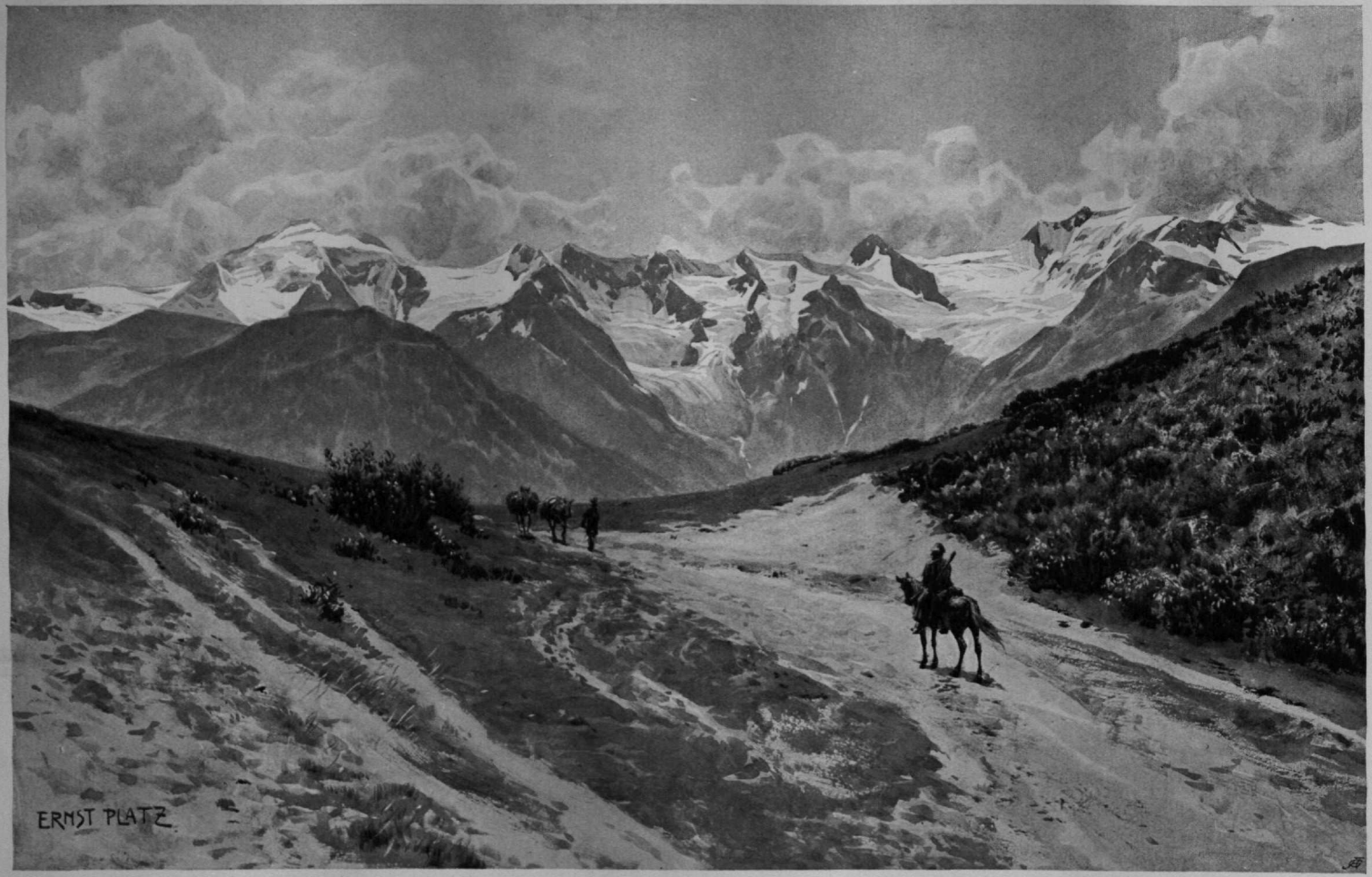
An die erste Route dachten wir ernst nur, bevor wir die zwei anderen Möglichkeiten gesehen hatten, da letztere nicht von vornherein für Kuli unpassierbar erschienen.

Die Rekognoszierungen hatten nun zuerst den Versuch zum Gegenstande, einen für Kuli gangbaren Weg zu finden; zunächst kam die Scharte bei d in Betracht; um sie zu rekognoszieren, verlegten Herr Dr. Wessely und ich unser Lager am 1. Juli nach 11, wohin etwa eine Woche später die andern folgten; am folgenden Tage rekognoszierten wir die Scharte, wobei ich eine Höhe von 21700″ laut Aneroid — der an jenem Tage bei Südwest abnorm niedrige Luftdruck veranlaßte nach den Kontrollmessungen um 350″ höhere Indizierung durch das Aneroid, so daß der damals erreichte Punkt P mindestens 21350″ hoch ist — erreichte, wo ich wegen heftiger, ununterbrochener Steinfälle umkehren mußte; wir beide waren nun überzeugt, daß auch die Scharte d für Kuli ungangbar sei; wir wollten noch den Kamm von 11—c ersteigen und schlugen den andern brieflich vor, daß, wenn auch hier kein Kuliweg sich ergäbe, zunächst der leicht in beliebigen Etappen von g aus zugängliche Berg e—f eingeschaltet werde, so daß wir ein Urteil hätten, wie wir die Höhe von über 25000″ vertragen, und ob wir Aussicht hätten, in alpiner Weise den Tschogo-Ri selbst zu bezwingen.

Heftiges Unwetter — aus Südwest gehenden Cirruswolken folgte jedesmal binnen 24 Stunden ein Wettersturz — verhinderte einige Zeit alles; als es wieder schön wurde, hatte ich eine Erkältung mit Bronchitis und mußte mich schonen; Herr Dr. Wessely und Dr. Jacot rekognoszierten am 10. Juli deshalb den Kamm vom Lager 11 gegen c; in siebenstündigem Steigen erreichten sie 22000″ (Punkt W1 der Karte), kehrten dort wegen blanken Eises und einfallender Nebel um; es war nach ihren Berichten aussichtslos, daß hier Kuli hinaufgehen könnten, obwohl Herr Dr. Jacot dies bezüglich des Weges noch behauptete, aber auch nicht verkennen konnte, daß bis zu der von ihnen erreichten Höhe kein Lagerplatz sei und daß beladene Leute in einem Zuge nicht einmal diese Höhe erreichen könnten. Am folgenden Tage waren Herr Eckenstein und Knowles von 10 nach 11 gekommen, so daß wieder eine Vollversammlung stattfinden konnte; soviel ich mir klar werden konnte, ergab sich, daß die Mehrheit der Expedition zwar halb und halb überzeugt war, daß der Weg 10—a und 11—c als Kuliweg nicht in Betracht komme, hingegen glaubten sie Herrn Dr. Wessely und mir nicht das gleiche bezüglich der Scharte d; wir zwei waren ja davon ganz überzeugt, ich verkenne aber nicht, daß die Engländer, die selbst die Örtlichkeit nicht gesehen hatten und die auch unsere alpinen Qualitäten nicht aus eigener Wahrnehmung kannten, vielleicht auch noch auf besseres Wetter hofften, eine von ihrem Standpunkt ehrenwerte Zähigkeit zeigten, indem sie die Scharte d erst aufgeben wollten, wenn sie nochmals rekognosziert sei. Da nun die drei englischen Herren und Herr Dr. Jacot erklärten, der Ruhe zu bedürfen,

da anderseits Herr Dr. Wessely und ich bei dem steten Anwachsen der Neuschneemassen es für äußerst dringend hielten, daß endlich eine Entscheidung erfolge, die uns für den Berg »e f« freie Hand gebe, an dem wir den bestehenden Rekord um mindestens 2000″ gebrochen hätten und an dem wir auch sehen konnten, ob ein alpiner Versuch am K2 möglich wäre, da ich mich endlich nach zwei Ruhetagen wieder wohl fühlte, erbot ich mich trotz meiner bösen Erfahrung auf dem Finsteraarhorn als Rekonvaleszent nach einem Bronchialkatarrh im Jahre 1898 nochmals mit Herrn Dr. Wessely die Scharte d zu rekognoszieren; am 12. Juli marschierten wir mit einem Zelt nach Lager 12; dabei überanstrengte ich meine rekonvaleszente Lunge derart, daß ich an Lungenödem schwer erkrankte und vollkommen gebrochen in ein tieferes Lager geschafft werden mußte, wohin mich Herr Dr. Wessely begleitete. Das herrschend bleibende schlechte Wetter und die stets wachsenden Schneemassen verhinderten jede weitere Unternehmung der anderen; so blieb die von Herrn Dr. Wessely und Dr. Jacot erreichte Höhe von 22000″ die höchste von unserer Expedition erstiegene Stelle. Ich habe trotzdem die Überzeugung, daß bald Glücklichere einen der Hochgipfel erreichen werden. Sicher ist, daß ganz gesunde, trainierte Menschen sich bald an jene Höhen so vollständig gewöhnen, daß sie jeder alpinen Aufgabe gewachsen sind; doch eine Erkältung der Atmungsorgane wird stets große Aufmerksamkeit erfordern. Und überhaupt gebe man sich keiner Täuschung darüber hin, daß die Sache in jenen Höhen, wenn die Form des Berges das Mitkommen der Kuli nicht mehr erlaubt und zu alpinem Vorgehen zwingt, zufolge der Gewalt der Stürme, der Schnelligkeit, Heftigkeit und Dauer der Wetterstürze, der Tiefe der Temperatur bei schlechtem Wetter, stets eine sehr ernste ist; und wer dort davon spricht, daß er nichts riskieren will, der befindet sich entweder in einer gefährlichen Täuschung über diese seiner Gewalt entzogenen Faktoren oder seine Absicht, einen dieser Berge zu bezwingen, kann nicht ernst genommen werden.

Die Kosten einer Expedition sind in jenen Gegenden sehr gering: ein Träger kostet durchschnittlich samt Trinkgeld 4½ Annas = 45 Heller! Bis Askole braucht man keine Konservennahrung, sondern man bekommt überall frische Nahrung, und auch auf dem Gletscher ist es bei der Marschtüchtigkeit der Eingebornen stets möglich, reichliche frische Nahrung nachbringen zu lassen, was auch von der schwerverdaulichen Konservennahrung etwas unabhängiger machen würde. Bei den landesüblichen Preisen, — so kostet z. B. ein Schaf 2.40 Kr., ein Huhn 20 Heller, ein Dutzend Eier 20 Heller — ist es klar, daß gute frische Nahrung sehr billig kommt. Die enorme Billigkeit läßt sich vielleicht besser aus folgender Angabe ersehen als aus den einzelnen Preisen: Herr Dr. Wessely und ich verließen am 13. August Rdokas, marschierten über Askole, Skorola (17700″), Schigar, Skardu, Deosaiplateau an den Wular-See und fuhren in zwei Booten nach Srinagar, wo wir am 3. September anlangten; wir hatten nie unter sechs Träger, machten oft Doppelmärsche, einmal einen dreifachen Marsch, was natürlich voll zu bezahlen war, hatten von Skardu bis zum See drei Pferde, dann durch zwei Tage zwei Boote, stillten unsern Riesenhunger nur mit den besten Sachen, gaben reichliches Trinkgeld und brauchten alles in allem zusammen: 80 Rp. = 128 Kr. Am besten wäre es, eine kleine Herde Schafe nach Rdokas zu treiben und von dort aus das Hochlager zu verpflegen. Bei solcher Einteilung können die durch das Vorland zu schaffenden Lasten derart gering an Zahl sein, daß auch ohne jede Regierungsunterstützung das Auftreiben der erforderlichen Träger ein leichtes ist. Für einen Verein wie den D. u. Ö. Alpenverein wäre es eine würdige und leicht zu lösende Aufgabe, auch in jenen fernen Höhen der Tatkraft seiner Mitglieder einen Weg zu bahnen.



Nach der Natur gezeichnet von Ernst Platz.

Angerer & Göschl aut, Bruckmann impr.

Blick auf die Lailakette vom Wege über den Bergsattel oberhalb Betscho.

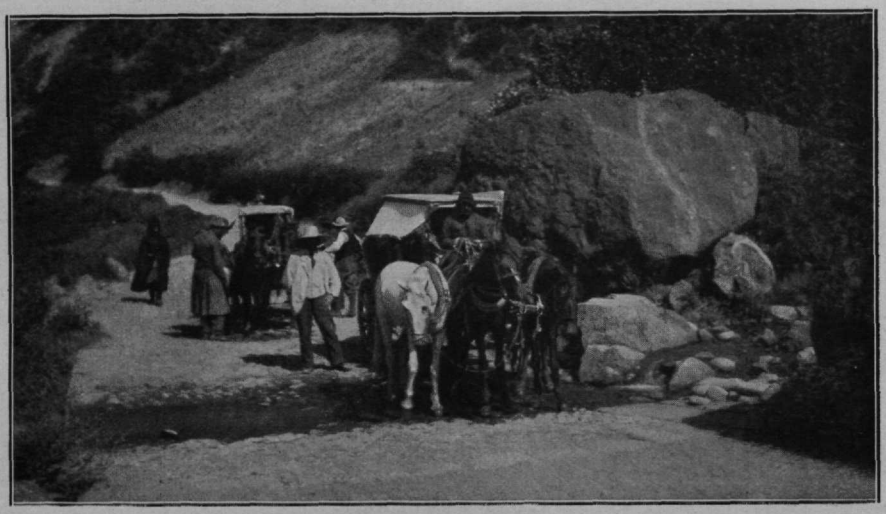
Über die Laila nach Swanetien.

Von

Cenci von Ficker.

Zwei Nächte und einen Tag hatten wir in der sumpfigen, fiebererfüllten Luft Batums geschmachtet, und nach diesem durch Umpacken bedingten Aufenthalt wurde in brutheißen, überfüllten Wagen der transkaukasischen Bahn die sechsstündige Reise nach Kutais fortgesetzt. In der alten Hauptstadt Mingreliens fegte ein glühender Wind Wolken trockenen Staubes durch die Straßen, so daß in den langen Stunden vergeblichen Wartens auf die bestellten Weiterbeförderungsmittel unsere Sehnsucht nach kühlen Wäldern und schattigen Tälern, nach Gefilden ewigen Eises aufs höchste gestiegen war. Wir begrüßten es als Erlösung, als sich um 3 Uhr morgens die beiden gemieteten Telegas reisefertig am Hotel einfanden und uns im Dämmergrau des 11. Juli in rasendem Tempo dem Weichbilde der Stadt entführten.

Die Schönheit des Stadtbildes von der Rionbrücke aus bannte für kurze Zeit die Müdigkeit aus den verschlafenen Augen. Von sanften Höhen umkränzt lugen die hellen Häuser aus einem Garten von immergrünen Bäumen und des Rions Fluten bespülen altehrwürdiges Gemäuer. So wild und rücksichtslos gebärdet sich dies unbezähmbare Bergkind, daß es selbst des Mondes Glanz nicht zu fassen vermag, der sich scheu und zitternd an von Epheu und Rosen umrankte Ruinen schmiegt. Noch anderer Bilder erinnere ich mich: am Boden kauernder Gestalten, die Not und Elend, vielleicht auch nur die entsetzlich schwüle Nacht auf dieses harte Lager warf. In unseren Wagen war es wieder still geworden. Schlaftrunken nickten die Köpfe und nicht nur jener Gefährten, die sich die Ungeduld des Wartens in kaukasischem Rebensaft ertränkt hatten. Beneidenswerte Schläfer, die sich so schlummertrunken in Gott Morpheus Armen wiegen konnten, während die Telega, von drei starken Pferden gezogen, ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Weges in unheimlichem Tempo die ossetische Heerstraße hinanraste. Was solcher Höllenfahrt noch pikante Würze verleiht, ist der Umstand, daß man in diesem landesüblichen Gefährte nicht wie bei unseren heimischen Wagen dem Innern zugekehrt sich gegenüber sitzt, sondern Rücken an Rücken postiert, die Beine zu beiden Seiten frei baumeln läßt. Dazu in beiden Wagen ein Schauspiel, das zugleich beängstigte und belustigte: die schlaftrunkenen Gefährten, deren Oberkörper sich bedenklich vorn-



Fahrt auf der Mamisonstraße.

überneigten, während die schlummerschweren Köpfe immer tiefer sanken, so daß Makandaroffs, unseres Dolmetsch' martialischer Strohhut und all die neckischen Gletscherhüte und kühnen Spessartmützen, mit denen man sich gegen Kaukasiens Sonnensegen geschützt hatte, unbarmherzig durcheinandergeschüttelt wurden, bis die Wagen mit plötzlichem Ruck an einer kräftigen Quelle anhielten.

Gierig sogen die Pferde den wohlverdienten Labetrank. Höher oben wurde ein Wassertümpel entdeckt und neidvoll sah ich Gefährten zu erfrischendem Bade im Dickicht verschwinden. Die Poesie des Ortes mußte da auf sie gewirkt haben, denn sie erzählten von Tritonenkämpfen, die sie aufgeführt hatten, vom Sturze eines Gefährten, der unversehrt von zarten Nixenarmen aufgehalten wurde und sich da weicher gebettet hatte als bei einem ähnlichen Anlaß später in höheren Regionen. Herr Rickmers wollte auch mir die denkwürdige Stelle zeigen; von Stein zu Stein hüpfend, folgten wir dem Lauf der Quelle, bis sie kopfüber über kleine Felsstufen stürzend in einem tiefen Felsenbecken zur Ruhe kommt. Üppiges Schlingwerk brach das Tageslicht zu beiden Seiten, und aus den hohen Wipfelkronen fielen nur spärliche Strahlen in das hellgrüne Dämmerlicht. Fürwahr an solch heimlichen Orten müssen auch unsere Märchen entstanden sein, von Melusine, die aus Märchenbrunnentiefen klagt, von Melisande, deren Krönlein in solch unergründliches Wasser fiel.

Geblendet treten wir aus dem Dämmergrün auf die sonnige Straße. Da liegt das Riontal, das weitverzweigte, klippenreiche Bett, das sich der Fluß gegraben. In sommerlicher Reife und Üppigkeit prangen die hügeligen Ufer. War das ein Grünen, ein Blühen und Wuchern! Das scheint sich mit nicht zu verhaltender Kraft dem Erdboden zu entwinden, und ist daselbst kein Platz mehr zur Entfaltung, so schwingt sich's in lichtem Gerank um die höchsten Bäume, oder sucht Zuflucht an nackter Felsenbrust. O könnte man von dieser Segensfülle etwas mitnehmen in die rauhe, dürftige Bergheimat, wo der Mensch, wie zum Kampf bewehrt, der Natur abringt, was hier in verschwenderischer Fülle vorhanden, brach und unverbraucht liegt; konnte man doch weit und breit keine menschliche Ansiedlung wahrnehmen. Erfrischt und ausgeruht, wenn auch seufzend bestiegen wir die Marterkästen, die, mit unseren Säcken und Schnerfern, Pickeln und Steigeisen beladen, den Eingebornen einen abenteuerlichen Anblick boten. Nach mehrstündiger Fahrt suchten wir Befriedigung für unsere knurrenden Mägen im Duchan von Namochvani. Wir wurden

in ein holzverkleidetes Gemach gewiesen, das kaum notdürftig mit Tisch und Bank, geschweige denn mit einem Stuhle ausgestattet war. Der Samowar, den man in jedem Duchan für 10 Kopeken zu leihen bekommt, war bald erhitzt, Eier und Brot, dünne Scheiben aus schwarzem Mehle, deren primitive Herstellung wir mit Interesse verfolgten, wurden herbeigeschafft; wer sich aber den Luxus von Messer und Gabel noch nicht versagen konnte, der mußte an sein Eigentum rühren. Und doch befanden wir uns noch in leicht erreichbarer Nähe einer großen Stadt, an einer belebten Poststraße mit regem Wagenverkehr, wo in der Heimat so manches Gasthaus prosperieren würde. Was war da in den entlegenen Tälern zu erwarten, wenn man noch so nahe bei Kultur und Zivilisation seine Ansprüche in solchem Maße reduzieren mußte!

Das Tal wird enger; die Straße folgt in endlosen Windungen dem Flußlaufe, vielleicht etwas monoton, wenn das entzückte Auge in der überwältigenden Fülle der Vegetation nicht tausend Dinge entdecken würde, die es in der Heimat nimmer finden kann, oder die uns hier fremdartig anmuten, infolge der Fülle und des Reichtums ihrer Entfaltung. Haselstauden, schwer von Früchten, Brombeeren in üppigem Geranke säumen den Weg; bunter Mischwald reicht an gelbe Felsen hinan, die in dolomitischer Leuchtkraft in den südlichen Himmel ragen. Aus der Tiefe brüllt der Rion, eingezwängt in sein enges, felsiges Bett, und am andern Ufer erspäht man hin und wieder die spitzen Strohdächer menschlicher Ansiedlungen zwischen freundlichen Wein- und Maiskulturen oder an saftgrünen Wiesenhängen.

Wir hatten Alpana als Mittagsstation ausersehen, doch forderten unsere Rosselenker schon mehrere Werst früher, beim Duchan von Nikoris-Ziri, Rast für die unermüdlichen Pferde. Mir schien's eher Tierquälerei, wie die armen Tiere, von Fliegen gemartert, angeschirrt in der glühendsten Sonnenhitze warten mußten, ohne Futter, nur mit Wasser gespeist. Vielleicht beanspruchen auch kaukasische Rosse eine gewisse Eigenart der Behandlung, zu der man sich im Verlauf der Reise ja auch den Menschen gegenüber bequemen mußte.

Unbarmherzig stach die Sonne herab und kein schattenspendender Baum oder Strauch war in erreichbarer Nähe, doch rauschte verheißungsvoll ein naher Wildbach, in dessen lauem Gewässer wir unsere Ermüdung abspülten. Als wir nur mäßig erfrischt zum Duchan zurückkehrten, war die Post nachgekommen, ein Ungetüm mit fünf Pferden bespannt, dessen Insassen, prächtige Gestalten in der kabardinischen Tracht, sich's vor der Hütte bequem gemacht hatten. Manch neugieriger, mißtrauischer Blick streifte uns aus funkelnden Augen. Wir waren im Lande der schönsten Männer, das durften wir glauben; was wir bisher vom Weibervolk zu sehen bekamen, war freilich spärlicher mit körperlichen Reizen bedacht.

In steilen Serpentinen fällt die Straße bis Alpana, dem Kreuzungspunkte, wo die große Poststraße, dem Laufe des Rion folgend, nach Osten abbiegt, über den 2825 *m* hohen Mamisonpass ins Ardontal führt und somit den Verkehr zwischen Wladikawkas und Kutais, sowie dem westlichen Transkaukasien vermittelt. Wir setzten unsere Fahrt ins Tal der Liadschanura in nördlicher Richtung fort. Jäh abstürzende, senkrechte Kalkmauern engen sich schluchtartig über dem tosenden Wasser, in ungemindertem Tempo rast der Wagen unter überhängenden Wänden hindurch, und wer in den Abgrund schauen muß, den überkommt ein gelindes Grauen. Wir hatten die gefährliche Passage hinter uns, da gestaltete sich die Wegbeschaffenheit derartig, daß die nicht eben kleinmütigen Rosselenker uns aussteigen ließen. Wir wandelten mit zermürbten Gliedern über saftige, frischgrüne Wiesen, die wilden Felsmassen traten zurück, ein freundlicher Talkessel weitete sich vor unsern Blicken, und als wir die Telegas zu letzter, kurzer Fahrt wieder bestiegen, lag



Swanetisches Dorf.

im warmen Lichte der scheidenden Sonne Orbeli vor uns, rebenumkränzt, burggekrönt mit blauenden Bergen im Hintergrund, anheimelnd wie eine sonnige Etschlandschaft. Hier winkte uns Rast, denn hier hieß es das große Gepäck abwarten, das, auf Büffelwagen befördert, von Victor, unserem grusinischen Koch betreut, ehestens am nächsten Abend eintreffen konnte.

Die Canzellaria von Orbeli! Den Reiz des Unvermittelten lernten wir hier kennen! Nach dem komfortablen Hotel in Kutais ein leeres Gelaß, wie es in jedem größeren Orte für durchreisende Beamte reserviert ist; vier nackte Wände, eine hölzerne Pritsche, Tisch und Bank von zweifelhafter Sauberkeit. Ein zweiter, kleinerer Raum von ähnlicher Beschaffenheit dient zur Abwicklung der Amtsgeschäfte. Der Starschina, ein hochgewachsener Mann, präsidierte eben würdevoll einer Gerichtsverhandlung. Ein altes, bösartiges Weib war des Giftmordversuches an ihrer Schwiegertochter angeklagt, was Makandaroffs beredter Zunge, auf Grund weiß Gott welcher Erfahrung, Veranlassung bot, mir über die Bösartigkeit der einheimischen Damenwelt Schaudergeschichten zu berichten.

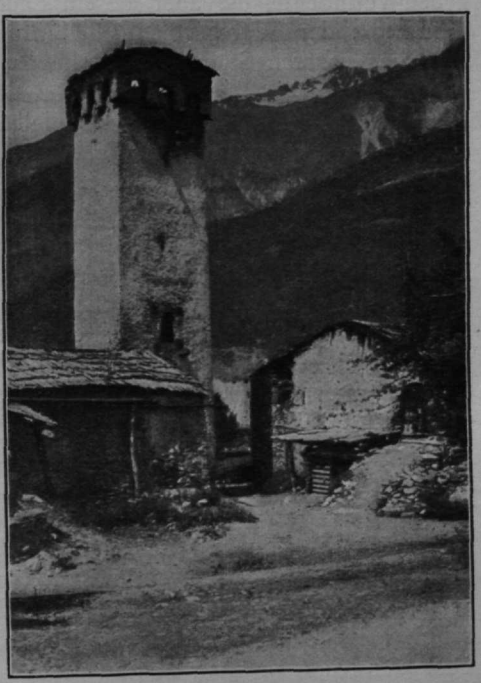
Des Abends, bei einem vom nahen Duchan gestellten Mahle, um den summenden Samowar kauernd, wurden Pläne geschmiedet, wie sich am besten der nächste Wartetag verkürzen ließe. Die Unternehmendsten planten einen Streifzug in die nächsten Höhenzüge, doch unter der Hitze, die mit respektabler Kraft schon am frühen Morgen einsetzte, erlahmte aller Tatendurst. Ich hatte in dieser ersten Nacht alle Annehmlichkeiten eines kaukasischen Interieurs durchgekostet. Ich weiß nicht, welcher Dämon mich auf die hölzerne Pritsche lockte, auf die es alle Insassen der Canzellaria abgesehen hatten. Nicht nur die Haustierchen kleinster Gattung machten mir da ihre Aufwartung, selbst Ratten holten sich vom Tische die Reste unserer Mahlzeit und die vor der Türe lauernden Hunde waren mit tollen Sprüngen hinterher.

Viel Volks strömte am nächsten Morgen zur Kirche, denn es war Sonntag. Neugierig folgten wir durch das Dorf; fast erdrückt von fruchtschweren Obstbäumen und hochrankenden Weinstöcken zieht sich's steil am Berghang hinan. Versteckt im Grün liegt neben der imposanten, alten Zwingburg der Holzbau einer modernen Kirche. In Gruppen standen die Männer festtäglich gekleidet, waffengeschmückt, ein ernster Rahmen für ein Bild voll Lieblichkeit: junge, zarte Mädchengestalten, die sich scheu vor dem fremden Eindringling um ihren Seelenhirten scharten, und was sich unter den grellen Kopftüchern verbarg, war das anmutigste, was wir auf der ganzen Reise zu sehen bekamen. Wohl waren sie schön, die Weiber von Zoleri, wie junge Göttinnen anzusehen, in ihrer vollblütigen, kraftvollen Schönheit, und auch sie, die blonde, lebensvolle Versacha, die nahe am Gulgletscher haust. Ein Bild ganz anderer Art war es hier! Fieberhaft wurden die Apparate gehandhabt, und wie die jungen Dinger so verlegen standen, mit gesenkten Augen,

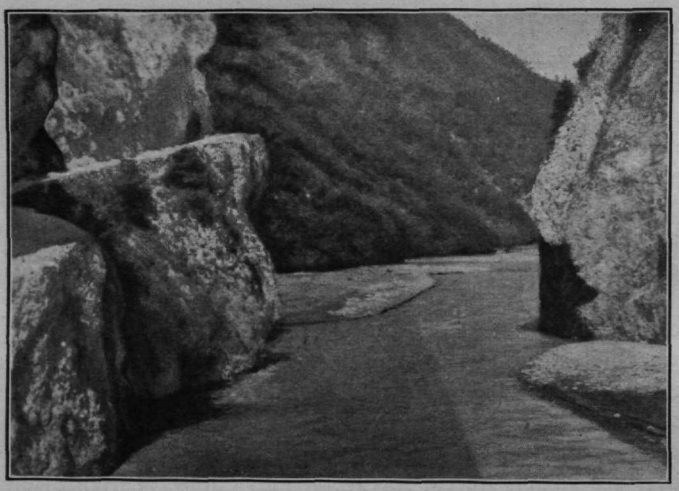
und dunkle Wimpern die Pfirsichwangen beschatteten, boten sie ein Bild rührender, holdseliger Magdlichkeit. Eine breitästige Linde schützt das zerbröckelnde Mauerwerk der alten Kirche. Mit dem Verfalle dieser, aus meist schönen Steinquadern gefügten Bauten, in deren Innern man häufig Spuren von Wandmalereien im byzantinischen Geschmacke entdecken kann, verschwinden die einzigen Denkmäler einer heute fast sagenhaft anmutenden Glanzzeit. Er sollte sprechen können, der altehrwürdige Baum! Wir ruhen in seinem Schatten, ein Säuseln zieht durch seine Wipfel wie ein Heimatslied, Lindenblüten wirbeln hernieder auf die uralten Kreuze und Grabplatten und hochgewachsene Männer schreiten vorbei, viele blondbärtig mit blauen Augen, wie Reckengestalten aus dem Sachsenwalde. In der glühendsten Mittagshitze hielt hoch zu Roß der Pristaw von Zageri vor der Canzellaria. Mit einem Stimmaufwand, der uns erbeben machte, erledigte er seine Amtsgeschäfte, und lud sich dann mit gewinnenden Entschuldigungen bei uns zu Gaste. Er brachte erfreuliche Botschaft. Fürst Tatarchan in Ezeri hatte auf Ansuchen des Herrn Rickmers 15 swanetische Träger entgegengesandt, die in Zageri weiterer Befehle harrten und sich noch am selben Abend in Orbeli einstellten. Unterdessen war auch der melancholische Victor mit dem Gepäcke angekommen; fieberhaft wurde ein- und umgepackt, aus den reichen Vorräten Proviant für acht Tage geschöpft, die Tragsäcke verschnürt für die Träger, die mit uns über den Lailapaß ziehen sollten, während der Train auf zwölf Pferden über den weniger hohen Latparipaß nach Swanetien gelangen sollte.

Um Kräfte zu schonen, sollte auch unsere Reisegesellschaft die nächste Tagreise zu Pferd zurücklegen. Diese an sich sehr erfreuliche Aussicht war freilich für Manchen mit trüben Ahnungen verbunden. Wer nie sich vorher auf einer Rosinante Rücken getummelt hatte, dem drohten Sonntagreiters Leiden und Freuden mit peinigender Gewißheit.

Wir brachen um 8 Uhr auf und ritten zunächst in steilen Serpentinen zur Paßhöhe von Zageri (800 *m*) empor, die das Liadschanura- vom Skenis-skalital trennt. Der Weg führt durch Obst- und Weingärten, verliert sich im Dickicht von Buchs- und Haselstauden und schlängelt sich über steile, frischgrüne Grasterrassen zur Paßhöhe empor, die man in ungefähr einer Stunde erreicht. Der Blick trifft rückwärts schauend das liebliche Orbeli, das man erst jetzt in seiner ganzen, nicht unbeträchtlichen Ausdehnung wahrnimmt, und jenseits der Höhe winkt ein Paradies aus der Tiefe. Zackige Gebirge im Hintergrund und sanftgeschwellte Höhenzüge säumen sonnige Gefilde, die in üppiger Fülle strotzen. Getreide und Mais, Beeren und Obst und der Rebe beglückender Segen und inmitten dieses Reichtums die Holzhäuser von Zageri, ganz schmuck und freundlich anzusehen. Gegen Norden schieben sich die Felsen kulissenartig aneinander und durch die Felslücke hat sich der Skenis-skali ein tiefes Bett gefressen. Von der rechten Seitenwand dräuen die Ruinen



Swanetisches Haus.



Porta Suanetica.

der Festung Muri, weitläufige Befestigungswerke einer alten Zwingburg der mingrelischen Dynastie der Dadiane; am linken Felswall entdeckt man interessante Überreste alter Höhlenwohnungen. Eine gutgehaltene Brücke verbindet diesen natürlichen Engpaß, »Porta Suanetica« benennt ihn Herr Rickmers.

Es ist tatsächlich die Pforte zu einer neuen Welt, zur erträumten Herrlichkeit, die uns noch der Nebel, der Zauber der Ferne ahnungsvoll verschleiert.

Hoch über dem Abgrund haben Menschenhände dem Felsen einen schwindelnden Pfad abgerungen. Wir kauern uns auf den Pferden zusammen, denn überhängende Felsstücke bilden eine Gefahr für unsere Köpfe und nur der Trittsicherheit und ruhigen Gangart unserer Tiere danken wir es, wenn wir sorglos die exponierte Strecke zurücklegen. Dann ziehen sich die Felsen zurück und eine Waldlandschaft von großartigem Gepräge erstreckt sich längs der Felswände. Wer diesem Waldgemälde Farbe zu geben, die Leuchtkraft und schillernde Buntheit des Laubes, die farbensatten Töne, die tiefen Schatten, die heimlich spielenden Lichter wiederzugeben vermöchte, die über diesem Laubmeere wogten! In rankenumschlungenem Bette tost der Waldbach, in hellgrüne Eschen und silbergrüne Birken drängen sich die derberen Stämme des Ahorns, der Ulme, der pontischen Eiche mit ihren blanken Blättern, Kastanien und süß duftende Linden. Und höher, bis hinauf zu den Graten, bieten gewaltige Nadelbäume den entfesselten Sturmgewalten ihre windzerwühlten Wipfel. Was aber diesem Walde der milden Zone sein ureigenstes Gepräge verleiht, was ihm das Herbe und Strenge nordischer Wälder nimmt, das ist das dicht wuchernde Unterholz, das in unentwirrbarem Dickicht den Boden deckt, die üppige Strauchvegetation, die immergrünen Büsche, die mannigfachen Schlingpflanzen, die sich um Riesenleiber ranken und in festlichen Girlanden herabwallen. Nach langem Ritt im menschenleeren Tale kommt die Festung Tscholur in Sicht. Auf kühner Felsenklippe, inmitten tosender Gewässer zerbröckelt das längst zerstörte Gemäuer. Auf kaum kenntlichem Pfade, immer am westlichen Ufer des Flusses, reiten wir zu dem auf einer fruchtbaren Terrasse reizend gelegenen Dörfchen Massasch hinan. Die Mittagshitze lag brütend und sengend über dem Tale und allein der Anblick schimmernder Firngrate, die in der wärmezitternden Luft zu zerschmelzen drohten, stärkte die ermattende Energie.

Iwan Iwanowitsch, der Verwalter eines Tifliser Holzhändlers, erwies uns Gastfreundschaft in seinem geräumigen Holzhause. Er war Herrn Rickmers von früheren Reisen her bekannt, und sieben Jahre, meinte der Mann, hätte er in dieser Gegend noch seines Amtes zu walten. Noch merkte man nicht, daß auch in diesem Waldmeere schon Menschenkraft zerstörend wirkte, wie aber würde es dann später aussehen? Fast war ich dem alten Manne gram.

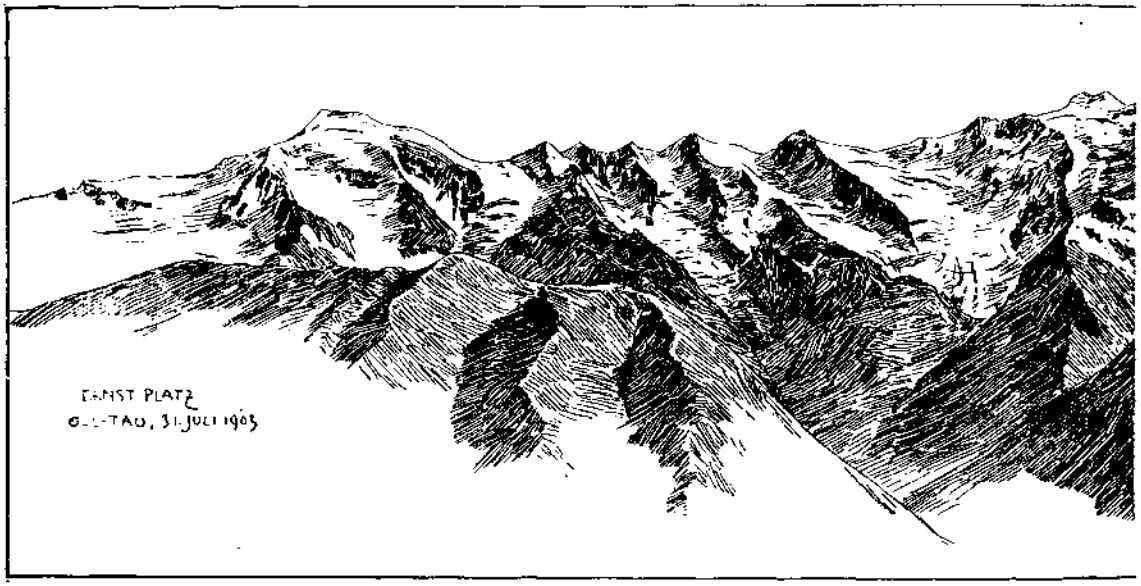
Neugestärkt schwingen wir uns wieder in den Sattel und nach zweistündigem

Ritte nähern wir uns dem Dorfe Lentechi (735 *m*). Cheledula aus Westen und Laschkadura aus Nordwesten vereinigen hier ihre wilden Wasser dem Skenis-skali und bespülen das kriegerische Gemäuer der Burg Larasch, die — ein Stück sterbende Romantik — den friedlichen Talkessel beherrscht. Auf grüner Aue steigen wir von den Pferden, um das letzte Stück der Tagreise bis Chelade zu Fuß zurückzulegen. Indessen waren auch die Träger nachgekommen und wollten uns mit flehentlichem Hinweis auf ihr defektes Schuhzeug vom Weitergehen abbringen. Das war in der Tat mitleiderregend! So hielten wir für diese Nacht in der Canzellaria von Lentechi Einzug. Bewaldete Höhenzüge schieben sich hier kulissenartig ineinander und schützen den gesegneten Talgrund vor rauhen Winden. Der Skenis-skali biegt hier scharf nach Osten ab und bewässert die wildromantische Talschaft Tscholur. Hier entwickelt sich ein reger Verkehr über den 2830 *m* hohen Latparipaß, der Swanetien mit der Außenwelt verbindet. Deshalb sind wohl auch die Bewohner Lentechis zuvorkommender gegen Fremde. Man brachte Hühner und Eier herbei, ja sogar junge Forellen konnten wir uns munden lassen. Vor den Interieurs der Canzellaria hatten wir nach den in Orbeli gemachten Erfahrungen eine heilige Scheu; wir legten uns auf dem überdachten Vorbau des Hauses in unsere Säcke, doch störte uns im Schlafe ein pfeifendes, durchdringendes Geräusch. Es rührte von Klappern und Glocken her, die man allenthalben in den Maisfeldern anbringt, um Meister Petz den Genuß einer Lieblingsspeise zu vergällen. Gegen Morgen hatte ein Gewitter Kühlung gebracht, aber leider war mit Donner und Blitz nicht auch der Regen abgezogen. Der erste Regen und schon gab es enttäuschte Gesichter! Das Wetterglück, das uns in der Folge so treu zur Seite stand, verließ uns auch damals nicht; es hellte sich bald wieder auf, gegen 9 Uhr schulterten wir unsere Schnerfer und setzten uns mit unserer singenden Trägerschar in Bewegung. Wir folgten in westlicher Richtung dem Laufe der Cheledula. Durch quellenreiche Erlenwaldungen zieht der Weg. Schwer tropfte es von den



Landschaft Tscholuri am Südabhange der Lailakette.

Maschkinpaß Maschkin Laila, 4010 m

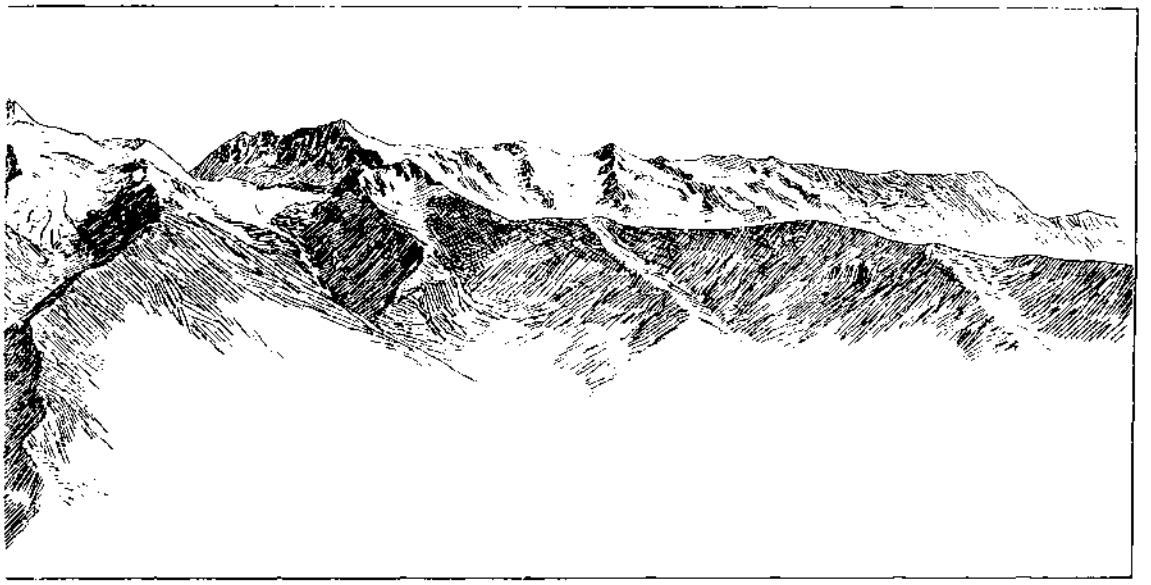


Panorama der Lailakette vom Gul-Tau
– Verlauf der Kette vom Maschkinpass nach Westen.

Bäumen, Dämpfe von Feuchtigkeit entstiegen dem Boden und vermischten sich mit dem Duft der Wiesenblumen zu einer betäubenden Atmosphäre, in der sich's schwer atmet wie in einem Treibhaus. Nach zweistündigem Marsche berührten wir Chelade und hielten, begafft von den schmutzigen Bewohnern, kurze Rast. Auffallend war das kränkliche, verblödete Aussehen der Kinder. Wer je in eine swanetische Kinderstube Einblick genommen hat, wird sich darüber nicht mehr verwundern. Nur fragt man sich, wie bei solch grauenhafter Verwahrlosung auch wieder so starke Männer heranreifen können, wo sie die Heilkraft hernehmen für die oft gräßlichen Verletzungen, die von ihnen mit Käse verbadert werden, ohne in den meisten Fällen daran zugrunde zu gehen.

In weiteren zwei Stunden erreichten wir Katschwatsch, das auf fruchtbarem Wiesenhang ungefähr 1060 *m* hoch gelegen ist. Unsere knurrenden Mägen sehnten die Träger herbei; doch schienen die schon früher ihre Mittagssiesta absolviert zu haben; sie wurden erst sichtbar, als wir bereits wieder aufbrechen mußten.

Die nun folgende Wegstrecke ist mir in angenehmster Erinnerung geblieben. Nicht wegen des Landschaftsbildes, das etwas an die Monotonie unserer Zillertalergründe gemahnte; aber das süße Aroma von Erd- und Himbeeren erfüllte die Luft und erfrischte den Gaumen, und das Bestreben, möglichst viel von der köstlichen Labe zu naschen, ließ uns die Mühsal des Weges vergessen, der sich nimmermüd auf- und abschlängelte und manchmal einige Kletterfertigkeit erforderte. Spät am Nachmittag erreichten wir Tschudari, den letzten Ort im Dadianschen Swanetien. Mit froher Zuversicht, denn über hohen Wipfelkronen ragten lichte Eisberge zum ersten Male in greifbarer Nähe, wandten wir uns nach Osten, wo das wilde Skimerital, mit reichem Urwald bestanden und wasserdurchtost, in gerader Linie zum Lailapaß zieht. Schweigend zogen wir in das Dunkel des unentheiligten Waldes hinein und fast zu drückend war der Eindruck im Dämmergrau des sinkenden Tages. Ein abendlicher Wind ging durch die hohen Wipfelkronen und die langen Schatten



(ca. 3200 m) in der Uschbagruppe.
Namen nach der Freshfield-Karte.

der Riesenstämme wuchsen ins Ungeheuerliche. Unbeholfen stolperte der Fuß über modernde Baumleichen oder er verfing sich im knorrigen Geäst und zähen Gerank des Unterholzes. Wir wollten noch bis zur Baumgrenze vordringen und am nächsten Tage über den Lailagipfel in Swanetien Einzug halten.

Ein Lagerfeuer reisender Swaneten flackerte durchs Geäst; unsere Träger knüpften eine weitschweifige Unterredung an und verweigerten den Weitermarsch mit der Motivierung, daß in der Nähe ein brückenloser Wildbach ein Vordringen unmöglich machen würde. Wir kannten die edlen Swaneten als um Ausreden nie verlegen, aber sie hatten eine redliche Arbeitsleistung hinter sich und so machten wir Halt. Mannshohes Gras fiel unter den Streichen unserer Pickel, ein mächtiges Feuer brannte lichterloh und beleuchtete das enttäuschte Gesicht manch eines Gefährten, dessen Tatendrang durch die Wanderungen in Feld und Wald, mit deren Schönheit er nichts anzufangen wußte, auf eine harte Probe gestellt wurde. Umsonst predigte der Herr Expeditionsleiter, daß sich erfahrungsgemäß im Kaukasus durch Ungestüm nichts erreichen ließe. Sie wollten am folgenden Tage um jeden Preis zum Gipfel vordringen und beschlossen, die Nacht zu opfern, um einen Tag zu gewinnen. Bald jedoch umfing Schlummer die erregten Gemüter und am Feuer erschöpfte sich selbst die nimmermüde Geschwätzigkeit der Swaneten.

Eine Nacht im Urwald! Wie ganz anders und voller Schrecken sich das wohl die Lieben zu Hause ausmalen würden. Wohl lagen Schußwaffen bereit, um gegebenen Falls einem naseweisen Bären einen Schreckschuß aufs Fell zu brennen. Doch nichts Verdächtiges rührte sich, nur Glühwürmchen durchschwärmten hundertfältig die Luft. Traumbefangen starrte ich ins Feuer; alle halbvergessenen Kindermärchen schienen Gestalt anzunehmen. Im bunten, zerrissenen Wams oder bedeckt mit einer zottigen Purka lagen die Träger in malerischen Gruppen; grell und phantastisch loderte das Feuer durch die Riesenstämme; aus dem Prasseln und Knistern der Flammen klangs wie Koboldsgelächter und wie Elfengelispel aus dem

Säuseln der Blätter. O, alle Einzelheiten dieser zaubervollen Nacht in sich saugen, alle wunderlichen, seltsamen Eindrücke in sich aufnehmen zu können, um dann in der Erinnerung zurückzukehren in dieses Land der wachenden Träume, zur unentweihten Schönheit, zum Frieden, zur Stille dieser Täler!

Der frühe Aufbruch unserer Gefährten wirkte aut uns weniger Pressierte keineswegs ansteckend. So erfuhren wir erst im Morgengrauen, daß sich die Märe von der Brückenlosigkeit des Wildbaches bewahrheitet hatte und die Herren zurückgekommen waren, um die Träger zur Herstellung einer Notbrücke zu veranlassen. Brückenfragen werden hier zu Lande im allgemeinen einfach gelöst. Seichte Gewässer durchwatet man frischwegs; über diesen ca. 8 *m* breiten Wildbach hatten die Träger einen starken Baum geschleift, über den sie mit unverkennbarer Routine behend und aufrecht hinwegturnten. Schwieriger gestaltete sich die Sache für uns, die wir in grobgenagelten Stiefeln steckten; weniger elegant, aber mit peinlicher Vorsicht schoben wir uns in Reitstellung über den keineswegs festverrammelten Stamm. Nahezu eine Stunde brauchten wir sechs Nachzügler für die gefährliche Passage und noch manch kühner Sprung endigte als Fußbad, bis alle Rinnsale des Flußbettes hinter uns lagen. Immer mühsamer gestaltete sich der Pfad und bald war unser Gehen nur mehr ein ermüdendes Schliefen durch ein Meer hochstengeliger Pflanzen. Wie so anders als bei sinkender Nacht präsentiert sich das grandiose Waldbild im hellen Tageslicht. Der junge Morgen dringt durch die Riesenäste, bringt Licht und Wärme in das Laubgewirr und mildert die tiefen, wuchtigen Schatten. Goldstrahlen kosen mit wonnig schönen Blumenkindern. Über dunklem Buchs- und ernstem Lorbeergesträuch, zwischen krausen Farren wiegen sich Umbelliferen, Labiaten, Lilien auf hohen Stengeln, in ungeahnter Blütenfülle und berückendem Farbenschmelz. Unerschöpflich und mit verschwenderischer Liebe scheint die Natur dieses einsame Tal bedacht zu haben, aber das Schönste stand uns noch bevor, als wir nach Überwindung eines peinlich steilen Hanges die Waldgrenze erreichten und aus dem Dämmergrün des Waldes in den lichten Tag traten. Da lagen die Eishäupter der Laila vor uns im strahlenden Sonnenglanz unter dem tiefblauen, südlichen Himmel. Ein steiler, langgezogener Grasrücken, der sich nach beiden Seiten zu schneeerfüllten Talkesseln abdacht, vermittelt den direkten Anstieg zur Paßhöhe. Und über diese saftstrotzenden Wiesenhänge, wo bei uns sonnversengtes, sturmgepeinigtes Gras ein kümmerliches Dasein fristen würde, hatte der Frühsommer eine Blütendecke von auserlesener Schönheit gebreitet. Linde Lüfte spielten um Lilien, um Narzissen und Orchideen, und unter der reichen Blütenkrone üppiger Lippenblütler duckten sich hundert zartere Blumenorganismen, die den eisigen Gletscherlüften unbegreiflichen Widerstand leisten. War das ein Duften, ein Wogen, ein Nicken! Durch all die Blüten und Glöckchen ging's wie verhaltenes



Über den Gletscherbach.



Kaukasisches Blütenfeld.

Zittern vor des Menschen todbringender Nähe. So manches liebliche Kind Floras hatte schon dran glauben müssen, und die kleinen Blumenleichen wiesen uns den Weg, wo unsere voranstürmenden Gefährten jenen eisigen Regionen zustrebten. Wir wähnten sie längst über alle Berge; groß war deshalb unser Erstaunen, als wir sie im Aufstiege der Reihe nach überholten. Das Brückenabenteuer hatte ihren Tatendrang und leider auch die gute Laune etwas getrübt. Fast fühlte ich Mitleid, daß sie sich nicht jubelnden Herzens wie wir dem Zauber jener Stunden hingeben konnten; heute ist es mir noch, als wären wir damals durch ein Paradies zu lichten Höhen gewandelt.

Wir mußten noch diesseits des Passes nächtigen, darum konnte unsere Tagesmarschleistung nur beschränkt sein. Etwa 400 *m* unter der Paßhöhe übersteilt sich der breite Grasrücken fast unvermittelt zu jähem, schneedurchfurchtem Schrofengehänge, das so großer Gesellschaft keinen Unterschlupf gewähren konnte. Nach kaum fünf Stunden rüstigen Steigens erreichten wir ein begrüntes Plateau, das als letzte Möglichkeit eines Biwakplatzes anzusehen war. Es war kaum Mittagsstunde. Der eisbeschlagene Gipfel, der uns Tags vorher bei Tschudari so verheißungsvoll entgegenschimmerte, erwies sich als formschöner Eckpfeiler in der westlich vom Passe streichenden Fortsetzung der Lailakette. Den Herren Schulze und Scheck, sowie meinem Bruder schien der Durchstieg des felsigen Südgehänges des von ihnen später Skimeri-Tau genannten Gipfels nicht allzu schwierig. Frisch angepackt, dann konnte man sich früh am Abend den übrigen Gefährten im Lager gesellen. Vielleicht hätte auch ich, dank der Gutmütigkeit meiner Begleiter, noch am gleichen Tage den ersten jungfräulichen Kaukasusgipfel erreicht, hätte sich nicht Nebel schwer wuchtend auf die Grate gesenkt und die Unsicherheit der Verhältnisse meinem Bruder Vorsicht geboten. Wir ließen die Gefährten allein ziehen und erreichten in 1½ Stunde die Höhe des ersten Passes. Dicke Wolken lagen über dem Gletscher, und die Kälte war empfindlich. Im Nebel tauchten die Gestalten Helbings und Reicherts auf; gemeinsam kehrten wir zu den Nachzüglern zurück, die sich bereits auf dem Grasplateau gelagert hatten.

Die Träger hatten trotz ihrer glatten Sohlen wacker die schweren Bürden über die steilen Hänge befördert; ein Mann wurde unbarmherzig auf den Hammelfang ausgeschickt. Mit blankem Kinschal harrte Makandaroff auf das Erscheinen des Tieres und auch wir schauten darnach aus mit einer Sehnsucht der Erwartung, als wenn zum mindesten das goldene Vließ in Erscheinung treten sollte.

Die Gefährten auf dem Skimeri schienen harte Arbeit gehabt zu haben: sie hatten die Spitze erreicht, aber auch der Rückweg über den überwächteten Grat zum Lailapaß konnte noch peinlich sein. Wir atmeten auf, als wir sie im Dämmerlicht behende die letzten Schrofen herabhüpfen sahen, und wir ihnen beglückwünschend die Hände schütteln konnten.

Dem trüben Tag war kein schönerer Abend beschieden. Kühle Windstriche

kamen über den Paß und feiner Regen rieselte herab wie durch einen Zerstäuber. Wir krochen früh in unsere Schlafsäcke. In jener Nacht hatten wir die Sterne so nahe, so greifbar nahe. Im Dunkel der Nacht hielt ein Hammel seinen Einzug in das Lager. Das bot den geschwätzigen Swaneten Gesprächsstoff und Beschäftigung für die ganze Nacht, und am nächsten Morgen hielt uns Makandaroff einen gar leckeren Braten unter die Nase. Wir brachen um 4 Uhr auf; Makandaroff sollte mit Gepäck und Trägern direkt über den Paß nachkommen.

Um 5 Uhr 20 Min. standen wir auf dem höchsten Gletscherpaß der Lailakette, 3300 *m* hoch, überwältigt durch die endliche Verwirklichung dessen, was seit geraumer Zeit unsere Phantasie erfüllte. Da lagen sie vor uns die ehrfurchtgebietenden Herrscher des Kaukasus. Kalt und hart gegen den bleischweren Himmel, ernster und großartiger im fahlen, glanzlosen Morgenlicht, als wenn das Tagesgestirn Leben und Wärme in ihre Erstarrung bringt. Des königlichen Elbrus übergewaltige Firnhäupter ragen riesenhaft aus unermeßlichen Gefilden ewigen Eises; ihnen vorgelagert erheben sich die Berge der Kuischgruppe, der Dongusorun, auch er Herr und Gebieter; auch der Zalmag weist uns seinen kapriziösen Gipfel. Im Westen ragt einsam und isoliert eine formschöne Pyramide, in feiner, edler Plastik: der Schtawler. Wolken lagerten im Osten; auch die westlichen Berge stülpten sich Nebelkappen aufs Haupt; wir selbst waren in Nebel gehüllt, als wir uns östlich in der Richtung des höchsten Lailagipfels aufmachten.

Die dreigipfelige Laila ist die höchste Erhebung in der von Ost nach West parallel mit dem Hauptkamme streichenden, großenteils vereisten Schieferkette, die das Skenis-skali- vom Ingurtale trennt. Der Berg erhielt vor uns schon dreimal Besuch durch die Engländer Freshfield und Powell, durch Sella und Merzbacher, die jedoch alle von der swanetischen Seite anstiegen. Nach Freshfields Ansicht mußte für die von Süden Kommenden der günstigste Anstieg vom Lailapasse aus zu bewerkstelligen sein. Das lag auch in unserer Absicht. Über hartgefrorenen Firn strebten wir einer deutlich ausgeprägten Gratkante zu, die fast in gerader Richtung vom Gipfel gegen den Paß herabzieht. Das schien uns die beste Anstiegsroute, doch als wir bemerkten, daß sich da mehrere vorauseilende Gefährten windzerzaust in die Höhe arbeiteten, wandten wir uns nach rechts in eine Gletschermulde, die bis an den Grat zwischen Mittel- und Südostgipfel hinanzieht. Unterhalb des Grates traversierten wir ganz ungefährlich, nur vorsichtig auf den steilen, hartgefrorenen Firnhängen nach links, zu jener vorerwähnten Gratrippe und drangen von da in einer halben Stunde über den breiten Gipfelgrat zur Spitze vor (4010 *m*). Zwei und eine halbe Stunde waren wir vom Paß aus unterwegs; zu ungewöhnlich früher Stunde standen wir auf einem kaukasischen Hochgipfel, um so tiefer bedauerten wir, daß Nebel die Aussicht verhüllten und damit, wie Sella behauptet, »eines der schönsten Bilder, das man auf dieser Erde zu bewundern Gelegenheit hat«. Wir wollten nicht zum Paß zurück. Es stand fest, daß ein Abstieg direkt nach Swanetien führt, nur ging der einen Kriegsplan dahin, unmittelbar von der Spitze nach Osten abzusteigen, während die andern den vom ersten Gipfel nach Norden ziehenden Nordwestgrat zu verfolgen gedachten. Jede Ansicht wurde zur Tat gemacht. Wir erreichten über den Schneegrat und leichte, sehr brüchige Felsen in einer halben Stunde den Nordwestgipfel, der zwar nur um weniges den Grat überhöht, aber durch sein zerbröckelndes gelbes Gestein, das da aus dem Firnmeere ragt, immerhin malerisch wirkt. Hier liessen wir uns zu längerer Gipfelrast nieder, denn die kräftigere Sonne hatte die Nebel von den Gletschern verscheucht; leider gelang es ihr nicht, die dicken Wolkenballen zu zerteilen, die uns das Schönste verhüllten. Dr. Schuster stieg mit seinem Begleiter Wigner von hier zum Paß zurück; wir sahen, daß auch die Gefährten Helbling, Reichert und Weber ihre Versuche aufgegeben hatten, auf dem

alten Wege abstiegen und das weite Firnfeld queren mußten, das sich allmählich circa 500 *m* senkt und sich dann wieder fast ebensohoch zu einem zweiten Passe aufschwingt, der in einem vom Hauptgipfel nordwestlich ziehenden Seitenkamm eingerissen ist. Unsern Abstieg konnten wir deutlich überblicken. Von der Spitze führt ein steiler Firnhang einige hundert Meter tiefer auf den schneeig-felsigen Grat, der sich langsam nach Norden senkt. Wohl versank der Fuß bei jedem Schritte knietief, wohl versengte uns auch hier die Sonne unbarmherzig, doch strichen auch wieder kühle Winde über den Grat, und wenn wir uns umschauten, boten die Ostabstürze der Laila ein imposantes Schaustück. Der tiefer gelegene Gletscher war tief verschneit und wies keine Spalten. Von einem Moränenkopf am Rande des Eises hielten wir sorgfältig Umschau, um unsern schöngeglückten Abstieg auch noch im Talgehänge erfolgreich zu Ende zu führen. Wir sahen, daß wir von den verschiedenen Talfurchungen, die gegen die Laila heraufziehen, die westlichst gelegene



Östliche Lailakette (vom Leila-Nordgipfel.)

zu wählen hatten und querten über unangenehme, vereiste Schrofen in ein steiles, schneeerfülltes Moränenkar. In herrlicher, genußreicher Abfahrt sausten wir herab und landeten auf einem Almboden von ergreifender und anheimelnder Lieblichkeit. Nur die leuchtende Blütenkrone des Rhododendron bot einen Eindruck exotischer Üppigkeit, die den heimatlichen Alpentriften fehlt. Kaum glaublich, daß sich die zarte, rosige Blüte in nächster Nähe der Gletscher zu solcher Pracht entfaltet. Die Zähigkeit und Widerstandskraft wohnt in ihren Blättern und knorrigen Stielen. Das mußten unsere Füße schmerzlich empfinden, als wir uns durch Hänge von Rhododendron talwärts mühten. Dazu gesellte sich mannshohes Gras auf nassem, schlüpfrigem Boden. Es war der anstrengendste Teil des Tages und wir begrüßten es freudig, als wir längs des Wildbaches auf deutliche Wegspuren stießen. Da gönnten wir uns eine köstliche Rast, wie so oft nach langer Bergfahrt, am tosenden Wasser, über uns das kühle Rauschen der Hochwaldskronen, angesichts firnschimmernder Berge, umflossen von Sonnenglanz und Himmelsbläue. Zu unseren Füßen lag Swanetien, fremdartig, seltsam schön für uns heimatferne Fremdlinge. Da grüßten keine freundlichen Dörfer aus der Tiefe; altersgraue, halbzerfallene

Ortschaften starrten turmbewehrt in die Höhe, eine gar heroische Staffage für die gewaltigen Bergzinnen in der Runde.

Wir wanderten weiter durch das Tal, von dem allmählich alle Wildheit wich. Durchsonnter Laubwald stiehlt sich in düstere Tannennacht. Blumenreiche Lichtungen tun sich auf, und dann wieder dämpfen wir die Stimme im tiefen Frieden heiliger Laubhaine. Die milde Abendluft ist mit Blumenduft gesättigt. Zum ersten Male bewundern wir hier die gelbe Azalea, die schon sonnversengt ihren zarten Blütenschimmer, nicht jedoch ihren balsamischen Wohlgeruch verloren hat. Vom Hang am Wege, aus kunstvollen Bosketts im Rasengrün dringt ihr feiner Duft. Wir wandeln wie durch einen heimatlichen Zierpark dem Dorfe Zchomari zu. An der Schwelle eines freundlichen Holzhauses heißt uns ein würdevoller Greis willkommen. Es ist Bekerbi Dadeschkeliani, der ein Fürst ist in diesem Lande, und die beiden Prachtgestalten in prunkvoller Tscherkesska sind seine Söhne Lewan und Mursachan. Behende Mägde harren unserer Befehle; in später Nachtstunde vereinigt uns ein festliches Mahl an des Fürsten Tafel. Dann hüllen wir die müden Glieder in kühles Linnen und seidene Decken und verbringen die Nacht unter dem gastlichen Dache.

Goldhell scheint am nächsten Morgen die Sonne ins Zimmer. Im Sonnenglanz liegt Swanetien mit seinen grünenden Fluren, seinen fruchtbaren Triften, den laubgrünen Waldhängen, die dem Tale die Schrecken des Hochgebirges verhüllen. Duftumflossen in hehrer, makelloser Schönheit schließt der Tetnuld das Tal gegen Osten. An der Ecke des Hauses, die gegen Süden weist, stehen die Gefährten in bewegten Gruppen, unter ihnen der Alte mit seinen Söhnen, geschmeichelt lächelnd zur hellichten Begeisterung der erregten Gemüter. Da wußte ich, daß das in Erscheinung getreten war, dem schon seit Wochen manch ehrgeiziger Traum, so viel trotziges, jugendliches Wollen und Können entgegenstrebte: Uschba, der Fürchterliche.

Der Schtawler (3995 *m*) in Swanetien.

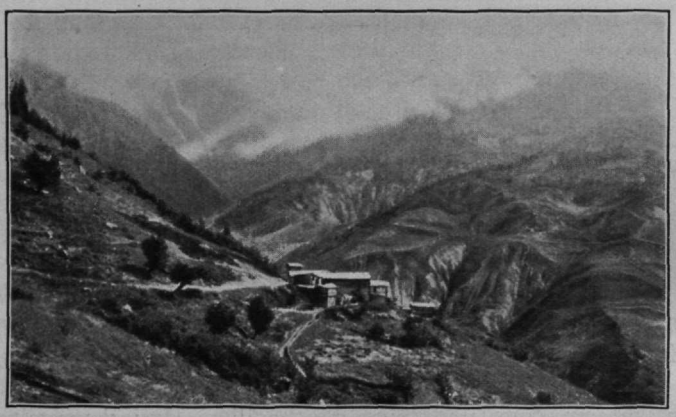
Von

W. Rickmer Rickmers.

Dem swanetischen Hochtal ist im Westen ein großer Riegel vorgeschoben, durch den der Ingur eine tiefe Schlucht geschnitten hat. Als höchster Punkt erhebt sich der Schtawler aus diesem Zuge und seine gleichmäßige Dreiecksgestalt ist das Wahrzeichen des untersten Swanetiens westlich von Betscho.

Der Berg sieht aus der Ferne nicht schwierig aus und schon im Jahre 1900 hatten meine Frau und ich einen Besuch geplant, der aber aufgegeben werden mußte. Die Besteigung wäre uns auch kaum gelungen, denn der Grat verlangt immerhin zwei Mann, die sich kräftig unterstützen können, und meiner Frau hätte ich solche Anstrengungen nicht zumuten mögen. Ich habe die Schtawlerpyramide aber nie vergessen, und als es mir im vorigen Jahre vergönnt war, elf junge Bergsteiger ins gelobte Kaukasien zu führen, da sollte uns der westliche Grenzstein Swanetiens nicht entgehen.

Mitte Juli hatte sich unsere große Karawane schon in kleinere Gruppen aufgelöst, die ich unabhängig voneinander in den Hochregionen »arbeiten« ließ. Ich selbst hatte mich der Abteilung angeschlossen, die aus Fräulein Cenci von Ficker, Heinz von Ficker, Franz Scheck, Adolf Schulze und Hubert Wagner bestand. Nach unserem Uschbaversuche vom 21. Juli mußten wir die dann siegreiche Partie an die Reihe lassen und uns nach anderen Dingen umsehen. Schulze, der zum Uschba wollte, wurde gegen J. H. Wigner eingetauscht und so zogen wir am 25. Juli, sechs Mann hoch, gen Ezeri, zum Fürsten Tatarchan Dadeschkeliani. Dort empfing man uns mit gewohnter Herzlichkeit, die abends in einem Gastmahl gipfelte, wobei der Wein in Strömen floß. So kam der folgende Rasttag manchem gelegen, um sich auf den Rasen zu strecken und durch ausgiebige Sonnenbestrahlung die Mißgeburten zu töten, die die fröhlichen Geister des Weines während ihrer Orgien in unseren Köpfen zu zeugen gewohnt sind. Notwendig war es auch, die Trägerzahl zu vermehren, da wir in Betscho nicht genug hatten auftreiben können. Unsere Absichten waren ja nicht auf den Schtawler beschränkt, denn Dongusorun-Paß und Elbrus, der Gewaltige, standen gleichfalls auf dem Blatte. Allmählich kamen acht Pferde und ungefähr zehn Träger zusammen, mit denen nach vielem Gerede der Taglohn vereinbart wurde. Am Tage des Aufbruches verfloß noch ein Stündchen oder mehr, bis ein jeder sich mit der ihm gebührenden Last abgefunden hatte. Trotzdem konnten wir uns schon um 8 Uhr in Bewegung setzen, was für den ersten Tag eines neu zusammengestellten Fähnleins recht erfreulich genannt werden darf. Obgleich die Entfernung unseres heutigen Lagerplatzes im Nakratale nicht zu besonderer Eile drängte, wäre es doch angenehm gewesen, zu früherer Stunde fortzukommen, um die Hitze zu vermeiden. Die Weganlage von Ezeri zum Nakratale könnte der Erfindungsgabe eines mittelalterlichen Folterknechtes entsprungen sein, wenn die gütige Mutter Natur nicht durch ihre Einrichtungen dafür gesorgt hätte, daß es so und nicht anders sein mußte. Daß der Pfad die mit Recht so beliebte südliche Lage hat und bis Zoleri fast schattenlos bleibt, ist



Swanetisches Bergdorf.

noch das wenigste. Von den Bergen der Kuischgruppe kommt ein halbes Dutzend langer Grate zum Ingur herunter, wo sie steil abbrechen, so daß man nicht »unten durch« kann. Wir mußten viermal tief hinunter und viermal hoch hinauf, wodurch die Luftlinie bis zu unserem Ziele mindestens verdoppelt wurde. Das Wetter war schön und die Sonne brannte. Indem wir recht häufig rasteten, suchten wir unser Schicksal mit Geduld zu ertragen. Jedes größere Dorf bot uns Gelegenheit, im Schatten der heiligen Esche gelagert, Milch und Brot aus den Händen junger und alter Swanetinnen entgegenzunehmen. Sehr sauer wurde uns der tiefe, steile Einriß des letzten Tales, denn da mußten wir von den Pferden steigen und uns höchst persönlich hinab- und emporbemühen; und das gerade zur heißesten Tageszeit! Oben durften die Tiere etwas weiden, während wir stumpfsinnig am Rasenhange brieten und versuchten, an den winzigen Kirschen Gefallen zu finden, die die Träger der Einfachheit halber gleich samt den Bäumchen herbeibrachten. Längeren Aufenthalt machten wir auch in jenem großen Hause der Gemeinde Zoleri, das meine Frau und mich 1900 während unserer Zalmagtour beherbergt hatte. Neben Eiern und Käse bekamen wir dort auch zwei der schönsten Frauenzimmer Swanetiens zu Gesicht.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als wir die Höhe der letzten Wasserscheide erreichten, von der man in das Tal der Nakra blickt. Ein herrliches Plätzchen, das wir gerne früher gefunden hätten, um es voll zu genießen, eine jener wonnigen Stellen, deren Swanetien so viele bietet und von denen doch jede ihre besondere Art hat. Sie sind eine Eigentümlichkeit Swanetiens, diese Parklandschaften, die sich am besten auf einem breiten Gratrücken in der höheren Waldzone entwickeln und deshalb zumeist mit einer prachtvollen Aussicht verbunden sind. Gemeinsam ist ihnen allen die entzückende künstlerische Zusammenstellung von Baumgruppen und Rasenplätzen, aber in jeder finden wir wieder etwas Neues und reiche Abwechslung läßt unsere Liebe immer stärker werden. Im urwaldstrotzenden Tale von Skimeri ist es vorzüglich der Ahorn, untermengt mit einzelnen großen Buchen und Tannen, der den zum Lailapasse ansteigenden Buckel so reizend schmückt. Auf Bal, wo der Weg von Betscho nach Latal hinüberführt, ziehen sich lange Graslichtungen zwischen hochstämmigen Birken und knorrigen Hainbuchen dahin; im Hintergrunde steht der Uschba und nach der anderen Seite hin erblickt man, bei einer dunklen Kiefer vorbei, die vor uns eine kleine Kuppe krönt, die Laila. Wieder anders ist es am Wege von Mulach nach Adisch, über die Höhe. Da sind recht eng verschlungen, wie um den Winden Trotz zu bieten, verbogene Birken und Ebereschen, mit Azaleen zu ihren Füßen und bemoosten Blöcken. Und wer dann zuletzt vom Latpar nach Süden hinabsteigt, wie wir es taten, hat wiederum das Empfinden vom unvergänglichen Schönheitsreichtume, wenn er die heiligen Haine schaut, zwischen denen der Pfad sich schlängelt. Einen pikanten Reiz erhalten manche dieser Landschaften, wann das Gras gemäht ist, denn der Swanete schneidet kurz, sorgsam, reinlich, und der smaragdene Teppich, über den wir lustig schreiten, ist von wohlgepflegten englischen Rasenplätzen nicht zu unterscheiden.



Naturaufnahme von F. Scheck.

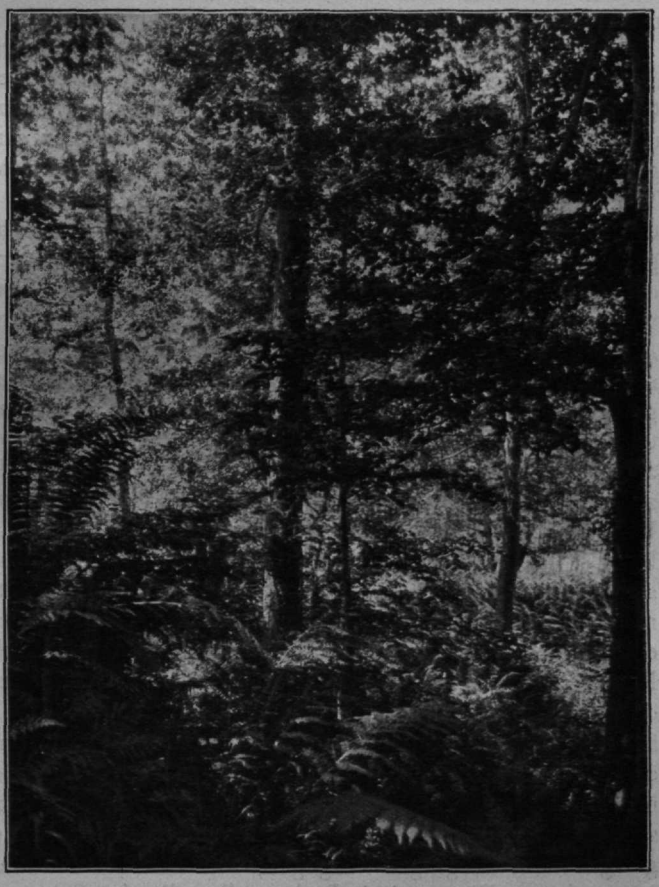
Bruckmann aut. et impr.

Schtawler von Zschomari (Osten).

Wo wir für kurze Weile lagerten, waren vor allen Dingen Haselnuß und Azalee, die in Swanetien nirgends fehlen, und die fast jeden Weg eng und lauschig umschmiegen. Weiter hinauf, gegen den verblassenden Himmel, eine Reihe von Kiefern und dahinter, zwischen schiebenden Wolkenvorhängen, die Wände des Zalmag. Der Schtawler im Westen war kaum sichtbar und unter uns lag das dicht mit Wald erfüllte Nakratal. Dorthin stiegen wir ab und bald umfing uns das Halbdunkel der Baumhallen, wo die Pferde durch nassen Lehm patschen oder über Steine und Wurzeln stolpern. Hie und da öffnet sich eine Wiese, die unwillkürlich den Gedanken aufkommen läßt: da ließe sich ein gutes Hotel bauen. So unternehmungslustig ist der Menschen Sinnen.

Wild rauschend verkündet uns die gletscherentsprungene Nakra, daß wir den Grund dieser einsamen Welt erreicht haben. Einige Gestalten, die von der Seite her auftauchten und sich an unsere Fersen hefteten, zeigten, daß es auch hier noch Menschen gab. Sonst wäre wohl die feste Brücke nicht, die uns erlaubt, das wüste Gewässer zu überschreiten. Kaum drüben, entrang ein Ruf des Staunens sich aller Lippen. Rings waren undurchdringliche Wände düsteren Waldes und in ihn hinein zogen wie stille Buchten und vielverzweigte Fjorde freie Lichtungen. Und darinnen wogte bis an den Sattelknopf ein Meer, ein Meer von Blumen, das das angespornte Roß mit der Brust zerteilte. Hier wollten wir lagern! Jauchzend trieb ich voraus; immer weiter hinauf, denn eine Stelle schien schöner als die andere und kaum war man ans Ende einer Lichtung gelangt, da öffnete sich plötzlich der geheime Durchgang in eine andere.

Endlich sprangen wir ab und verschwanden in den grünen Wogen, über denen die unzähligen weißen, blauen und gelben Blütensterne schwammen. Dickstengelige Bärenklaue mit den breiten, schirmenden Dolden und schlanke Telekien, wuchernde Farne mußten niedergetreten werden, um einen Platz zu schaffen, auf dem wir uns häuslich niederließen. Bald loderte ein mächtiges Feuer und der Rauch zog durch die Wipfel der großen Buchen. Nun stellte auch die Schlange des Paradieses sich ein, oder vielmehr sie schickte ihre Gesandten. Die ersten waren Leute, die behaupteten, ein Eigentumsrecht auf das Gras zu haben. Sie ließ ich reden und gab am nächsten Tage 50 Ko-



Swanetische Waldüppigkeit.

peken Schmerzensgeld. Die anderen waren schlimmer: Milliarden von winzigen Mücken, nicht größer wie ein Stecknadelknopf, die jeden freien Hautfleck bedeckten und in eine Oberfläche schmerzbrennender Pünktchen verwandelten. So war der Name schnell gefunden und der Ort hieß fortan »Mückenlager«. Den Umständen entsprechend war die Nacht recht bewegt. Die Mücken surrten und stachen, am Feuer schwatzten die Träger und in den hohen Kräutern rumorten die Gäule, zuweilen auf uns und unsere Siebensachen tretend.

Wie wir durch den Wald an unseren Berg kommen könnten, erfüllte uns mit einigen bangen Zweifeln, doch erfuhren wir, daß gleich in der Nähe ein alter Jägersteig durch das Dickicht zu den Weiden hinaufführe. Alle Pferde, bis auf zwei, sandten wir nun heim, denn die Weiterreise zum Elbrus sollte jeder zu Fuße machen und wir zogen, einige Mann zur Bewachung des Lagers zurücklassend, schwerbepackt am 28. Juli vom Mückenlager fort. Zuerst kämpften wir uns durch das Blumenmeer, auf dessen Grunde Morast, faulende Stämme und Felsblöcke unsichtbar dem Beine Fallen stellten. Dann gab's ein kurzes Gefecht mit struppigen Azaleen und der bewußte Steig, der sogar ziemlich ausgetreten war, wurde gefunden. Er leitete uns empor, bis die grüne Fülle der oberen Wiesen ihn wieder begrub. Langsam, sehr langsam krochen wir voran, denn es war heiß und sogar durch die hohen Tannen hindurch schienen wir die Schwüle des Tages zu fühlen, auch floß nirgends ein Wässerlein, die Dürstenden zu laben. Noch langsamer aber gingen die Träger, ohne daß wir besonders darauf geachtet hätten, und es wurde zur nützlichen Lehre für kommende Geschlechter.

Als der schwarze Tann sich lichtete, traten wir, — wie schon so oft, aber mit immer gesteigertem Entzücken — in eine Märchenpracht blauer Glocken und gelber Korbblumen, die in heller Sonnenfreudigkeit da blühten und zwischen denen wir, bis an die Schultern in Farbenschauer versenkt, glückselig dahinwandelten. Hie und da ein Ahornbusch, dessen Laub in rötliche Töne zu spielen begann. Nach unten zu reckten sich die letzten, dunklen Wipfel des eben verlassenen Forstes in die Luft, dem Bilde einen festen, ernsten Rahmen gebend. Weiter oben, wo dann auch die Baumgewächse verschwanden, wurden die Wiesenhänge weniger bunt, ohne viel an Üppigkeit einzubüßen. Die Pflanzen wurden nur wenig niedriger, sie waren meist großblättrig und bedeckten, viel mit Alpenrosen untermischt, die steilen Lehnen, an denen wir stundenlang queren mußten. Da wird der Seitentritt zur Qual. Mit jedem Schritte muß ein zähes, glattes Bündel krautiger Stengel und holziger Astschlangen niedergepreßt werden und mühsam sucht sich der Fuß einen festen Stand. Das glatte Gefaser, nach abwärts geneigt, läßt uns rutschen, und in dem über kniehohen Gewirre ist nicht zu sehen, wo sich der tückische Rollstein verbirgt, der umkippt, wenn der tastende Fuß ihn trifft. Ist der Hang sehr steil, dann muß man sich kräftig seitwärts legen, um das Pflanzenwerk wegzudrücken und mit dem eingestemmten Pickel sich zu stützen; so öffnet der Bergsteiger eine breite Gasse durch das Weidereich des Steinbockes. Auf die Dauer wurde dieses Queren peinlich und die eine Kante unserer Sohlen begann schmerzlich nach Ruhe zu verlangen. Auf einem Haufen granitischer Blöcke ließen wir uns nieder, allerdings nicht ganz freiwillig, da wir noch gerne zu dem schon sichtbaren, als Nachtlager erkorenen Moränenflecke weitergegangen wären. Aber wir besannen uns plötzlich auf die Träger, die noch weit zurück sein mußten, denn in dem wohl auf eine Gehstunde zu überblickenden Gratabschnitte war niemand in Sicht. Endlich erschien die schleichende Kette in weiter Ferne und zwei der Kameraden, die dazu am besten geeignet waren, gingen entgegen, um den Söhnen der swanetischen Berge Beine zu machen. Hinter einer Bodenwelle, die das Schauspiel unseren Blicken entzog,

trafen sich absteigende und aufsteigende Linie, aber was den Augen verborgen blieb, ward unsern Ohren um so offenbarer. Volle, kurz-kräftig schallende Laute brachten klanghelles Leben in die Ruhe des Hochlandes und weckten mancherlei Echo, auch in den Herzen der Hörer, ein säuerliches bei den Unteren, denen sie galten, ein heimatliches, frohes, erlösendes bei uns, den Oberen, die darauf gewartet hatten. Urwüchsig tirolisch, unzweideutig bajuwarisch floß und stürzte der gehobenen Rede rollender Wasserfall unaufhaltsam, nur mit kärglichen Pausen, wie zum Atmen oder zum Erfinden neuer Kraft, hinunter über die Opfer, die ihm ahnungslos in die Arme geeilt waren. Dann ward es stiller, weil die Reihe der Gänger wieder in Bewegung kam. Nur noch etwas nachhallendes Gemurmel folgte, das sich allmählich in der harten Arbeit des Anstieges aufrieb. Das Nachspiel fand vor mir statt, als alle versammelt waren, oder vielmehr es hätte stattfinden sollen, denn was sich wirklich ergab, war nicht voller Eindruck auf uns. Noch sehe ich dich, graubärtiger Muratbi, berühmtester Steinbockjäger Swanetiens, mit gutgemachter Gebärde gekränkter Ehre die ungewohnte Last beklagend, die der grausamen Franken mutwillige Quälsucht dir aufgedrungen; sehe ich dich, unverschämter Mursa, im Soldatenkittel, der den Ursprung deiner geläufigen russischen Zunge verrät, wie du stolz den zückbereiten Dolch mir weisest, so daß ich lachen muß; auch dich, o langer Sopro, mit dem schwarzbärtigen Bleichgesichte; dich Kosta, von dem wir nicht wissen, bist du Lump, Schlauberger oder guter Kerl; und dich Iwan, den man nicht umsonst den Teufel benamset, du loser Strick, und doch der Besten und Willigsten einer. So stehen sie da und möchten ihren Unmut lüften; nicht den Unmut schlechter Behandlung und harter Bürde, denn die sind sie ja zehnmal schlimmer gewohnt, nein in Wahrheit zu klagen, daß der Herren allzumilde Nachsicht nun zur Strenge sich zwingt.

Höchste Ermattung heucheln alle. Da greifen wir zu einigen ihrer Gepäckstücke und sie zu den eigenen fügend, vollenden wir den letzten Anstieg mit doppelter Last. Es scheint gewirkt zu haben. Unter einem weit vorgebauten Blocke fanden wir ein geräumiges Jägerlager mit Ringmauer und willkommenen Holzresten. Dort kam nach leichtem Geplauder die Nacht, das Feuer verglomm und jeder rollte sich mit seiner Decke in einen warmen Winkel.

Als Anstiegslinie hatten wir den Südgrat ins Auge gefaßt; teilweise aus Zufall, oder vielmehr wegen der durch die Wegverhältnisse aus dem Tale gegebenen Zweckmäßigkeit. Aus der Ferne, von Osten her, sieht der Nordgrat am bequemsten aus und auch Freshfield weist auf ihn hin. Er dürfte wegen seiner scharfen Schneegrate und Wächten jedoch schwierig sein, und wie man durch den Wald zu ihm gelangen kann, weiß noch niemand.

Wir waren zum Ursprunge jenes Baches hinaufgeklommen, der ungefähr dort in die Nakra mündet, wo die einzige Brücke des Nakratales den aus dem oberen Swanetien kommenden Pfad empfängt und auf die andere Seite führt. Auf dem zuerst waldigen, dann offenen Grate, der dieses ungefähr von der Südostwand des Schtawler niedergehende Tal auf seiner Linken begrenzt, waren wir gegangen, und das Jägerlager, das wir benutzten, befindet sich auf der Moräne, die jener Gletscher zurückließ, dessen Rest das große Schneefeld ist, welches sich von den oberen Partien des Schtawler-Südgrates hinabzieht.

Von der Bezwingung des jungfräulichen Gipfels ist nicht viel zu berichten. Wir erreichten fast den Sattel im Süden des Berges, ehe wir auf die Gratschneide gelangten, die immer brüchiger und schwieriger wurde, so daß wir gute, unterhaltsame Arbeit bekamen. Leider überfiel uns hoch oben ein Wolkenschwarm aus Osten und versperrte die so ersehnte Aussicht nach Norden und Westen, zumal ins wilde Tal der Nenskra und zum Dongusorunpasse, unserem künftigen Wege. In sechs

Stunden vom Lager ward die Spitze erobert und zum Abstiege machten wir eine kleine Änderung, indem wir das steile, von Rinnen durchfurchte Schneefeld wählten.

Abends waren wir wieder im Nakratale, wo inzwischen das Zelt und das große Gepäck auf einen etwas weniger mückenreichen Ort geschafft worden waren. Beim Abstiege durch den Wald verloren Fräulein Cenci und ich den Pfad und bestanden einen zähen Strauß mit Geröll, Lorbeer und sonstigen Hindernissen, ehe wir wieder dahinschreiten konnten, ohne die Hände zur Abwehr der Zweige zu gebrauchen, oder zur Hilfe, wenn wir uns an langen Ästen, wie an Seilen haltend, über schlüpfrig-steile Erdhänge schwangen.

Unten im Lager hörten wir wundersame Mär. Schnitter waren aus dem Baksantale heimgekehrt und erzählten, daß drüben zwei Franken sich in den Eiswüsten des Elbrus verloren hätten. Zu dritt seien sie ausgezogen und nur einer kehrte nach Urusbieh zurück, durch Zeichen erklärend, daß die Begleiter verloren seien. Distel, Leuchs und Pfann war unser erster Gedanke, doch konnte er keine Gestalt annehmen, denn daß solch treffliche Bergsteiger sich verlieren könnten oder so verunglücken, daß einer übrig blieb, erschien uns ganz unmöglich. Doch es fügte sich ja gut, daß wir auf dem Wege nach drüben waren.

Früh am 30. Juli war des Redens mit den Trägern kein Ende, keiner war mit seiner Last zufrieden, jeder wollte mehr Geld, und Muratbi wollte seiner edlen Rosinante eine kleine Damentraglast anvertrauen, möge der Rest sehen, wo er bleibe, am liebsten auf dem Rücken der Fremden. Es dauerte geraume Weile, bis durch Lungenkraft, Drohungen und deutliche Zeichensprache der Zug zum Abmarsche bereit war. Dann ging's über die Brücke zurück und am linken Nakraufer entlang auf engem Waldwege, immer nahe dem brausenden Gletscherwasser. Wir sahen nun auch, daß das Tal mehr Bewohner hatte, als wir glaubten, denn wir kamen an einigen Siedlungen vorbei; immerhin sind sie spärlich genug. Es werden kaum mehr als dreißig Menschen im Nakratale sein; im Winter wohl gar keine. Ganz gemächlich schoben wir uns weiter; jedes halbe Stündchen streckten wir uns auf den Waldboden. Woher die große Faulheit kam, weiß ich nicht, nur daß sie da war. Vielleicht sagte uns eine Ahnung, daß wir noch früh genug zu unserem Schicksale kamen, daß Eile nicht not tat. Und es kam das Schicksal, und es traf uns hart. An hoher Lehmwand, die steil zum Flusse fällt, und wo der Weg noch mehr verwischt war als sonstwo, stürzte das schwache Pferd, das unsere heiligsten Güter trug. Es glitt in die unwiderstehlichen Strudel der Nakra, die alles, was sie fassen, mit unbändiger Gewalt über die hausgroßen Felsen ihres Bettes schleudern. Stampfend und ringend sah ich das Tier durch den Gischt gleiten, wie durch ein Wunder kam es aufs andere Ufer, wo es zitternd stehen blieb. Aber es stand blank und rein, wie Gott es geschaffen, kein Sattel, es zu zwängen, keine Last, es zu drücken. Das ruhte nun als tief versenkter Schatz, festgeklemmt zwischen Blöcken, unter den eisigkalten, wirbelnd dahinschießenden Fluten: Brot, Kerzen, Marmeladen, Büchsenfleisch, Schokolade, Tabak, alles, alles, was des Leibes Notdurft braucht, was den Gaumen erfreut, alles war verschwunden. Zwar machte ein heldenmütiger Jüngling Rettungsversuche, indem er sich auszog und am Seile ins frische Bad hinabstieg, aber all sein Tauchen und Sondieren war vergeblich. Wegen Verlust der Nahrungsmittel mussten wir den Rückzug antreten. Kaum eine Brotrinde war uns geblieben und diese verzehrten wir noch schnell, aus Furcht, auch sie zu verlieren. Ein lebender Hammel war ebenfalls noch da, aber kein Salz, ihn zu bereiten. An köstlicher Eisenquelle, die am Unglücksorte entsprang, suchten wir die vom Schrecken geschwächte Kraft zu stählen und begaben uns alsdann auf den bitteren Heimweg. Traurig sangen wir den Vers: Nakra, Nakra — — — Sakra, Sakra. Auf einem kürzeren Wege, quer

hinauf zum Grate, erreichten wir, herrliche Haine und Parke durchschreitend, spät nachmittags Zoleri, wo wir schleunigst unsern treuen Hammel brieten und verspeisten.

Am folgenden Tage eilten wir, diesmal zu Fuß, durch die vier gräßlichen Täler, eigensinnig vorwärts schreitend, trotz der heißen Glut, um diesen Tantalusweg schnell zu überwinden. Winkte uns doch fröhlicher Empfang in Ezeri beim Fürsten. Dort war schon große Gesellschaft versammelt; eine Anzahl russischer Gelehrter, die sich für allerlei swanetische Dinge wissensbegierig zeigten. Da hub ein fürtreffliches Schmausen und Zechen an. Als wir ankamen, wurde eine junge Kuh vorgeführt, stracks zu unseren Füßen geschlachtet und dann auf einem Ochsenschlitten in die Küche gefahren. Nach zweimal vierundzwanzig Stunden hatten wir sie verzehrt, mit Beihülfe manchen Kruges roten Weines aus Kachetien. Wir fühlten, daß die Bezwingung hoher Eisgipfel nicht der ganze Lebensinhalt des Reisenden sein muß; und als wir dann die über alle Beschreibung herrliche Rundsicht von Ebut genossen, waren wir leicht darüber getröstet, daß kühnere Ziele uns entgingen.

Ebut liegt zwischen Ezeri und Betscho und hat wohl das großartigste Talpanorama Swanetiens. Alles ist da mit geradezu auserlesener Vollkommenheit angeordnet; alle wichtigsten Berggestalten sind sichtbar; alle aber für sich hingestellt, durch ein sanftes Zwischenstück getrennt. Im Osten der Schtawler, aus der langen, geraden Kette sich erhebend; nicht weit davon, gen Norden, das oberste Stückchen des Zalmag, dann grüne Grate, dann der Uschba in Macht und Herrlichkeit; dann wieder Wald oder Wiese, dann der Tetnuld, ein Waldgrat, dann die Laila und der zur Ingurschlucht sich hinziehende dunkelgrüne Rücken. So bieten sich in einem Umblicke die schönsten Fels- und Eisgestalten des Landes und dazwischen in prachtvoll milden Farben, die in Swanetien so häufigen langen, grünen Grate. Reitet man weiter gegen Betscho, so liegt etwas weiter unten das Dorf Kartwani, wo wir einstmals einer swanetischen Totenfeier beiwohnten.

Ein junger Mann, Soldat der Miliz, war von einem Räuber erschossen worden. Es war ein heißer Julitag, als meine Freunde und ich den sonnendurchglänzten Hang hinaufritten, von dem Kartwani, das Heimatsdorf des Toten, auf die schäumenden Fluten des Ingur hinabsah. Viel Volks war schon versammelt, hier die Frauen, dort die Männer, und noch immer strömten Scharen herbei zur letzten Ehrung, bis es über fünfhundert waren, die sich auf der Halde vor dem Hause aneinander drängten. Uns lud man ein, im kühlen Schatten des großen Nußbaumes Platz zu nehmen, wo Bänke für die hohen Gäste standen. Bald kamen auch die Fürsten geritten; Tatarchan aus Ezeri, Bekerbi aus Zchomari, Mosostr, Bekerbi aus Maser mit seinen Söhnen und manch anderer Edelmann. Da durfte angefangen werden. Wir gingen ins Haus, während draußen hie und da eine Gruppe leise Klagelieder anstimmte.

Pechdunkel, fast unterirdisch war der Gang zur Kammer, wo die Leiche aufgebahrt lag; in furchtbarer Enge eingepreßt standen anderthalbhundert Menschen unter der niedrigen Decke; dick und heiß war die Luft. Der Tote lag am einen Ende aufgebahrt, mit Rock und Waffen zugedeckt. Um ihn all sein Eigentum, und auf jeder Sache, die ihm einst gehörte, war eine brennende Wachskerze, die ihren schwarzen Qualmstreifen ins dunstige Halbdunkel zeichnete. Auf Dolch, Gewehr und Bergstock, auf Salzfaß und Flasche, auf jedem kleinsten Gegenstande, auf Arakikolben und Armsessel, wie nicht minder auf Dachbalken und Stützpfeilern flackerten leise gelbe Flämmchen.

Um die Bahre wandelt langsam ein Zug, der Zug des lauten Schmerzes; denn von ihm lösen sich in jammerndem Gleichklang die Klagetöne der Weiber. Wirr hängt das aufgelöste Haar um Stirn und Schläfen, das Oberkleid ist offen; wild ist besonders das Aussehen der alten Frauen, die ein Lammfell um die nackten Schultern tragen. Alle singen mit hoher Stimme eine Zeile des unbändigen Schmerzes

und schlagen dann im Takte auf die bloße Brust und seufzen dazu, die Mädchen weinen helle Tränen. So geht es langsam weiter in dieser dumpfen Halle, die keinen Sonnenstrahl von außen erhält, wo die Lichter immer trüber blinzeln, und der Atem immer schwerer geht. Es ist ein Ort der unheimlichen Trauer. Plötzlich schweigen die Weiber und kauern nieder. In den Kreis tritt der Vater und kündet den Schrei seiner Seele mit klagenden Strophen, an deren Ende er sich jedesmal auf die Stirne schlägt, wozu die Weiber einfallen, ungestüm im Chore schluchzend, dreimal schluckend. Der Reihe nach treten die Verwandten vor, oft zu zweit oder dritt, herumgehend ihren Schmerz erzählend oder auf den Knien Trost erflehend im grenzenlosen Jammer. Lange, lange dauert das weiter; in die Tränen mischt sich der Schweiß der Stirne, kaum erkennt man den Nachbarn durch den stickigen Schwaden, in dem wir stehen. Hinaus! Das Grab ist offen und die Priester warten. Draußen glänzt das Land; die Lailagletscher blinken.

Um das Grab, hundert Schritte vom Hause, wogt die Menge der Freunde und Verwandten, durch deren Mitte die Leiche nun zur letzten Ruhestatt getragen wird. Voran die Popen mit ihren violetten Deckeln, hinterher des Toten gesattelte Pferde. Die Kirche spricht ihr Wort; das ist schnell getan.

Am steilen Bergeshange hinauf aber steht in weitem Bogen eine stattliche Reihe, zweihundert swanetische Männer, gerüstet wie immer. Einer stimmt an, und dann erschallt in mächtigen Tönen der Trauergesang, der gewaltige Sang von zweihundert Männern in Wehr und Waffen. Darüber stehen die ewigen Berge, steht Uschba, der Schreckliche, steht die Ruhe der Natur.

Der Ehre ist genügt, nun dankt das Trauerhaus mit einem Mahle. Bänke und Bretter werden gebracht und bald sitzen alle davor, die dicken runden Leichenbrote entgegennehmend, die das Gesinde herbeischleppt. Dazu gibt es Käse, Fleisch, Bohnen, und in Holznäpfen kreist der Schnaps, alles in Fülle, ohne zu geizen. Teuer ist das Leid.

Die Strahlen der Sonne lugen unter das Blätterdach, wo auch wir schmausen, und verkünden den späten Nachmittag. Allmählich bricht einer nach dem andern auf, denn mancher hat weit zu gehen, ehe er seine Schwelle betritt. Schweigend steigen wir zu Pferde; schweigend ziehen wir den Pfad zu Tal.



Übersetzen eines Baches.

Uschbafahrten 1903.

Von

Heinz von Ficker, Adolf Schulze und Dr. G. Leuchs.

Kein Gipfel außerhalb der Alpen — abgesehen von jenen Bergen, bei welchen die Höhe das Haupthindernis der Besiegung ist — hat so lange allen Versuchen getrotzt, wie der Südgipfel des Uschba (4698 *m*) im Kaukasus. Dennoch ist die Literatur der Uschbaversuche eine geringe, soweit sie Versuche seitens englischer Alpinisten betrifft. Nur die deutsche alpine Literatur hat zwei umfangreichere Darstellungen gebracht. In dem Werke »Aus den Hochregionen des Kaukasus, I.« hat Merzbacher ein Kapitel einem Versuche gewidmet, den er gemeinsam mit L. Purtscheller und den Führern Kehrer und Unterweger von der Ostseite unternommen hat, durch das große, von der Scharte zwischen beiden Gipfeln herabziehende Eiscouloir. Ferner hat W. R. Rickmers in der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., 1898, mehrere Versuche geschildert, die, in Begleitung des Herrn Aemilius Hacker unternommen, alle gescheitert sind.

Da diese beiden Aufsätze Topographie und Ersteigungsgeschichte, besser gesagt, die Versuche zur Ersteigung, ausführlich behandeln, liegt keine Notwendigkeit vor, längst Geschriebenes noch einmal zu wiederholen.[1])

Bekannter noch als durch diese Schilderungen wurde der gewaltige Berg durch die Aufnahmen des erfolgreichen Kaukasusreisenden und meisterhaften Hochgebirgsphotographen Vittorio Sella. Die Bilder des Uschba, die Freshfields Kaukasuswerk und die Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. zieren, sind geradezu berühmt geworden. Sie vermittelten uns erst eine genauere Bekanntschaft mit dem Berge, dessen Ersteigung nunmehr als eines der bedeutendsten alpinen Probleme galt. Daß vor allem die »Führerlosen« sich dem Reize einer Aufgabe, an der so viele gescheitert waren, nicht entziehen konnten, darf nicht wundernehmen. Deutschen und schweizerischen Führerlosen glückte denn auch im Sommer 1903 die Lösung des schönsten Problems im Kaukasus.

In erster Linie ist der Erfolg Herrn W. R. Rickmers zu danken. Als er erfuhr, daß ein bekannter Hochtourist im Sommer 1903 mit Führern eine Besteigung des Berges plane, entschloß er sich, selbst eine Gesellschaft erprobter Führerloser in den Kaukasus zu geleiten, damit Führerlose den Ruhm der Ersteigung sich erringen sollten. Seine Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, aber auch seine Kenntnis des Berges erleichterten das schwere Werk sehr bedeutend. Der Expedition Rickmers« gebührt die Ehre der ersten Besteigung.

---

[1]) Über die erste Besteigung des Südgipfels ist in No. 644 und 645 der »Österr. Alpen-Zeitung« ein Aufsatz des Herrn Dr. Oskar Schuster erschienen, der am 26. Juli gemeinsam mit Dr. Fritz Reichert, Dr. R. Helbling und A. Weber unter Leitung Adolf Schulzes den Gipfel erreicht hat.

Unabhängig von der Gesellschaft des Herrn Rickmers weilten noch drei deutsche Führerlose im Kaukasus. Ihnen gelang eine Aufgabe, an deren Lösbarkeit selbst der Kühnste zweifeln mußte: Die Überschreitung der beiden Uschbagipfel von Nord nach Süd.

Im folgenden sind ein Ersteigungsversuch, die erste Ersteigung des Uschba-Südgipfels, sowie die erste Überschreitung des Berges geschildert. Wohl wird es manchem überflüssig erscheinen, noch einen Versuch zu schildern. Aber erstens ist an einem Berge wie dem Uschba wohl auch ein Versuch der Schilderung wert, zweitens soll die Schilderung dieses Versuches zeigen, welche Hindernisse der Berg seinen Bewerbern entgegenstellte, und drittens war gerade dieser Versuch grundlegend für die Lösung des Problems.

Ein Versuch zur Ersteigung des Uschba-Südgipfels.

(19.—22. Juli 1903.)

H. v. Ficker. Wir hatten auf langem Wege über die Lailakette Swanetien und unser Standquartier Betscho erreicht. Ein Teil der Expedition war bereits in das Kwischtal aufgebrochen, um den Dongusorun zu besteigen. Scheck, Schulze und ich aber konnten unsere Ungeduld nicht mehr zügeln, wir beschlossen, ein Lager am Gulgletscher zu beziehen, um am nächsten Morgen den ersten Vorstoß zu machen. Am Abend wollten wir uns dann mit Rickmers und meiner Schwester vereinigen.

Zu spät — um 4 Uhr nachmittags — brachen wir mit vier Trägern und zwei Packpferden auf, um bald auf schattenlosem Pfade in das Tal des Gul-tschala einzubiegen. Unter den Trägern, mit welchen wir uns leider nicht verständigen konnten, befand sich ein alter Steinbockjäger namens Muratbi, der schon mehreren Uschba-Expeditionen als Träger gedient hatte. Er sollte auch uns am kommenden Morgen begleiten.

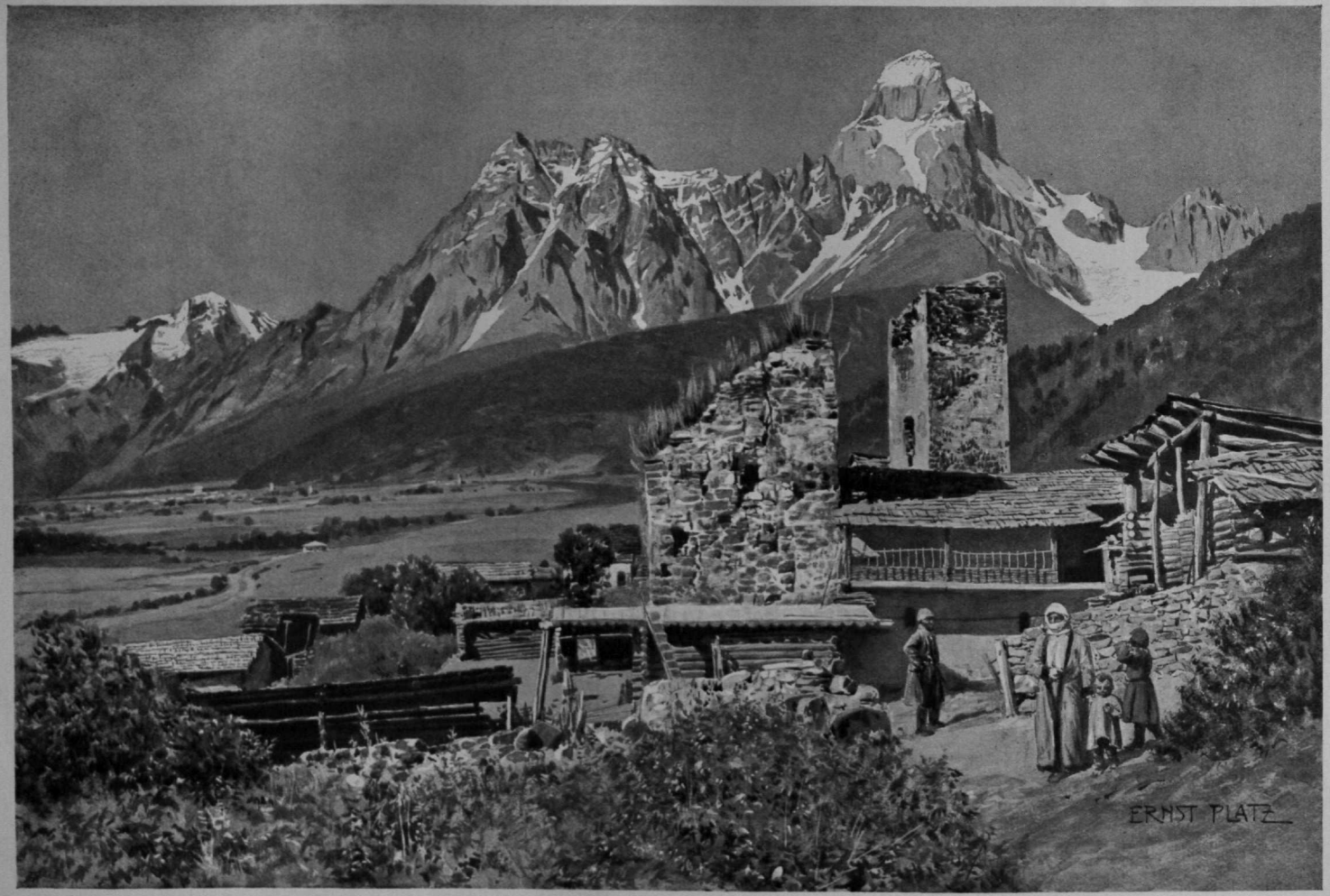
Der Weg zu dem letzten Bergweiler Gul hinauf ist steil und ohne besondere Reize. Trotzdem wurde uns die Wanderung nicht langweilig, denn jeden Augenblick stolperte eines der Packpferde, bis es bei Gul erschöpft zusammenbrach. In Gul ließen wir es zurück.

Bald lag der Wald unter uns. Düster, fast schwermütig wirkte der Hintergrund des kleinen Hochtales. Im Vordergrund eine mächtige Moräne, darüber der kleine, zerrissene Gletscher. Links der turmgekrönte Grat vom Maseri-Tau[1]) zum Uschba, im Hintergrund der schroffe Felsbau der Gulba, dazu das tiefe Dämmerblau des Abendhimmels.

Eine kleine Hütte am Wege beraubten wir ihres Schindeldaches. Schwer beladen keuchten wir aufwärts, bis wir, nahe am Gletscher, ein ebenes Rasenplätzchen betraten. Eine Steinmauer kündete, daß der Lagerplatz erreicht sei. Es war bereits Nacht. Hurtig wurden die Zelte aufgestellt, ein Feuer entzündet und ein paar Konserven verzehrt. Nur ein kurzer Schlaf war uns beschieden. Als der Wecker rasselte, kochte Muratbi bereits Tee. Um 4 Uhr konnten wir mit dem berggewandten Swaneten das Lager verlassen. Etwa 10 Minuten stiegen wir neben der Moräne taleinwärts. Von dem hier wenig zerklüfteten und sanft geneigten Gulgletscher aus sahen wir die Südostseite des Uschba vor uns.

Auf dem Grate zwischen Maseri und Uschba, nahe dem letzteren, stehen zwei

[1]) Wenn schon ein unbenannter Gipfel Swanetiens nach der Ortschaft benannt wird, die er überragt, so ist es wohl zweckentsprechender, dem Ortsnamen ein »Tau« (Gipfel) beizufügen, nicht aber ein »Peak«. Darum schreibe ich Maseri-Tau, und nicht »Maseri Peak«.



Nach der Natur gezeichnet von Ernst Platz.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Das Tal von Betscho mit dem Uschba.

schlanke, kühne Türme. Eine tiefe Scharte trennt sie vom Uschba. Zu dieser Scharte zieht vom Gulgletscher ein steiler, oben couloirartig sich verengernder Schneehang hinauf. Soviel wir vom Tale aus gesehen hatten, ließ sich vielleicht von der Scharte ein Übergang zu dem großen Schneefelde unter der Gipfelwand, dem »Unteren Schneefelde«, ausführen. Denn einen raschen Zugang zu diesem zu finden, war die Aufgabe des 19. Juli. Auf dem Gletscher jedoch hatten wir bereits Zweifel, ob wir von der Scharte aus das Schneefeld erreichen könnten. Senkrecht erhob sich von der Scharte die Wand und bildete hoch oben eine zweite, kleinere Scharte, von der der Südgrat in geringerer Steigung zur Südostkante der Gipfelwand zog. Immerhin wollten wir der Orientierung wegen zuerst die untere Scharte erreichen.

In Morgendämmerung begannen wir den Anstieg über den Schneehang. Aus Schonung für die Füße kratzten wir zeitweise Stufen. Der Hang ist von tiefen Lawinengräben durchfurcht, die nicht immer ganz leicht zu übersetzen waren. Wir hätten uns von Anfang an links gegen den Rand zu halten sollen.

Die Sonne war aufgegangen, in Glanz und Schimmer lag die Umgebung. Stufen halfen uns über das letzte, steilste Stück hinauf. Um 6¼ Uhr betraten wir die Scharte (ca. 3700 *m*). Aber der Uschba bot uns schlechten Gruß! Überall unersteigliche Wände. Auf der Südwestseite der Scharte schoß eine jähe Firnrinne hinunter zum Uschbagletscher, in die der Berg selbst überall mit glatten, fast lotrechten Wänden absetzt. Links, hoch über uns, sahen wir den Beginn des unteren Schneefeldes, doch von unserer Scharte aus unerreichbar. Muratbi deutete auf den Platz, wo wir standen, und meinte: »Cockin, Uschba njät daroga!« Hierauf zeigte der alte Fuchs zum Gletscher hinunter. Das sollte wohl heißen, Cockin sei hier gewesen, habe gesehen, daß von hier aus kein Weg zum Gipfel führe, und sei deshalb wieder abgestiegen. Auch die Herren Rickmers und Hacker hatten im Jahre 1892 hier den Rückzug antreten müssen.

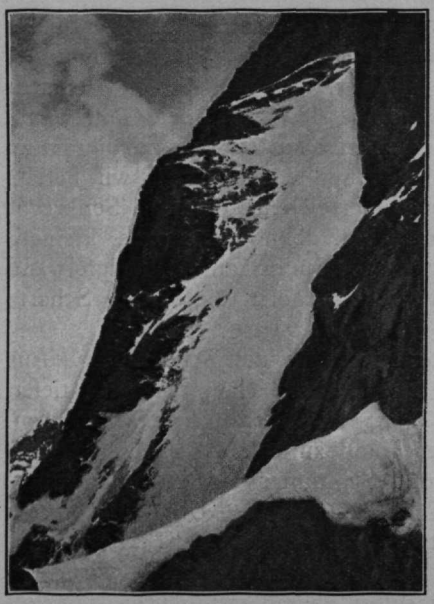
Und doch wußten wir, daß bereits eine Partie oben gestanden war auf dem Schneefelde unter der Gipfelwand. Im Jahre 1888 hatten Donkin und Fox mit zwei Schweizer Führern die Südostkante der Gipfelwand erreicht, und zwar in zehnstündiger Kletterei durch die Felsen der Südostseite, offenbar unter Vermeidung des unteren Schneefeldes.[1]) Näheres über diesen Versuch ist nicht bekannt geworden, denn kurze Zeit nachher sind die vier kühnen Männer auf dem Koschtan Tau verschwunden.

So standen wir also vor einer unbekannten Aufgabe, deren Lösung die Grundlage für das Gelingen des Problems bilden mußte. Über das »Wie« der Lösung zerbrachen wir uns nicht den Kopf, als wir uns auf einem Felszacken über der Scharte zur Rast niederließen. Das eine nur stand fest, daß wir soweit wieder zurücksteigen mußten, bis die Südostwand einen Einstieg bot.

Nach einem Abstiege von etwa 10 Minuten, um 6¾ Uhr, standen wir dort, wo die senkrechte Wand auf einen Felsgürtel geringerer Neigung absetzt. Ein verschneites Band führte uns hier in die Felsen. Bis über die Knie brachen wir durch den weichen Schnee und fühlten als Unterlage Felsplatten oder Eis. Es war eine mehr gefährliche als schwierige Arbeit, bis wir die erste, kolossale Gratstufe des Südgrates an ihrer Basis umgangen hatten.

Wir nahten der engen, steilen Schneegasse, die von der kleinen, bereits erwähnten Scharte des Südgrates sich jäh niedersenkt. Aus der Ferne sieht dieses Couloir wie ein weißer, fast senkrecht durch die Felsen ziehender Faden aus. Er

[1]) Mir ist nicht bekannt, daß noch andere Partien auf der Südseite bis zur Gipfelwand gekommen wären, wie eine Stelle in dem Aufsatze O. Schusters in der »Ö. A.-Z.« vermuten lassen könnte.



Das untere Schneefeld.

war die Leitlinie zur Erreichung der Scharte, wenn wir auch der Steingefahr wegen die Rinne selbst nicht zu betreten wagten. Bisher hatten wir nur schlecht geschichteten[1]) Fels getroffen. Demzufolge erhofften wir an der linken Seitenwand des Couloirs eine günstigere Struktur. Ungemein steil kletterten wir empor, es war ein sicheres und angenehmes, wenn auch nicht leichtes Arbeiten am Fels. An einer Stelle mußte ich die Führung an Schulze abgeben. Es war nicht immer leicht, ein gutes Durchkommen zu finden. Werden diese Felsen auch in der Folge vielleicht nie mehr durchklettert, da ja die Schneerinne bei guten Verhältnissen einen viel rascheren und leichteren Aufstieg bietet, so wäre doch Nachfolgern in zwei Fällen die Benützung der Felsen anzuraten. Wer nämlich den Gipfel nicht an einem Tage ersteigen, also höher oben biwakieren will, hat Zeit genug, um sich als Privatvergnügen die selten schöne Kletterei zu leisten. Liegt aber in vorgerückter Jahreszeit Eis in der Rinne, so erspart die Umgehung in den Felsen zweifellos stundenlange Eisarbeit.

Zuletzt hatten wir noch Bedenken, ob wir die Scharte, die ziemlich weit rechts von uns lag, erreichen könnten. Ein breites Band, ziemlich exponiert, beseitigte auch dieses Bedenken und ließ uns glücklich in der Scharte landen, deren Höhe ich auf ca. 3950 *m* schätze. Zu unserem größten Erstaunen war es bereits 12 Uhr. Die Erkletterung der etwa 300 *m* hohen Wand hatte uns vier Stunden gekostet. Wie im Fluge waren uns diese Stunden vergangen.

Vor uns begann mit einer Steilstufe, bösartig anzusehen, der Südgrat. Links zog eine steile Firnhalde, nicht vollkommen zu übersehen, zum unteren Schneefeld hinunter. Über diese herrlich reine, weiße Fläche hob sich der Blick, bis er hoch oben eine senkrechte, lange, dunkelgefärbte Mauer traf, die Gipfelwand, das gewaltigste Bollwerk des jungfräulichen Berges. Parallel mit dem Südgrat löst sich von der Südwestecke dieser Mauer ein flacher Grat los, der das untere Schneefeld im Westen begrenzt. Auf einem seiner Gratköpfe konnten wir vielleicht am nächsten Tage biwakieren. Die Scharte, auf der wir standen, wäre auch nicht zu verachten gewesen, besonders mit Rücksicht auf einen eventuellen, nächtlichen Wetterumschlag.

Zwei Routen konnten uns zur Gipfelwand emporbringen: Das untere Schneefeld oder der Südgrat. Wir kletterten ein Stück weit über den letzteren hinauf. Nie traf ich ungünstigeren, gefährlicheren Fels. Wir stiegen zurück in der Überzeugung, daß das untere Schneefeld oder dessen westliche Begrenzung einen ungleich besseren Aufstieg bieten müsse.

Damit war der Zweck dieser Rekognoszierungstour erreicht. Wir konnten in unser Lager zurückkehren, um am nächsten Morgen vereint mit den Genossen den Kampf von neuem zu beginnen. Nach langer Debatte beschlossen wir, den Abstieg nicht mehr durch die Felsen zu nehmen, sondern durch das Couloir selbst abzusteigen, ein abgekürztes, aber des Steinfalles wegen sehr gefährliches Verfahren.

[1]) Wenigstens erhielt ich den Eindruck, als sei der Granit des Uschba sekundär geschichtet.

Um 2 Uhr nachmittags verließen wir die Scharte und um 5 Uhr erreichten wir das Lager, freudig begrüßt von unseren Genossen. Sogar Herr Wagner war zum Lager heraufgestiegen, um in hochalpiner Luft mehrtägiger Sommerfrische zu fröhnen, die ihm freilich in der Folge durch die Sorge um unser Heil etwas verbittert wurde.

Wir berichteten den Freunden unseren Erfolg. Erfolg? Nun, ein rascher Weg zur Gipfelwand war gefunden. Leicht und unwesentlich mag dieser Erfolg demjenigen erscheinen, der später nur mehr bekannten Schwierigkeiten begegnete.

Wir hatten viel vorzubereiten für den nächsten Tag, für den Hauptangriff. Ein oder gar zwei Freilager standen uns bevor. Auf Zelte und Schlafsäcke mußten wir verzichten. Scheck schloß sich von der Teilnahme an weiteren Versuchen aus. Er wollte die Zeit zum Photographieren benützen. Nur ungern verzichteten wir auf die Mithilfe dieses sicheren und gewandten Bergsteigers. So waren also nur Rickmers, meine Schwester, Schulze und ich, sowie Muratbi als Träger. Die Aufgabe des folgenden Tages, die Erreichung eines Biwakplatzes unter der Gipfelwand, war nicht allzugroß.

Wieder kündete klarer Himmel prächtiges Wetter, als wir um 3 Uhr 45 Min. früh aufbrachen. Wohl jeden beschäftigte der Gedanke: »Wann werden wir wieder zurückkommen? Wird der Gipfel sich ergeben, seine Geheimnisse enthüllt haben?« Schweigend stiegen wir den hohen Schneehang hinan. Ein großes und reines Gefühl schlich in mein Herz, als die Nacht sich zum Tage wandelte, als frohe Lichtbotschaft siegreich über die Berge zog. Das ist die Stunde zum Beten!

Noch bestrich die Sonne nicht die tiefe Kluft, durch die wir hinanstiegen zur oberen Scharte; die Spuren vom Vortage, sowie der Pickel schafften leichte Bahn. Bereits um 8 Uhr 15 Min. erreichten wir die schmale Einschartung. Von Schulze am Seile gehalten, machte ich den Schneehang gangbar, der teilweise die Verbindung mit dem unteren Schneefeld herstellt. Unter mir lauerten gewaltige Abgründe. Ins Bodenlose schienen sie abzustürzen, kein Haltpunkt bot sich dem ängstlich schielenden Auge, während der Körper beim Stufenschlagen mit dem Gleichgewichte spielte. Sonnenglanz lag über den Bergen im Norden, wo einem Götterthrone gleich der Elbrus ragte. Düster, trotz des vergoldenden Sonnenlichtes, stand ober mir die ungefähr 800 *m* lange Gipfelwand. Endlich erreichte ich einen kurzen Grat, der sich vom Südgrat loslöst und in das untere Schneefeld vorschiebt. Hierauf kehrte ich zur Scharte zurück. Nachdem ich mich mit meinen Gefährten wieder vereinigt hatte, stiegen wir ohne Zwischenfall über die ca. 40 *m* hohe Felskante zum Schneefeld ab. Wir standen knapp ober seinem unteren Ende. Bereits klirrten Eisstücke über die steile Fläche herab, die von der Sonne in der Gipfelwand gelöst wurden. Die flache, westliche Begrenzungskante des Schneefeldes verhieß uns einen sicheren Aufstieg. Eine lange Stufenreihe führte uns quer hinüber. Anfangs war die Neigung der Felsen so gering, daß wir trotz der plattigen Struktur nirgends Hindernisse trafen. Eisfelder gaben mitunter dem



Von der Scharte zum unteren Schneefeld.

Pickel Arbeit. Später wurde die Kletterei schwierig. An einer Stelle wünschte ich insgeheim sehr lebhaft, Schulze hätte die Führung. Nach Westen stürzten Wände ab, die zu den höchsten gehören, die ich kenne.[1])

Bei einer Verflachung des Kammes, kurz ehe er unter dem Schnee verschwindet, beschlossen wir zu bleiben. Es war 12 Uhr 15 Min. geworden. Gerade günstig war der Platz nicht. Nirgends fanden wir ebene Flächen, der Wind konnte ungehindert über die flache Aufwölbung hinstreichen. Die Höhe dürfte etwa 4100 *m* sein. Die Luft war unbewegt, sengende Hitze lastete über dem unheimlich öden Orte. In greifbarer Nähe starrte die Gipfelwand, eine etwa 150 *m* hohe, glatt geschliffene Felsenstirne. Von der Südostkante, deren Anblick vom Tale aus uns am meisten Hoffnung gegeben hatte, war wenig zu sehen. Sollte dort wider Erwarten ein Versuch mißlingen, so blieb nur die Südwestkante. Doch sah diese in ihren oberen Partien ganz hoffnungslos aus. Die Möglichkeit eines Versuches in der uns unsichtbaren Westwand erwogen wir nicht. Daran hatte auch wohl vor uns niemand gedacht.

Träge schlichen die Stunden hin. Muratbi hatte in der Nähe Wasser entdeckt, meine Schwester, die spätere Besitzerin des Berges, hatten wir zur »Uschbaköchin« ernannt. Schulze erstieg den letzten Zacken unseres Grates und errichtete ein Steinmanndl, das wir seiner vogelähnlichen Gestalt wegen den »Falken« tauften. Später säuberte ich gemeinsam mit ihm eine große, geneigte Felsplatte vom auflagernden Eis. Mit Rebschnur und Mauerhaken wurde ein Geländer hergestellt — der Schlafplatz war fertig.

Eine wirklich frohe Stimmung konnte nicht aufkommen. Fast hatten wir keinen Blick für die wundersame Schönheit der Aussicht: Im Süden die Lailakette, in helles Sonnenlicht getaucht, »schwimmend in Äther«, wie Herr Rickmers sagte. Im Nordwesten Dongusorun und Elbrus, in funkelnde Gewänder von Eis und Schnee gehüllt. In ungeheurer Tiefe sonnenfroh und friedlich das Tal — ein trautes Märchen —, ober uns, gleich einer düsteren Sage aus grauer Titanenzeit, die finstere Mauer, die uns den Gipfel verbarg.

Die Sonne sank tiefer. Ein kühler Luftzug kündete den Abend. Leuchtende Nebelwölkchen zogen um den Berg. Wir blickten gegen Sonnenuntergang. Weit, weit da außen lag die Heimat. Unsere Gedanken gehörten ihr. Ich dachte an den liebsten Freund meiner Kindheit. Am nächsten Morgen jährte sich zum zehnten Male die Stunde, in der er in den Bergen verblichen war.

Es wurde empfindlich kalt. Muratbi hüllte sich in seine Burka, wir legten uns auf die Felsplatte, versicherten uns mit dem Seile und deckten uns zu. Ich lag mit dem Gesicht gegen Westen und sah zu, wie das Leuchten am Himmel verblich. Allmählich erloschen auch die rosigen Farben hoch ziehender Wölkchen. Aus tausenden klarer Sternenaugen blickte später der Himmel auf uns nieder. Ein tiefer, heiliger Friede lag über dem Hochgebirge. Über der Erde schienen wir zu liegen.

Wohl niemand konnte der Kälte wegen rechten Schlaf finden. Da wir auf unserer Unterlage immer tiefer rutschten, erhob sich einer nach dem anderen und kauerte sich in irgend einer Nische nieder. Gegen Morgen schlief ich ein, wurde aber bald durch meine Schwester geweckt, die schon den Tee bereitet hatte. Hastig tranken wir ein paar Tassen, worauf wir die Steigeisen anschnallten. Denn sofort begann die Stufenarbeit schräg über das Schneefeld aufwärts zur Südostkante des Berges.

[1]) Bei Vereisung des unteren Schneefeldes ist jedenfalls dieser Aufstieg über die Felsen bei weitem vorzuziehen.

Mit Vergnügen nahm ich die Stufenarbeit auf mich, als wir um 4½ Uhr aufbrachen. Die Arbeit wärmte die Glieder und bannte die Schläfrigkeit. Obwohl ich rasch schlug, dauerte es eine Stunde, bis wir den Südgrat erreicht hatten. Die Sonne war aufgegangen. Brüchige Schrofen waren noch zu überwinden. Dann standen wir auf einem kurzen Firngrate, auf den in gewaltiger Neigung die Südostkante absetzt.

Jetzt war die Zeit für Schulze gekommen. Er wählte mich als Begleiter. Die andern mußten warten, bis wir eine Durchstiegsmöglichkeit gefunden hatten. Rasch erkletterten wir eine hohe, nicht allzuschwere Wandstufe. Die nächsten drei Stunden wurden ausgefüllt durch Experimente der schwierigsten und gefährlichsten Art, durch Versuche in glatten, oft vereisten Felsen bei denkbar großer Exposition. Aber hier war selbst Schulzes eminente Kletterkunst machtlos. Kurz nur mehr war die Strecke, die uns vom rettenden Gelände trennte, aber sie war unüberwindlich. Wir mußten zurück zu den Gefährten. Der Sturm war abgeschlagen, gescheitert auf der Linie, die noch am meisten Erfolg verheißen hatte.



Der Uschba von Südosten (vom Gul-Tau, ca. 3200 m). Anstiegsskizze.

Wir waren geschlagen, aber nicht entmutigt. »Zur Südwestecke!« war jetzt die Losung. Ihre Erreichung war keine kleine Arbeit. Knapp unter der Gipfelwand mußten wir das untere Schneefeld in seiner ganzen Breite queren. Schulze und ich teilten uns in die langwierige Stufenarbeit. Besonders das letzte Stück, wo auf einem langen Felsbande Eisschollen scheinbar locker aufsaßen, war gefährlich und erforderte mühsames und vorsichtiges Stufenhauen, eine schwierige Aufgabe, die Schulze aufs beste löste. Gegen Ende des Bandes zu wurde der Fels über uns rotgefärbt und brüchig. Ehe wir die Ecke erreichten, ließen wir uns auf dem breiten, schuttbedeckten Bande zur Rast nieder. Es war 12 Uhr mittags. Der Rastplatz war schön. Über den Begriff »Exposition« ist man sich offenbar selbst in Alpinisten

kreisen nicht einig. In einem Aufsatz in der »Österr. Alpen-Zeitung« Nr. 645 wurde diese bereits von uns »Rote Ecke« genannte Stelle als die exponierteste am Uschba bezeichnet. Uns schien sie wie geschaffen zu einer Rast. Was ist nun eigentlich exponiert?

Ich seilte mich los und stieg voraus um die Ecke. Hier sah ich etwas Verblüffendes, was vor mir wohl noch niemand am Uschba gesehen hatte.

Ich stand auf einem Schneefeld in der Westwand, das sich hoch hinaufzog und oben durch einen verhältnismäßig niedrigen Wandgürtel geschlossen war. Dieser war an der Südostkante sicher nicht höher als 60 *m*, während er gegen links rasch an Höhe zunahm. War diese Wand ersteiglich, so war der Sieg gewiß. Wohl schien die Wand glatt wie eine Mauer, besonders an ihrer niedrigsten Stelle; dennoch sah sie besser aus als die Felsen, die sich an der Südostkante entgegengestellt hatten. Eilig kamen meine Gefährten herbei. Schulze und ich begannen sofort den Aufstieg, die andern sollten erst nachkommen, wenn ein Durchstieg sich als möglich erwies.

Mühsam wühlten wir uns durch den erweichten Schnee aufwärts, der Südwestkante zu. Warme Nebel zogen um den Gipfel. Langes, vergebliches Bemühen, die Wand an ihrer niedrigsten Stelle zu erklimmen! Um 2½ Uhr scheiterte der letzte Versuch an der Kante. So trefflich disponiert wir auch an diesem Tage waren, so machte sich doch bereits Ermüdung geltend. In etwas gedrückter Stimmung querten wir über Schnee unter der Südwestwand hin. Ober uns waren zwischen Überhängen seichte Kamine eingerissen. Schulze war für einen letzten Versuch, ich für den Abstieg; da uns aber ein zweites Biwak doch nie erspart geblieben wäre, ließ ich mich von meinem kühnen Gefährten leicht überreden.

Schulze übernahm nun endgültig die Führung. Wenn ein Mann diesen Felsen gewachsen war, so war es Schulze. Die erste Wandstufe ergab sich leicht. Nur rieselte überall Schmelzwasser über die Platten. Schulze verschwand um eine Ecke, aber bald drang sein Ruf zu mir: »Es geht fast sicher!« Ich konnte mich gut mit ihm unterhalten. Wir beschlossen, jetzt die Gefährten nachkommen zu lassen, wenn wir auch wegen Zeitmangel nur mehr Rickmers an das Seil nehmen konnten. Meine Schwester mußte eben verzichten. Mochte der alpine Ehrgeiz, die Zeit auch noch so drängen, dem Genossen mußten wir die Treue halten. Über eine Stunde verfloß, bis Rickmers bei mir stand. Nebel legten sich fest an die Felsen und nahmen uns den Blick in die Tiefe. Schwarze Wolken standen im Westen, um uns starrten dunkle, nasse Wände.

Ich kletterte um die Ecke und sah einen senkrechten Kamin vor mir. Seine Erkletterung war nicht gefährlich, aber außerordentlich schwierig, und nur meiner guten Disposition hatte ich es zu verdanken, daß ich weder an dieser noch an den folgenden Stellen einer direkten Seilhilfe durch Schulze bedurfte. Ein zweiter, dem ersten ganz ähnlicher Riß folgte.[1]) Schulze kauerte oben unter einem kolossalen Überhange, der den Kamin von seiner Fortsetzung trennte. Ein paar Meter gegen links schien der Überhang erkletterbar. Der einzige, wirklich gute Griff war unzuverlässig. Selbst unsicher stehend, unterstützte ich Schulze nach bestem Können. Wir sprachen nicht viel dabei, durchdrungen von dem gewaltigen Ernste der Lage. Rickmers folgte, ich stieg hinauf zu Schulze, der wiederum nur schlechten Stand gefunden hatte. Unter dem Überhang hatte mich das Schmelzwasser bis auf die Haut durchnäßt. Das folgende Stück war leichter. Der Kamin

[1]) An diesen Kaminen mußte ich beim Abstieg das Seil hängen lassen, das dann von den Nachfolgern benützt wurde. Aus Dr. O. Schusters Schilderung geht aber nicht hervor, wie ungewöhnlich schwer diese Kamine sind. Ich mache auf diesen Umstand aufmerksam, weil das Seil jetzt nicht mehr oben hängt.

erweiterte sich rinnenartig, ein großer Block stand in seiner Sohle vor und bot zum ersten Male einen halbwegs guten Stand. Eine seichte, absolut glatte Verschneidung, 8—10 *m* hoch, führte hinauf zum Grat, der das Ende der Schwierigkeiten bedeutet hätte.

Schulze greift die Verschneidung an. Schon ist er in halber Höhe. Aber trotz der größten Anstrengungen erreicht er keinen Griff mehr. Er will zurück — es geht nicht. Ich klettere ein Stück hinauf und unterstütze den gefährdeten Genossen. Das ist hart am Verderben vorbei gewesen. Keiner spricht von Umkehr. Es ist bereits 5 Uhr nachmittags. Über die Wand zur Linken, über die später Schulze den Aufstieg erzwang, fließt Wasser in Menge. Erst wenn die Umgehung nach rechts mißlingt, wollen wir links mit Mauerhaken probieren. Rechts zieht ein schmales Band in die senkrechte Wand hinaus. Eine vorspringende Kante verbirgt offenbar einen seichten Riß. Schulze traversiert hinaus, ich steige auf den Block hinauf. Dann werfen wir das Seil mit vieler Mühe über einen glatten, in der Wand vorspringenden Felskopf — eine sehr problematische Sicherung.

Schulze entschwindet meinen Blicken.

Plötzlich pendelt ein Körper aus der Wand heraus und verschwindet im nächsten Momente in der Tiefe. Schulze ist gestürzt, hängt bewußtlos am Seile, 12 *m* unter mir. Der Angriff ist abgeschlagen. Noch heute scheint es mir wie ein Wunder, daß mich der ungeheure Ruck nicht mit herabgerissen hat. Dann wäre das Schicksal dreier Bergsteiger besiegelt gewesen.

Ich will die Situation, in der wir uns befanden, nicht beschreiben. Ich könnte in falschen Verdacht kommen, wie mir dies bereits einmal früher passiert ist. Nur das eine sage ich: der Transport unseres Genossen durch die Gipfelwand war bei weitem das Schwerste und Gefährlichste, was ich je in den Bergen vollbrachte. Überdies blieb an der schwersten Stelle beim Abseilen das lange Seil hängen; das zweite war bereits durchschnitten. Eine ca. 35 *m* lange Rebschnur mußte uns über die nassen Felsen hinabhelfen. Meine rechte Hand war verletzt und schmerzte empfindlich. Unter den schwersten Stellen war ich mit meiner Kraft zu Ende. Durch die letzten Felsen seilte Herr Rickmers allein den Verunglückten ab. Ich ließ mich mit der Rebschnur direkt über einen Überhang herab und landete auf den Schultern Muratbis. Dieser und meine Schwester waren im Schrecken über das wilde Geschrei ober ihnen bis zum Einstieg geeilt. Unter der Gipfelwand kam Schulze soweit zu sich, daß er wieder gehen konnte. Es war 8 Uhr abends. Blutroter Schein flammte durch das wild schäumende Wolkenmeer im Westen, pechschwarzes Gewölk zog über den Maseri auf uns zu, nur erhellt vom grellen Licht der Blitze. Ferner Donner klagte durch die Luft. So standen wir nach fast sechszehnstündiger, ununterbrochener Arbeit wieder unter der Gipfelwand, geschlagen, besiegt. Wohl hatten wir den einzig möglichen Anstieg von Süden gefunden, wohl hatten wir dem wahrhaft furchtbaren Berge sein Geheimnis entrissen. Wenige Meter nur mehr hatten uns vom Ende der Schwierigkeiten, vom oberen Schneefelde getrennt, aber ein Zufall hatte uns um den Lohn so großer Gefahren gebracht. Und doch durften wir von Glück sagen, daß wir nicht 1800 *m* tiefer auf dem Uschbagletscher unten lagen.

Und Glück begleitete auch unseren weiteren Abstieg. Bei fast vollständiger Dunkelheit und dichtem Nebel passierten wir die »Rote Ecke«, führten wir den langen, gefährlichen Quergang aus. In Strömen rannen die Schmelzwasser auf uns nieder. Fast ununterbrochen leuchteten Blitze. Es war ein unheimlicher Rückzug. Endlich konnten wir von der Gipfelwand abbiegen und gerade über das Schneefeld absteigen, dem Biwak zu. Ich hielt die Spitze, Muratbi ging hinter mir. Er hatte eigentlich die Führung und heute noch muß ich den Spürsinn dieses

Hochgebirgsjägers bewundern. Allzulange schon dünkte mir der Abstieg. Da erschien plötzlich vor uns im Nebel eine gespenstische, dunkle Figur. Zuerst stutzte ich, dann aber rief ich erfreut: »Der Falke.« Es war der Steinmann, den Schulze am Vortage erbaut hatte.

Nach 9 Uhr erreichten wir den Platz, von dem wir 17 Stunden früher voll froher Zuversicht aufgebrochen waren. Schulze und ich hüllten uns sofort in Mäntel und legten uns nieder. Meine Schwester kochte noch mit vieler Mühe Tee und nahm sich vor allem unseres verwundeten Freundes an, der uns wieder mehr Sorge machte. Denn seine Reden klangen nicht immer zusammenhängend. Später verzogen die Wolken, es wurde klar, aber auch bitterkalt. Da wir alle durchnäßt waren, froren wir jämmerlich. Aus scheinbar unergründlicher Tiefe herauf leuchtete ein Feuer. Fromme Wünsche regten sich in uns.

Verhältnismäßig gut überstanden wir alle die Nacht. Um 5 Uhr morgens, nach Sonnenaufgang, verließen wir den für uns so denkwürdigen Platz. Ohne Unfall ging der Abstieg vor sich. Ich staunte über Schulzes Willenskraft, die siegreich jeden Schwächeanfall bezwang. Auf dem Gletscher nahmen uns Herr Wagner und Scheck in Empfang. Während wir zum Lager wanderten, erzählten wir den Genossen den Verlauf der Tour. War es ein Erfolg oder ein Mißerfolg? Das mögen diejenigen entscheiden, die in Zukunft sich dem Uschba nahen. Wenn aber jemand gönnerhaft von der »sehr beträchtlichen« Höhe spricht, die wir am Uschba erreicht hätten, der hat keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die die Uschba-Südseite ihren ersten Bewerbern bot. Wir haben mit einem unbekannten Gegner gekämpft.

Nach 12 Uhr mittags erreichten wir das Lager nach fast sechzigstündiger Abwesenheit. 3½ Tage hatten Schulze und ich, mit Ausnahme der ersten Nacht, am Uschba zugebracht. Es war kein Wunder, daß wir müde waren. Scheck, ein Tausendkünstler, behandelte die Kopfwunde seines Freundes fachkundig und sorgfältig, wenn auch nicht schmerzlos. Von Gul herauf waren hübsche Mädchen gekommen, um im Auftrage des Fürsten Dadeschkeliani meine Schwester zu bedienen. Daß ein weibliches Wesen zwei Nächte da oben am Uschba gewesen sei, schien ihnen fast unglaublich und sie behandelten meine Schwester wie ein seltsames Naturwunder. Leider schenkten sie uns männlichen Mitgliedern der Expedition nicht die gleiche, besser gesagt, gar keine Aufmerksamkeit. Mehr ärgerte mich meine rechte Hand, deren Finger ich kaum mehr bewegen konnte, so daß selbst das Essen eine saure Arbeit war.

Unser Zustand, sowie das Wetter trieben uns ins Tal. Aus mehreren Gründen konnte ich dann bei der mehrere Tage später unternommenen Besteigung des Uschba nicht mehr mitwirken. Wohl ging es mir anfangs nahe, daß mir die Frucht so großer Anstrengungen entging. Es schmerzte nicht lange. Groß und gewaltig wie aus einem Gusse stehen die Stunden am Uschba in meiner Erinnerung, in die kein Mißton fällt. Neidlos erfreute ich mich an dem großen Erfolge meines glücklicheren Gefährten Schulze, mit dem ich so viel schöne, aber auch manch todesgefährliche Stunde in den Wänden des Berges erlebt habe, des Berges, den die Swaneten selbst den »Fürchterlichen« nennen. Damit will ich Abschied nehmen von dem stolzen Berge im fernen Kaukasus, den ich vielleicht nie mehr sehen werde, dessen Name mir aber noch im späten Alter ein Gruß sein wird an eine herrliche Zeit. —

Die erste Ersteigung des Uschba.

A. Schulze. »War es ein Erfolg oder ein Mißerfolg?« den wir bei unserem Versuche gehabt. Freund Ficker wirft diese Frage auf und überläßt das Urteil

unseren Nachfolgern. Ich glaube diese Frage heute beantworten zu können. Es war ein Erfolg, ein schöner Erfolg! Wohl war ein neuer Ansturm auf die plattengepanzerte Feste abgeschlagen, aber er unterscheidet sich von den vielen vorgehenden dadurch, daß wir den Schlüssel zur Ersteigung gefunden. Wie manche Niederlage im Völkerkampf von Bedeutung war, indem sie aufklärend wirkte, so messe ich dem abgeschlagenen Versuche mehr Verdienst zu als der eigentlichen Ersteigung.

Ich glaube dies begründen zu können in den Gefühlen, welche sich mir aufdrängten, als wir einige Tage später wieder hinaufzogen zum Gulgletscher, einen erneuten Angriff zu wagen. Nicht mehr beschäftigte mich die Frage wie beim ersten Mal: »Wird es gehen?« sondern: »Wie wird es gehen?« Die Anstiegslinie war gefunden, das Geheimnis des Bergriesen war gelöst. Er hatte seine Schrecken verloren, nur Jupiter Pluvius konnte den endgültigen Sieg noch verzögern.

Und in der Tat, der grimme Regengott schien sich mit dem trotzigen Gesellen verbündet zu haben. Als wir am 26. Juli nachts um 2 Uhr aus dem Zelt schauten, fuhr uns ein feuchter Regenwind um die Ohren und trieb dunkle Schwaden über den im Mondlicht matt schimmernden Kamm der Lailakette. Über uns strahlte sternenklarer Himmel. Da hieß es ruhig abwarten, bei zweifelhaftem Wetter ist nichts zu wollen. Ich glaube, ich war der einzige, der weiterschlief. Wußte ich doch genau, daß wir das obere Biwak auch noch, wenn wir später aufbrachen, erreichen konnten. Dies war für heute unser Ziel, und die meisten lawinengefährlichen Stellen lassen sich ja umgehen, wenn auch mit bedeutend größerem Zeitaufwand. Bei meinen Begleitern war die Spannung eine viel größere, mußten sie sich doch lediglich auf meine Aussagen verlassen.

Doch es ist an der Zeit, daß ich dem verehrlichen Leser meine heutigen Berggenossen vorstelle. Es sind dies die vier Doktoren Helbling, Reichert, Schuster und Weber. Als ich nach Betscho zurückgekehrt war, hörte ich von ihrem Plane, ihrerseits den Uschba anzupacken; da lag Gefahr im Verzug. Wo sich vier so bekannte Alpinisten vereinigten, da mußte etwas herauskommen. Kurz entschlossen nahm ich an der Partie teil. Mein Schädel mußte parieren; ich hatte mir geschworen, den Uschba-Südgipfel als Erster zu betreten.

Nur kurzer Schlaf war mir noch gegönnt, nach kaum 3/4 Stunden wurde ich geweckt. Um 3 Uhr brechen wir auf. Ein sternenfunkelnder, dunkelblauer Himmel wölbt sich über den fünf Menschlein, die schweigend hinaufwandern, ergriffen von der bedrückenden Ruhe, der Stimmung vor Sonnenaufgang. Der Gletscher nimmt sie auf. — Was ist der Mensch gegenüber diesen Dimensionen! Da kommt der große Moment, den wir so oft erlebt und den der frühe Bergwanderer immer wieder erwartet mit tiefer Sehnsucht — der Sieg des Tages über die Nacht, der Triumph des bewußten Lebens über den Traum. Eine tiefe Andacht senkt sich da in die Herzen, eine wilde Lebensfreude erfaßt den Menschen. Hinauf, in die Höhe! — Hinauf! Auf den Bergen wohnt das Licht, und Licht ist Leben.

Wir betreten den Schneehang. Die Verhältnisse sind ausgezeichnet, die noch gut erhaltenen Stufen ermöglichen ein rasches Fortkommen, vor allem im engen Couloir. Um 7 Uhr stehen wir in der kleinen Scharte; bis 8 Uhr halten wir uns auf, haben wir doch noch nichts genossen! Kurz vor 10 Uhr gelangen wir zum Biwakplatz. Niemand denkt mehr daran, hier zu übernachten. Weiter hinauf zum Gipfel, es ist ja schließlich einerlei, wo wir die Nacht zubringen. Da, wo die Platten im Eis verschwinden, steht der »Falke« und weckt Erinnerungen an die scheußlichste Nacht, die ich je verbracht. Von hier ab nehmen wir Richtung gegen die »Rote Ecke«, um das gefährliche Queren auf dem Bande der Gipfelwand zu vermeiden. Unermüdlich arbeitet der Pickel, klirrend tanzen die Eisschollen hinunter über den steilen Hang und verschwinden lautlos kurz unterhalb bei der

dunklen Linie. Da droht das Verderben, ein 1000 *m* hoher Wandabbruch und über uns blitzen aus engem Kamin riesige Eiszapfen. Ängstlich wendet sich das Auge hinauf. Wenn sich einer löst?!

Um 10 Uhr 10 Min. erreichen wir die »Rote Ecke«. Das Firnfeld in der Westwand sieht heute ganz anders aus. Nur noch eine dünne, lockere Schneeschicht deckt die blaue Eisfläche, die teilweise glänzend zutage tritt. Um 11 Uhr 10 Min. packen wir die Gipfelfelsen an. Trotz der hängengebliebenen Seile brauchen wir drei Stunden bis zur Unfallstelle.

Was ich mir nun dachte, als ich an der Stelle stand, die mir und meinen damaligen Gefährten beinahe das Leben gekostet? Nun, ich freute mich, daß die Geschichte so gut abgelaufen und bewunderte die Leistung meiner Gefährten, welche mich in bewußtlosem Zustande über diese Wand herunterbrachten. Im übrigen versuche ich die Verschneidung, ich kann wohl sagen, völlig unbeeinflußt. Ich bin vorzüglich disponiert, aber alle Versuche scheitern an der glatten Platte. Es muß also links gehen. Nur ungern verlasse ich den verhältnismäßig sicheren Winkel der Rinne und steige in die schauerlich abstürzende Wand hinaus. Ich kenne wenig Stellen, die so furchtbar ausgesetzt sind als diese. Nach 100 *m* gleitet der Blick für ein kurzes Stück über die steile Eishalde, die wir vorhin heraufgekommen; dann kommt Luft, 1500 *m* tiefer breitet sich das weiße Leichentuch des Uschbagletschers. Ich quere zuerst ungefähr 3 *m* und sehe mich ratlos um, es geht nicht mehr weiter. Etwa 3 *m* tiefer befindet sich ein kleiner Vorsprung, von diesem aus könnte ich weiter in die Wand hinaus. Nach vieler Mühe gelingt es mir, einen Mauerhaken einzutreiben und mich zu diesem Standpunkt abzuseilen. Schräg nach links emporkletternd gelange ich unter einen starken Überhang. Ist es nun möglich, nach rechts zum oberen Ende der Verschneidung einen Durchstieg zu erzwingen, so ist uns der Sieg sicher. Diese Überlegung spornt alle meine Kräfte an. Zur größeren Sicherheit treibe ich einen zweiten Mauerhaken ein.

Endlich stehe ich oben, keuchend vor allzugroßer Anstrengung. Es ist geglückt, doch mir ist diese Stelle als die schwierigste und gefährlichste, die ich je gemacht, in Erinnerung geblieben. Die anderen folgen direkt über die Platte. Trotzdem wir uns sehr beeilten, erforderte dieses kurze Stück, die 8 *m* hohe Verschneidung, reichlich 2 Stunden. Nun ist es gewonnen! An der Stelle, wo wir uns befinden, verflacht sich die Rinne ganz bedeutend und ist tief eingerissen. Wegen der starken Vereisung verlassen wir sie nach einigen Metern und steigen nach rechts über eine steile, aber gut gestufte, 20 *m* hohe Wand aus. Sie führt uns auf die Südwestkante, die sich eine Seillänge höher im Gipfelfirn verliert. Es ist 7 Uhr abends. Sobald die Schwierigkeiten vorüber, der Erfolg sicher, macht sich auch die bedeutende Anstrengung geltend. Träge stapfen wir den hart gefrorenen Firn empor, der in mäßiger Steigung zum Gipfelgrat führt. Unschwierig, wenn auch teilweise ziemlich schmal, führt er uns rasch weiter, nur der lockere Schnee erfordert teilweise große Vorsicht.

Nach siebzehnstündigem, angestrengtem Aufstieg betreten wir um 8 Uhr den Scheitel des vielumworbenen Gipfels, die Schatten der Nacht senken sich bereits herab. Da gibt es kein Verweilen, wir müssen trachten, noch einen geeigneten Biwakplatz zu finden. Während wir absteigen, tauchen in der Umgebung Nebel auf; wir achten nicht darauf. Da, als wir gerade die Stelle erreichen, wo wir den Grat verlassen müssen, fallen plötzlich Nebel ein und zu gleicher Zeit beginnen die Pickel eine unheimliche Musik. Wir stecken mitten in einem Hochgewitter. Fragend sehen wir uns an. Auf jeder Spitze, an jedem Härchen tauchen kleine, blaue Flämmchen auf, verschwinden wieder, spielen, hüpfen. Das Seil bildet eine fortlaufende Kette von

blauen, flackernden Lichtern. Ein eigentümliches Prickeln reizt die Haut. Wir stehen noch gebannt von dem herrlichen Schauspiel, da bringt uns ein greller Blitz zur Besinnung. Die Pickel fliegen in den Schnee. Doch nein, diese brauchen wir, wollen wir rasch fortkommen. Wir raffen sie wieder auf und eilen, so rasch es geht, den hart gefrorenen Seitenhang hinunter. Nur weg vom Grat, wohin ist einstweilen einerlei. Dort sind Felsen, vielleicht finden wir eine Randkluft. Es ist nichts! Kurze Zeit sitzen wir enggedrängt unter den Felsen im kalten Schnee; dann treibt uns wieder der scharfe Wind weiter. Es ist bereits völlig dunkel, am nächstbesten Platz müssen wir bleiben. Vor die Notwendigkeit gestellt, ist die Wahl nicht schwer. Eine steile Mulde gewährt uns wenigstens Schutz vor dem scharfen Wind. Helbling, Reichert und Weber verbringen die Nacht, an einen Felsen gelehnt im steilen Schnee stehend; Schuster und ich haben eine kleine, vereiste Rippe entdeckt, an der wir uns notdürftig hinkauern können. So verbringen wir lange, lange Stunden. Die Nacht ist bitterkalt und zähneklappernd erwarten wir den Morgen.

Als wir am nächsten Tage zu Tal steigen, ist alle Unbill der Nacht vergessen. Der Uschba ist gefallen, Siegesglück schwellt die Brust, stolz ziehen wir in Betscho ein.

Betrachten wir nun die Ersteigungsgeschichte unseres Berges, so fragen wir uns unwillkürlich, woher es kommt, daß er erst so spät erstiegen wurde. Der erste Versuch wurde im Jahre 1887 unternommen, bis zu seiner Ersteigung hat er gegen 20 Angriffe siegreich abgeschlagen und wir sehen unter seinen Bewerbern Namen, die auch in der alpinen Literatur einen guten Klang haben. Vor allem sehen wir da eine Reihe von bekannten Schweizer und Tiroler Führern, aber gerade dieser Umstand scheint mir ein mitsprechender Faktor. Es waren fast ausnahmslos Führer aus Gletschergebieten und in ihrer Scheu vor Felsen glaube ich den hauptsächlichsten Grund der vielen Mißerfolge zu erblicken. Auch die übertriebene Furcht vor Freilagern scheint mir da mitzuspielen, aber diese sind eben in solchen Gebieten nicht zu vermeiden. Das ist aber gerade ein anziehendes Moment, warum wir unsere hüttenbesäten Alpen verlassen und hinausziehen in fremde Gebirge — in die Ursprünglichkeit.

Die erste Überschreitung des Uschba.

Dr. G. Leuchs. Es war im Dezember 1902, als in dem ob seines trefflichen Stoffes weltbekannten Mathäserbräu in München bei gemütlichem Abendschoppen der Beschluß gefaßt wurde, im Sommer eine Reise in das kaukasische Hochgebirge zu unternehmen. Hauptzweck derselben sollte sein die Besteigung des noch jungfräulichen Uschba-Südgipfels. Hans Pfann war eben aus dem Tianschangebirge in Zentralasien, wohin er Merzbacher begleitet hatte, zurückgekehrt und vermochte uns keine so abschreckende Schilderung von den Schwierigkeiten des Reisens in den unzivilisierten Landgebieten des Zarenreiches zu geben, daß unsere Lust, fremde Völker, Länder und Berge zu sehen, gezähmt worden wäre. Pfann und ich hatten bereits in mehreren Sommern die Berge der Walliser Alpen, der Montblancgruppe und des Dauphiné durchstreift, und Ludwig Distel, der nur in den Ostalpen Eistouren ausgeführt hatte, hatte sich durch eine große Zahl von Wintertouren und winterlichen Klettertouren — lange vor den Zeiten allgemeiner Skibegeisterung — außerordentliche Übung in jeder Art von Eis- und Schneeterrain erworben. So glaubten wir uns befähigt und berechtigt, uns an einem Unternehmen zu versuchen, das schon eine Reihe der besten Schweizer und Tiroler Führer hatte scheitern lassen.

Im April des vergangenen Jahres erfuhren wir, daß Herr Rickmers seinen Plan, eine größere Zahl deutscher Alpinisten in den Kaukasus zu führen, im Jahre 1904 ausführen wolle; im Mai erhielten wir die Kunde, daß dies schon 1903 geschehen

solle, und im Juni, daß sich im letzten Moment auch unsere beiden Freunde Scheck und Schulze angeschlossen hätten. Wir waren zunächst keineswegs erfreut über diese Konkurrenz; es war ja zweifelsohne, daß auch die Expedition Rickmers die Besteigung des Uschba im Sinne hatte; und wie sollten wir einer Gesellschaft so hervorragender Bergsteiger, welche uns gegenüber mancherlei Vorteile (Möglichkeit einer früheren Abreise, die reiseerfahrene und landeskundige Führung des Herrn Rickmers, sowie dessen durch mehrere Versuche gewonnene Kenntnis des Uschba etc.) voraus hatte, den Rang ablaufen? Doch gaben wir aus mehreren Gründen unsere Sache keineswegs verloren.

Ähnlich wie einst beim Matterhorn der Alpen, trat auch beim Matterhorn des Kaukasus der Wettbewerb offenkundig zutage. Darauf möchte ich hinweisen, weil es noch immer Kreise gibt, welche die Hochtouristik absolut reinwaschen wollen von den Begriffen »Ehrgeiz und Wettbewerb«. Wer die Geschichte des Alpinismus mit einiger Skepsis verfolgt, muß doch erkennen, daß diese beiden Momente in der fortschreitenden Erschließung und schließlich sportlichen Detaildurchforschung des Hochgebirges eine ganz hervorragende Rolle spielen. Große Taten erfordern große, leidenschaftliche Motive. Wenn man sieht, wie einer den andern in touristischen Leistungen übertrumpfte und zu übertrumpfen suchte, wie auch heutigentags einer es dem andern nachzumachen oder ihn zu übertreffen strebt, wie Vereine, Städte, Länder und Nationen miteinander verglichen werden in Bezug auf die höchsten und zahlreichsten Erfolge, da kann doch der Wettbewerb und dessen hauptsächlichste Wurzel, der Ehrgeiz, nicht geleugnet werden. Und haben wir es denn nötig, solche Vogelstraußpolitik zu treiben? Ist denn der Drang, sich auszuzeichnen, nicht etwas, was die meisten Menschen, soweit sie der Not um das tägliche Brot einigermaßen enthoben sind, bewegt? Beruht nicht ein großer Teil aller Fortschritte, welche die Menschheit gemacht hat, die meisten Taten, welche wir in der Geschichte als groß bewundern, auf diesen und den verwandten Motiven? Der alpine Ehrgeiz ist eine durchaus gesunde Erscheinung, und Deutschland möge sich glücklich schätzen, daß seiner Jugend diejenigen Naturtriebe erhalten sind, welche die gesunde Fortentwicklung eines Volkes gewährleisten.

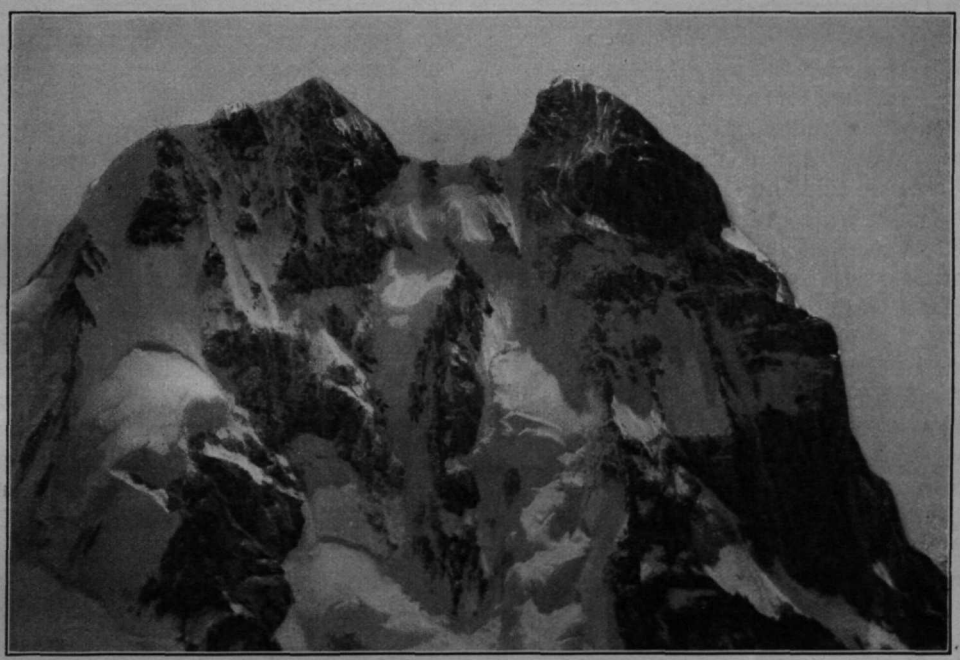
Die anderen Triebfedern des Bergsteigens fallen damit, auch für den Firstclimber, durchaus nicht weg. Wäre die Lust an gesunder, abwechslungsreicher Bewegung, an Übung der Kräfte, auch der geistigen und moralischen, der Drang nach Naturerkenntnis, der Sinn für die Schönheit und Großartigkeit der Natur, für Pflanze, Tier und Stein, die Freude an lieblichen Auen, dem saftigen Hochwald, rauschenden Bächen und spiegelnden Seen, die Begeisterung für die wilde Pracht des Hochgebirges, der Hang zum Romantischen und Abenteuerlichen, wären diese Motive nicht vorhanden, das Sportbedürfnis (Freude am Kampf gegen die Naturkräfte und am Sieg über dieselben)[1]) und der meines Erachtens untrennbar mit diesem verbundene Ehrgeiz würden sich ganz sicher nicht die Berge zum Tummelplatz wählen. Doch bestehen gewiß große individuelle und zeitliche Verschiedenheiten bezüglich des Grades, in welchem die einzelnen Beweggründe beteiligt sind.

Nichts gemein hat natürlich dieser Ehrgeiz mit reklamehaftem Auftreten, Renommiersucht und Überhebung. Verächtlich erscheint, wer durch Vordrängen oder gar durch unlautere Mittel mehr Ehre zu erschleichen sucht, als seine Leistung verdient; gefährlich ist der Leichtsinn, der durch Mißachtung wohlerprobter Erfahrungen Vorteil gewinnen möchte. Gegen solche Auswüchse mit Wort und Schrift Front zu machen, Ordnung, Zucht und Anstand aufrechtzuerhalten, haben

[1]) Siehe Eckart, Mitt. d. D. u. Ö. A.-V. 1903, S. 81

mit Recht hochtouristische Kreise und Verbände als ihre Aufgabe erkannt. Daß es möglich ist, einen Wettkampf selbst um hohe Ziele in durchaus freundschaftlichen Formen auszutragen, dafür darf ich vielleicht das gegenseitige Verhältnis unserer Expedition und der des Herrn Rickmers als Beweis anführen.

Unsere ursprüngliche Absicht, so schnell als möglich von unserem Ausgangspunkt Pjatigorsk im Norden des zentralen Kaukasus in das Gebirge und über den Hauptkamm zu dem südlich vorgeschobenen Uschba vorzudringen, gaben wir, an Ort und Stelle angelangt, alsobald auf. Der Vorsprung von zehn Tagen, welchen die andere Expedition hatte, war doch zu groß — tatsächlich hätten wir, günstige Verhältnisse vorausgesetzt, an dem gleichen Tage unseren ersten ernstlichen Versuch machen können, an welchem Schulze und Genossen den Gipfel erreichten; wir



Uschba-Westwand (vom Schechilditau aus).

hofften überdies, daß es für eine Besteigung des Uschba noch zu früh in der Jahreszeit sei. Zweitens hielten wir es für besser, ein Zusammentreffen mit unseren Freunden auf der Südseite, solange dieselben sich noch um den Uschba bewarben, zu vermeiden, und drittens brachten wir es nicht über uns, an dem gewaltigsten und höchsten Berg des Kaukasus, dem Elbrus (5629 *m*) vorüberzugehen. Beim Aufstieg zu diesem (nur meine Gefährten erreichten den Gipfel) sahen wir den Uschba zum erstenmal, freilich von einem zu hohen Standpunkt, um einen imponierenden Eindruck zu erhalten. Erst auf dem Gipfel des Bscheduchtau (ca. 4300 *m*) traten wir dem Uschbakoloß Angesicht in Angesicht gegenüber: Während wir vorsichtig, Schritt für Schritt, auf dem überwächteten Grat uns emporarbeiten, taucht plötzlich etwas Überraschendes auf; dicht vor uns bäumt sich ein Felsungetüm empor, eisgepanzert und mit schauerlich steilen Flanken: Uschba! Der Uschba, der seit Tagen, Wochen, ja Monaten unsere Gedanken, Pläne, Beratungen beherrschte, in

seiner ganzen Größe und Wildheit steht er vor uns! Nichts ist heilig der begehrlichen Menschenhand, die Ehrfurcht vor dem Großen, Erhabenen weicht schnell dem ungezügelten Wollen; von neuem lodert auf in unserer Brust die Flamme Ehrgeiz. »Wir müssen hinauf, wir müssen ihn bezwingen, den kaukasischen Bergriesen, der schon so manchen Stürmer abgewiesen hat, unser ganzes alpines Können, unsere ganze Kraft wollen wir einsetzen!«

Ins Tal zurückgekehrt, erfuhren wir durch Swaneten, welche über den Betschopaß herübergekommen waren, um sich im Baksantal zum Mähen zu verdingen, und bald auch durch den Fürsten Dadeschkeliani von Mazeri, welcher von einem Besuch bei seinem Verwandten, dem Fürsten Urusbiew, heimkehrte, daß der Uschba von mehreren Fremden und einer Dame erstiegen worden sei und daß ein Unfall sich ereignet habe. Freilich setzten unsere Gewährsmänner hinzu, daß sie nicht daran glaubten. Nicht länger hielt es uns im Norden. Am 7. August überschritten wir in Gesellschaft des Fürsten Dadeschkeliani und seines Gefolges den 3375 *m* hohen, vergletscherten Betschopaß, wobei der eine unserer beiden Maulesel in eine Eiskluft stürzte, jedoch unversehrt herausgezogen und zur Erholung mit unserem Diener ins Baksantal zurückgeschickt wurde.

Ein merkwürdiger Zug bewegte sich in den Mittagstunden des 8. August gegen die fürstliche Burg. Voran ein Rudel swanetischer Säue, welche durch ihre Kleinheit und ihre großen braunen Borsten Ähnlichkeit mit Igeln besitzen. Dahinter schritten drei Pferde, welche einen Räuberhauptmann in kleidsamem rotem Rock und mit kühngeformtem Schlapphut, einen Handwerksburschen mit zerrissenen Stiefeln und einen Zermatter Bergführer trugen — nach der Uniform zu schließen; in Wirklichkeit war es ein Sohn des Fürsten, dann ein Lehrer aus Montenegro, welcher auf Schusters Rappen das weite Rußland durchreiste, in den Kaukasus sich verirrt und für den Betschopaß sich uns angeschlossen hatte, und der Führer war unser Gefährte Pfann. Die Abgesandten des Fürsten, welche uns entgegengekommen waren, hatten letzteren beiden ihre Pferde zur Verfügung gestellt. Den Pferden folgte stumpfsinnig ein schwerbeladener Esel, neben dem ein junger brauner Bär in drolligen Sprüngen einhertrottete. Nun kamen Verwandte des Fürsten, einige hübsche Frauen in ihren bunten Röcken, Freund Distel und ich, und swanetische Träger. Die Menagerie beschloß ein Junge, welcher einen störrigen Hammel hinter sich herzerrte, der unsere ausgedörrten Magennerven nicht wenig reizte. (Mazeri 1799 *m*.)

Eine Einladung bei einem kaukasischen Fürsten ist keine leichte Sache. Drei volle Stunden, von 12—3 Uhr nachmittags, mußten wir warten, bis das Festessen bereitet war, eine qualvolle Zeit, wenn man bedenkt, daß wir an diesem Tage noch nichts genossen hatten als einen Becher leeren Tees; denn unseren ganzen Vorrat an Hammelfleisch aufzuzehren, hatte gestern abend im Dolratschalatal das fürstliche Gefolge redlich mitgeholfen, und unser Gepäck hatten wir am Fuß des Uschbagletschers zurückgelassen. Doch unsere Geduld wurde belohnt, die ausgezeichnete Hühnersuppe und die übrigen, sich sämtlich um Hammelfleisch und saure Milch drehenden Gerichte, die unfreiwilligen Produktionen des jungen Sohlengängers und die Komik der beiderseitigen Tischreden entschädigten uns reichlich für den ausgestandenen Hunger. Nach Aufhebung der Tafel machten wir, mit langen Stöcken zum Schutz gegen die wilden Wachthunde bewaffnet, Besuch in dem drei Viertelstunden unterhalb gelegenen Uschchwanar, dem Hauptlager der Rickmers-Partei, wo wir leider nur die Herren Platz, Schuster und Wigner trafen. Hier endlich bekamen wir Gewißheit über die Ereignisse, welche sich in Swanetien abgespielt hatten. Die erste Ersteigung des Uschba-Südgipfels war tatsächlich ausgeführt, und wir waren zu spät gekommen. Auf diesen Fall waren wir vorbereitet, unser Entschluß war gefaßt: Überschreitung beider Uschbagipfel. Eine Be-

obachtung, welche sich uns auf dem Bscheduchtau aufgedrängt hatte, gab den Schlüssel zur Lösung dieses Problems.

Gegen Mittag des folgenden Tages glückte es, aus der Gefangenschaft, in welcher uns die Gastfreundlichkeit des Fürsten von Mazeri hielt, zu entkommen. Mit Brot und Käse beladen, wanderten wir wieder das Dolratschalatal aufwärts, wobei wir ein Schaf vor uns hertrieben, denn der Junge, welcher dasselbe führen sollte, war unterwegs davongelaufen. Schwierigkeiten bereitete die Überschreitung der Abflüsse des Uschbagletschers. Die reißenden Bergwässer pflegen im Laufe des Tages beträchtlich anzuschwellen und es blieb nichts übrig, als durchzuwaten. Unser Schaf wurde von der Strömung mitgerissen und nur vereinten Kräften gelang es, das arme Tier ans andere Ufer zu ziehen. Jenseits hatten wir beim Abstieg vom Betschopass unser Gepäck deponiert, an einem Platze, welcher kurz vorher einer Rickmers-Partie als Lagerplatz gedient hatte, wie an herumliegendem Zeitungspapier und Staniol zu erkennen war. Als Wächter für unser Gepäck war ein Swanete aus dem fürstlichen Gefolge, Piedro mit Namen, zurückgeblieben. Hier, mitten in einem Birkenwalde, schlugen wir nun die Zelte auf (1994 *m*).

Unser Plan war, am folgenden Tage zum Uschbagletscher aufzusteigen und auf demselben möglichst hoch in Schlafsäcken zu biwakieren. Am zweiten Tage sollte dann — unter Zurücklassung der Schlafsäcke und des Petroleumkochapparates — der Nordgipfel von Norden her versucht werden und, wenn Wetter und Verhältnisse es erlaubten, auch der Abstieg zur Uschbascharte und die Erkletterung des Südgipfels. Diesseits oder jenseits unterhalb des Südgipfels glaubten wir ein zweites Biwak beziehen zu müssen. Am dritten Tage sollte dann der Abstieg auf dem Schulzeschen Weg nach Betscho erfolgen. Noch unbegangen waren an dieser Tour der Aufstieg über den Nordgrat zum Nordgipfel, denn I. G. Cockin und Führer Christ. Almer jun., die ersten und einzigen Ersteiger des Nordgipfels, hatten 1888 denselben durch das Couloir und über die Felsen der Südostseite gewonnen. Ferner war noch problematisch die Felswand von der Uschbascharte zum Südgipfel, denn die verschiedenen Partien, welche den Gipfel auf diesem Wege zu erreichen strebten und durch das Couloir anstiegen, kehrten sämtlich, durch die Witterung oder vorgerückte Zeit gezwungen, oder von der Unmöglichkeit der Gipfelfelsen überzeugt, auf dem Uschbasattel oder noch im Couloir um. Von dem Schulzeschen Weg auf den Südgipfel hatte uns Herr Dr. O. Schuster in Betscho eine ausführliche Beschreibung diktiert.

Die Tour begann keineswegs unter günstigen Auspicien. Die Lagerarbeiten: Holzschlagen, Kochen, Aus-, Um- und Einpacken, Gepäckverteilung, Waschen, Trocknen, Essen und Trinken etc. ließen uns erst 10 Uhr abends in die Schlafsäcke kriechen und beschäftigten uns am nächsten Morgen noch mehrere Stunden. Ich kann nicht behaupten, daß ich in besonders ausgeruhtem Zustand aufgebrochen wäre. Das Schaf erwies sich als trächtig, sein Fleisch als zäh und geschmacklos, während sonst das Fleisch des kaukasischen Hammels von hervorragender Güte ist; um das Unglück voll zu machen, hatte Pfann, welcher am Morgen das Amt des Kochens übernommen hatte, die Reissuppe nebst dem darin befindlichen Hammelfleisch anbrennen lassen, so dass dieses, der Hauptbestandteil unseres knapp für zwei Tage berechneten Proviants, keinen besonderen Anreiz auf die Gaumennerven ausübte. Auch einige russische Fischkonserven aus Pjatigorsk erwiesen sich später als kaum genießbar. Drittens hatten wir uns in dem schönen Traum gewiegt, einen Teil des Gepäcks auf den Schultern unseres neu angeworbenen Piedro zum ersten Biwakplatz befördern zu können, während unser Diener Beirok bei dem Lager Wache halten sollte. Aber dieser, welchen wir mit dem verunglückten Maulesel ins Jusengital zurückgeschickt hatten, war gegen jede Verabredung noch

nicht nachgekommen, und ärgerlich über die kaukasische Unpünktlichkeit, nahm jeder seine 37 Pfund selbst auf den Rücken.

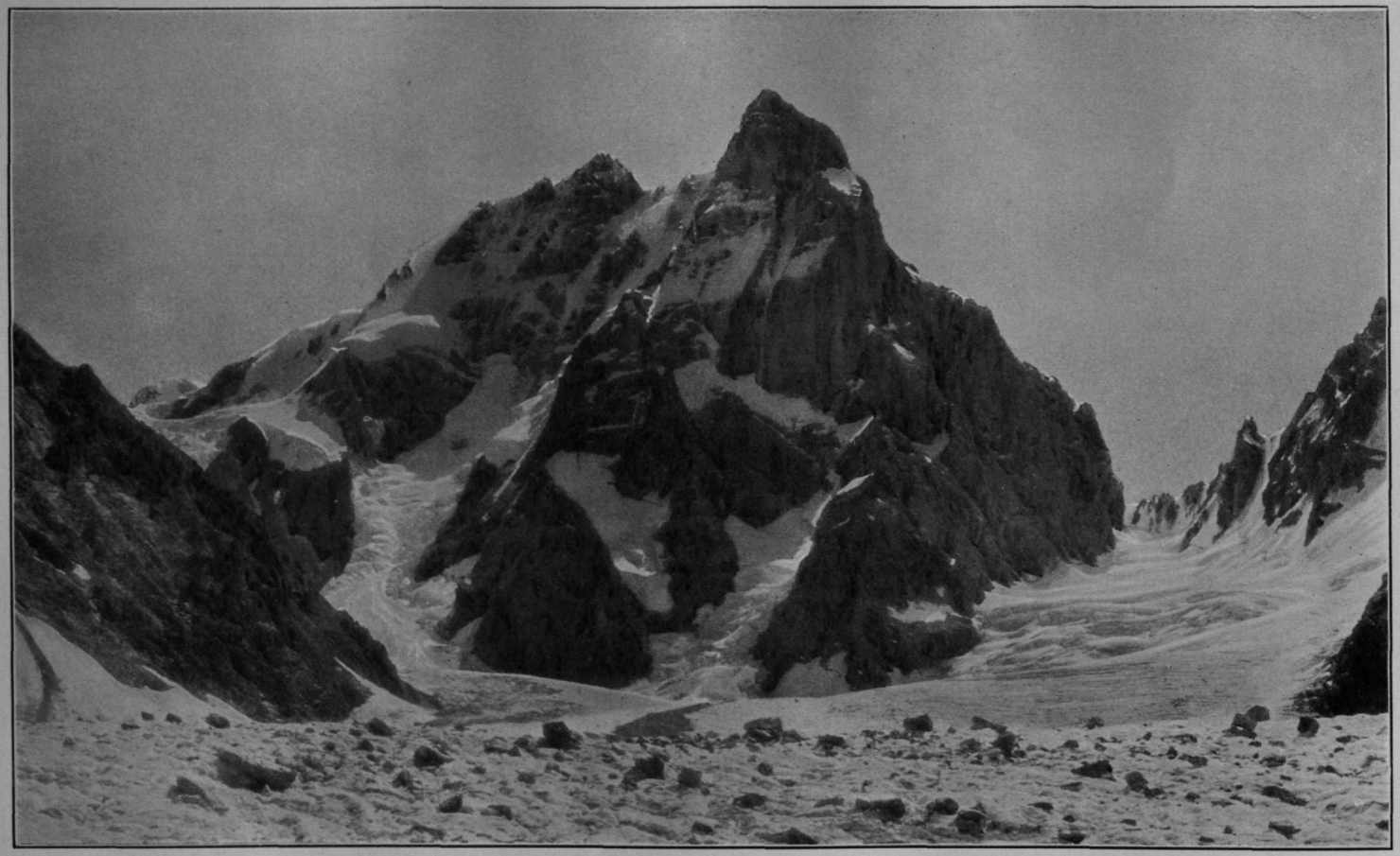
Der Weg[1]) zum Uschbagletscher erwies sich als durchaus mühsam. Die üppige Vegetation, dichtes Gestrüppe, hohes Gras, höher oben ausgedehnter Moränenschutt, erschwerten das Fortkommen. Auch ein paar kurze Kletterstellen waren zu überwinden. Dazu brannte die swanetische Sonne auf uns herab, und die schweren Rucksäcke drückten unsere Schultern. Aber mit dem Erreichen der Eisregion fand unsere Mühe auch Belohnung: schnell entwickelte sich die großartige Hochgebirgsscenerie des Uschbagletschers. Zur Rechten das Schöne, die breite, schroffe Felswand des Mazeritau, in deren Mitte ein unten von Felsen eingeengter Eishang und ein kleiner Hängegletscher eingelagert sind. Zierliche Zacken krönen die beiderseits langsam sich senkenden Grate. Die regelmäßige Gliederung der Wand, die gleichmäßige Verteilung von Fels und Schnee gibt ihr den Charakter eines Kunstbaues. Zur Linken das Wilde, die zerklüfteten Felshänge des Schechilditau, durchsetzt von Firn und Eis, zu vergleichen etwa mit dem Langkofel im Winterkleid. Im Hintergrund das Gewaltige, die Uschbawand, in einer Höhe von 1800 *m* dem Gletscher entsteigend, jähe Eishalden und senkrechte Felsstufen, ober denen die Hängegletscher dräuen, — ein Muster absoluter Unzugänglichkeit.

Lange, unübersetzbare Spalten zwangen uns, nach Süden gegen eine Mittelmoräne auszuweichen; hier hatten sich große Felsblöcke auf die Klüfte gelegt, und auf diesen natürlichen Brücken konnten wir hinüberklettern. Dann kamen wir auf dem aperen Eise rasch vorwärts und gegen 3 Uhr, nach fünfstündigem Anstieg, machten wir in einer Höhe von ca. 2900 *m*, am Fuße des Uschba, bei dem letzten Stein, der auf dem Gletscher lag, Halt. Wenige Schritte vor uns begann der 700 *m* hohe Eisbruch, welcher, eingeschlossen von der Nordwestwand des Uschba und den Abstürzen des Ostgrates des Schechilditau, aus den Firnbecken herunterstürzt, die sich dem Nordfuß des Uschba und dem Westfuß des Tschatuintau anlagern. Leider wurde meine Anregung, auf dem warmen Geröll am nördlichen Gletscherrand zu biwakieren, von der Majorität nicht acceptiert, und so richteten wir uns auf dem Eise selbst häuslich ein, indem wir Gletscherkies zusammenscharrten und diesen als Unterlage unter die Schlafsäcke ausbreiteten. Eine Schokolade wurde gekocht und an den mit Käse gefüllten Broten geknabbert, die uns der Fürst eigens hatte backen lassen, und als der letzte Sonnenstrahl sich um die Ecke drückte, verschwanden auch wir in die — leider etwas zu dünnen — Schlafsäcke.

Um halb 12 Uhr rasselte der Wecker, doch dauerte es einige Zeit, bis wir uns aus den Schlafsäcken und dann aus den übrigen wärmenden Kleidungsstücken gewickelt, Stiefeln, Wadenbinden und Steigeisen angelegt, gekocht, gegessen und getrunken, und uns marschfertig gemacht hatten. Während unserer Vorbereitungen entstand plötzlich furchtbares, donnerartiges Getöse; erschreckt blickten wir empor: sternenklarer Himmel. Doch dort, wo noch eben des Uschba gigantischer Leib sich in die Höhe reckte, da wallt und siedet es, Dampfsäulen und Wolken kochen empor und verfinstern Berg und Himmel — ein Eissturz in der Uschbawand. Lange dauert es, bis der Donner verstummt, der Eisstaub verflogen ist und wieder jene grausige Ruhe uns umfängt, die den Nachtwanderer in der Eisregion hypnotisch in ihren Bann zieht, daß er sich seelenlos dünkt wie die frosterstarrte Umgebung, sich verwundert frägt: Maschine oder Mensch?

Der Uschba verteidigte seine Front, wir aber wollten ihn in der Flanke packen. Es gab, wie wir am Abend vorher beobachtet hatten, zwei Möglichkeiten, den Eis-

[1]) Eine genaue, rein objektive Wegbeschreibung der ganzen Tour findet sich in der Österr. Alpenzeitung, Nr. 646 u. 647, und im XI. Jahresbericht des Akademischen Alpenvereins München, S. 83.



Naturaufnahme von F. Scheck. Bruckmann aut. et imbr.

Uschba von Westen (vom Uschbagletscher).

bruch zu bewältigen; wir konnten ihn in seiner unteren Hälfte durchsteigen oder in den Firnhängen des Schechilditau umgehen. Gefährlich war beides, aber die verdächtige Farbe des Firns am Schechilditau verriet, daß dort nur eine dünne Schneeschichte das Eis bedeckte. Wir konnten hier viel Zeit verlieren mit Stufenhacken und darum zogen wir vor, den Eisbruch zu durchsteigen. Dessen unteres Drittel war sichtlich leicht, denn der Hang zeigte nur mäßige Neigung und war nur in seiner nördlichen Hälfte zerborsten. Im mittleren Drittel aber erreichte die Zerklüftung den höchsten Grad, Scholle auf Scholle, Eismauer auf Eismauer türmten sich hier übereinander auf, und es war schon von unten deutlich zu erkennen, daß eine besonders hohe und lange Eisbarrière den Weiterweg absolut versperrte; unterhalb derselben mußte offenbar eine Traverse nach links ausgeführt werden.

Um halb 2 Uhr brachen wir auf. In einer rinnenartigen Vertiefung kamen wir rasch empor und in kurzem hatten wir die Stätte der Verwüstung erreicht, welche eben die Uschbakanonade geschaffen hatte. Der ganze Hang zur Rechten war übersät mit frischen Eisblöcken. Am linken Rande dieses Trümmerfeldes, also gerade außer Schußweite, führte unser Weg empor. Es war ja nicht zu befürchten, daß neuerdings eine Katastrophe eintreten könnte, nachdem die gewaltige Erschütterung alles Einsturzdrohende hinweggefegt haben mußte. Trotzdem waren wir darauf gefaßt und bereit, bei dem geringsten Geräusch durch einige Sprünge nach links in den seitlich ansteigenden, kluftdurchsetzten Hang uns völlig in Sicherheit zu bringen.

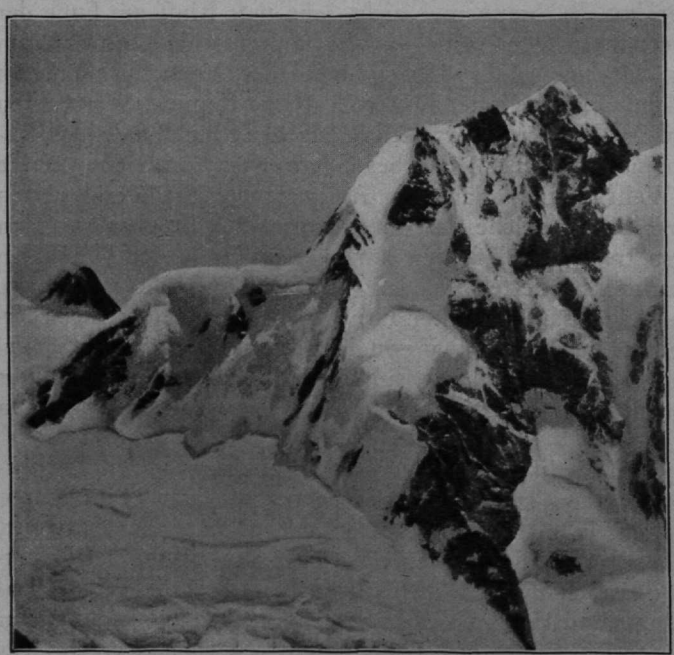
Mehr und mehr drängten allmählich die Klüfte von links herein und unversehens befanden wir uns mitten in dem Eislabyrinth; Distel äußerte, daß es Zeit sei, zu traversieren, aber eine Rekognoszierung ergab, daß uns noch ein Meer von Eisklippen und Schollen vom Ufer trennte. So setzten wir den Anstieg fort, der nun schwierig wurde; eine kleine, sehr steile Rinne erforderte längere Stufenarbeit und durch abenteuerlich geformte Séracs gewannen wir den Fuß der großen überhängenden Eisbarrière. Hier wurde der Quergang zur absoluten Notwendigkeit; die einzige Möglichkeit aber bot die breite und nicht sehr tiefe Kluft am Fuße der Eismauer. Ein Firnhang vermittelte den Abstieg in die vom Sternenhimmel kaum erhellte Tiefe, in welcher wir uns unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln weitertasteten. Schneebrücken, scharfe Grate, Eisgeröll, kleine Kamine, Wandstufen wurden in diesem »Gebirge im Kleinen« überklettert, bis ganz am Rande des Eisbruchs, an der Stelle, wo sich ein Felspfeiler besonders weit vorschiebt, einige Schollen den Ausstieg und Weiteranstieg erlaubten. An geeigneter Stelle erkletterten wir nun die Felsmauer zur Linken, welche das obere Drittel des Bruches von den Firnhängen des Schechilditau trennt, und fanden am oberen Rande der Felsen bequeme Geröllbänder und leichten Kletterfels, so daß wir rasch an Höhe gewannen. Um halb 7 Uhr standen wir in dem sanftgeneigten Firnbecken oberhalb des Gletscherbruchs und eine halbe Stunde später blickten wir von der tiefsten Einsattlung (3846 *m*) zwischen Schechilditau und Tschatuintau durch ein hohes, zerborstenes Eiscouloir hinab nach Norden auf die schmutzige, schuttbedeckte Riesenschlange des gewundenen Schechildigletschers.

Die topographischen Verhältnisse sind ziemlich kompliziert. Der Uschba-Nordgrat ist nur in seinem obersten Teil ein scharf ausgeprägter Grat; seine untere Hälfte besteht in einem breiten, in mehreren Absätzen sich aufbauenden Eiswulst, dessen unteres Ende zwischen sich und der eben erwähnten Einsattlung des Hauptkamms eine Gasse freiläßt. Östlich dieses Wulstes befindet sich ein größeres Firnbecken, in dessen Umrandung im Halbkreis drei Erhebungen emporragen, von welchen die mittlere, höchste, den Gipfel des Tschatuintau repräsentiert. Das Eis dieses Firnbeckens fließt durch die ebenerwähnte Gasse zum Uschbagletscher ab.

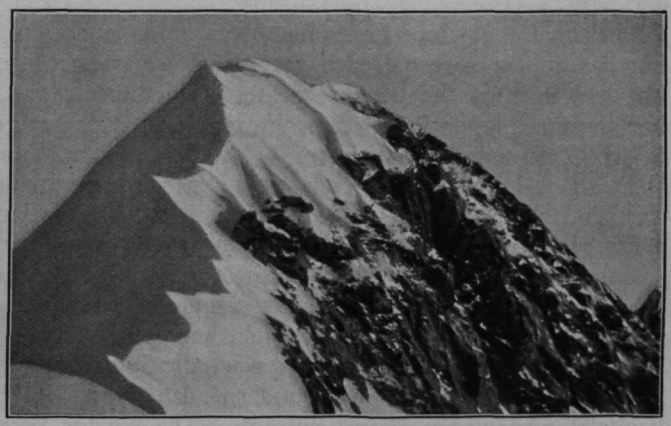
Der Anschluß des Uschba-Nordgrates an den Hauptkamm erfolgt also nicht am Fuße des Grates, sondern in seiner Mitte, und zwar von Osten her, mittels eines Felszahnes, welcher dem Tschatuintau südwestlich vorgelagert ist.

Wir stiegen den Eiswulst an und hielten auf dessen Höhe, wo uns die Sonne begrüßte, eine halbe Stunde Rast. Nun suchten wir den Wulst zu verfolgen, er zeigte sich jedoch ganz zerborsten durch quer verlaufende und unübersetzbare Klüfte. Diese zwangen uns schließlich, weit nach links auszuweichen in das Firnbecken, und nach mannigfachem Hin- und Herlavieren erreichten wir die Scharte (ca. 4100 *m*?) zwischen dem Uschbamassiv und dem Felszahn südwestlich des Tschatuintau. Diese Abdrängung von dem geplanten Weg war gar nicht so ungünstig, denn die Umgehung einer großen Stufe, welche den Wulst durchsetzt, hätte uns gewiß viel Arbeit gemacht, während wir im Firnbecken leicht, wenn auch nur langsam in die Höhe kamen. Von dem obersten Plateau des Wulstes trennte uns noch ein sehr steiler Schneehang, in den sich von rechts her eine Eiswand hereinschiebt. Der Hang war nach Osten gerichtet und der Schnee schon sehr erweicht und zum Abrutschen geneigt. Höhe und Hitze begannen sich bemerklich zu machen. Auf morscher Brücke übersetzten wir einen Spalt am Fuße der überhängenden Eiswand, deren oberer Rand durch mächtige Eiszapfen gestützt wurde. Dieses natürliche Gitter kam uns sehr gelegen, wir krochen hinter den Eiszapfen durch und konnten so den hier sehr exponierten Schneehang meiden. Dann mußten wir aber doch hinaussteigen und am Fusse der Wand links aufwärts traversieren, bis deren linkes Ende und damit das darüber befindliche Plateau gewonnen war, — ein wegen des unter dem Schnee befindlichen morschen, vielfach unterhöhlten und von verborgenen Spalten durchsetzten Eises sehr schlechtes Stück.

An diesem Plateau, kann man sagen, beginnt der eigentliche Nordgrat; und zwar mit einem dreieckförmigen Abbruch, dessen Basis in einem unpassierbaren Bergschrund und dessen Spitze in einer senkrechten Eiswand besteht. Die westliche Seite des Dreiecks läuft aus in einen felsigen Zweiggrat. Zu diesem mußten wir hinüberqueren. Bis hierher hatte — mit Ausnahme der kleinen Steilrinne im Eisbruche, wo Pfann vorausging — ich die Führung; nun kam Pfann an die Reihe. Die Traverse war von sehr gefährlichem Charakter, eine dicke Lage pulverigen, an der Oberfläche verharschten Schnees deckte harten Firn. Es lag die Befürchtung nahe, daß die ganze obere Lage abrutschen könnte, und darum achteten wir darauf, zwischen den einzelnen Stufen einen möglichst großen Zwischenraum zu



Uschba-Nordgipfel mit Nordgrat (vom Schechilditau aus).



Uschba-Nordgipfel (Teil des Nordgrates).

lassen, um keine zusammenhängende Bruchlinie zu schaffen. Da die obere Lage dem Fuß keinen Halt gewährte, mußten in die untere Stufen gekratzt werden. Diese Querung war um so ungemütlicher, als der Hang ein kurzes Stück unterhalb in schauerliche Tiefe abbricht. Der erwähnte Schrund, welcher sich bis hierher erstreckte, ließ sich an einer Einschnürung überschreiten und wir gewannen, über einige, aus blankem Eis hervorstehende Felsen emporkletternd, den Zweiggrat (ca. 12 Uhr).

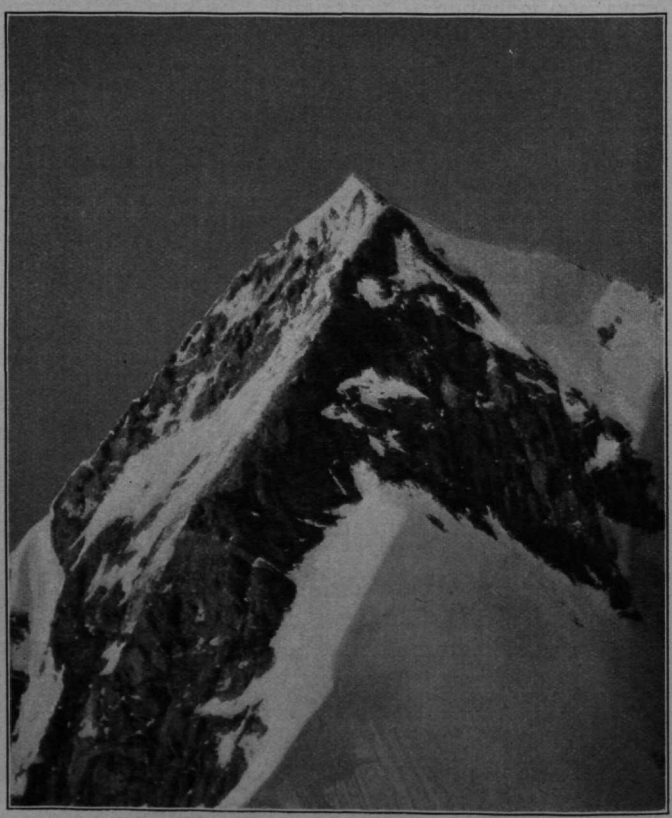
Damit schien die Erreichung des Gipfels gesichert, unsere Beobachtungen hatten gezeigt, daß nun absolute Hindernisse, Eis- oder Felswände, nicht mehr sich entgegenstellen würden; ein langer Hang leitet zu dem Firngrat empor, der mehrfach gewunden und nach Osten stark überwächtet, bald steiler sich aufschwingend, bald horizontal verlaufend, die Verbindung herstellt mit dem noch etwa 400 *m* höheren Nordgipfel. Es kam alles darauf an, welchen Charakter der Firn annehmen würde: war die dem Eis aufliegende Firnschichte dick und fest genug, um dem Fuß sicheren Halt zu bieten, so konnten wir in wenigen Stunden auf dem Gipfel sein; war dies nicht der Fall, mußte für jeden Tritt eine Eisstufe geschlagen werden, so war die Dauer des Aufstiegs gar nicht abzusehen. In Wirklichkeit nahm das Terrain eine Mittelstellung ein; Partien, wo Stufen im blanken Eis hergestellt werden mußten, wechselten mit solchen, wo einige Kratzer genügten, dem Fuß Stützpunkte zu schaffen. Dies waren Stunden aufreibender Arbeit für meine Gefährten, namentlich für Pfann, der mit nur kurzen Unterbrechungen bis zum Gipfel vorausging. Besonders der zunächst folgende Hang, die Westabdachung des Grates, machte viel zu schaffen. (Als wir sieben Tage später vom Schechilditau aus nach unseren Spuren am Uschba auslugten, da war bereits die ganze untere Hälfte des Hanges vollkommen ausgeapert, blankes, grünes Eis.) Erst höher oben besserten sich die Verhältnisse und auf dem Grate entging es uns nicht, daß, je näher dem Wächtenrand, die Firnschichte um so dicker und weniger geneigt war. Die Versuchung war groß, möglichst weit auf die Wächte herauszutreten. Aber wie rechts die Arbeit, das Eis, so drohte links die Gefahr, der Abgrund, und wir mußten darauf achten, auf einem anständigen Mittelweg zwischen dieser Scylla und Charybdis durchzusteuern.

Schon zu Beginn dieser Eisarbeit trat ein Ereignis ein, das die Tour verzögerte, ja den Erfolg ernstlich in Frage stellte: Ich wurde bergkrank. Solange unser Anstieg flott und ungehemmt vor sich gegangen war, hatte ich mich pudelwohl gefühlt; nun, da unser Vordringen schneckenartig wurde, da ich als letzter fast untätig mit heißem Kopf und kalten Füßen, oft von Eisstückchen überschüttet, dastehen mußte, überfiel mich ein Unbehagen, das sich rasch zu einem entsetzlichen Katzenjammer verdichtete. Ich verlangte dringend, Stufen schlagen zu dürfen, da ich meine Untätigkeit für die Ursache hielt; aber es war schon zu spät, nach wenigen Pickelhieben mußte ich den Vortritt wieder meinen Gefährten überlassen.

Ich bekam ein unabweisbares Bedürfnis, mich zu setzen und — mich zu übergeben. Für das erstere sorgte Distel, indem er geeignete Stufen entsprechend ausweitete. Zu dem zweiten lieh mein rechter Zeigefinger seine Unterstützung mit Erfolg. Nur wenige Serpentinen vermochte ich nachzusteigen, dann mußte ich wieder für längere Zeit ausruhen, ich konnte mit dem besten Willen nicht mehr weiter. Um nicht zu viel Zeit zu verlieren, seilte sich Pfann ab und stieg stufenhackend und -kratzend allein voraus, ein keineswegs leichtsinniges Unternehmen, wenn man bedenkt, daß eine Sicherung des Vorausgehenden auf einem solchen Eishang nahezu ausgeschlossen ist. Distel sorgte für meine Sicherheit.

Die Höhe, in welcher ein gesunder Mensch Bergkrankheit bekommen darf, war noch nicht erreicht; daraus geht hervor, daß ich oder wenigstens eines meiner Organe damals nicht ganz gesund war; die Symptome deuteten auf den Magen, und es ist wirklich nicht zu verwundern, daß dieses im Kaukasus so grausam mißhandelte Organ den Dienst aufsagte. Die einzige Verordnung, die ich mir geben konnte, bestand in vollständiger Abstinenz von Speise und Trank.

Allmählich wurde mir besser und nur ein Schwächegefühl blieb zurück. Gegen 6 Uhr abends (etwa eine Stunde mag durch mein Unwohlsein verloren worden sein) hatten wir den ersten Grataufschwung überwunden. Die benachbarten Gipfel lagen unter uns: die Schneekuppe des Ullukara, der nadelstarrende Grat des Bscheduch, der breite Zacken des Tschatuin und der kühne Felsturm des Schechilditau. Nur der gewaltige Elbrus, der Herrscher des Kaukasus, überhöhte unseren Standpunkt noch um mehr als 1000 *m*. Er beginnt ja erst, wo die andern enden. Tief zu unseren Füßen wälzt der Uschbagletscher seine Eismassen zu Tal, und im Osten wogt ein unübersehbares Meer von Gipfeln, Graten und Gletschern, aus welchem nur die Fünftausender deutlich hervortreten: Schkara, Dschanga, Koschtantau, Dychtau, auch Tetnuld und Gestola. Einige von ihnen erkannten wir an Form und Lage, bezüglich der anderen aber waren wir auf Vermutungen angewiesen.



Uschba-Nordgipfel (vom Aufstieg zum Südgipfel aus).

Es wurde Zeit, nach einem Biwakplatz Ausschau zu halten. Einige Felsen ragten vor, aber sie boten kaum zum Stehen Raum. Es begann schon zu dunkeln, da erreichten wir eine größere Felsengruppe, aber auch hier waren alle Unebenheiten des Gesteins durch Eis

und Schnee ausgeglichen. Nach einigem Herumklettern entdeckten wir am oberen Rand der Felsen notdürftige Sitzplätze (4573 *m*). Distel und Pfann ließen sich nahe bei einander nieder, ich war durch eine Schneerinne von ihnen getrennt. Die erste Zeit verging mit dem Herrichten des Platzes, denn wir mußten ihn erst aus Schnee und Eis herausschaufeln und -hacken. Dann hüllten wir uns in unseren ganzen Vorrat an wärmenden Kleidungsstücken: Wollweste, Mosetigbatistmantel, Halstücher, Schneehauben, Leibbinde, mehrere Handschuhe etc.; meine Gefährten zogen sogar ihre Stiefel aus. Die Sterne funkelten am Firmament, kaum ein Lüftchen regte sich, die Temperatur hielt sich um den Nullpunkt, es war ein prächtiges Wetter! Von der Kälte hatten wir deshalb wenig zu leiden, wir konnten sogar kurze Zeit schlafen, und ich kann behaupten, es war eines meiner besten Biwaks. Uns gegenüber wölbte sich der Riesenkegel des Elbrus in den Himmel. In der Tat ein echter Götterthron! Bei unserer ganzen Uschbaüberschreitung hatten wir diesen Bergkoloß zur Rechten und, so oft ich hinblickte, erfaßte mich Ehrfurcht und Bewunderung vor solcher Größe. Drei Dinge sind es, welche den erloschenen Vulkan so imposant machen: Seine Höhe, er überragt den höchsten Berg seiner Umgebung, den Uschba, um nahezu 1000 *m*; seine Masse, er baut sich auf einer Fläche auf, auf welcher zehn Viertausender reichlich Platz hätten; seine isolierte Stellung, er ist dem Hauptkamm nördlich vorgelagert. Diese freie Lage fehlt dem Uschba, und dies ist ein Grund, weshalb dieser an Kühnheit der Form meines Erachtens mit dem Matterhorn nicht rivalisieren kann, wenn sich auch sonst manche Ähnlichkeit zwischen beiden Bergen auffinden läßt.

Allmählich beginnt es zu dämmern, deutlicher heben sich die Bergesspitzen vor uns im Westen ab von dem fahlen Grau des Himmels. Da bemerke ich weit draußen am Horizont hinter dem endlosen Gipfelmeer einen alle weit überragenden, gleichmäßig dunkeln, mächtigen Berg. Ararat? Unmöglich, der liegt auf der anderen Seite. Damals hielten wir die Erscheinung für den Schatten des Elbrus, projiziert auf eine Dunstschichte. Möglicherweise war es indes das Phänomen des Erdschattens, was wir hier beobachteten. Langsam wird der Berg kleiner, weiter und weiter rückt der riesenhafte Schatten herein, die ersten Sonnenstrahlen spielen am Doppelgipfel des Elbrus.

Um 6 Uhr 15 Min. setzten wir den Anstieg fort, der sich ähnlich gestaltete wie am Abend vorher und 2¼ Stunden später standen wir auf dem Nordgipfel des Uschba, der gegen Nordwesten überwächtet ist. Etwas unterhalb des Gipfels ließen wir uns auf leidlich aperen Felsen zu längerer Rast nieder. Wärme spendete die Sonne, Nahrung (nicht für mich) eine Sardinenbüchse. Distel versuchte weiter unten, wo etwas Schmelzwasser vom warmen Fels tropfte, Wasser zu fassen, Pfann bemühte sich ebenso vergeblich, mit der leeren Sardinenbüchse als Spiritusapparat Tee zu kochen, und ich begann, meinem Körper wieder vorsichtig Flüssigkeit zuzuführen, indem ich jeden Schluck zur Vorwärmung eine Zeit im Mund behielt. Dann berieten wir, was zu tun sei. Auf dem gleichen Weg zurückzugehen, war ein schwieriges Unternehmen und es war fraglich, ob wir noch am gleichen Tage unsere Schlafsäcke erreichen würden. Andererseits schien der Abstieg zum Uschbasattel leicht und die Felswand des Südgipfels zeigte sich so zerklüftet, daß wir hoffen konnten, einen Durchstieg zu finden. Das Wetter war noch gut und mein Magen hatte sich beruhigt. Freilich war unser Proviantvorrat auf ein Minimum zusammengeschmolzen, aber ein Tag Hungerleiden war so wie so vorgesehen, und wir glaubten, noch am selben Tage den Südgipfel und im Laufe des folgenden Tages Betscho zu erreichen. Ein Bedenkliches aber hatte der Übergang zum Südgipfel unter allen Umständen, wir lieferten unser Schicksal dem Wetter, dem Zufall aus. Trat auf dem Südgipfel schlechtes Wetter ein, so hätten wir wohl trotzdem den Ab-

stieg nach Betscho durchführen können; wie oft ist man nicht schon vom Matterhorn im Schneesturm herabgestiegen! Aber, wenn uns ein Wetterumschlag in der Uschbascharte erwischte, dann waren wir in einer Mausefalle, die Durchkletterung der Gipfelwand wurde wahrscheinlich unmöglich, ein Abstieg durch das Couloir oder über den Nordgrat äußerst gefährlich. Doch deutete nichts auf einen bevorstehenden Witterungswechsel, und ohne ein gewisses Wagnis lassen sich große Unternehmungen niemals durchführen.

Um 11 Uhr begannen wir den Abstieg zur Scharte; die Felsen des Südwestgrates und der Südostseite boten mit Ausnahme einer kurzen Traversierstelle keine wesentlichen Schwierigkeiten und zeigten sich von ähnlichem Charakter wie etwa auf dem Matterhorn unterhalb der Schulter oder auf dem Ostgrat der Barre des Ecrins. Weiter unten fanden wir einen dünnen Faden Schmelzwasser, der es ermöglichte, in einer halben Stunde die beiden Zweiliterflaschen zu füllen. Gegen 1 Uhr gewannen wir die vielgestaltige Firnschneide des Sattels und nach anderthalbstündiger Stufenarbeit, an welcher Pfann das Hauptverdienst zukommt, die erste und wahrscheinlich tiefste Einschartung in dem Sattel (4521 *m*). Die Sattelschneide wirft mehrere Erhebungen auf und ist abwechselnd nach Südost und Nordwest überwächtet. Zu beiden Seiten schießen in wahnsinniger Steilheit apere oder schwach überfirnte Eishänge, von unzähligen kleinen Lawinenfurchen kanneliert, in unergründliche Tiefen. Doch nur das trichterförmig sich verengende Südost-Couloir läßt sich ganz überblicken, die Nordwesthänge schneiden kurz unterhalb des Grates ab.

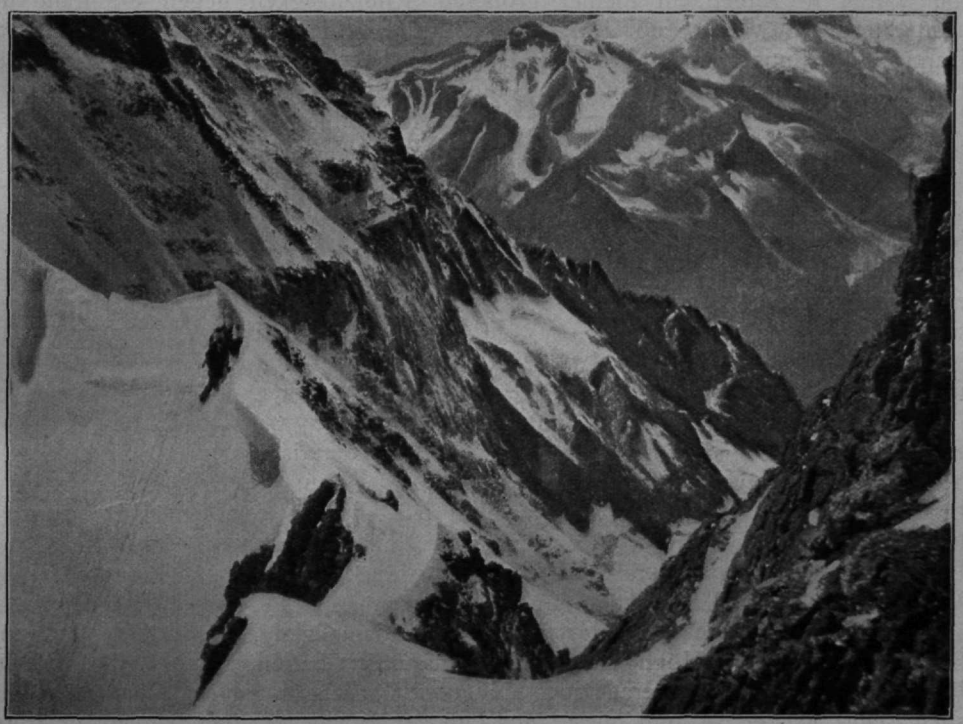
Mit dem Sattel hatten wir uns bös verrechnet; seine Überschreitung kostete nicht weniger als vier Stunden ernster Arbeit, einer Arbeit, welche die ganze Kraft und Ausdauer von Freund Distel beanspruchte, der nun die Führung übernahm. Man wird wohl selten Gelegenheit bekommen, die verschiedenen Arten von Eis- und Schneetechnik in so konzentrierter Form üben zu müssen. Das Schwierigste bildete ein Quergang unter einer Wächte durch auf vorstehendem, mit Pulverschnee bedecktem Fels. Hier war Distel in seinem Element, Meister in der Beherrschung winterlich verschneiten Gesteins. Das mühsamste Stück war eine ca. 30 *m* lange Gratstrecke, welche wir im Reitsitz überschritten, besonders anstrengend deshalb, weil der Ritt über eine Erhebung führte und weil die oberste Firnkante zuerst abgeklopft und weggeräumt werden mußte. Das Gefährlichste folgte zuletzt, wir wurden gezwungen, eine kleine Wächte selbst zu betreten und nahe ihrem Rand vorzugehen; der Pickel konnte leicht die Wächte durchstoßen. Immerhin dünkte uns diese Passage sicherer, als der weiche, dem Eishang nur in dünner Schicht aufliegende Schnee unterhalb. Die Gefahr wurde gemindert dadurch, daß der Hintermann gut versichern und die Wächte teilweise an ihrer überhängenden Seite überblicken konnte. Hier mußten wir an unser 30 *m* langes Seil noch das 20 *m* lange Reserveseil knüpfen.

Während dieser aufregenden Stunden bekamen wir noch von anderer Seite Anlaß zu ernster Sorge: rings um uns am Horizonte, und nahezu in gleicher Höhe mit uns, entstanden fast mit einem Schlage ungezählte Haufenwolken, welche mit ziemlicher Schnelligkeit wuchsen, sich vermehrten und höher stiegen. Näher, in kühnem Flug segeln die weißen Schwaden, der Südgipfel hüllt sich in Wolken, schon streckt das graue Ungeheuer seine kalten Polypenarme aus nach den Zwergen auf Bergeshöh', die Sonne verschwindet, wir sind im Nebel. Die Eventualität, die wir so sehr fürchten mußten, Wetterumschlag auf dem Sattel, scheint einzutreten. Nochmals bedenken wir die Flucht, aber nur ein Vorwärts kann uns retten. Und der Himmel ist gnädig, nach halbstündiger Gefangenschaft in dem eklen Grau hebt sich der Schleier und schnell, wie sie gekommen, verschwinden die Wolken. In bester Stimmung erreichen wir um 6¼ Uhr abends den Fuß der Gipfelwand

und eine halbe Stunde später stehen wir vereint auf einem Felszacken, auf dem wir zu bleiben beschließen; denn höher oben dürfen wir einen besseren Platz nicht erwarten (ca. 4560 *m*).

Zu eben dieser Zeit brachen Fräulein von Ficker und Herr Rickmers von Uschchwanar auf, um uns einen nächtlichen Besuch abzustatten, da man die falsche Nachricht überbracht hatte, daß wir am Gulgletscher seien. Sie fanden natürlich kein Lager und waren vergeblich ausgezogen. Wir versäumten ein Zusammentreffen, auf das wir uns schon lange gefreut hatten.

Ein Verhängnis waltete über meiner Person. Zum so und sovielten Male am heutigen Tage nahm ich den Rucksack ab und holte das Trieder-Binocle heraus,



Uschba-Sattel (Blick nach Südwesten).

um die Wand ober uns zu inspizieren und zur Überzeugung zu kommen: Sie geht! Da rief Distel, welcher etwas in die Ostwand hinausgeklettert war: »Da drüben scheint ein besserer Platz zu sein.« Ich wende mich hin, im selben Moment ein Schrei von Pfann, der neben mir steht, und ich sehe gerade noch meinen Rucksack und Stücke seines Inhalts mit wahnsinniger Geschwindigkeit den Eishang zum Uschbagletscher hinuntergleiten und hinter einer Wölbung verschwinden. Im ersten Augenblick glaubte ich, Pfann wäre der Schuldige, denn mir war's, als hätte er nach dem Rucksack, den ich vor mich auf einen Felsblock gelegt hatte, gegriffen. Er erklärte jedoch, daß seine Handbewegung den Zweck gehabt habe, das drohende Verhängnis aufzuhalten. Auch beobachtete er, daß ein Teil des Inhalts nach der anderen Seite, also durch das Couloir hinuntersauste. Dies war ein harter Schlag. Eine volle Flasche Wasser, ein Säckchen voll Brotkrumen (die Reste unseres acht Pfund betragenden Brotvorrates), meine russischen Marmeladen und die Schokolade, wovon ich noch fast gar nichts gegessen hatte, waren dahin, eine Schneehaube,

ein Halstuch, zwei Paar Fäustlinge, Strumpfsocken und vor allem die Batistpelerine waren auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Zum Glück hatte ich noch vom letzten Biwak her einen Teil meiner Wollsachen am Leib oder in den Taschen. Auch meine Brieftasche lag in den Eisklüften des Uschba, sie enthielt Papiergeld und den Reisepaß; den Paß zu verlieren, ist in Rußland das größte Unglück. Noch niemals hatte ich Papiere von Wert im Rucksack untergebracht, noch niemals hatte ich einen Rucksack hinuntergeworfen. Es war nur ein schwacher Trost, daß nun unser Gepäck um ein Drittel erleichtert war.

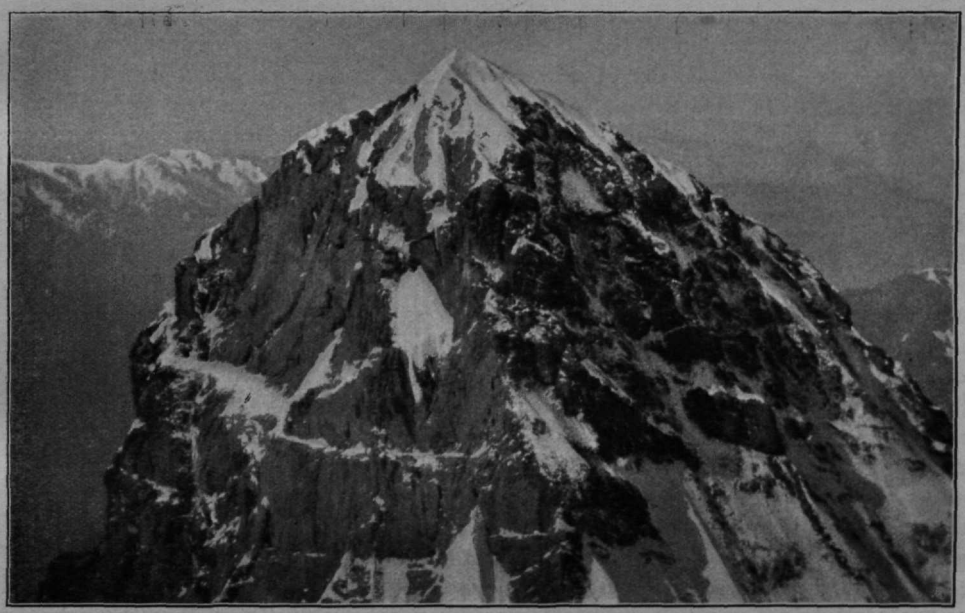
Wir stürzten einige Blöcke in die Tiefe, um Platz zu schaffen. Pfann legte sich in einen Spalt an der Ostseite des Zackens, Distel hockte sich auf ein Gesimse, mir wurde in Anbetracht meiner größeren Schutzlosigkeit gegen die Kälte der beste Platz zugewiesen, auf dem man wenigstens die Beine ausstrecken konnte. Dann machte unser letzter Proviant, eine Büchse kondensierter Milch, die Runde. Heute abend durfte jeder ein Sechstel davon verzehren, morgen früh wiederum. Erst auf dem Sattel hatte ich wieder angefangen, einige Süßigkeiten zu genießen. Diese und der mir zukommende Anteil an der kondensierten Milch, den ich mit stillschweigender Genehmigung meiner Gefährten um einige Messerspitzen überschritt, sowie einige Bröckelchen Schokolade, die Distel im vierten Biwak bei einer letzten Durchsuchung seiner Taschen aufstöberte und freundschaftlich mit mir teilte, war alles, was ich innerhalb der letzten 73 Stunden unserer Uschbatour zu mir nehmen konnte, und meinen Gefährten ging es nicht viel besser. Diese brachten es wenigstens fertig, ab und zu an dem Spiritus, den wir zum Kochen bei uns hatten, zu nippen.

Die Nacht verlief ähnlich wie die vorhergehende, wenn sich auch, wenigstens für mich, die Kälte in stärkerem Grade bemerklich machte.

Um 5¼ Uhr morgens begannen wir den Weiterweg. Ich als Rucksackloser erhielt die Führung. Über eisdurchsetzten Fels kamen wir an den Fuß einer ca. 15 *m* hohen Wandstufe, welche uns schon von unten als Haupthindernis imponiert hatte. In der Gratlinie kam ich etwa bis zu zwei Drittel ihrer Höhe auf gut gestuftem Fels empor, und es galt nun, von links her einen senkrechten, etwa 2 *m* hohen Einriß zu gewinnen, zu dem man auf dem ansteigenden oberen Rande einer vom Massiv abstehenden Platte hätte hinüberhangeln müssen. Aber diese Traverse zeigte sich als nicht ausführbar, wenigstens bei dem damaligen Zustand der Vereisung. Somit kam die zweite Möglichkeit, die wir ausstudiert hatten, an die Reihe. Ich ließ Pfann nachkommen, da gerade hier ein guter Versicherungsblock vorhanden war, stieg selbst wieder ab und querte am Fuß der Wand zu einer rötlich gefärbten Einbuchtung, wo die Gesteinsoberfläche ein rauheres Aussehen zeigte. Hier glückte nun in der Tat die Erkletterung; es war ein mühsames Stück, denn die Wand war fast senkrecht, im obersten Teil sogar etwas überhängend. Die Griffe und Risse des granitischen Gesteins waren groß und gut, nur mußten sie erst von daraufliegendem Scholleneis gesäubert werden, was mit einigen Pickelhieben der Rechten leicht gelang, während der Zug des linken Armes den Körper vor dem Hintenüberfallen bewahrte. Ich kam auf ein eisbedecktes Band, und nachdem der Pickel Stand geschaffen hatte, folgte Pfann und als letzter Distel, während ich weiterkletterte, da für zweie kein Platz war. Steile Platten brachten uns in eine längere, kaminartige Einsenkung, in welcher wir die Spreiztechnik verwerten konnten. Von einem Schärtchen aus führten uns einige Eisstufen und verschneite Felswandeln zu einer freistehenden Tafel, und von hier ein dünner, schiefer Riß an den oberen Rand der etwa 100 *m* hohen Felswand. Die Kletterei dürfte, vielleicht mit Ausnahme der Wandstufe, an Schwierigkeit den Südanstieg auf die Meije nicht übertreffen. Über einen kurzen Firngrat gewannen wir den Südgipfel, vier Stunden nach unserem Aufbruch.

Nun war die Hauptarbeit getan, der Abstieg schien gesichert, denn eine Be-

schreibung der Route hatten wir in der Tasche; über den schwierigsten Teil, die Gipfelwand, sollten uns die Seile hinunterhelfen; das übrige konnte lediglich eine Sache der Ausdauer und der Orientierung sein. So streckten wir uns in dem freudigen Bewußtsein, wieder einmal den Bergen das Leben abgerungen, und in dem stolzen Gefühl, etwas geleistet zu haben, wenn auch nicht zu jemandes Vorteil und eines andern Nachteil, auf den Firn der mäßig geneigten, nicht überwächteten Gipfelkuppe zu längerer Rast. Freilich, uns recht zu freuen an dem Erfolg, an dem Meer von Gipfeln, das uns umbrandete, an der Schönheit der unvergleichlichen Hochgebirgswelt, dazu waren wir zu abgespannt und hungrig. Wie auf dem Nordgipfel, so glaubten wir auch auf dem Südgipfel zu beobachten, daß der Nordgipfel etwas höher sei.



Uschba-Südgipfel (vom Nordgipfel aus).

Wir legten die Steigeisen an, die wir für die Kletterei nicht gebrauchten, und brachen um halb 11 Uhr auf. Wir stiegen über den Südwestgrat ab, der abwechselnd aus Firn und Fels besteht und nur ganz wenig Wächtenbildung aufwies. Pfann malte unterwegs, ebenso wie auf dem Nordgipfel, mit schwarzer Farbe die Anfangsbuchstaben unserer Namen auf eine Felsplatte. Ich ging voran und bemerkte etwas Merkwürdiges: In regelmäßigen Abständen schmutzige Flecke in dem weißen Schnee, mit einer leichten Erhöhung oder auch Delle versehen. Es waren die Spuren unserer Vorgänger. Tiefe, runde Löcher, welche sofort als Pickelstiche zu erkennen waren, bestätigten diese Vermutung. Diese Tatsache, daß noch nach 17½ Tagen auf einem sturmumtobten Grat in einer Höhe von 4650 *m* deutliche Spuren sich vorfanden, ist ein eklatanter Beweis dafür, wie günstig in dieser Zeit die kaukasischen Witterungsverhältnisse waren, wie wenig Schnee in der Hochegion fiel, aber auch, wie sehr unter dem Einfluß des guten Wetters die Firnhänge und Grate ausgeapert sein mußten, und wie bedeutend die Arbeit der Bergsteiger hierdurch erschwert wurde.[1])

[1]) Aus diesem Grunde mag es sehr wohl möglich sein, die Uschba-Überschreitung bei günstigeren Eisverhältnissen oder in früherer Jahreszeit in wesentlich kürzerer Zeit durchzuführen. Freilich frägt es sich dann, ob die Ausaperung der Felsen schon so weit vorgeschritten ist, daß ihre Erkletterung möglich ist

In drei Viertelstunden gewannen wir den oberen Rand der Gipfelwand, blickten über die senkrechte Mauer hinab auf das Schneefeld westlich der Südwestkante und bestaunten die Leistung unserer Vorgänger. In der Tat, hier als Erster heraufzuklimmen, war ein Meisterstück unseres Schulze! Nach kurzem Suchen entdeckte Distel den ersten Seilring. Wir benützten unsere zwei Seile zum Abseilen und verbanden uns außerdem noch durch die 50 *m* lange Rebschnur, die wir zu diesem Zweck bei uns hatten. An zwei oder drei Stellen fanden sich fixe Seile vor, an der glatten Platte (Verschneidung) eine doppelte, geknöpfte Rebschnur, die freilich nicht ganz hinunterreichte. So hatten wir Seile im Überfluß. Pfann ging voran, ich mit Distels Rucksack und zwei Pickeln in der Mitte, Distel als letzter. Da die Standplätze für drei Personen meist zu klein waren, so kletterte Pfann gleich zum nächsten Stand hinab, bevor noch Distel nachgefolgt war. Der Abseilzacken oberhalb der Platte wackelte, doch hielt er ganz gut in der beanspruchten Richtung. Distel notierte die Länge der Abseilstellen, wie wir sie an Hand der Seillängen abschätzten: 25, 18 (Platte), 10, 8, 10, 20, 30, 20, im ganzen 141 *m*. Einzelne Strecken hiervon muß man sich frei abseilen. Andere könnte man aber auch ganz gut ohne Seil hinunterklettern.

In vier Stunden hatten wir den Fuß der Wand erreicht, und stürzten uns gierig auf eine Felsplatte, über die Schmelzwasser herunterfloß, denn wir hatten in den letzten Stunden an heftigem Durst gelitten. Das Wetter hatte sich bedenklich verschlechtert. Schon am Morgen war der ganze Himmel mit Cirrostratuswolken bedeckt, die sich indes wieder vollkommen auflösten. Nun aber kochte Nebel aus der Tiefe und ein heftiger Wind fegte uns um die Ohren. Wir fürchteten jeden Augenblick den Ausbruch eines Gewitters. Doch auch dies war nur ein Schreckschuß. Gegen Abend, nachdem wir mehrere Stunden in dichtem Nebel abgestiegen waren, heiterte sich das Wetter wieder auf. Das obere Eisfeld zeigte sich bereits derart ausgeapert, daß es nicht tunlich war, dasselbe zu begehen; wir mußten uns an den eigenartig plattigen, oft nur von dünnen Rißen durchsetzten Felsen der Südwestkante herunterlassen. An der »Roten Ecke« legten wir das Seil ab, und ich lud es auf meine Schultern, deren Rucksacklosigkeit sie zum Aufbewahrungsort unseres Seilvorrats besonders geeignet hatte erscheinen lassen. Auch das trichterförmige, untere Schneefeld war derart vereist, daß wir über die Schrofen seines westlichen Randes absteigen mußten. Lange waren wir im Zweifel, wo jenseits des Eisfeldes der Anstieg zur Scharte im Südgrat sei. Aber viel Möglichkeiten kamen nicht in Frage, die jenseitigen Wände schienen unersteigbar, und wir brauchten nur solange abwärts zu klettern, bis sich eben eine Durchstiegsmöglichkeit bot. Einige Eisstufen brachten uns dann hinüber, und nach kurzer Kletterei standen wir um 7 Uhr abends in der Scharte (wahrscheinlich 3900 *m*).

Ein Versuch, in der Dunkelheit durch das Couloir abzusteigen, scheiterte, da dasselbe ganz vereist und nur mit einer dünnen, erweichten Schneeschichte bedeckt war. Wir mußten warten, bis die nächtliche Kälte diese zum Gefrieren gebracht hatte. So bezogen wir denn auf einem breiten Band in der Südflanke des Couloirs ein viertes Biwak, und dies war weitaus das schlechteste, wenigstens für mich. Während meine Gefährten stundenlang zu schlafen vermochten, machte sich bei mir der Verlust der Ausrüstung geltend. Ich fror erbärmlich. Distel schenkte mir ein Stück Batist und seinen Proviantbeutel. In sie band ich die Füße ein. Dann wickelte ich mir das 30 *m* Seil um die Beine, aber es half nicht viel. Im Osten wetterleuchtete es beständig, und kalte Windstöße beutelten meinen Körper. Ich war in einer elenden Stimmung, ich hatte es satt: Den Uschba, den Kaukasus und die ganze Bergsteigerei. Wozu das Stürmen, wozu die Mühe, Sorge und Not? Wozu überhaupt das Leben? Die leidige Zweckfrage tritt in solchen Stunden mit ver-

stärkter Macht an den Menschen heran. Zum Pfeifen und Singen, womit ich mir sonst wohl einsame Biwakstunden verkürzt hatte, fehlte mir die Lust. Nur träumen, träumen von der Heimat, den Lieben zu Hause, von einem Himmel, einem Paradies, wo eitel Friede und Freude wohnt! Träumen von einem weichen Federbett und saftigen Hammelskeulen!

Um 5 Uhr 15 Min. setzten wir den Abstieg fort, der Firn war jetzt beinhart gefroren und erforderte anstrengende Stufenarbeit, welche von mir und später von Pfann geleistet wurde. So viel als möglich benutzten wir die brüchigen Felsen am linken Rand. Weiter unten wurde der Firn besser, hier hatte sich in der Mitte des Couloirs eine tiefe Lawinenfurche eingegraben, durch welche wiederholt Steine heruntersprangen. Ein längerer Quergang über Fels brachte uns auf den untersten Schneehang, über welchen wir in einer schmalen, aber tief, übermannshoch eingefurchten Lawinenrinne zum Gulgletscher abfuhren. Um 11 Uhr saßen wir auf der Moräne jenseits des Gletschers, endgültig dem Uschba entronnen. Ein Swanete tauchte auf, er frug uns nach seinem entlaufenen Pferd, wir frugen ihn nach Lebensmitteln. Die Antwort fiel beiderseits negativ aus. Dann schleppten wir uns weiter und erreichten um 1 Uhr Gul und setzten uns in eine der Hütten. Die schmutzigen Bewohner, die kein Russisch verstanden, begriffen trotzdem, was wir wollten, und brachten einen großen Laib Käse herbei, den wir im Handumdrehen verschlungen hatten. Erstaunt über diesen Appetit, rückten sie mit anderen Vorräten heraus, buken Brot und einer kam auf einen besonders glücklichen Gedanken, bloß konnte er ihn lange Zeit nicht ausdrücken. Da machte er die Geste des Halsabschneidens und sofort hatte Pfann, unser Wortführer, begriffen: sie wollten uns ein Huhn braten. Wir stimmten zu, Distel und ich legten uns jedoch einstweilen auf eine Wiese und verfielen sofort in einen bleiernen Schlaf, aus dem uns zu wecken ein Junge sich längere Zeit bemühte. Nachdem wir das sehr zähe Huhn hinuntergewürgt hatten, verließen wir unsere Wirte und stiegen nach Betscho ab, wo wir auf Kosten der Rickmers-Expedition »als deren Gast« uns einen guten Tag machen wollten. Aber diese war eben ausgeflogen, und nur ein großer Haufen Papier und allerhand andere Überreste kündeten von dem Treiben der wackeren Mannen. Wir nahmen von der Prawlina Besitz, und ein russischer Regierungsbeamter, der gerade anwesend war, sorgte freiwillig in sehr zuvorkommender Weise für die Beschaffung von Speise und Trank. Wir verzehrten an diesem Abend und dem folgenden Morgen einen großen Laib Käse, viele Brote, saure und süße Milch, sechs Hühner und acht Teller voll Himbeeren. Am Morgen kam Beirok, unser unpünktlicher Diener, und lachte mit dem ganzen Gesicht, als er uns wieder fand, denn er hatte uns tot geglaubt. Auch wir waren gerührt, den alten Spitzbuben, der sich übrigens als ganz tüchtiger Kerl bewährte, wieder zu sehen. Unsere erste Frage galt unserem verunglückten »Kater« (Maulesel). »Karascho, otschen karascho!« lautete die Antwort. (Gut, sehr gut!)

Dann wanderten wir zurück nach Mazeri, wo wir beim Fürsten einkehrten, und von hier ins Dolratschalatal zum Lager und zu neuen Taten.

Die Höhenangaben beruhen auf den barometrischen Beobachtungen und Rechnungen der Herren Distel und Pfann. Dieselben haben hiezu folgendes zu bemerken: »Eine korrespondierende Talstation konnte leider nicht benutzt werden. Vom Direktor des physikalischen Observatoriums in Tiflis wurden zwar in entgegenkommender Weise Daten zur Verfügung gestellt, dieselben mußten aber wegen der großen horizontalen Entfernung der Beobachtungspunkte außer Berücksichtigung bleiben. Die Ergebnisse erheben deshalb nicht den Anspruch auf die Genauigkeit, welche sonst sorgfältigen Messungen mit dem Aneroid zugesprochen werden kann. Jedenfalls aber berechtigen die an den beiden Uschbagipfeln bei verlässigem Witterungscharakter und jeweils zur selben Tageszeit angestellten Beobachtungen (Nordgipfel 4737,2 *m*, Südgipfel 4704,9 *m*) dazu, die bisherige Annahme einer Überhöhung des Nordgipfels durch den Südgipfel zu widerlegen.«

Wintertage im Wallis.

Von

E. Schottelius.

—

Kennst du den Winter im Hochgebirg? — Möchtest du schauen, wie in seinem weißen Reiche die höchste Schönheit haust neben dem jähen Schrecken der Vernichtung? Wie seine tausend Hände das zierliche Gewirr der feinsten Zweiglein in Silberfiligran nacharbeiten, das sich glitzernd und funkelnd hebt vom blausamtenen Kissen des Himmels; und wie sein Odem die weiße Riesenschlange der Lawine aus ihrem felsenumstarrten Neste aufschreckt und sie brüllend und fauchend zu Tal fahren läßt? — So komm'!

Metertief deckt der Schnee die braungebeizten Hütten des armen Alpendorfs; aus den erblindeten Scheiben schaut uns wohl manch staunendes Augenpaar nach, wie wir auf unsern langen Skiern über den bis an die Fenster reichenden Schnee dahingleiten; hinaus aus den dumpfen Stuben und engen Gassen; hinein in die weiße, schimmernde Schönheit, die Wiese und Wald, Berg und Feld überkleidet. Hochaufragend schneiden die Talwände in den blaßblauen Himmel; nur einen schmalen Streif lassen sie über uns frei; und doch! — Welche Fülle von Licht! — Von oben, von unten, von allen Seiten stürzt es in Strömen auf dich ein; Millionen von Schneekristallen schleudern es dir zu; Millionen von Eiskanten sprühen Licht, Farbe, fast hätte ich gesagt Leben! — Geblendet sucht das Auge Schutz hinter den grauen Gläsern, die den unerträglichen Lichtpfeilen ihre Spitze nehmen.

Wir haben mittlerweile den ebenen Talgrund überschritten; über Gräben, Zäune, Wiesen und Hecken zieht unsere Doppelspur dahin; wir haben nichts von ihrem Dasein gemerkt; tief unter der dicken, alles nivellierenden Winterdecke schlafen sie — dem Sommer entgegen.

Steiler wird der Pfad; er führt an der Bergwand empor dem fernen, einsam kahlen Gipfel zu. Der Wald hat uns aufgenommen. Ist das wirklich noch unser Wald? Wohl streben die schlanken Säulen der Tannen zur Höhe wie im Sommer; doch verstummt ist das tiefe, geheimnisvolle Rauschen der Wipfel; verstummt der schmetternde Ruf der Vögel, verstummt die Stimme des »Ewiggehenden«, des Wassers. — Auf eisigen Fittigen kam gestern Nacht der Schneesturm geflogen und schlug alles in Banden; und doch! — welche Schönheit schenkte er dem Walde! In glitzerndem Silberpanzer ragen die braunen Stämme, tiefgeneigt tragen die Zweige das strahlende Diadem des Winters. Kein Laut stört die heilige Stille dieses versteinerten Domes — nur ab und zu ein leichtes Rieseln, ein heller Kinderruf, der uns vom Dorf her nachdringt, um schüchtern im Walde zu verstummen.

Schweigend gleiten auch wir die steiler werdenden Serpentinen empor. Schon lichtet es sich vor uns; doch noch ist es nicht die Freiheit der Höhe; der Tannendom entläßt uns; vor uns liegt ein Märchenreich, der winterliche Laubwald; — mit tausend weißen Armen strebt er empor; in sinnberauschendem Durcheinander kreuzen sich die schwerbeladenen Zweige, schlingen sich die Maschen des silbernen Netzes, durch die der tiefblaue Himmel hereinlacht. Fast bis zur Höhe gleiten wir unter dem wundervoll starrenden Spitzenschleier dahin; mählich wird er licht und lichter — schließlich reißt er ganz! Vor uns schneidet die runde, weiße Gipfelkuppe in das leuchtende Himmelsblau. Noch wenige Minuten und wir stehen droben!

Weitum deckt das weiße Schweigen
Hehrer Winterpracht die Berge.
König Frost, er hat gezaubert!
Aus dem unscheinbaren Sträuchlein,
Aus den kahlen Baumeskronen
Schuf er riesige Korallen,
Märchenhafte Perlenbäume
Und behing sie mit dem Flimmer
Tausender von Eiskristallen.

Strahlend steigt das Winterwunder
Hoch hinan zum reinen Himmel,
Goldne Lichtflut strömt hernieder
Auf des Winters Weihnachtsbaum. —
Rings im Runde drängt die Bergwelt
Aus des Tales Nebelwogen,
Aus der Tannenwälder Duster
Weißbehelmt empor zum Licht!

Zum Licht, das in reichem Strom herniederbricht vom wolkenlosen Firmament! Zum Licht, das in den zierlichen Eisvorhängen der gipfelkrönenden Wächten zauberisch wiederstrahlt und das unten in den verschwiegenen Tannenbuchten die langen Schatten malt auf weißen Grund. In Schönheit und Stille feiern rings die Berge ihren Sonnentag, ihren Sonntag. Menschenleid und Menschensorge verstummt in ihrer lichten Nähe. —

Schwer nur reißen wir uns los! Noch ein Rundblick rings; dann vorwärts zur Abfahrt! In weißen Wolken stäubt der lockere Schnee vor den Spitzen des dahinsausenden Skis. Die Freude am Sport, am freien männlichen Tun gießt prickelndes Feuer in jede Fiber. Jauchzend fliegen wir zur Tiefe, das steile Waldtal hinab, und schon nach wenigen Minuten gleiten wir hinaus auf den ebenen Plan, aus dem sich schneebeschwert der spitze Kirchturm unseres Dörfchens über niedrige Dächer erhebt. — So hat dir der Winter in wenigen Stunden seine Herrlichkeit geoffenbart, so hast du die Bergwelt belauschen dürfen, wie sie droben in heiliger Stille Zwiesprache hält mit der großen Sonne!

Doch nicht immer sind die Gewalten so gebefreudiger Laune.

Wenn der Zorn der Luftgeister erwachte, wenn sie in wildem Heereszug herantoben gegen die schimmernden Bergfesten, wenn auf dem blauen Spiegel der Gletscher die Schneeschleier ihren verderbenbringenden Reigen schlingen — dann hüte dich, Menschenkind, deinen früheren Freunden zu nahen! Verschwunden sind ihre Herrlichkeiten, ihre Schrecken herrschen. — Verzweifelt irrt das Auge in dem weißen Chaos der sausenden Flocken, nirgends ein fester Punkt, verloren die Richtung, stundenweit entfernt das schützende Dach der Hütte. Jeder Schritt ein Ringen mit dem entfesselten Sturm, jeder Augenblick ein Kampf mit hundert lauernden Gefahren. Lähmend kriecht die Kälte unter den dicken Lodenpanzer! — Vorwärts! vorwärts! um Gotteswillen nicht innehalten! — Wankend nur folgt am dickvereisten Seile der ermattende Gefährte. Und hinter ihm? was ist das Wesenlose, Schattenhafte, das da Schritt für Schritt mitschleicht? — Das Gespenst der Vernichtung! — Mit tückischer Geduld heftet es sich an die Sohlen der Verlorenen, folgt es dem stundenlangen Labyrinth ihrer verzweifelnden Irrwege. Dichter und dichter schlingt sich der Schleier der Kälte und Ermattung um die Glieder der Opfer. Willenlos taumeln sie dahin, der listig verdeckten Falle, der Gletscherspalte entgegen. Noch ein wankender Schritt! — ein verzweifelter Ruck am Seil! — Zu spät! — — Dumpf dröhnt es in den eisigen Grabkellern; langsam rieselt von

oben das weiße Leichentuch nach. — Und es schneit und schneit! — Stunden-, tage-, wochenlang! —

— - - -

Ein klarer, wolkenloser Wintermorgen war über den Zermatter Bergen erwacht. Schon lagen Stunden angestrengten Steigens hinter uns, als wir, mein Freund Hoek und ich, begleitet von zwei Oberländer Führern, endlich die Zunge des dickverschneiten Findelengletschers betraten. Schwer drückte die Last des vom letzten Hirtendorfe mitgenommenen Holzes die Schultern, doch unverdrossen gleiten wir bergan; gilt es doch noch heute auf großem Umweg die Bétempshütte zu erreichen, von der aus wir dann den zweithöchsten Gipfel der europäischen Alpen, den Monte Rosa angehen wollen. Brennholz, so hatte man uns gesagt, sei keines mehr oben auf der Bétempshütte und so mußten wir wohl oder übel unser Gepäck noch um vier gewichtige Bündel vermehren. Warm macht solches Holz übrigens immer, sowohl auf dem Rücken wie auf dem Rost. Leider sollte es uns heute nur in ersterer Form zugute kommen. Stunde auf Stunde verann, immer noch reihen wir die schleifenden Schneeschuhschritte aneinander; langsam beginnt hinter uns der Gornergrat zur Tiefe zu sinken. Leuchtend thront der Mittag über den Gletschern und gießt feuchten Glanz auf die weißen Riesenleiber.

Den Gletscher hatten wir wegen der Zerklüftung seiner Oberfläche verlassen und quälten uns gerade redlich ab in den Moränenhügeln des westlichen Ufers — die beiden Führer sind etwas zurückgeblieben. Da tönt von hinten ein verklingender Ruf: »Ha—a—lt!« — Wir halten, und bald erscheint auf dem nächst zurückliegenden Moränenkamm eine dunkle Gestalt, unser zweiter Führer: — »Die Herren möchten zurückkommen, ein Ski ist gebrochen.« — Schöne Bescherung! Die mühsam erklommene Höhe sausen wir wieder hinab und stehen bald bei dem Verletzten. Richtig, die Spitze ist ab; das kostet eine halbe Stunde Reparatur und die dürfte bei unserer ohnehin kurz bemessenen Zeit für heute den Ausschlag geben. Es wird zu spät, bis wir zur Bétempshütte kommen! — Während der Anlegung des Blechverbandes erhebt sich eine lebhafte Diskussion über die Frage, wo übernachten wir heute. Verlockend grüßt 300 *m* unter uns das kleine Alpenhotel am Findelengletscher herauf; natürlich ist es jetzt im tiefen Winter verlassen und verschlossen und ebenso ist dies wohl der Fall bei der noch näher liegenden jetzt nicht sichtbaren Z'Fluh-Hütte; nach der Karte muß sie aber uns gerade gegenüber auf dem andern Ufer des Gletschers liegen, so daß wir diesen nur zu queren hätten. Dann haben wir heute nichts mehr zu steigen und für morgen keinen Höhenverlust, sondern können gleich den unterbrochenen Marsch zum Monte Rosa fortsetzen. Das entscheidet; wir nehmen den Marsch zur Cabane Z'Fluh auf und vertiefen uns in die Seracs des vor uns liegenden Eisstromes. Verhältnismäßig leicht läßt sich der Übergang über den an dieser Stelle wenig zerrissenen Gletscher ausführen und nach einer kurzen halben Stunde taucht hinter dem dunklen Moränenwall auch richtig das spitze Dach der ersehnten Cabane auf. Das sieht ja ganz vertrauenerweckend aus; statt der erwarteten niederen Steinhütte ohne Fenster und Feuerung erhebt sich vor uns ein leichtgebautes zweistöckiges Holzhaus.

Jetzt ist der erste drüben; rasch die Skier abgestreift und schon rüttelt er ungeduldig an der schweren Haustür. Natürlich zu! Desto besser! Leere Hütten verschließt man gewöhnlich nicht; und hier kommen wir doch hinein. Mittlerweile sind die andern auch angelangt und jeder hat sich überzeugt, daß die Haustür sogar seinem Öffnungsversuch Widerstand bietet. Unsere bisherigen Erfahrungen in der Einbruchstechnik lassen nun einen Versuch an den Fenstern des zweiten Stockwerks aussichtsreicher erscheinen als ein längeres nutzloses Herumrütteln an der unteren Tür, und so klimmt gleich darauf einer am Balkenwerk

zur Höhe; der Fensterladen verursacht nur eine kurze Pause! »Hurra, da ist schon ein Flügel offen!« — auch der andere gibt dem Druck von außen nach und der Kundschafter schwingt sich in den Rahmen. Erwartungsvoll stehen unten die Kameraden und starren zum leeren Fenster empor. Drinnen erdröhnt der dünne Fußboden unter den schweren Tritten, wieder das obligate Türrütteln mit einigen erregten Worten — dann erscheint der Kundschafter wieder am Fenster: »Ist alles zu da heroben und 'ne Treppe gibt's auch nicht nach unten; ihr müßt doch aufbrechen.« Na, dann also, Kybele, hilf! Mit vereinten Kräften und Pickeln geht es an die schwere Holztür; die Hauen werden in den Ritz geklemmt und vorsichtig der Stiel herumgehebelt: aha! sie klafft schon! Nochmal! — Lange leistet die schwere Holzwand Widerstand; aber wir lassen nicht locker und schließlich siegt das professionelle Einbrechertum. Mit lautem Krach springt die Tür des Kassenschr— ich wollte sagen der Küche zurück und wir taumeln zu dritt in den dunkeln Raum; hinter uns her flutet eine Lichtwelle herein und erhellt notdürftig die nächste Umgebung. Rasch sind die Fenster von innen aufgestoßen und die Läden zurückgeschlagen; ein prüfender Rundblick: Nicht so übel! Herd, Tisch, Schrank mit Geschirren, sogar eine Petroleumlampe für heute Abend, draußen unter dem Schnee liegt genug Holz für ein bis zwei Tage, also: hierbleiben. Die Rucksäcke entleeren ihren Inhalt, Holz ist rasch zerkleinert, eine Schaufel Schnee füllt den eisernen Kochtopf bis zum Rande, bald züngelt auf dem lange erkalteten Herde die erste Flamme auf, der Schnee beginnt zischend zu schmelzen und jeder freut sich schon auf den ersten Löffel der famosen Suppe, die hier im Werden begriffen. — Doch wie gewöhnlich, so war auch hier unsere Hoffnung sehr verfrüht gewesen; der Herd begann auf einmal dicke, beißende Rauchwolken zu entsenden, mehr und mehr schrumpften die Flammen zusammen; noch ein paar trübselige Rauchringel stiegen zur Decke, dann erlosch das Feuer. — Nach langer mühseliger Untersuchung erst und emsiger Arbeit gelang es uns, das für den Winter zerlegte Rauchabzugsrohr wieder instandzusetzen und endlich ein richtig brennendes Feuer zu erhalten.

Nun konnten wir an die Beschwichtigung unseres immer lauter werdenden Hungers denken und das Nationalgericht des Alpinisten, die Erbswurstsuppe, die bald auf dem Tische des Hauses prangte, hatte ihren Zweck nicht verfehlt. Nach dem Essen wird etwas Ordnung geschaffen, und während draußen sich Nacht und Kälte auf die Gletscher lagert, entwickelt sich in unserer wohldurchwärmten Klause ein Bild des gemütlichen Hüttenlebens. Von der Herddecke her wirft das prasselnde Feuer spielende Lichter über die funkelnden Pickelkanten und die glänzenden Metalldosen; ab und zu gibt ein harzreicher Klotz den Flammen frische Nahrung und eine Schaufel Schnee in den Kessel neue Arbeit. Rauchend und plaudernd sitzt und liegt man auf den wenigen Stühlen und Bänken. Auf dem Tische ist im traulichen Lichtkreis der Lampe die große Übersichtskarte des Zermatter Bergsteigerparadieses ausgebreitet, hin und her wogt hier der Streit der Meinungen: Morgen hält das Wetter wohl noch sicher! Sollen wir da nicht lieber statt der endlosen Gletscherwanderung zur Bétempshütte versuchen, einen der näher liegenden Gipfel zu erreichen? Dauert das gute Wetter dann übermorgen noch an, so können wir immer noch unsern Monte Rosa-Plan wieder aufnehmen, schlägt es um, nun, so haben wir wenigstens einen Gipfel gemacht und brauchen nicht unverrichteter Sache wieder nach Zermatt abzufahren! — Welches Bergsteigerherz hätte sich der Stichhaltigkeit dieses letzten Grundes verschließen können? Der Antrag wurde im Prinzip angenommen und eine halbe Pfeife später war auch schon der Gipfel auserkoren, dem unser morgiger Versuch gelten sollte. Kam doch fast nur der eine in Betracht, für den wir uns dann auch entschieden. Grade

südlich von unserm heutigen Quartier reckte das Strahlhorn seine schöngeschwungene Kuppel- bis zur Höhe von fast 4200 *m* in die Lüfte. Die Karte läßt uns hoffen, daß wir bei guten Verhältnissen morgen nachmittag den Gipfelabsturz dort droben zu unsern Füßen sehen werden. Also abgemacht: Parole Strahlhorn! und nun gute Nacht! Die Pfeifen werden ausgeklopft; die Rucksäcke mit dem wenigen Notwendigen gepackt und dann geht's hinauf ins zweite Stockwerk zum Schlafen.

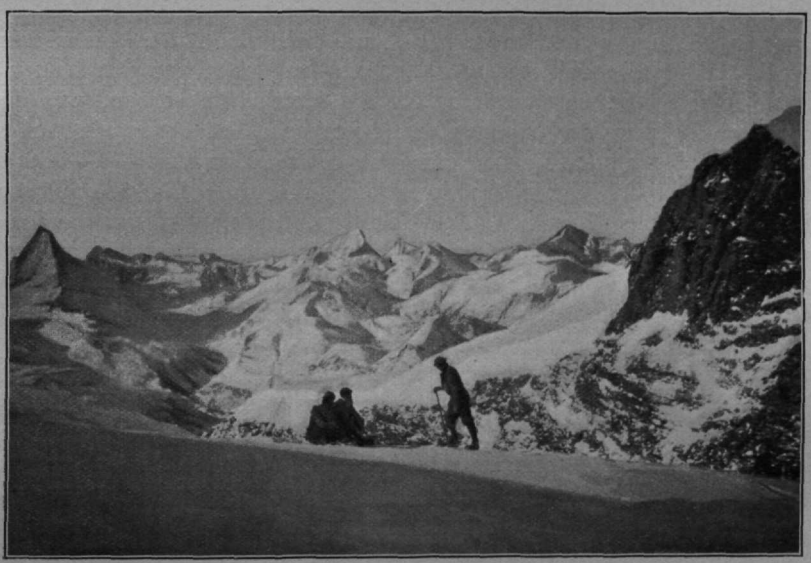
Eine eisige Kälte herrscht hier oben zwischen den leichten Bretterwänden; für die Nacht kommt auf jeden von uns nur eine dünne Wolldecke, die nach wenigen Minuten an allen Ecken und Enden zu kurz wird; bald hier, bald da kriecht die bittere Kälte unter die Hüllen, bis ich mich endlich aufraffe, den stillen aber hartnäckigen Kampf durch einen kühnen Rückzug zu beenden. Mit vieler Mühe schleife ich die schwere Matratze hinunter in die noch behaglich durchwärmte dunkle Küche und improvisiere auf dem Tisch ein zwar etwas unbequem kurzes, aber dafür wenigstens nicht so nansenhaft kaltes Lager. Die Kameraden scheinen sich nach den Tönen, die durch den dünnen Fußboden herunterdringen, besser mit ihrer nördlichen Lage abzufinden und endlich kehrt auch bei mir der Schlaf ein. Wie ich glaube, sind es nur wenige Minuten, als die rauhe Stimme eines feindlichen Bergdämons mein Ohr trifft: »Aufstehen! Herr! Es ist drei Uhr vorbei.« Schlaftrunken fahre ich auf! — Ach so! — Mohr ist es, unser zweiter Führer, der etwas früher aufgestanden ist, um das Frühstück zu bereiten. »Wie sieht's draußen aus?« — »Gut, Herr, die Sterne scheinen.« — Na, denn also raus! — Das Paradebett wird zur Seite geräumt; das Feuer frisch entzündet. Mittlerweile kommen denn auch die beiden andern herabgepoltert und so sind wir denn wieder alle um den gastlichen Tisch versammelt. Im Hinblick auf den wunderbar klaren Sternhimmel draußen, der einen prachtvollen Tag verspricht, herrscht in unserm kleinen Kreis eine fröhliche, fast gehobene Stimmung. Leicht soll es dem Eisriesen dort oben nicht gemacht werden, wenn er uns heute abschütteln will. Darauf leeren wir den letzten Schluck unseres heißen Tees und dann geht's mit angenehm leichtem Rucksack hinaus und an die Skier.

Am blassen Himmel winken bleiche Sterne. Über den weißen Riesenleichen der Gletscher liegt das flimmernde Netz des vollen Mondlichtes. Kalt und weiß, wie gesponnenes Silber flutet es herab auf die schlafenden Bergriesen, über die runden, gleißenden Eiskuppeln rieselt es hinunter und stürzt in sprühenden Kaskaden von den schwarzen, zerhackten Graten hinab in die dämmernden Tiefen. Und über dem riesigen Silberkessel des Gletschers sammeln sich die leuchtenden Nebel, in lichtem Dämmer wogt das schweigende Heer, und die Mondscheinelfen huschen lautlos hin und wieder über die gähnenden, schwarzen Spalten und durch die stummen Gassen der verwunschenen, gläsernen Stadt, der Seracs. — Langsam, zögernd setzen sich endlich die wallenden Lichtmassen in Bewegung; auf dem breiten Silberrücken des Findelengletschers fluten sie herab in feierlichem Zuge, geisterhafte Nebelwesen, entsprossen dem Bunde zwischen Mondlicht und Eis. — Und wieder rinnen von oben flimmernde Bäche. —

Langsam und gleichmäßig streben wir zur Seite aufwärts. Von Zeit zu Zeit wechselt die Führung; dann schleifen die Skier wieder im alten Gleichmaß durch den weichen Schnee, Schritt für Schritt, Viertelstunde für Viertelstunde. Das Mondlicht beginnt blasser zu werden, die leuchtenden Sternenaugen versinken in den unermeßlichen Tiefen des immer heller und ferner sich wölbenden Himmels, da biegen wir dicht vor dem herabdrohenden Steilhang des Adlergletschers zur Rechten hinaus auf das weite, ebene Firnfeld des Findelengletschers und werfen uns zur Rast nieder. Gegen den Rucksack gestemmt, liegen wir schweigend und trinken mit weiten Augen das ungeheure Rundbild, das sich vor uns auftut. Eisigkalt, unnah-

bar ragen die Riesen rings in den lichten Morgenhimmel, noch hat der Flammenkuß der nahenden Königin ihre Scheitel nicht berührt, schweigend stehen sie in unermeßlichem Rund, harrend der Wiedergeburt des Lichtes. Zur Linken heben sich nadelscharf die sieben Gipfel des Monte Rosa, dann seine Brüder Lyskamm, Castor, Pollux und die Eiswand des Breithorns. Zur Rechten ein noch gewaltigerer Zug, da schwingen sich zur Höhe die formenschönen Gipfel des gewaltigen Weißhorns, des Zinalrothorns, der Gabelhörner, neben ihnen die fürchterliche Dent blanche. Und endlich, gerade gegenüber der gewaltige Edelstein des wundervollen Ringes, das Matterhorn.

Lautlos ragt es empor in die kalten Weiten des Morgenhimmels, tief hernieder wallt von seinen königlichen Flanken der Firnhermelin. — So stehst du vor uns — König von Zermatt — in deiner ganzen furchtbaren Größe mehr geahnt und gefühlt als mit den Sinnen ermessen, — ein Riese des Raumes, ein Riese der Zeit! Wer zählt die Jahrtausende, die an rasselnder Kette sanken, seit



Auf dem Adlerpasse.

sich dein Felsenhaupt emporhob aus dem flammenzuckenden Schoß der Mutter Erde; seit das Licht der großen Sonne zum ersten Male den königlichen Purpur warf um deinen Riesenleib! Wer gibt Kunde von den Äonen, die dir huldigten als König in der Schar deiner Brüder, da du hinausblicken konntest Hunderte von Meilen weit und alles Grün, alles Leben erstickt hieltest unter dem wuchtenden Spiegel deiner riesigen Gletscher — bis du im Donner der Lawinen deiner Königin, der Jungfrau zuraunen konntest: »Nun sehe ich nichts mehr, als Eis und Firn, nun ist es gut.«

Und wer ahnt die Kräfte, die endlich deinen vordringenden Eistrabanten Halt geboten, ja, sie zurückdrängten, Schritt für Schritt, bis in ihre Wiegen; — die das verhaßte Grün wieder emporführten in Gebiete, da dein Eis geherrscht hatte jahrtausendelang? Und mit der Sonne und mit dem Grün, da nahten sich jetzt die kleinen schwarzen Wesen; erst nur scheu und flüchtig, dann immer frecher und zudringlicher einbrechend in dein großes, unentweihtes Alpenheiligtum. Wie hast du ihre schwachen Sinne bezaubert mit dem Reiz deiner dämonischen Formen, und wenn sie dir nahten in trunkenem Wagen, wie hast du sie hinabgeschmettert

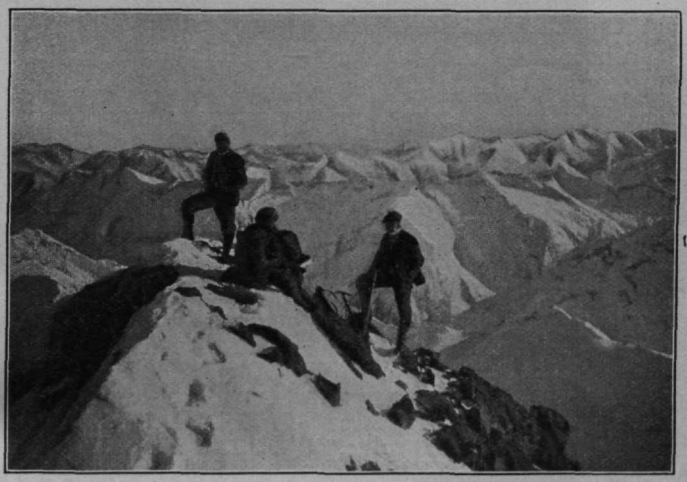
von deinen eisenharten Graten, wie bettete sie der Schneesturm in deinen dunkeln Klüften, wie traf sie der fliegende Tod, das sausende Geschoß deines Steinschlags! Deine Chronik, Matterhorn, die Menschen haben sie mit Blut geschrieben. — In Fesseln und Ketten schlugen sie deinen Leib, nicht deinen Trotz; leicht nur ist dein Schlaf, rasch bist du wieder erwacht und noch manchem der alte, furchtbare Löwe geworden, gegen den ein Tyndall und Whymper gekämpft. Drunten, auf dem engen Friedhof in Zermatt fand so manch erschütternde Tragödie ihr Ende, ruht so mancher bleiche Schläfer, der kühn und jugendfroh auszog, deine Wunder zu schauen. Und wenn der Föhn deinen stolzen Felsbau umjauchzt, wenn der Wolkenmantel zerrissen von deinen Schultern flattert, dann regt es sich in den Schründen, dann murmelt es in den Klüften und flüstert um die Zinnen: Ave, Caesar, mortui te salutant!

Lautlos ragst du empor in die kalten Weiten des Morgenhimmels; tief hernieder wallt von deinen königlichen Flanken der Firnhermelin. — Sei mir gegrüßt, Matterhorn! — — — —

Immer noch lagern wir regungslos, mit durstigen Augen hinausstarrend in die Weiten. Da beginnt sich jetzt der Vorhang zu heben vor den letzten Schönheiten des Hochgebirges, vor Minuten, die das Herrlichste bergen, was die Berge schenken können. Unauslöschlich gruben sie sich dem Gedächtnis ein; ich schließe die Augen, und wieder steht es vor mir, wie vor 20 Monden: — —

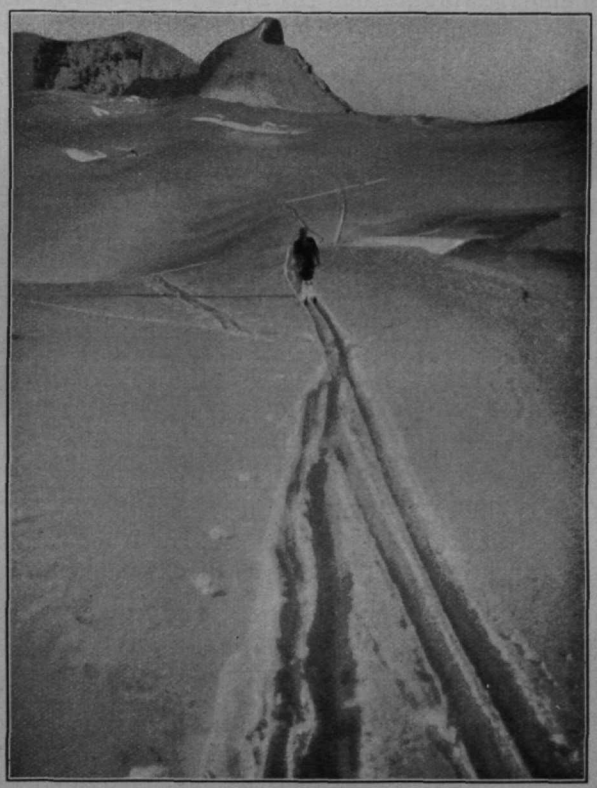
Auf dem Gipfel des Matterhorns zuckt eine Flamme! Ein tiefer Posaunenton durchhallt die feierlichen Weiten: »Licht, das leuchtende, ward uns wieder.« Donnernd hallen die Giganten ringsum den Ruf ihres Königs zurück; auch ihre Helme erglühen in heiligem Feuer — stumm liegen die Täler, lauschend dem Wunder der Höhe — tiefer, immer tiefer sinkt der goldrote Schleier über die glühenden Riesen, mächtiger, immer mächtiger schwellen ihre Harmonien, brausend steigt der Choral des Lichtes empor in die offenen Tore des Morgenhimmels — und jetzt prangen sie, eine Schar überirdischer Gestalten, ganz in purpurner Rüstung — das ist nichts Fremdes mehr, kein Schimmer von außen erborgt, das sind die Feuerseelen der Berge selbst, die emporstiegen aus der Nacht des Abgrundes, jauchzend zu grüßen das Licht in der geweihten Stunde seiner Wiedergeburt. — »Licht, das ewige, ward uns wieder.« — Langsam verhallen die Sphärenklänge. — Kurz noch glühen die riesigen Monolithe hinaus in das immer tiefer werdende Blau. Dann sinkt das Feuer. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Schweigend raffen wir uns endlich auf; harte Arbeit steht uns noch bevor, doch sie wird das Geschaute nicht verwischen oder verkleinern können, einen ehernen Rahmen nur wird sie fügen um das wunderbare Bild. — In steilen Zickzacklinien schieben wir uns nun langsam aufwärts. Stunde für Stunde verrinnt in ermüdendem Gleichmaß des Emporklimmens, Schritt für Schritt rücken wir der scharfen Gratlinie näher, die sich dort droben als tiefe Einsattelung vom Rimpfischhorn zum Strahlhorn schwingt. Endlich wird der Firnhang zu steil für die Schneeschuhläufer. Die Skier werden sorgfältig in den harten Schnee gerammt, alles Entbehrliche zurückgelassen, und dann klimmen wir in rasch gekratzten Stufen die steile Leiter zum Adlerpaß empor. Nach einer halben Stunde stehen wir denn auch endlich droben auf dem Kamm, schwer atmend über die Pickel gebeugt! Das hat Arbeit gekostet! — Enggepreßt bäumt die riesige Gletscherwoge ihren Eisleib empor zwischen den finstern Felsenriffen von Rimpfischhorn und Strahlhorn; und jäh schießt sie vor unsern Füßen wieder zur Tiefe, um weit, weit unten in sanftem Schwung auf dem Spiegel des Allalingletschers zu verebben. Zur Rechten schwingt sich, noch 400 *m* höher, die eisig schimmernde Kuppel des Strahlhorns empor. — Auf denn zum letzten Kampf! — Unsere Spur führt über steile Firnhügel, an



Auf dem Gipfel des Strahlhorns.

trügerischen Wächten vorbei über windzerfressene Plateaus, höher, immer höher. Von Zeit zu Zeit eine kurze Pause, die jagenden Atemzüge vermögen nicht mehr genug Luft zu fassen zu raschem Steigen. Über den treuen Pickel gelehnt, ringen wir nach Atem, bald geht's wieder vorwärts. Noch 200 *m* Steigung. Langsam, vorsichtig streben wir weiter! Wieder eine Pause. Noch 100 *m*. Weiter! Gleich haben wir ihn. Noch 50 *m* — und wir stehen am Fuße der steilen Eiswand, die, vom nahen Gipfel herababschießend, sich zur Rechten in einen schier unergründlichen Felsenkessel stürzt. Die Steigeisen gleiten wirkungslos ab an der glasharten Glätte. Also Stufen schlagen! Der Pickel beginnt sein hartes Lied zu singen, Sprosse um Sprosse schmiedet er aus dem Eis und jetzt steht der Erste über den Köpfen der Gefährten, dicht vor der kleinen Gipfelwächte, einige wuchtige Streiche legen die Bresche, in die er sich hinaufschwingt, um vorsichtig die wenigen Schritte zum Gipfel hinüber zu balancieren. Jetzt steht er droben! Scharf hebt sich seine schwarze Gestalt gegen das lichte Himmelsblau, sonst nichts mehr, was sein Haupt überhöhte, der ganze Riesenbau aus Fels und Firn und Eis ist hinabgesunken, Meter für Meter, und liegt nun zu seinen Füßen. Über ihm nur noch Himmel und Sonne; unter ihm — die Erde! — Die Erregung des Gipfels, der Rausch der »letzten gewaltigsten Minuten im Leben des Hochtouristen« beginnt nunmehr auch bei mir durch die Adern zu glühen und in den Nerven zu zittern. Ungestüm dränge ich mich empor in die Lücke der Wächte und schwinge mich hinauf! — Himmel, welch ein Absturz! — in eisiger Glätte schießt es vor mir zur Tiefe. Keine Kuppel ist der Gipfel,



Abfahrt vom Strahlhorn.

sondern eine Scheibe, eine auf der hohen Kante stehende, ungeheuere Platte. — Vorsicht! Ruhe da drinnen! noch sind wir nicht droben! — Noch 15 *m* balanciert man über den schneidigen First, dann ist der Steinmann des Gipfels erreicht. Aufatmend läßt sich jeder nieder auf die Felsbrocken, die vereinzelt aus dem Schnee herausragen.

Es ist 2 Uhr mittags und doch liegt eine kristallene Klarheit über Nähe und Ferne, wie sie sonst kaum die frühe Morgenstunde schenkt. Bis in nie gesehene Fernen türmen sich die ewigen Burgen, scharfumrissen jede einzelne Spitze bis in den unendlichen Horizont hinein. Vor dem Unermeßlichen, was sich da in feierlichem Rund bereitet, versagt der Born der Sprache! Wohl tönt jedem aus den erstarrten Wogen des Bergmeeres das Lied der Brandung, wohl reden diese wimmelnden Fernen mit tausend Zungen, aber ihren Psalm hat noch kein Menschenmund wieder zu singen vermocht. Da gibt es nur ehrfürchtiges Lauschen und Staunen, ein durstiges Trinken mit weitgeöffneten Augen. Steige zu Berge! — und wenn dir das Glück eine Stunde solchen Schauens und Findens schenkte, so bist du fürstlich reich belohnt für Tage voll Mühe und Entbehrung, voll Kampf und Gefahr. Steige zu Berg, und du wirst erkennen, daß dort mehr wohnt als nur die Freiheit.

Nur zu rasch ist die kurze Sonnenstunde dort oben verflogen. Vorsichtig und langsam klimmen wir die Stufen unserer Eisleiter hinab; wieder abwärts geht es in den alten Spuren über Schneefelder und Firnhänge, der Gipfel ist längst hinter ihren Rücken verschwunden, auch der Adlerpaß steigt über uns zur Höhe, und schon sind wir, kaum eine Stunde nach Verlassen des Gipfels, bei unsern treuen Skiern angelangt. Das Gepäck wird wieder aufgenommen, rasch einige Bissen hinuntergewürgt, dann rüsten wir uns zur Abfahrt. Noch ein letzter prüfender Blick auf Bindung und Riemenwerk; alles in Ordnung. Fertig der erste! — Los! — In weit ausholendem Bogen saust er hinab in den weißen Riesenkessel, kleiner und kleiner wird seine Gestalt. In kurzen Zwischenräumen folgen ihm die beiden andern und schon sind auch sie nur noch zwei winzige schwarze Punkte, die auf dem weißen Riesenlaken langsam weiterzurollen scheinen. Jetzt kommt die Reihe an mich. Noch ein Ruf zur Höhe: Leb' wohl, Strahlhorn! Die Skier gehorchen der leichten Neigung nach vorn, beginnen zu gleiten, schneller immer schneller; jetzt jagen sie in prasselnder Fahrt zu Tal, krampfhaft halte ich mich neben dem sicheren Faden unserer Spur von heute morgen; in wahnsinniger Eile huschen die glatten Bretter über stundenweite Schneefelder, immer schneller, immer schneller! Im Ohr liegt nur ein dumpfes Brüllen wie von ferner Brandung und das Auge — — Was ist das? Plötzlich stehe ich still, aber rund um mich ist alles in wirbelnder Eile; im schimmernden, endlosen Zug fliegen die Schneefelder und Firnhänge heran, pfeifen unter den Sohlen durch! — verschwunden! — neue Ströme speit der Gletscher aus der weißen Unendlichkeit herauf; schemenhaft fliegen schwarze Felszungen zur Seite aufwärts! — schließlich ist's, als drehe sich eine ungeheuere weiße Walze unter meinen Füßen — plötzlich steht sie still und ich fliege ihre Rundung hinab durch einen Schneekessel, auf der andern Wand hinan. Langsamer gleiten die Skier, die Fahrt hat ihr Ende erreicht! Aufatmend werfe ich mich in den Schnee — das war eine Fahrt! — Für Minuten schienen die Anker der Schwere gelöst, die Fesseln des Raumes gefallen, einen Tropfen durften wir nippen von dem berauschenden Trunk des freien Fluges. —

Nun geht's wieder irdisch gemütlich und bequem über den schwach geneigten Findelengletscher; noch liegen auf ihm die Strahlen der Nachmittagssonne, als wir die Skier an die Wand unsrer Cabane lehnen und nach zwölfstündiger Abwesenheit das Quartier wieder betreten: Wohltuende Dämmerung herrscht in dem steingepflasterten Küchenraum; bald soll das gestrige fröhliche Leben wieder hier einkehren. Einst-



Mittag in St. Nikolaus.

weilen wird gekocht, geraucht und geruht; so vergeht eine Stunde, aber immer noch fehlt unser zweiter Führer, den wir von Minute zu Minute erwartet haben. Ein Unfall ist auf der letzten Strecke, die er zurückgeblieben, wohl ausgeschlossen, aber zur Sicherheit wollen wir ihm doch entgegengehen. Doch wie wir vor die Türe treten, da kommt der Vermißte auch schon heran über den Schnee, langsam und hinkend; er ist kurz vor der Hütte noch zu Fall gekommen und hat sich am Fuße verletzt. Die Untersuchung ergibt eine starke Bänderzerrung an dem rasch anschwellenden Gelenk und damit die Notwendigkeit, einige Tage Ruhe zu halten. — Schade, schade! Fahr wohl, Monte Rosa! Nun müssen auch wir wieder talwärts, denn allein darf der Verletzte keinesfalls den stundenweiten Weg unternehmen. Der arme Teufel ist ganz zerknirscht über das Mißgeschick, das er über uns bringt, und als sein Kamerad ihn zornig anfährt: »Man sollt dich grad versägen und ins Ofenloch stecken«, gibt er trübselig die volle Berechtigung dieser eingreifenden Operation zu. Zu ändern ist jedenfalls nichts an der Sache, und so sieht uns denn der nächste Morgen, der wieder in wunderbarer Pracht und Klarheit über die Gletscher wandert, talwärts nach Zermatt fahren, wo wir gegen Mittag unsern Einzug halten.

Unser Verwundeter kommt in der Dépendance des »Monte Rosa« in gute Pflege und Wartung und wir Überlebenden beschließen, morgen mit Tagesanbruch wieder zu Berge zu steigen; diesmal den steilen Zmuttgletscher hinan unter der gewaltigen Nordwand des Matterhorns entlang querend. —

Es sollte nicht dazu kommen; am andern Morgen herrscht draußen drückende Schwüle, mehrere Grade über Null, die Nebelfetzen schleifen triefend über die Talsohle, der Föhn hat Wort gehalten. Nach zweitägigem Warten hoben wir die Belagerung auf — auch zum Kriegführen mit den Bergen gehört — Geld. Wir ziehen ab!

Langsam gleitet der Schlitten das Vispertal hinaus durch den feuchten Schneebrei, naßkalte Nebelschwaden weben hin und wieder zwischen den tropfenden Zweigen der alten Wettertannen und über den seichten Spiegel der dunkeln Schmelzwasserlachen. Mißmut, Trauer, wohin das Auge blickt, und nicht nur außen in der Natur! — Sollen wir denn wirklich so von euch Abschied nehmen, ihr Eis- und Felsriesen dort droben über den Wolken? Stumm jagen die Nebel, da lichtet sich über uns das treibende Dunkel, eine kleine Lichtinsel wandert eilig nach Norden, immer größer, immer heller werdend; jetzt reißt es durch, der Wolkenvorhang rollt majestätisch zur Seite; aus den Tiefen des Raumes erhebt sich drohend ein bleicher Riesenschatten, bis zum Zenith schwingen sich die furchtbaren Grate, strahlendes Silber deckt Flanken und Fuß — ein irrender Sonnenstrahl umspielt das Haupt des Giganten! — Matterhorn! Gedankenschnell gleich einer Fata Morgana schwindet das Bild. — Wir ziehen talab.

Skifahrt auf das Blindenhorn.

Von

Henry Hoek.

»Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit.«
Schnitzler.

In traulichen Stunden sanften Abenddämmerscheines schleicht gerne auf sammetnen Sohlen Erinnerung ins Zimmer. Sie erzählt flüsternd von mancher schönen Winterfahrt, von mancher frohen Skitour in Hochgebirgsherrlichkeit. Dann kommt manche Beobachtung, jede Erfahrung erst zur richtigen Geltung; des Augenblicks Begeisterungsrausch verflog und kühler kritisieren kann die Vernunft.

Auf eine ganze Reihe alpiner Skifahrten darf ich zurückblicken. Es waren gewiß die Touren, die ich zu meinen eindrucksreichsten und genußvollsten zähle. Betrachte ich sie aber vom sportlichen Standpunkte aus — ich muß gestehen, wer den Sport des Skilaufs sucht, der findet mehr Genuß im Mittelgebirge und in den Voralpen. Im Hochgebirge, da war mir der Ski fast immer nur Mittel zum Zweck. Und er wird auch wohl beinahe ausnahmslos nur ein Hilfsmittel des Hochtouristen bleiben, ihm der Berge Winterschönheit zu erschließen — als Sportgerät kann er kaum jemals im Mittelpunkte des Interesses stehen.

So war es bei allen alpinen Skifahrten, so vieler ich gedenken mag. So war es bei der Tour zu den eisumflossenen Klippen der Grands Mulets, einem Gelände, wie es für Schneeschuhe kaum ungeeigneter gedacht werden kann, so war's bei der Durchquerung des Berner Oberlandes, der gepriesenen und gelobten »Hohen Straße«.

Nur eine Ausnahme blieb mir in angenehmer Erinnerung als idealste Verbindung einer prächtigen Hochgebirgswanderung, verbunden mit dem ungetrübten Genusse sportlich schönen Skilaufs in einer wie für Schneeschuhe eigens geschaffenen Gegend. Das war unsere Fahrt von Airolo auf das Blindenhorn in den ersten Tagen des April 1903. Von der will ich hier erzählen, was mir an Erlebtem und Empfundenem einfällt. »An Erlebtem und Empfundenem? Ressentiments? Wir danken.« Oh ja, ich weiß! Es ist viel gespottet, viel gehöhnt worden über die Gefühle und Empfindungen, die am Schreibtisch »konstruiert seien«. Zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht, dünkt mir. Man darf nicht alles in einen Topf tun. Wohl: Auch ich kenne leider genug Tourenberichte voll unmöglicher, weil unwahrer Gefühlsergüsse. Fort damit!

Doch ist deswegen alles verwerflich, was das Gebiet des später — des Nachempfundenen berührt? Gewiß — was da in schönen Worten gekleidet, den Gang in die Welt hinaus antritt, das kam momentan nicht so zum Bewußtsein, konnte inmitten körperlicher Anstrengung, inmitten sich drängender Eindrücke, anstürmender Bilder nicht bewußt werden, wird es nie werden können.

Ist es aber wirklich so unstatthaft, das Bild des Genossenen später in stiller Nacht am Schreibtische zu beschwören, zu betrachten und sein Empfinden daran zu beleben und dann zu analysieren — ist das wirklich ein ästhetisches Verbrechen, dann ist alles unerlaubt und verwerflich, was über Xenophontis trockenen Chronistenstil hinausgeht; dann aber ist auch dein Wandern, dein Schreiben umsonst, ist toter Buchstabe, günstigsten Falls Wust zum Nachschlagen.

Gibt die geschaute Welt keine poetische, keine philosophische Bereicherung des Empfindens, dann war das Mühen umsonst. Und was ich heimgetragen — draußen beim Empfang wurde es mir nimmer bewußt. Das kommt erst daheim in stillster Stunde — nach Jahren oft.

Ein Vergleich ist verlockend — mit der photographischen Platte. Draußen, da wurde das Bild empfangen, der Platte eingeprägt, unter der Schwelle des Sichtbaren schläft es latent — und doch in aller Pracht. Es bedarf mancher verschwiegenen Arbeit von kundiger Hand, ehe es sichtbar entsteht, ein Bild ist. Doch nennst du nun es unwahr, weil nachträglich erst sichtbar gemacht? Ist es unwahr, weil eine feinfühlige Hand hier und da mit weichem Stifte nachhalf, einen zarten Strich Retouche aufsetzte?

Also — von unserer Fahrt aufs Blindenhorn will ich erzählen.

Es leuchtete mir zunächst kein guter Stern über diesem Berge. Schon im April 1902 wollten Dr. O. Schuster und ich ihm einen Besuch bringen. Aber nach langem Herumlaufen in trübselig grauem Nebel gaben wir schließlich auf dem Passo Valdaesch die Sache als zu wenig genußreich auf. Vierzehn Tage später waren wir wieder in Airolo. Es war Hundewetter — und wir wandten uns lieber den Luganer Bergen zu.

Piz Rotondo.



Im Val Bedretto: Piz Rotondo.

Diesmal waren meine Begleiter Dr. F. Reichert und Dr. W. Schiller. Reichert war schon drei Monate vorher an diesem Berge umgekehrt — vorgerückte Tageszeit zwang am kurzen Dezembertage zum Rückzug. Er bestieg in den nächsten Tagen wenigstens den Piz Basodino.

In Airolo sollten Schiller und ich mit unserem dritten Manne zusammentreffen. Wir waren nicht in high spirits. Denn noch in Göschenen schneite es nach Noten. Südlich des Gotthards sah es aber etwas besser aus. Bei wechselndem Wetter, bald im Schnee, bald im Sonnenschein, verließen wir Airolo mittags gegen 3 Uhr und wanderten das Bedrettotal aufwärts. Schon nach einer Stunde mäßigen Steigens konnten wir hinter Fontana die Skier anschnallen und kamen nun recht rasch voran.

Ungemein auffallend war der Gegensatz zwischen dem Norden und den dem Süden exponierten Hängen. Auf unserer rechten Seite überall grün und grau bis hoch hinauf an den Gotthardbergen, wir selbst schleiften auf der rechten Talseite in ganz leidlichem und reichlichem, zusammenhängendem Schnee bedächtig bergan. In unangenehmer Erinnerung war mir vom letztenmal die häufige Kletterei geblieben, über die vielen Lawinenkegel, die damals am Fuße fast jeder Rinne lagen. Heuer sahen wir auch nicht einen Überrest einer Lawine in diesem klassischen Tale des Lawinengangs.

Villa, Bedretto und Ronco ließen wir rechts liegen. Nur der Anblick Villas fesselte uns kurze Zeit. Einem kühnen Raubneste gleich liegt es auf steilgerandeter Talterrasse, stimmungsvoll umrahmt von der wilden Silhouette des Rotondograte. Hinter Ronco gingen wir auf die (orographisch) linke Talseite und folgten den Spuren des jungen Forni, der, von Reichert rechtzeitig benachrichtigt, von Villa aus hinaufgepilgert war, uns in seinem gepachteten Hospiz die Schlafstätte zu bereiten. Leider hatte er gemeint, wir würden Proviant mitbringen. Wir hatten das von ihm gehofft. Die logische Folge waren wenig schlaue Gesichter und Schmalhans als Küchenmeister.

Von Ronco wandert man noch drei Viertelstunden nach All' Acqua, wohl den schönsten Teil des Weges. Durch lichten Lärchenwald im tiefeingeschnittenen Tale hinansteigend, gibt es alle Augenblicke überraschende Ausblicke. In beginnender Dämmerung, als eben der Abendstern in dem Himmelsausschnitt über dem Passo Valdaesch zu leuchten begann, erreichten wir die weiße Kapelle und die zwei Wirtschaftsgebäude des Hospizes (1605 *m*).

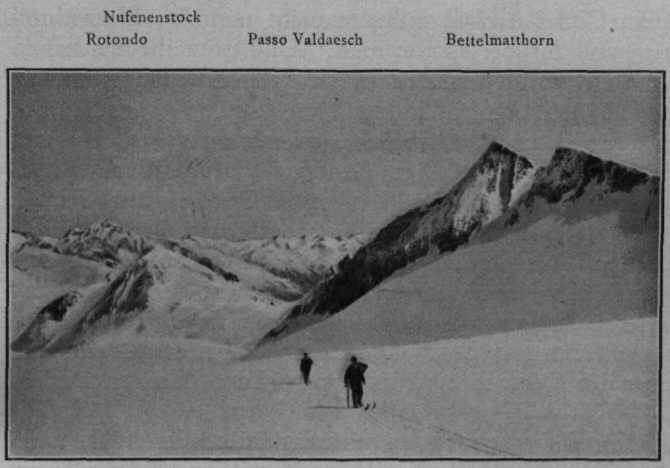
Das Wetter wurde immer besser. Die Wolken schwanden gemach, der Wind schlief ein wie ein müdgespieltes Kind, fühlbar beinah legten sich Stille und Nacht auf unser Tal. Stern um Stern zog stumm empor. Leise flimmerten sie am Horizont, als ängstige sie der Erde Nähe.

Am nächsten Morgen war das Wetter gut. Nur ein Sausen über uns kündete den Sturm in höheren Regionen. Im Osten war alles leicht wolkenverhüllt. Es fror mäßig (4°). Schnell legten wir um 5 Uhr die Skier an und zogen talaufwärts. Kein glänzender Sonnenaufgang leuchtete unserem Weg. Glanzlos, unscheinbar stieg der junge Tag empor. Doch freuten wir uns seines Kommens. In welcher Gestalt immer — das Licht ist Leben. Nie bin ich freudiger bereit zur Lebensbejahung als in früher Morgenstunde, wenn ich dem ragenden Gipfel entgegenziehe in der Hoffnung auf den vollen Trank des Genusses, der uns abends, zur Neige gekostet, so gerne in jene schwermütig sentimentale Stimmung bringt, die oft dem Empfinden des Tages parallel läuft.

Nach einer Stunde erreichten wir die Hütten »Gruina« und es beginnt der steilere Aufstieg zum Passo Valdaesch, zwischen Nufenenstock und Grieshorn. Nicht sonderlich interessant sind die nächsten zwei Stunden — und auch der Blick auf die Gotthardberge hat nichts besonders Anziehendes. Die Schneeverhältnisse waren vorzüglich, was wir um so lieber feststellten, als unter Umständen dieser Weg wohl lawinengefährlich werden könnte. Bis auf den Passo Valdaesch waren Schuster und ich ein Jahr früher auch gekommen. Damals war es anders. Nebel um uns, Nebel über uns, alles, was das Auge sah, gelbweiß. Eine geradezu infame Beleuchtung! Schwer vorstellbar ist es, wie sie wirkt. Man denke sich eine Winternacht, mondlos, der Himmel wolkenbedeckt, so daß man keine Hand vor den Augen sieht. Genau so ist es bei dickem Nebel auf kontinuierlicher Schneefläche. Nur daß dich statt der schwarzen eine weißgelbe, blendende, das Auge schmerzende Finsternis umgibt. Dasselbe prüfende Tasten der Füße, dasselbe ratlos ungewisse Gefühl. In der Abfahrt merkst du nur am Luftzug die Geschwindigkeit deiner Fahrt.

Um 8 Uhr 20 Min. erreichten wir die flache Paßhöhe (ca. 2520 *m*) und sahen nun unseren ganzen, endlosen Weg über den Griesgletscher vor uns liegen, bis zu der fernen schneeigen Doppelspitze des Blindenhorns. Einige Minuten sausender, schöner Abfahrt brachten uns gegen 200 *m* tiefer zum Ende des Griesgletschers. Die erste Welle des Gletschers erstiegen wir noch, dann wurde Frühstücksrast gemacht unter prachtvoller Aussicht auf das unheimlich klotzige Schreckhorn (9 Uhr).

Bald zogen wir weiter. Linker Hand haben wir stets die schönen Gestalten



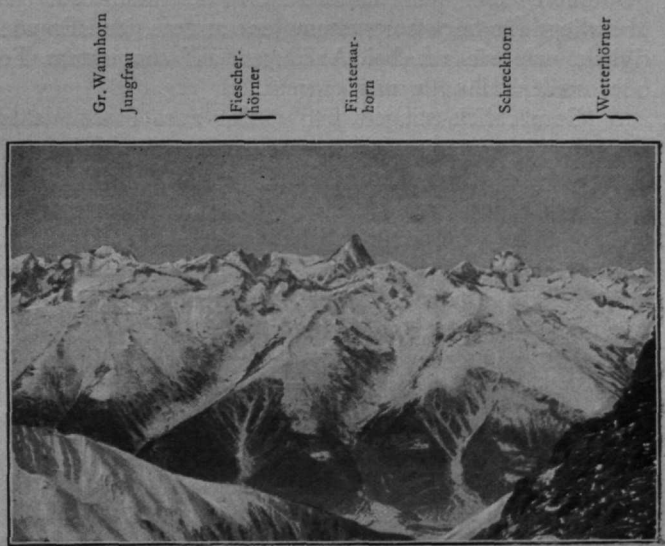
Auf dem Griesgletscher (Blick ostwärts).

des Siedelrothorns und Bettelmatthorns vor oder neben uns. Welle um Welle des Gletschers erklimmen wir. Bald sehen wir unser Ziel — bald entschwindet es unserem Blick. Langsam nur nähern wir uns dem Gipfel. Der Grat linker Hand schützt vor dem kühlen Westwind. Die Sonne brennt. Der Schnee beginnt zu kleben. Schwerer kommen wir voran und wenig nützt des Vordermannes Spur. Immer mechanischer wird der Schritt. Weit weg spinnen die Gedanken. Ein wenig Schneestaub weht hinter dem Ski weg. Mit leiser, elfenfeiner Stimme singt das ein Märchenlied. Die Gedanken wandern weit in fernem Lande der Phantasie.

Flüchtig nur streift eine Erinnerung das Leben, das dich noch gestern umspielt, das dich morgen wieder tragen wird. Gestern? — Unmöglich. Das liegt so weit. Aus müder Ferne, von sehnsuchtsblauer Küste, die du vor Wochen verlassen, vor Jahren, klingt klanglos fast deines Lebens Lied in abgerissenen Tönen an dein Ohr. Eine steilere Welle des Gletschers. Ein Rückgleiten des Skis — fast wärst du gefallen. Doch es weckt aus Träumen. Einige Spalten werden auf unserem Wege sichtbar, sehr harmlos sehen sie aus. Ob wir das Seil anlegen? Richtiger wär's wohl. Doch die Bequemlichkeit siegt — es war auch so wohl zu verantworten. Endlich erreichen wir die Höhe zwischen Siedelrothorn und Blindenhorn. Der Blick nach Süden tut sich auf. Hohsandgipfel und Ofenhorn erscheinen, darüber die Ostwand des Monte Rosa, en profil geschaut.

Der Schnee wird härter, ohne aber die unbeliebten Windlöcher zu zeigen. Das wird eine Abfahrt!

Harmlos sieht der Gipfel des Blindenhorns von Südosten aus. Fünf Minuten unterhalb des Gipfels, an den aperen Steinblöcken des Südwest-Grates lassen wir die Schneeschuhe und bauen den Kochapparat voller Schnee auf. Wenig später sind wir oben. (3384 *m*, 2 Uhr). Eine überwälti-



Berner Oberland vom Blindenhorn gesehen.

gende Aussicht. Doch auf dem Gipfel darf man heute nicht mehr in Ekstase geraten. Das sind »Gipfelgefühle« und darüber spottet man. Und trotz alledem haben sie vielleicht etwas Berechtigung. Stunde um Stunde strebtest du empor, rastlos, vorwärts dich sehnend. Hinauf, excelsior! Und endlich bist du oben, höher kannst du einstweilen nicht. Dein Drängen fand Ruhe, nun kommt dein besseres Empfinden zum Recht — und du zum ästhetischen Genuß. Ist's ein Wunder, daß die beschreibende Erinnerung am stärksten da einsetzt, wo die Quelle deiner Freude am lautersten sprudelte?

Doch ich verzichte auf den Versuch, zu beschreiben. Spräche ein Dichter — einer von den Großen — es könnte sein, im ruhigen Strom seiner Worte, der majestätisch und lieblich zugleich dahinfließt, da spiegelte sich in zarter Klarheit die Schöne ringsum, würde vielleicht gehoben. Doch nur ein Zerrbild entsteht, unternimmt ein nicht Berufener den Versuch und läßt den wilden Bach entzückenstammelnder Worte fließen.

Wohl konnte man noch Details erkennen im unruhig zitternden Bild, wohl kann ich euch Namen nennen, aber der Duft, die Weihe der Ruhe, die Größe ist dahin. Auf das Charakteristische des Panoramas aber darf ich hinweisen. Und das ist der Anblick des Berner Oberlandes. Alles andere ist konventionell, auch der Anblick der Walliser Gipfel. Sie sind zu fern, um zu imponieren, auch wenn man mit einer Art sehnsuchtsvollen Schauderns die Ostwand des Monte Rosa deutlich erkennt. Aber die Schlachtreihe der Berner Berge, die ist einzig und übermächtig großartig.

Gegen 3 Uhr waren wir bereit zur Abfahrt. Schon hatte der Frost uns wieder des Schnees Oberfläche geglättet. Aber noch brachen die Skier etwas ein und wir hatten tadellose Führung. In 20 Minuten legten wir die Stunden des Gletscheranstiegs zurück und 3 Uhr 20 Min. standen wir wieder am Fuße des Griesgletschers.

Es war eine ruhige, ungestörte Fahrt gewesen, zeitweise von gewaltiger Schnelle. Keine skitechnische Schwierigkeit, kein einziger Bogen, kein Telemarkschwung, nichts Störendes. Ein rasches, andauerndes Gleiten.

Und doch liegt darin ein Reiz, ein ganz eigentümlicher Genuß. Die Freude allein an der Schnelligkeit, an Bewegung, diese rein animalische Freude, die ich z. B. gemindert, aber ganz ähnlich auf dem Rade auf geneigter Straße empfinde, sie überwiegt für mich bei weitem jene andere, jene Freude am Überwinden der Schwierigkeit, wie sie oft bei Abfahrten auf coupiertem Terrain, bei vereistem Schnee, oder steilen Hängen uns ergreift.

Gemächlich stiegen wir wieder zum Passo Valdaesch empor, oft unsere Abfahrtspur kreuzend. Schön war der Abschiedsblick auf den erstiegenen Gipfel. Die Sonne stand schon ziemlich tief, gerade über dem Berge. Die steilen Hänge links und rechts von uns hatte der Frost mit glasiger Kruste überzogen, sie spiegelten blendend. In wohltuenden Schatten getaucht, zeigte sich zum letztenmal das Blindenhorn. Dann tauchten auch wir in den Schatten unter. In mannigfachen Windungen erreichten wir in zehn Minuten die Hütten der Gruina, zweier Stunden des Aufstiegs angenehm gedenkend.

Ein eisig kalter Trunk, eine kurze Erzählung Freund Reicherts von seinem Winterbiwak in diesem Loche, dann ging's weiter. Die Kruste auf dem Schnee ward dicker. Die Schneeschuhe brachen nicht mehr durch. So hatten wir dann auf dem letzten, flacheren Stück unseres Weges flotte Fahrt.

Gegen Abend erreichten wir das Hospiz. Zu essen hatten wir nichts, denn Forni war noch nicht zurückgekehrt. Im Keller fanden wir aber die Ecke, wo der Asti stand. Nie schmeckte mir der perlende Muskateller besser.

Lange saßen wir abends bei der Flamme des Herdes und sahen die letzten

Fünklein verglühen. Ruhig ging die Rede über Erlebtes und über zukünftige Hoffnung.

Stets aber lauschten wir zwei mit erneutem Vergnügen Reicherts belebter Schilderung seines letzten Winteraufenthaltes in diesen gastlichen Mauern.

Mit einem Freund und dessen Schwester hatte er vergebens das Blindenhorn versucht. Die Nacht und der vereiste Schnee zwangen zum Biwak in der Guinahütte. Am nächsten Tag erreichten die beiden Herren über den Giacomopaß den Gipfel des Piz Basodino, ihre Begleiterin mußten sie auf dem Gipfelgrat angeseilt zurücklassen. Und abermals überraschte sie die Nacht, ein zweites Dezemberfreilager blühte den Nimmermüden. Als sie endlich zum Hospiz kamen, da begegnete ihnen eine halbe Stunde vor dem Hause der größte Teil der männlichen Einwohnerschaft des Dorfes Ronco, die mit Schaufeln und Schnapsflaschen die »Verunglückten« suchen wollte.

Ein frohes, zwei Tage währendes Weihnachtsgelage verband Retter und Gerettete zu inniger Freundschaft.

Gemütlich bummelten wir am nächsten Morgen talauswärts. Manchen Bekannten konnte Reichert grüßen, und als wir in Villa beim alten Forni noch einige Liter Asti genehmigten, fand sich bald ein Teilnehmer nach dem andern der denkwürdigen Rettungsexpedition ein.

Im Regen erreichten wir Airolo, wo uns die alte Freundin Gotthardbahn in ihre weichen Armsessel mütterlich aufnahm. Von Göschenen an starrten wir hinaus in trübselig grauen Nebel.

Wieder liegen herrliche Tage voll Winterschönheit hinter mir. Vorbei — verglüht — Erinnerung. Abermals eine kurze Weile, dann verglimmt auch dein Lebensfunken, stirbt auch die Erinnerung.

Verstehst du des Menschen trotziges Wollen einer Unsterblichkeit? Und wer zehnmal nicht daran glaubt, zugeben muß er doch: es liegt eine feierliche Vornehmheit in dem theosophischen Gedanken, unsere Wiederkehr sei um so glänzender, je reicher an Herz und Hirn wir hinübergegangen. Solange Menschen empfinden, tobt darum der Kampf zwischen Erkenntnis und Gefühl in jeder Brust. Doch genug! Was nutzt ein fruchtlos Zerren an der Zukunft Schleiern?

Nur ein Vergleich zum Schluß. Auf einsamem Schiff, auf stürmender See, unter Flammenzungen inmitten reichster Beute, erinnerungswerter Andenken harter Kämpfe, hohen Genusses — so gingen die Wikingerfürsten flammend unter.

So wollen auch wir — wir Menschen des Geistes kämpfen und leben und Erinnerungen sammeln und dereinst unseren bleichen Tod empfangen, umgeben von glanzvollen Bildern starker Freude, hohen, edlen Genusses.

Zwischen der Saaser- und Mattervisp.

Von

Dr. Karl Blodig.

(Fortsetzung zum Jahrgang 1903.)

Das Täschhorn, 4498 *m.*

Wem es jemals vergönnt war, seine Schritte nach Zermatt, diesem idealen Erdenwinkel für »Centrists« zu lenken, der richtete zuerst seine Blicke nach dem Matterhorn, und immer wieder nach dem »Hora«, wie die Autochthonen es schlechtweg nennen. Erst nach einem zweiten oder dritten Besuche des gelobten Landes an der Visp pflegt man soweit außerhalb des Bannes dieses Löwen zu sein, daß man es über sich gewinnt, demselben den Rücken zu kehren und auch vom Tale aus nach anderen Bergen auszuschauen. So erging es auch mir in den Jahren 1880 und 1882. Ich erinnere mich genau, daß ich, von meiner ersten Walliser Fahrt heimgekehrt, in irgend einem Reisehandbuch zu meiner großen Verwunderung las, daß man von Zermatt aus auch den Dom, den höchsten, ganz der Schweiz angehörigen Berg, sowie das Täschhorn, welches das Matterhorn überdies noch an Höhe übertrifft, sehe.

Steigt man aber ein wenig über der Furche des Nikolaitales in die Höhe, sei es an dessen Ost- oder Westseite, so machen die stärker individualisierten Erhebungen Dent Blanche, Gabelhorn, Rothorn und Weißhorn, beziehungsweise Monte Rosa und Breithorn einen derartigen Eindruck, daß für die etwas entferntere Mischabelgruppe nur geringes Interesse übrig bleibt. So mag es sich erklären, daß man dieser Kette, wenn sie auch mit Ausnahme des Monte-Rosastockes alle anderen Berge an Höhe übertrifft, sich seltener zuwendet. Für das Täschhorn im besonderen kommt noch die Unannehmlichkeit eines sehr langen Marsches oder einer Beiwacht ins Spiel. Diese Umstände hatten mich auch bei meinem dritten Aufenthalte in Zermatt im Jahre 1895 abgehalten, den Berg zu besuchen. »Und wieder Ostern war's,« wenigstens in alpinem Sinne, als ich mit Ludwig Purtscheller im August 1898 in Zermatt einrückte. Zwei Tage regnete es unten und schneite es oben, alt und jung drängte sich um die Kamine der Seilerschen Hotels, am 10. aber spannte sich ein wahrhaft italienischer Himmel über das Tal der Visp, während der gerundete Dom und die scharfe Spitze des Täschhorns glitzernd im langentbehrten Sonnenscheine das tiefblaue Firmament mit ihren Graten und Zacken schier zu durchstoßen schienen.

Mein nun dahingegangener Freund und ich hatten unabhängig voneinander in mehreren Feldzügen die hervorragendsten Zermatter Berge besucht. Daher war es schwierig, Gipfel zu finden, die jedem von uns gleichermaßen fremd waren. Zu unserer freudigen Überraschung ergab es sich, daß keiner das Täschhorn bestiegen hatte. So schritten wir denn am 10. August gegen 2 Uhr 15 Min. nachmittags talaus bis zur sogenannten Schlangengrube, von wo ein sanft ansteigender Weg an der mit Lärchen bewachsenen Lehne gegen das Täschtal hinanzieht.

Nach kurzer Zeit schon eröffnet sich von unserem Pfade ein großartiger Ausblick auf das Weißhorn, der einen eigenen Ausflug zur unteren Täschalpe lohnt. Als wir 4 Uhr 45 Min. in Gesichtsweite des kleinen, netten Häuschens gekommen waren, wurde ich als Kundschafter in betreff der dort herrschenden Preise vorausgesandt. Man hatte uns nämlich in Zermatt, — wie ich gleich bemerken will, gänzlich ungerechtfertigt, — in dieser Hinsicht vor dem kleinen Wirtshause gewarnt und uns geraten, in einem der umliegenden Heustadel zu übernachten. Da meine Erkundigungen in jeder Hinsicht befriedigend ausfielen, gab ich Purtscheller das verabredete Zeichen, worauf er sichtlich erfreut herantrabte. Da es bis zur Fertigstellung des Abendessens noch eine gute Weile dauern mochte, stiegen wir taleinwärts etwas gegen den Weingartengletscher an und erwarteten hier den Sonnenuntergang. Über dem blauduftigen Nikolaitale stand »wie ein Gebild aus Himmelshöhn« der schönste Berg der Alpen, das Weißhorn, da; seine in die verschiedensten Tinten getauchten Firnhänge und Felsrippen geleiteten das Auge de profundis ad astra; die Spitze glühte und leuchtete noch immer, während im Tale schon Dämmerung herrschte.

Als mit dem Niedertauchen der Sonne die letzten roten Reflexe verschwanden, stiegen auch wir hinab zum schützenden Obdache.

Das Täschhorn wird gewöhnlich von einem Freilager unter dem Kiengletscher aus bestiegen. Auch die ersten Ersteiger, Johann und Stephan zum Taugwald, führten 1862 die Herren Davies und Hayward auf dem genannten Wege zum Gipfel. Wenn wir von dieser Gepflogenheit abwichen, so geschah es nicht, weil uns etwa der Ehrgeiz nach Eröffnung eines neuen Weges plagte, sondern weil wir die Beiwacht mit ihren Unbequemlichkeiten und Kosten umsomehr scheuten, als ein neuerliches Sinken des Barometers einen Rückfall der überstandenen Regenperiode befürchten ließ. Die schmale Sichel des schwindenden Mondes und eine kleine Laterne, die wir aber bald löschten, beleuchteten spärlich den Steilhang, an welchem wir uns am 11. August vor 2 Uhr morgens gegen die Leiterspitze hinaufarbeiteten. Nur mühsam gewannen wir an der mit Schutt und Trümmern bedeckten Bergflanke an Höhe, während wir gegen den Grat, der vom Täschhorn über das Strahlbett nach Südwesten sich absenkt, hinanstiegen. Mit dem allmählichen Erstarken des jungen Tages gewannen die umliegenden Höhen Farbe und Charakter; auch die Orientierung in bezug auf die besser zu begehenden Stellen wurde uns erleichtert, und als wir uns um 5 Uhr 30 Min. südwestlich vom Strahlbett ungefähr in der Höhe des Mettelhorns befanden, genossen wir das schon oft gesehene, und doch immer wieder mit scheuer Bewunderung angestaunte Schauspiel des Sonnenaufganges im Hochgebirge.

In stiller Brust legte ich mir bei Wanderungen im Morgengrauen oft die Frage vor: »Was wird der heutige Tag dir bringen? Einen fröhlichen, wenn auch vielleicht hart erkämpften Sieg? Eine Niederlage wegen eigener Unzulänglichkeit oder ungünstiger äußerer Verhältnisse halber? Vielleicht auch ein kaltes Grab unter stürzenden Felsmassen oder in dunkler Gletscherkluft?« Und Hand aufs Herz und Aug in Aug mit mir, wer hat die Stirn zu behaupten, daß er es seiner Geschicklichkeit und Kraft allein verdankt, daß nicht — ich spreche von Hochtouren im Wallis und Berner Oberlande, in der Montblanc- und Berninagruppe, sowie dem Dauphiné — eben die letzte der oben angedeuteten Möglichkeiten einmal sein Los ward?

Vor der allsiegenden Sonne aber und dem Meere von Licht und Schönheit, welches sie auszugießen nicht säumig war, mußten die düsteren Nachtgespenster fliehen, und die Freude über die hehre, nie ausgesungene Pracht des Hochgebirges gewann die Oberhand über die Gedanken an die tückisch lauernden Schrecken und Gefahren desselben. Der Regen und Schnee, welche in den vorhergehenden Tagen

gefallen waren, hatten nach einer kalten Nacht den feinen Schutt, der die Hänge und Felsgesimse zum größten Teile bedeckte, hart gefrieren lassen, so daß wir um 5½ Uhr in der Höhe von etwa 3400 *m* die Steigeisen anzulegen für gut befanden. Über unschwieriges, wenn auch ziemlich brüchiges Felsterrain querten wir öfters an- und absteigend jene große Anzahl von Rippen und Schluchten, welche sich vom Grate zwischen Leiterspitze und Strahlbett gegen den Weingartengletscher absenken. Da der vom Massive des Strahlbettes gerade nach Süden herabziehende Grat sehr steil ist, so kletterten wir westlich von ihm durch eine kleine Firnschlucht auf jenen Grat, welcher das Täschtal vom Kientale trennt. Um 6 Uhr 25 Min. blickten wir auf die verschneiten und vereisten Steilhänge hinab, welche das Kiental südlich begrenzen, und wandten uns ungesäumt gegen Nordosten, um das Strahlbett zu ersteigen. Das ermüdende Queren der Hänge hatten wir nachgerade satt bekommen und zogen eine Aug' und Arm gleich anregende Kletterei über die Felsen des schneidigen Grates vor, mußten aber allerdings dabei die Ersteigung des Strahlbetts mit in Kauf nehmen. Um 7 Uhr betraten wir den 3755 *m* hohen Gipfel, der auch Kienhorn geheißen wird. Die ersten Ersteiger desselben hatten den Berg vom Kiengletscher aus erreicht und auf dem großen Eishange wohlgezählte 1150 Stufen benötigt. Da hatten wir uns die Sache entschieden leichter gemacht. Von hier aus sollte man meinen, das Täschhorn in wenigen Stunden erreichen zu können; ein anscheinend ziemlich gut gangbarer Grat führt von unserem Standpunkte zu dem nur 743 *m* höheren Gipfel hinauf. Wenn die Verkürzung auch jeden sicheren Schluß über die auftretenden Hindernisse unmöglich macht, so würde auch der beste Kenner des Hochgebirges es mit dem Anblicke des Berges vom Strahlbett aus für unvereinbar halten, daß die ersten Bezwinger des Gipfels von dieser Seite, Mrs. und Mr. Mummery unter Führung von Alexander Burgener Vater, durch die Länge und Schwierigkeit der Kletterei genötigt wurden, im Abstiege auf dem Kiengletscher zu nächtigen.[1]) Da uns nach einem solchen Abenteuer nicht gelüstete, stiegen wir vorerst über einen kurzen, steilen Schneegrat und leicht gangbare Felsstufen nach der östlich des Strahlbettes gelegenen Scharte hinab, wo wir nach viertelstündiger Kletterei anlangten. Die Siegfriedkarte verzeichnet hier die Zahl 3662. Von unserem Standpunkte aus sahen wir zu jenem Rücken hinüber, der sich aus dem Kiengletscher erhebt und denselben in einen nördlichen und einen südlichen Arm teilt. Über diesen Grat, Kienfelsen genannt, vollzieht sich die Besteigung auf dem gewöhnlich eingeschlagenen Wege, und auch für uns handelte es sich zunächst darum, denselben zu erreichen. Da uns einige Klüfte ihre offenen Rachen entgegenstreckten, der steile Firnhang überdies mit Neuschnee bedeckt war, verbanden wir uns nun durch das Seil, welches, im großen und ganzen genommen, unsere gemeinsamen Reisen stets nur im Rucksacke mitmachte. Sowohl Purtscheller als ich gingen von dem Standpunkte aus, daß das Seil für uns beide nur auf verschneitem Terrain, sei es dann Gletscher, steiler Fels oder überwächtete Grate von Vorteil sein könne. Die Beweglichkeit des einzelnen nimmt ja bei Anwendung des Seiles so unverhältnismäßig ab, daß der Nutzen, den dasselbe auf Fels oder Eis gewährt, für einen sicheren Steiger unserer Gattung dagegen nicht wesentlich in Betracht kommen kann. Natürlich gilt dieser Satz nur, wenn gleichwertige Genossen in der Gesellschaft sich befinden, und es ist die Art und Weise des Unfalles, dem mein vielgetreuer Freund zum Opfer fiel, der beste Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung. Nach Überwindung des Bergschrundes versorgten wir das »notwendige Übel«, wie Purtscheller das Seil stets nannte, und gingen, nahezu in

[1]) Sie hatten den Südwestgrat — von ihnen Teufelsgrat genannt — oberhalb des Strahlbettes schon um 5 Uhr 30 Min. morgens erreicht, aber erst nach zwölfstündiger Arbeit standen sie auf dem Gipfel des Täschhorns.

gleicher Höhe bleibend, das herrliche Gletscherrund aus, in das wir vom Gipfel des Strahlbettes mit Bewunderung hinabgesehen hatten. Ich war in der ersten Hälfte jenes Tages leider nicht im Vollbesitze meiner Körperkräfte. Nach wochenlanger spartanischer Lebensweise in der Hochregion des Berner Oberlandes hatte ich mich anscheinend zu eingehend mit dem Inhalte der Obstläden Zermatts beschäftigt. So mußte ich Purtscheller die ermüdende Stufenarbeit bis zum Beginne der Kienfelsen allein tun lassen und folgte ihm in Absätzen mechanisch durch 13/4 Stunden. Da eine etwa spannenhohe Schicht Neuschnee den Firn bedeckte, hatte der nimmermüde Meister hier schwere Arbeit; er steuerte auf jenen Teil der Kienfelsen los, wo dieselben am schmälsten sind und zugleich durch verminderte Neigung ihrer Durchkletterung die geringsten Hindernisse entgegensetzen. Es ist dies dort der Fall, wo die Höhenlinie 3630 *m* am südlichen Arm des Kiengletschers nördlich vom c des Wortes Täschhorn der Karte die Felsen berührt. Um 9 Uhr legten wir unsere Rucksäcke auf die Felsen und gönnten uns eine wohlverdiente Rast von einer Viertelstunde. Ich war dermaßen ermattet, daß ich dem begeisterten Preisliede Purtschellers auf die Erhabenheit der Umgebung keinerlei Gehör zu schenken imstande war und, während mein Genosse etwas zu sich nahm, sofort in tiefen Schlaf versank. Mein grausamer Freund erweckte mich aber schon nach 15 Minuten, doch fühlte ich mich durch die kurze Ruhe wunderbar gekräftigt und nahm nun, wie es bei Felskletttereien bei uns Gepflogenheit geworden war, den Vortritt. Da unsere Route von rechts oben durch einen Eisüberhang, den die Karte nördlich vom ersten h des Wortes Täschhorn trefflich wiedergibt, bedroht war, kletterten wir mit möglichster Beschleunigung über die mit Neuschnee bedeckte, aber sonst leicht ersteigbare Felswand. Schon nach 45 Minuten kamen wir, wenngleich ziemlich atemlos, auf dem Firngrate ober den Kienfelsen an und traten, — wir waren bislang im Bergschatten gewandert, in den gleißenden Sonnenschein hinaus. Wir hatten nun wieder eine Höhe von 3750 *m* erreicht und frohlockten, als wir zwischen uns und unserem nächsten Ziele, dem Felsgrate, der sich vom Domjoche zum Täschhorn zieht, kein einziges nennenswertes Hindernis erblickten! Wer hätte geahnt, daß wir trotz unausgesetzter anstrengendster Arbeit volle sechs Stunden benötigen würden, um den anscheinend ganz nahen Gipfel zu erreichen! Trotz unseres Eifers, vorzudringen, konnten wir nicht umhin, der Rundschau wenigstens eine karge Minute zu widmen. Vom Matterhorn bis zum Weißhorn starren sie in die Lüfte, die prächtigsten der europäischen Gipfel! Da sie nur durch das schmale, tiefeingeschnittene Zermattertal von uns geschieden sind, können wir ihren, durch keinerlei Vorberge verdeckten Aufbau von der Sohle bis zum lichten Scheitel verfolgen und bewundern.

Da wir im Abstiege unter allen Umständen hier vorbei kommen mußten, hinterlegten wir einen Teil unseres Gepäckes und schritten dann in südöstlicher Richtung auf dem Firnhange hinan. Aber bei jedem Schritte nahm die Tiefe des Neuschnees zu, so daß wir öfters im Vortritte wechseln mußten; sobald aber die Neigung nur um ein geringes sich steigerte, waren trotz unserer Steigeisen Stufen nötig, um fortzukommen, da der Schnee auf dem blanken Eise nur ganz locker auflag. Ich hatte meine Uhr am Vortage aufzuziehen vergessen und es entstand dadurch bezüglich der ziffernmäßigen Feststellung unserer weiteren Fortschritte in meinen Aufzeichnungen eine kleine Lücke. Als nämlich nach längerer Zwischenzeit, die ich auf zwei gute Stunden schätzte, meine Uhr noch immer die zehnte Stunde wies, überzeugte ich mich, daß sie abgelaufen war. Purtscheller aber, seit Jahren gewohnt, daß ich gewissenhaft alle bezüglichen Aufzeichnungen eintrage, ließ sich dieselben gelegentlich von mir an Regentagen diktieren, oder später nach Salzburg senden; so kam es, daß er auch an jenem Tage nicht ein einziges Mal

nach der Uhr sah, was ich mit zitternder Freude wahrnahm. Ich fürchtete nämlich, er könnte einesteils der späten Stunde halber, und bei dem tiefen Neuschnee, der uns besonders auf dem Grate zwischen Domjoch und Täschhorn sehr hinderlich sein mußte, die Tour abbrechen wollen, um die drohende Beiwacht zu vermeiden. Bei den ungünstigen Schneeverhältnissen konnte es uns nicht beikommen, den näheren Weg über die Westflanke mit ihren Eisabbrüchen nehmen zu wollen, welche Route die ersten Ersteiger begingen; denn schon das Überschreiten eines kleinen Bergschrundes zwischen dem mittleren und obersten Firnbecken bereitete uns ziemliche Schwierigkeiten. Wir steuerten daher schräg rechts aufwärts gegen den Grat, der sich zum Domjoche herabsenkt. Obgleich seine steilen Zacken und tiefeingerissenen Scharten keinen gerade einladenden Anblick gewährten, freuten wir uns doch, nach der stundenlangen Eis- und Schneearbeit wieder einmal Felsen unter die Sohlen zu bekommen. Es dürfte ungefähr 1/2 3 Uhr geworden sein, als wir am Fuße des Felsgrates anlangten und uns anschickten, das letzte Bollwerk zu nehmen, welches uns von ihm trennte. Es zog sich nämlich ein Bergschrund den Felsen entlang, dessen jenseitiger Rand an seiner schmälsten Stelle etwa 3 *m* höher lag als der unten ansetzende Firnhang.

Purtscheller grub nun seinen Pickel so hoch als möglich wagerecht in den Firn und stieg, von mir unterstützt, unter größter Vorsicht hinauf; dann reichte ich ihm den meinigen nach und mit Hilfe desselben gelang es ihm, sich hinaufzuarbeiten. Er seilte nun die Rucksäcke, dann seinen Pickel auf und zuletzt stieg ich etwas seitwärts am Seile hinauf; wir durften nämlich diese auch zum Abstiege günstigste Stelle nicht von ihrer Schneedecke entblößen, was ich durch das, nach Entfernung seines Pickels unvermeidliche Strampeln mit den Beinen sicherlich zustande gebracht hätte. Wenige Schritte noch und ich legte meine Hand auf die Granitplatten des Täschhorngrates. Hier oben hatten wohl Wind und Sonne dem Neuschnee ziemlich zugesetzt. Wir fanden die Felsen in weit besserem Zustande, als wir erwartet hatten, und kletterten um die Wette zur Gratschneide hinauf. Ein Ausruf der staunendsten Bewunderung entrang sich unser beider Lippen, als unsere Blicke nach dem Saastale hinabtauchten. Welch gewaltiger Abgrund tat sich da auf! In schwindelerregender Steilheit schießen die Eishänge in einer einzigen Flucht hinab zum riesigen Feegletscher, an dessen Fuße sich 2700 *m* unter uns eines der entzückendst gelegenen aller Hochalpendörfer, Fee, auf smaragdgrüner Matte ausbreitet.[1]) Aber ich dränge vorwärts, denn die Sonne steht schon bedenklich tief und mir bangt vor dem Donnerwetter, welches Purtscheller ob meinem schuldbewußten Haupte sich entladen lassen wird. Der überwächteten Strecken halber konnten wir hier leider, trotz der festen Felsen das Seil nicht ablegen, eine und die andere Stelle ließ sogar das Nachreichen des Pickels angenehm empfinden. Aber bei gänzlich schneefreien, trockenen Felsen muß es hier ein wahrer Hochgenuß sein hinaufzuklettern, denn auch unter den Verhältnissen, die wir antrafen, überwog der sportlich gute Eindruck bei weitem das Gefühl der Anstrengung und Unbehaglichkeit.[2]) Endlich hatten wir den letzten Gratzacken überklettert, noch ein Paar kleinere Felsbuckel müssen überstiegen werden, dann drängte uns eine riesige, nach Osten hinaushängende Wächte nach rechts ab; noch einige Schritte auf steilem

[1]) Man kann nicht umhin, den Mut — oder sollte das Wort Wagemut sich besser eignen, der Herren Wethered und Watson zu bewundern, welche unter Begleitung von Alexander Burgener Vater, Venetz und Proment 1876 vom Becken des Feegletschers hier heraufstiegen. Aber noch weit wurde ihre kühne Tat durch A. de Foublanque und G. F. Berney übertroffen, die mit Franz Imseng und Th. Andermatten 1890 den Abstieg über die Ostwand des Täschhorns ausführten.

[2]) Auch Cullinan und Fitzgerald, welche, von Peter Knubel und Josef Moser geführt, 1878 den Zugang zum Täschhorn vom Domjoche aus eröffneten, rühmten die Zuverlässigkeit der Felsen.

Firne und wir stehen auf dem Täschhorn (4498 *m*). Aug in Aug tauschen wir einen herzlichen Händedruck, dann platze ich heraus: »Bitte, wie viel Uhr ist es denn, die meinige steht seit 10 Uhr vormittag.« Zu unserem Schrecken weist Purtschellers Zeitmesser ein Viertel weniger als vier Uhr. »Das ist allerdings schlimm,« meinte Purtscheller, »soll uns aber nicht hindern, auf einem Berge, den wir beide voraussichtlich nie mehr im Leben betreten werden, bei diesem herrlichen Wetter eine volle halbe Stunde nur dem Genusse uns hinzugeben.« Ich pflichtete freudigst bei, wir lagerten uns dicht beisammen auf dem eingerollten Seile und beschäftigten uns vorerst — ich will es offen eingestehen — mit der Pflege unseres sterblichen Teiles. Sechs und eine halbe Stunde hatten wir uns ununterbrochen geplagt, nun schmeckten uns Limonade und Hörtnagels »Préparats zootomiques«, unter welchem Titel Purtscheller und ich vor Jahren 15 *kg* Würste zollfrei nach Frankreich eingeführt hatten. Als der schlimmste Hunger und Durst gestillt war, wurden die Ferngläser hervorgeholt und Spitze auf Spitze bestimmt; zuerst die wilden Gesellen des Dauphiné und die langgestreckte Kette der Grajischen Alpen, dann die Gruppe des Montblanc, ein Gebiet, dem wir seit Jahren die Gefühle stiller Sehnsucht und ehrfurchtsvoller Scheu entgegenbrachten; dann schlägt unser Herz den edlen Gestalten der schönen Berner Alpen, deren Gipfel wir vor einer Woche besucht hatten, freudig entgegen. Zwischen dem auch jetzt seinen Rang noch behauptenden Tödi und der strahlenden Berninagruppe schweift der Blick nach unserem geliebten Österreich, nach den heimatlichen Höhen der Silvretta-, Ötztaler- und Ortlergruppe. Aus schier unerreichbarer Tiefe schauen die Stätten der Menschen, Zermatt und Saas-Fee herauf, im fernen Süden blaut der Apennin und in der sich heute ausnahmsweise nicht hinter neidischen Wolkenmassen verbergenden lombardischen Ebene reiht sich Stadt an Stadt und glitzern unzählige Flußläufe. In unserer allernächsten Umgebung aber erhebt sich Riese an Riese, eine Gesellschaft von Herrschern, deren jeder im Spitzenverzeichnisse eines Hochtouristen eine Zierde bedeutet. Aber nur der Dom, die blinkende Krone des Monte Rosa und das erhabene Weißhorn kommen zu stärkerer Geltung, selbst das Matterhorn, »das einzige«, mußte sinken.[1])

Zehn Minuten nach 4 Uhr machten wir uns an den Abstieg. Auch jetzt gingen wir, obgleich auf bekanntem Boden, durch das Seil verbunden, da wir den Wächten des Grates und den Firnbrüchen auf dem Gletscher bei der späten Nachmittagsstunde erst recht nichts Gutes zutrauten. Bis zum Beginne des Firngrates, der die Kienfelsen krönt, folgten wir unserer Anstiegsspur, nahmen das zurückgelassene Gepäck auf und hielten uns so lang auf dem genannten Rücken, bis die zunehmende Steilheit des Firns uns nach der Mitte des Gletschers drängte. Bei beginnender Dämmerung querten wir den nördlichen Arm des Kiengletschers über dem oberen der beiden Gletscherbrüche, um die unter dem Grabenhorn sich hinziehende Moräne zu erreichen. Aber die Nacht brach schneller herein, als es uns lieb war, so daß wir, auf dem aperen Gletscher angelangt, den weiteren Abstieg bei Laternenschein bewerkstelligen mußten. Mit möglichster Beschleuni-

[1]) Mit dem Gefühle besonderer Erleichterung sahen wir nach dem Mischabeljoch und dem Weingartengletscher hinab. Freunde hatten uns in Zermatt dringend geraten, den hochinteressanten Aufstieg über die Südwestflanke — diese wird nur im unteren Teile betreten — und den Grat, der sich vom Mischabeljoch zum Gipfel hinanzieht, durchzuführen. Ein nicht endenwollender Steinhagel ergoß sich heute über die ganze Südseite des Berges, und wenn die ersten Ersteiger des Täschhorns auf dieser Route — Mrs. Jas. Jackson mit Christian und Ulrich Almer — im August 1876 von Randa bis zur Spitze nur 12 Stunden benötigten, so werden sie wohl bessere Verhältnisse angetroffen haben, als sie uns heute beschieden waren. Die Routen des Herrn C. A. Stanley, der 1881, und der Mrs. E. P. Jackson, welche 1883 mit Alois Pollinger und M. Truffer den Berg gleichfalls über den Südostgrat erreichte, weichen von der eben beschriebenen in anscheinend nur unwesentlichen Stücken ab.

gung trachteten wir aus dem Gebiete des Eises zu kommen, und weniger gute Turner als wir hätten schwerlich die Sprünge ausgeführt, die uns die starke Zerschründung des Gletschers aufzwang. Nachdem gegen 10 Uhr völlige Dunkelheit herrschte und jeder von uns beiden einige unfreiwillige Rutschpartien auf dem schwarzen Eise, welches wir für Felsen hielten, gemacht hatte, gaben wir die Hoffnung, ein Steiglein auf der Moräne zu gewinnen, endgültig auf und waren froh, unter dem westlichen Abhange des Grabenhorns unweit des Punktes 2992 ein ebenes, grasbewachsenes Plätzchen zu finden. Schnell wurden die Reservehemden und ditto Strümpfe übergezogen, die Schneehauben aufgesetzt, die Füße im geleerten Rucksacke versorgt, die Schuhe als Kopfpolster untergeschoben und wenige Minuten nachher soll ich nach Purtschellers Versicherung mit den Toten um die Wette geschlafen haben. Am nächsten Morgen mußte mich mein Freund, der in seinen leichten Kleidern leider stark gefroren hatte, tatsächlich aufwecken. Wir verzehrten rasch den Rest unseres Mundvorrates und traten, nachdem Purtscheller seine völlig erstarrten Glieder durch Reiben und Klopfen etwas geschmeidiger gemacht hatte, um 4 Uhr 45 Min. den Abstieg an. Ein herrlicher Morgen war angebrochen und es brauchte eine gewisse Überwindung, um zu Tal zu gehen, statt den lichten, in der Morgensonne zauberisch funkelnden Höhen sich zuzuwenden. Schweren Herzens nahm ich von dem herrlichen Platze, auf den das Matterhorn, Gabelhorn, Rothorn und Weißhorn herniederblickten, Abschied. Welch prächtige Unterkunftshütte stünde da heroben, wenn der Berg in den Ostalpen läge! Über steilen Schutt und Rasenhänge stiegen wir gegen das obere Kien hinunter; nach längeren Bemühungen gelang es uns eines zwischen Klippen und Felsnasen sich hinauswindenden Pfades habhaft zu werden; hoch über dem mit weißem Gischte dahinschießenden Wildbache führte er uns, durch Wasserrisse öfters unterbrochen, nach Norden gegen die oberhalb Randa gelegenen Alpenmatten und Arvenwälder hinab. Gar manches, mit üppigem Moose bedeckte Plätzchen lud uns zu einer Rast ein. Doch hatten wir Herrn Oskar Eckenstein, der seit Wochen im obersten Schönbühelgletscher in einem Zelte wohnte, unseren Besuch für heute abend angekündigt. Der Versuchung tapfer widerstehend, eilten wir hinab nach Randa, wo wir am Waldesrande angesichts des Gasthofes um 7 Uhr morgens anlangten. Da der Frühzug erst um 9 Uhr nach Zermatt ging, benützten wir die verfügbare Zeit, um uns durch ein Bad zu erfrischen, dem ein ausgiebiges Frühstück folgte. Ein wolkenloser Himmel begleitete uns nach Zermatt und am Nachmittage zu Freund Eckenstein; um 9 Uhr abends legten wir, wieder ca. 3550 *m* hoch, unsere müden Glieder in seinem sybaritischen Zelte zur Ruhe.

Der Dom, 4554 *m*.

Wo immer die Ersteigung eines Berges in der Ost- oder Zentralschweiz beschrieben wird, fast ausnahmslos findet man in der betreffenden Schilderung das herrliche Schauspiel erwähnt, daß lange bevor der eigene Gipfel im Sonnenlicht erstrahlte, ferne im Südwesten eine schimmernde, weithinleuchtende Zackenkrone in des ersten Frühlichts goldigem Scheine aufblitzte. Das ist der Dom mit seinen Trabanten, Täschhorn, Südlenzspitze und Nadelhorn. In Steilwänden, die manches Jahrzehnt überhaupt nicht betreten werden, bei deren Anblick auch die kühnsten Bergsteiger ein Bangen nicht überwinden können, stürzt die Mischabelgruppe nach Osten ab. Nach Westen aber laden sanfte Firnhänge und Felsrippen zum Besuche ein; auch hier aber ist es nur der Nordnordwestgrat und die Nordflanke, die wirklich leichte Zugänge zum Gipfel des Domes bilden, die weiter aufgefundenen Routen, sechs an der Zahl, sind mehr oder weniger schwierig. So recht zur Charakterisierung des Geistes, der die jüngere Bergsteigergilde durchdringt, mag es dienen,

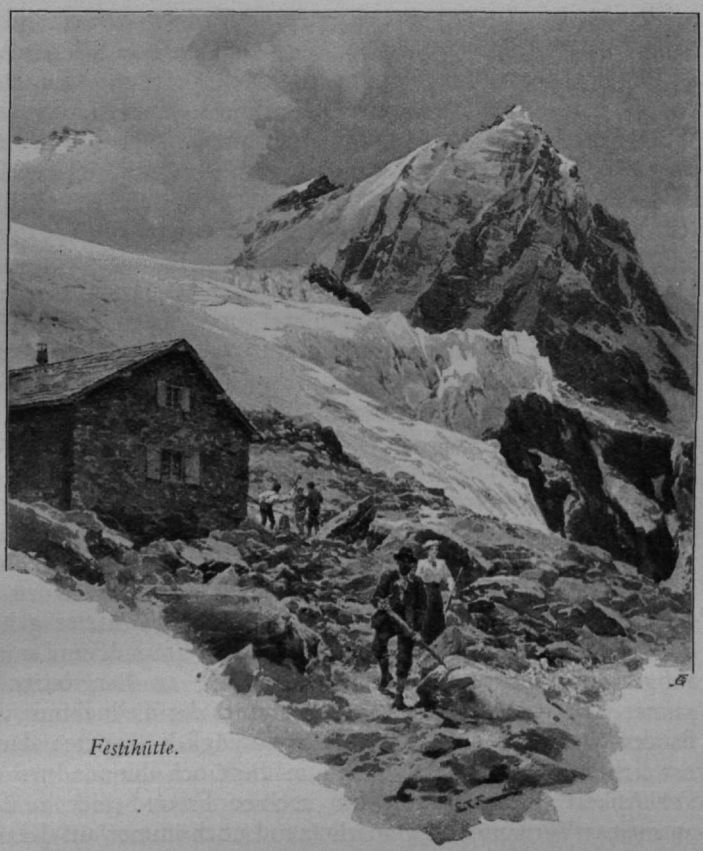
daß es fast ein Makel ist, den Dom von der leichten Seite her erstiegen zu haben; ich erlebte es auch, daß zwei hervorragende Bergsteiger das Matterhorn nicht besuchten, weil der Zmuttgrat nicht gangbar war, der ehrwürdige historische Aufstieg ihnen aber »nicht genug Interesse biete«! Da ich aber trotz meiner vielen Bergfahrten noch genügendes Interesse an jedem hübschen Firnbuckel, ja an jeder, eine halbwegs schöne Aussicht versprechenden Anschwellung des Bodens finde, wenn dieselbe auch noch mit Gras bewachsen ist, so war es mein Erstes, als ich im Jahre 1895 nach Zermatt ging, den Dom zu besuchen. Mein getreuer Freund Purtscheller lag leider am Typhus darnieder; ich befand mich damals in Gesellschaft eines alten Turnbruders, dessen alpine Fähigkeiten ich nicht näher kannte; so wurde denn der Dom seiner leichten Ersteiglichkeit halber als erster auf das



Nadelgrat, Dom und Täschhorn vom Grate des Rothorns aus.

Programm gesetzt. Wenn wir von der gegen Saas, also nach Osten zu gewandten Seite des Berges absahen, so hatten wir unter acht verschiedenen Routen zu wählen. Vom Domjoche aus über den Südgrat; Conway und Penhall, die mit Ferdinand Imseng und P. J. Truffer diesen Weg 1878 eröffneten, beschrieben ihn als schwierig, aber hochinteressant; auch der Umstand, daß man dabei im Freien nächtigen muß, ließ uns von dieser, sowie der nächsten Route absehen. Diese führten Eckenstein, Mallincrodt, Dr. A. Seiler mit Alexander Burgener, M. Zurbrücken und A. Supersax 1887 über die Südwestflanke aus; hier gab es eine Beiwacht und Steinfall — nein, wir dankten. Dann kam der Ostgrat und die Nordwestflanke, über welche Mrs. E. P. Jackson und P. Thomas mit fünf Führern den Berg 1878 erreichten, gleichfalls von einer Beiwacht aus; hierzu fand Dr. Paul Güßfeldt eine sehr abwechslungsreiche Variante, die er mit A. Burgener und Venetz 1882 beging. Nun folgen die zwei gewöhnlichen Wege über den Festi- und Hohberggletscher, die

sich auf dem Festijoche trennen. Endlich der äußerst großartige Aufstieg über das Nadeljoch, welchen 1874 Foster, Pendlebury und Taylor mit Hans Baumann und Gabriel Spechtenhauser zuerst ausführten. Wir begnügten uns, besonders bei dem Umstande, daß es die erste Hochtour im Jahre war, die wir ausführen wollten, mit der schon 1858 durch J. Llewellyn Davies mit Johannes zum Taugwald als Führer und J. Kronig als Träger aufgefundenen ältesten Route. Am 9. August verließen wir um 2 Uhr 40 Min. Randa und trotteten selbander hinter einer größeren Karawane einher, bis wir um 6 Uhr 40 Min. die Hütte am Festi, 2936 *m*, erreichten. Das Wetter versprach wenig Gutes für den folgenden Tag; die großartige Umrahmung der Süd- und Westseite des Nikolaitales war hinter Wolken verborgen; mein Freund war durch drei, ich durch zwei schlaflose Nächte ziemlich hergenommen; so legten wir uns rasch nieder, um in der überfüllten Hütte wenigstens ein Eckplätzchen zu erwischen. Es sollte aber noch lange dauern, bis wir Ruhe finden konnten. Es zeigte sich nämlich, daß für einen der anwesenden Touristen keine Decke mehr vorhanden war, obgleich nach dem Hüttenbestande, verglichen mit der Zahl der Anwesenden, noch mehrere verfügbar sein mußten. Hüttenwart gab es keinen, auf meinen Ruf nach dem ältesten der Führer antwortete nur das Rauschen des Regens. Endlich erklärte Herr Gruber-Lindau in gutem Englisch und ich in schlechtem Französisch, daß sich jener melden möge, der zwei oder gar drei Decken zur Benützung genommen habe; abermals tiefes Schweigen. Mit richtigem Instinkte griff nun Herr Gruber unter zwei im Winkel liegende Gestalten, erwischte zwei Decken, die selbe als Unterlage genommen hatten und rollte zum Ergötzen aller Anwesenden die beiden Bürschchen übereinander, wie etwa eine geübte Köchin einen Apfelstrudel mit dem Tischtuche eindreht. Nun hofften wir auf endliche Ruhe; kaum waren aber die Lichter gelöscht und völlige Dunkelheit eingetreten, da begann ein ganz eigentümliches Treiben. Rote Lichter bewegten sich hin und her, es begann ein Kichern und Lachen, dunkle Gestalten huschten auf und ab, es klirrte, plätscherte und gluckste, daß sich der allgemeine Unwille bald in lauten Protesten kund gab; die zwei Decken-Escamoteure entwickelten ihre photographischen Aufnahmen und taten das trotz der späten Stunde mit einem ganz unnötigen Lärmen. Diesmal ließ ich das Englische und Französische ganz beiseite und machte dem Unfuge auf gut deutsche Art rasch ein Ende. Leider tat das obligate Herumwälzen, Stöhnen und Schnarchen während der Nacht ein übriges, so daß wir nach der dritten beziehungsweise vierten mehr oder weniger schlaflosen Nacht um 3 Uhr 35 Min. an die Besteigung des höchsten, ganz schweizerischen Berges gehen mußten. Es hatte bis nach Mitternacht geregnet, gegen 2 Uhr aber lichteten sich die Nebel, gegen 3 Uhr war der Aufbruch eine fest beschlossene Sache. Mit Laternen wohl versehen, schritten wir bei völlig bedecktem Himmel der letzten der Partien nach; zuerst über die rechtseitige Moräne des Festigletschers, dann auf diesem selber mit langsamen Schritten bergauf; eine förmliche Straße machte den Gebrauch der Laternen auch für die vorausgehende Partie bald unnötig; ich sah nur so viel, daß wir uns sehr nahe an dem zum Festijoche hinaufführenden Grate hielten. Allmählich zerflatterten die Nebel, bald kamen Teile des an der gegenüberliegenden Talseite aufstrebenden Weißhorns in Sicht, auch über uns wurden blaue Stellen neben rosa gefärbten Wölkchen sichtbar; als wir um 5 Uhr 40 Min. das Festijoch betraten, hatten die Felsen dicht vor demselben einigen Touristen solche Schwierigkeiten geboten, daß wir unter den ersten oben ankamen. Nun war auch wenigstens für den heutigen Tag der Sieg des Lichtes über die Finsternis entschieden und voll Begeisterung machte ich mich nach einer Frühstücksrast von 20 Minuten auf, um dem Firngrate mit Eisen und Pickel an den Leib zu rücken. Leider befand sich mein Gefährte in einer weniger kampfesfreudigen Stimmung.



Festihütte.

Bei der geringen Neigung, der man bis zum Festijoche begegnet, hielt er noch aus, von hier an aber schleppte er sich nur mehr pflichtschuldigst weiter und gab die Tour etwa 200 *m* über dem Joche auf. Ich aber gewann allmählich meine gewohnten Kräfte wieder und tat, aufgebracht über einige hämische Bemerkungen eines der Führer, ein übriges, trat an die Spitze der Kolonne und kam dank meiner neuen scharfen Steigeisen so gut weiter, daß ich die Freude hatte, als erster die Spitze des Doms um 8 Uhr 40 Min. zu betreten. Nun wäre die Reihe der spöttischen Bemerkungen an mir gewesen, besonders als ich neben dem Steinmanne ein Paar prächtige neue Handschuhe fand. Mit dem Betreten des Gipfels war alle Müdigkeit wie weggeblasen, ich studierte die unermeßliche Fernsicht mit Eifer und war nicht wenig stolz darauf, den Führern durch Kenntnis der Hauptgipfel des Dauphiné und der Grajischen Alpen imponieren zu können. Gerne hätte ich damals den Abstieg über das Domjoch oder das Nadeljoch genommen, aber erstens wartete mein Freund meiner auf dem Festijoche und aus der größeren Zahl der Anwesenden getraute sich niemand, diese verrufenen Kanten in Angriff zu nehmen. So blieb ich denn ruhig sitzen und ließ Gipfel an Gipfel an mir vorüberziehen. Von hier aus gesehen macht nicht einmal das Massiv des Monte Rosa einen stärkeren Eindruck; nur der im Südwesten aufragende Montblanc ist noch fähig, durch seine Höhe zu imponieren. Nun ist auch der seit Stunden ersehnte Augenblick herangekommen, daß die Idealgestalt unserer Alpen, das Weißhorn, seinen Scheitel beugen mußte. Auch das Matterhorn, das trotzigkühne, betrachten wir von oben herab, weit draußen über dem Alpengürtel aber erblicken wir Italiens gesegnete Fluren, darüber erhebt sich der Apennin als bläulicher, in leichten Wellen auf- und absteigender Wall, der nach Osten zu mit dem Horizonte in eines verschwimmt.

Die Menge gewaltiger Viertausender, welche nördlich und südlich des Doms stehen, traten damals, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, überhaupt nicht über die Schwelle meines Bewußtseins. Man steht so hoch, daß ich weit entfernt bin, dem Ausspruche L. Stephens, daß der Dom die schönste Aussicht in den Alpen biete, als richtig anzuerkennen; dieser Meinung wurde etwas gedankenlos auch von

solchen beigepflichtet, die an anderer Stelle in Wort und Schrift des öfteren sich dahin aussprachen, daß die höchsten Gipfel nie so schöne Aussichten liefern können, als Berge von mittlerer Erhebung. Nun sinken vom Dome aus gesehen Berge vom Klange und Range eines Matterhorns, einer Dent Blanche, eines Rothorns und Weißhorns unter die Horizontlinie hinab, fallen, wie man zu sagen pflegt, in andere Berge hinein. Was bleibt dann noch übrig, um den Eindruck des »Schönsten« zu machen? Ich will die Rundschau vom Dome gewiß nicht als solche herabsetzen, denn gleich nach Norden erblickt man ein Bild von seltener Abgeschlossenheit und Klarheit; ich meine die gesamten Berner Alpen, welche von der pittoresken Dent de Morcles bis zum zierlichen Oberaarhorn einem Riesenrelief gleich vor uns ausgebreitet sind; durch Sättel und Täler trefflich gegliedert, bietet diese malerischste aller Alpengruppen ein wahres Kabinettstück. Überwältigend ist die Fernsicht. Vom fernen Monte Viso und der Punta dell'Argentera bis zum Feldberg im dunklen Schwarzwalde ist es ein schönes Stück Weges, desgleichen von den Vogesen bis zum Monte Baldo. Ich hatte mich, wie andere auch, auf den Blick nach Saas-Fee gefreut, mußte aber mit dem nach Zermatt vorlieb nehmen, da eine ganz außergewöhnliche Wächte das Hinaustreten nach Osten verwehrte. Schon um 9 Uhr begannen wir den Abstieg. Da einer der Herren im Aufstieg seinen Pickel verloren hatte, machten sich zwei der Führer auf, um denselben zu holen. Ich aber hatte die Genugtuung, aufgefordert zu werden, die Gesellschaft beim Abstiege nach dem Hohberggletscher als letzter gehend zu versichern, nachdem man während des Aufstieges meinem Freunde und mir zu Gehör weise Betrachtungen über Eignung und Nichteignung zu Bergtouren angestellt hatte. Nach kurzer Zeit gab ich zum Entsetzen eines der Teilnehmer den Befehl zum Abfahren, da der weiche Schnee dazu sich vorzüglich eignete; dann wateten wir über den erweichten Hohberggletscher zum Festijoch hinaus, wo wir um 10 Uhr 5 Min. vor Anker gingen. Statt nun meinen Freund hier zu finden, entdeckte ich ihn zu meiner Verwunderung anscheinend noch immer auf demselben Platze, an welchem wir ihn während des Aufstieges zurückgelassen hatten. Er schlug im Schweiße seines Angesichtes Stufen, kam aber trotzdem nicht oder wenigstens nicht wahrnehmbar vorwärts. Ich fühlte mich leider unfähig, ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien; plötzlich schulterte er den Pickel und kam, auf besseres Terrain gelangt, rasch herab. Inzwischen war es 11 Uhr geworden und wir patschten durch den sulzigen Festigletscher hinab zur Hütte. Mein Freund war ziemlich kleinlaut, wetzte aber in den nächsten Tagen auf dem Zinalrothorn bei vereisten Felsen, auf dem Monte Rosa bei rasendem Sturme und anläßlich einer Überschreitung des Matterhorns seine Scharte glänzend aus.

Wie oben bemerkt, stachen mir schon damals die Felsen, welche sich gegen das Nadeljoch hinabziehen, arg in die Augen; während des Aufstieges auf die Südlenzspitze und während der Überschreitung des Nadelgrates (1901) zogen dieselben meine Aufmerksamkeit auch nicht wenig auf sich. Von der Generalversammlung unseres Vereines zu Bregenz riß ich mich am 27. Juli 1903 halb widerwillig los und fuhr in Gesellschaft meiner Freunde E. T. Compton, Dr. Viktor Feldner und Dr. Max Horten nach Randa. Am anderen Tage verwehrten Nebel jede größere Unternehmung; während Compton auf der Festihütte arbeitete, holten wir neuen Mundvorrat und Holz. Am 31. Juli versprach das Wetter zwar auch nicht viel, aber die über den Winter angesammelte latente Kraft trieb uns nach oben und so verließen wir denn um 2 Uhr 30 Min. die Klubhütte am Festi und folgten dem breit ausgetretenen Wege auf der rechten Seitenmoräne des Festigletschers. Mit dem Rückgange desselben ergibt es sich, daß man ihn heute bei weitem höher betritt, als vor zehn Jahren. Um 4 Uhr 15 Min. trafen wir auf dem Festijoche ein und stiegen

gegen den Hohbergletscher hinab. Mächtige Eistrümmer lagen auf beiden Seiten der Trace; wir überschritten die gefährdete Stelle möglichst rasch, besonders da bei dem warmen, föhnigen Wetter die äußeren Umstände ungünstig genug waren; schon hier war der Schnee sehr weich, so daß die an und für sich bequeme Wanderung auf das 4167 *m* hohe Nadeljoch sich sehr mühsam gestaltete. Ofters wechselten wir im Vorantritte, zuletzt wurden wir noch von einer Gesellschaft überholt, die kurz nach uns die Hütte verlassen hatte und deren zwei Führer unsere Arbeit dankbar anerkannten; unter dem Joche steuerten die Leute der Flanke des Doms zu, während wir völlig auf die Einsattelung hinaufstiegen, indem wir hofften, auf der anderen Seite ein windgeschütztes Plätzchen zu finden. Die Flanke gegen Saas erwies sich aber selbst hier oben als außerordentlich steil, dabei total vereist, so daß wir in den Felsen des Grates Schutz suchten. Nach einigem Suchen erspähte ich eine Eishöhle dicht am Grate, wo wir, eng nebeneinander kauernd, zur Not Platz fanden. Der Ausblick aus diesem »Refuge« eröffnete sich gerade auf die Südlenspitze, deren abenteuerliche Grattürme Compton trotz blauer, halberstarrter Finger und klappernder Zähne zu einer seiner unvergleichlichen Schöpfungen begeisterten. Eine halbe Stunde hielten wir hier dem Orkane stand, dann entschlossen wir uns, den Kampf mit den übermächtigen Gewalten des Hochgebirges wieder aufzunehmen; Neuschnee, Vereisung, Sturm und Nebel aber waren so grimme Widersacher, daß wir uns leider mit der Ersteigung des Doms auf dem gewöhnlichen Wege begnügen mußten; doch hegte ich die stille Hoffnung, daß bei entsprechender Besserung der Witterung uns vielleicht der Abstieg über die Felsen des Nadeljochgrates gelingen könnte. Nach 2¼stündiger harter Arbeit standen wir auf dem Dom und wurden wenigstens durch einen und den anderen freien Blick auf das Täschhorn, die Gipfel des Nadelgrates, nach Saas Fee und Zermatt belohnt. Nach einem Aufenthalte von 20 Minuten fing es zu schneien an und wir hatten Mühe genug, durch die Seracs hinabzufinden, da unsere Trace im Laufe einer halben Stunde bis zum völligen Verschwinden verweht worden war. Wir enteilten der heute so unwirtlichen Hochregion mit tunlichster Beschleunigung und erst auf den Felsen des Festijochs ließen wir uns zu einer Rast nieder. Auch am späten Nachmittag stürmte es noch ungeschwächt weiter; da die Witterung daher auch für den nächsten Tag keine Aussicht bot, dem Nadeljochgrate mit Erfolg auf den Leib zu rücken, stiegen wir nach Randa hinab und ich mußte, für dieses Jahr wenigstens, diesem Alpenteile den Rücken wenden, da andere Verbindlichkeiten mich von längerem Zuwarten abhielten.

Südlenzspitze, 4300 *m*, und Lenzjoch, 4250 *m*.

Im fernen Land, zwar nicht unnahbar unseren Schritten, doch trotzig und reizvoll, der herben Gebirgsmaid gleich, die sich nicht dem ersten Besten ergibt, sondern heiß umworben und kühn erobert sein will, steht eine Felsenburg; zu ihren Füßen breitet sich als herrlichster Teppich manch wild zerklüfteter, blau schillernder Gletscher aus, der prächtige Leib ragt schlank in die Lüfte, den lichten Scheitel aber trägt sie mit glitzerndem Firndiademe umwunden; das ist die Südlenzspitze.

In dem großen Gebirgsrunde, welches sich über Zermatts gepriesenen Triften erhebt, wüßte ich keine Spitze zu nennen, welcher sie nicht an die Seite gestellt werden könnte. Man muß sie von Osten gesehen haben, etwa vom Ulrichshorn oder von einer der Spitzen des Saasgrates aus, wie sie so zierlich und adlig zwischen dem massigen Dom und dem dunkeln Nadelhorn dasteht; die Brust gleich einer verführerischen Nixe mit grünlichem Schuppenpanzer, der hier freilich aus Eis geformt ist, bewehrt, um eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihrer Überwindung



Südlenzspitze vom Lenzjoch.

mit sich herumzutragen. So ging es auch mir und meinen Freunden Compton, Stopper und Hans Wödl, als wir vom Fletschhorngipfel aus der spröden Schönen, die schon so manchen Bewerber abgewiesen hat, ansichtig wurden. Es brauchte von meiner Seite gar wenig Überredungskunst, um die genannten zur Mitnahme einer Beiwacht, welche vor Erbauung der ersehnten Mischabelhütte des Akad. Alpenklubs Zürich unumgänglich war, zu bestimmen. Da mein im Winter hinter dem warmen Ofen ausgehecktes Programm auch die Besteigung des Nadelhorns in Aussicht nahm, hatte ich die Mitnahme eines Lokalführers in Betracht gezogen, damit wir besonders in den unteren Partien des Berges jedweden unnützen Schrittes überhoben wären. Compton war einige Tage vor uns nach Saas gegangen, hatte mit Alexander Burgener Sohn Rücksprache genommen und uns den Mann nach Stalden entgegengeschickt. Wir vereinbarten das Nähere, bestiegen in den folgenden zwei Tagen Fletschhorn, Laquinhorn und Weißmies und trafen am 7. August 1901, spät abends, in Saas-Grund ein. Es hatte in der Nacht vom 6. auf den 7. geschneit und die Felsen der Südlenzspitze waren mit einem zwar prächtig anzusehenden, für unsere Zwecke aber höchst verderblichen, flimmernden Schmucke versehen; ich schlug daher für den 9. die Besteigung des Alphubels vor; diesem Unternehmen nun trat Burgener, dem es wohl um die für die Überschreitung der Südlenzspitze angesetzten 100 Frs. zu tun war, leidenschaftlich entgegen, belegte den Alphubel mit äußerst despektierlichen Namen, versicherte, daß der Neuschnee in 24 Stunden verschwinden werde, und brachte es durch seinen Eifer wirklich dahin, daß wir gegen unser besseres Wissen, sieben Mann stark, um 2 Uhr 25 Min. nachmittags des 8. August nach Saas-Fee aufbrachen. Der Energie Burgeners, vielleicht auch dem Trachten nach Verdienst, verdanken wir die Tour. Nach meinem Plane wären wir erst am 10. nach dem Beiwachtplatze aufgebrochen; vom 11. bis 16. aber wäre es des Nebels und Schneefalles halber unmöglich gewesen, eine so schwere Tour auszuführen, und wenn wir wirklich bis 17. in Saas auszuharren die Geduld gehabt hätten, so lief am 18. der Urlaub meiner Freunde ab.

Ulrichshorn Fletschhorn Laquinhorn Weißmies



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Mischabelhütte gegen Nordosten.

Burgener und die zwei von ihm aufgenommenen Träger benutzten den näheren Saumweg, während wir unter Comptons Führung über den sogenannten Pilgersteig gingen; dieser windet sich in malerischen Kehren hoch über der Feekinn, einer Felsschlucht, in der die Feevisp dahinbraust, zwischen grotesken alten Lärchen aufwärts. Compton hatte uns durch seine Erzählungen wohl vorbereitet, daß nun bald eines der großartigsten Landschaftsbilder sich aufrollen werde, aber allen stockte der Atem und hemmte sich der Tritt, als beim Verlassen des Waldes bei der berühmten Kapelle der vergletscherte Hintergrund des Tales plötzlich sichtbar wurde. Die von der Sonne voll beschienene Eismasse des gewaltigen Feegletschers sowie die ihm entsteigenden Firnhänge des Allalinhorns, Alphubels, Täschhorns und Doms warfen eine solche Menge Lichtes zurück, daß ich, soeben noch vom kühlen Waldesdunkel umfangen, ganz geblendet stehen blieb und genötigt war, die Hand zum Schutze der Augen zu erheben. Der erste Eindruck ist so stark, der Adel des Bildes ein so bestrickender, daß man sich schier versucht fühlen könnte, die anthropozentrische Weltanschauung zur seinigen zu machen. Keine einzige bizarre Linie stört die abgeglichene Schönheit des Gesamtbildes, in großen, wahrhaft klassischen Linien schwingen sich die Firn- und Felsgrate zu den herrlichen Spitzen empor. Am meisten imponiert, wenn man in Fee angelangt ist, die Südlenzspitze; sie präsentiert sich unter dem steilsten Winkel und erscheint als höchste aller Erhebungen. Burgener zeigte uns den schneidigen Grat, über den wir sie am folgenden Tage bezwingen müßten; ihr zunächst steht der Dom, der es sich gefallen lassen muß, daß seine höchste Spitze durch einen vorstehenden Turm von riesigen Dimensionen stark überhöht erscheint; am schlimmsten aber kommt heute das Täschhorn weg, welches in der Linie, die vom Dome zum Mischabeljoche sich absenkt, nur als eine mäßige Rückfallskuppe hervortritt. Um so stolzer brüsten sich Alphubel und Allalinhorn in fleckenlosem Firntalare, da ja einmal der Augenblick gekommen zu sein scheint, wo die wahrhaft Großen für einige Zeit der Ungunst der äußeren Verhältnisse weichen müssen. Nur ungerne rissen wir uns von dem unvergleichlichen Bilde los, dessen Zauber noch durch einen südlich blauen Himmel gehoben wurde, und schritten dem Dorfe zu, dessen unförmliche Hotelbauten sich neben den wettergebräunten Holzhäusern noch aufdringlicher bemerkbar machen. Eine Viertelstunde vertändelten wir mit der Ergänzung des Proviantes, setzten ferne Freunde durch Entsendung wohlgelungener Ansichtskarten in Aufregung und brachen wenige Minuten vor 1/24 Uhr nach dem Beiwachtplatze auf. Bald hatten wir die engen, gepflasterten Gassen des allseits von herrlich grünen Wiesen umgebenen Dorfes hinter uns und stiegen durch ein kleines Wäldchen zum Hohbalenbache hinan. Durch die schweren Säcke etwas behindert, übersprangen wir den im Frühjahre gefürchteten Bach und stiegen zwischen den letzten zerstreut stehenden Lärchen auf steilem Hange gegen den Punkt 2458 hinan. Schon längst tauchten an der östlichen Talseite die Spitzen des Saasgrates auf, das kühne Fletschhorn, das massig breite Laquinhorn und der seinem Namen alle Ehren machende, im blendenden Firnkleide prangende Weißmies. Bei jedem Schritte kommen neue, entferntere Spitzen zum Vorschein, bis schließlich, als gegen 5 Uhr der eigentliche Fuß des Schwarzhorns erreicht war, sich die Rundschau über einen sehr großen Teil der Zentral- und Ostschweiz erstreckte. Dicht unter der hier drohend genug aussehenden Zunge des Fallgletschers querten wir den Hang nach rechts und stiegen an dem Felsgerüste des Schwarzhorns hinan. Bis hierher benützten wir ein schwach ausgeprägtes Steiglein, welches aber eher von den weidenden Schafen als einem menschlichen Wesen traciert zu sein schien. Das enorme Gewicht der Rucksäcke und die drückende Hitze machte die Gesellschaft ziemlich schweigsam, und jedesmal, so oft Burgener oder einer der Träger seine Last ablegte und sich zu leider nur allzukurzer Rast niederließ, ahmten

wir alle sein Vorgehen blitzschnell nach; aber daß jemals einer von uns das Zeichen zu solch löblichem Tun gegeben hätte, könnte ich mich nicht entsinnen; so ein in der Wolle gefärbter Alpinist riskiert lieber eine kleine Herzlähmung, als daß das Geständnis der Müdigkeit ihm entschlüpfte. Allmählich wurde der Hang steiler, die letzten Spuren der Vegetation verschwanden, öfter und öfter führte unser Weg über kleine Kletterstellen, bis gegen 6½ Uhr ein kleines, ebenes, von einer niederen Cyklopenmauer umgebenes Plätzchen in Sicht kam, welches wir als unser voraussichtliches Nachtquartier nicht eben mit freundlichen Blicken musterten. Unsere Stimmung hob sich aber gar schnell, als Burgener zwar sein Gepäck ablegte, aber zugleich erklärte, daß dies der ältere, der sogenannte untere Schlafplatz sei, der obere liege noch etwa eine halbe Stunde entfernt und sei weit besser eingerichtet. Um 7 Uhr 20 Min., kurz nach Sonnenuntergang trafen wir am oberen Beiwachtplatze ein; derselbe wies drei zwar enge, aber für je zwei Gefährten gerade noch hinreichend große Höhlen auf, welche teilweise mit geschickter Benützung der vorhandenen Felsblöcke durch Eindecken mit Steinplatten hergestellt waren. Wir befanden uns in einer Höhe von etwa 3400 *m*, welche Ziffer durch Nivellierungen Stoppers und das Aneroid Comptons gewonnen und durch genaue Messung des Akad. Alpenklubs Zürich vollinhaltlich bestätigt wurde. Wenn ich oben sagte, daß wir kurz nach Sonnenuntergang eintrafen, muß ich hierzu bemerken, daß wir uns seit 5 Uhr im Bergschatten befanden, die gegenüberliegenden Berge an der Begrenzung des Saastales aber bis kurz vor dem oben angegebenen Zeitpunkte im Sonnenlichte erglänzten. Während der letzten Viertelstunde unseres Marsches lag das Rhônetal schon in abendlicher Dämmerung, die Riesen des Berner Oberlandes aber, darunter besonders das Aletschhorn, durch Form und Höhe gleich hervorragend, schwammen noch im warmen Lichte der Abendsonne. Leider konnte ich dem fesselnden Bilde nur wenige Minuten widmen. Nach dem rasch durchgeführten Kleiderwechsel traten nämlich andere Anforderungen an mich heran. Unter Mitnahme aller verfügbaren Flaschen und Becher waren die Träger gleich nach unserer Ankunft abgezogen, um Wasser zu holen. Als sie zurückkamen, hatten Stopper und ich als glückliche, oder wenn man lieber will, unglückliche Besitzer von Kochapparaten die Verpflichtung, für ein warmes Abendessen zu sorgen. Zuerst galt es, die Beine voran, sich in die Felshöhle zu schieben, dann oblag ich in herzlich unbequemer Stellung der Suppen- und Teebereitung, während Freund Stopper von außen her alle nötigen Zureichungen in dankenswerter Weise besorgte. Die anderen Herrschaften, Burgener und die Träger inbegriffen, vertilgten mit nimmermüder Ausdauer die Erzeugnisse meiner Kochkunst. Eine von der Decke der Höhle herabhängende Laterne beleuchtete die abenteuerlich herumsitzende und -liegende Gruppe. Bei der verhältnismäßigen Kleinheit der Kochgefäße dauerte es bis gegen 10 Uhr, bis alle Hungernden und Durstenden gespeist und getränkt waren; dann schob sich Stopper zu mir herein, Compton und Wödl bezogen die bel étage, Burgener mit den zwei Mannen aus Saas kroch ins Souterrain. Ein allgemeines »Gut' Nacht«, wir wickelten uns in die Decken und dann begannen die Geister des Hochgebirges vermutlich in jedem der Köpfe ihr geschäftiges Treiben. Wohl dürfte in jener Nacht ich die schwersten Kämpfe mit ihnen zu bestehen gehabt haben. Als intellektuellem Urheber der Fahrt fiel mir trotz Anwesenheit eines Lokalführers die Verantwortung zu und da kamen mir damals, wie ich zu Nutz und Frommen meiner Nachfolger gestehen will, mannigfache Bedenken. Da ich die Mischabelgruppe aus größerer Nähe immer nur von Westen gesehen hatte, stellte ich mir die Unternehmung in erster Linie viel leichter vor. Aber vom Fletschhorn aus ließen Blicke auf den Grat, der sich vom Fallgletscher zur Südlenzspitze hinanzieht, erkennen, daß es da eine harte Nuß zu knacken geben werde; dazu machte der Neuschnee

keine Miene, zu verschwinden; trotz der letzten heißen Tage sah die Ostwand der Nadelhornkette ganz weiß aus. Am schwersten aber bedrückte mich unsere große Zahl. Ich hatte mir vorgestellt, daß wir, um rascher fortzukommen, in zwei Partien gehen würden; bei der Brüchigkeit des Gesteins aber, welche nach Burgeners Aussage bis zur Spitze zunahm, war daran nicht zu denken, so daß ich in der Nacht schon mit mir darüber im Reinen war, daß die Ersteigung der Südlenzspitze für sich allein unter den obwaltenden Umständen einen vollen Tag in Anspruch nehmen werde und an eine Fortsetzung der Tour nicht zu denken wäre. Ja, wir mußten froh sein, wenn es uns gelang, bei dem voraussichtlich in später Nachmittagsstunde durchzuführenden Abstiege über die durch Steinschlag gefährdete Westseite des Lenzjochs mit heiler Haut davonzukommen. Nur eine Sorge blieb mir diesmal glücklich erspart, die mir manche Nachtruhe im Gebirge beeinträchtigt hatte, die um das Wetter. Als ich vor dem Rückzuge in unsere Felsspalte Umschau hielt, strich ein leichter Nordost vom Berner Oberlande gegen uns herüber und ein sternbesäter, wolkenloser Himmel spannte sich über die schlummernde Erde. Zu unseren Füßen breitete sich das im Glanze seiner elektrischen Beleuchtung schimmernde Fee aus, ein seltsamer Gegensatz zu der uns umgebenden wilden Hochgebirgsnatur.

Auf dem Ostgrate der Südlenzspitze scheint ein eigentümliches Verhängnis zu lasten. W. W. Graham, der den Berg 1882 mit den Führern Theodor Andermatten und Ambros Supersaxo zuerst über diesen Grat erstieg, beschreibt ihn als sehr schwierig, gibt aber nach »Conway-Lorria« nur sehr mangelhafte topographische Angaben. Ich will gestehen, daß ich bereits acht Tage nach unserer Besteigung während einer Regenperiode in Zermatt mein Gedächtnis zermarterte, um ihm einige Einzelheiten behufs einer nachträglichen Beschreibung unserer Tour abzupressen. Ich gab dieses Beginnen als fruchtlos auf, obgleich ich sonst nach Jahren noch jede kleine Episode als wie gestern geschehen zu reproduzieren imstande bin. Erst der mir später gütigst gewährte Einblick in unseres Comptons Skizzenbuch, sowie unser mündlicher Gedankenaustausch brachten mir wieder einige der markantesten Stellen vor mein inneres und äußeres Auge. Die Erklärung dieses ärgerlichen Vorkommnisses glaube ich übrigens gefunden zu haben: Vom Augenblicke an, in welchem wir den eigentlichen Ostgrat betraten, bis zur Ankunft an der Firnschneide, die unmittelbar zum Gipfel führt, wurde ich so unausgesetzt im Atem gehalten, daß sich die einzelnen Erlebnisse verschleierten und nur ein großer, alles beherrschender Eindruck überblieb, den ich, auf dem Gipfel angekommen, in den Satz zusammenfaßte: »Das war die längste, fortgesetzt harte Tour, die ich je mitmachte!« — Ich weiß mich in völliger Übereinstimmung mit meinen Freunden, was die Anwendung dieser Rede auch auf sie betrifft.

Wenn ich nun auf den folgenden Blättern dennoch versuche, unsere Fahrt zu beschreiben, so muß ich mich darauf beschränken, die hauptsächlichsten Vorkommnisse zu schildern; immerhin aber hege ich die Hoffnung, daß dieselben zur Erstellung eines anschaulichen Gesamtbildes hinreichen werden, wie es auf dem Ostgrate der Südlenzspitze, wenn dieser mit Neuschnee bedeckt ist, aussieht.

Nach einer meinerseits recht gut verbrachten Nacht, deren Stille nur einige Male durch das Dröhnen abgehender Firnbrüche gestört wurde, begannen Stopper und ich schon um 2½ Uhr an die Herstellung des Frühstücks zu gehen. Bald kamen unsere Freunde aus ihrer Behausung herab; Wödl behauptete, daß der Härtegrad der Steine, auf denen er habe liegen müssen, während der Nacht um mindestens zwei Nummern zugenommen habe. Nach einer guten Stunde war die Arbeit des Kochens und Essens vollbracht, die Träger wurden abgelohnt, und bei beginnendem Tagesgrauen, als eben die letzten Sterne erblichen, setzten wir uns

um 3 Uhr 55 Min. in rein westlicher Richtung in Bewegung. Da Burgener sofort ein sehr rasches Tempo einschlug, traten die Bremser mit Entfaltung großer Energie in Tätigkeit; ich war mäuschenstill und froh, daß die Vorwürfe wegen zu schnellen Gehens diesmal nicht mich trafen und fügte mich der Mehrheit. Da wir hinter Burgener hertrotteten, ohne dem Wege die geringste Aufmerksamkeit schenken zu müssen, hatte ich völlige Muße, das Anbrechen des Tages in all seinen entzückenden Phasen zu bewundern. Fern im Osten über der Tödigruppe durchlief die Luft am Horizonte alle Tinten des Spektrums, immer neue Höhenzüge entwickelten sich aus dem nächtlichen, formlosen Grau, die Konturen wurden allmählich schärfer, die näher gelegenen Massen bekamen Farbe und ausgeprägte Form; am meisten war schon im Zwielicht unsere eigene Gruppe begünstigt, da sie ja, nach Osten abfallend, am frühesten beleuchtet wurde. Unser Weg führte zuerst über lose aufeinander liegende Trümmer und leicht begehbares Felsterrain, nach einer halben Stunde traten vereinzelte Schneeflecken auf und um 4 Uhr 45 Min. betraten wir dort, wo der nördlich vom oberen Teile des Fallgletschers sich hinaufziehende Felsgrat aus der rein westlichen Richtung in eine südwestliche umbiegt, das Gebiet zusammenhängenden Firns. Wir befanden uns nun etwa 2 *km* in der Luftlinie von dem Gipfel der Südlenzspitze entfernt, deren Ostgrat sich in geringer Entfernung von uns ganz unvermittelt aufschwingt. Da Compton meinte, daß das Malerische des Bildes eine Beeinträchtigung erfahren würde, wenn er sich dem Berge noch mehr nähere, zog er seine Zeichenmappe hervor, um sein künstlerisches Tagewerk zu beginnen; fast eben so fix waren auch meine Freunde mit dem Ablegen ihrer Rucksäcke fertig, um ihm beim Sitzen zu helfen; da hatten sie aber die Rechnung ohne mich gemacht. Ich fragte sie, ob sie denn Compton beleidigen wollten, da sie ja die Sache so hinstellten, als ob er uns nicht einzuholen imstande sei; mit süßsauren Gesichtern wurden die Rucksäcke wieder aufgepackt, und als wir um 5 Uhr 15 Min. an einem Firngrate ankamen, da stieß auch Compton der Unermüdliche wieder zu uns, gerade als die ersten Lichtblitze die Gipfel der Mischabelhörner und des Nadelhorns vergoldeten. Gleich darauf legten wir die Steigeisen an, um auf dem zwar nur mäßig geneigten, aber sehr harten Firn bequemer fortzukommen. Rüstig schritten wir dahin und in der richtigen Kampfesstimmung näherten wir uns dem eigentlichen Ostgrate, den wir gegen 7 Uhr westlich vom Punkte 3810 erreichten. Wenn wir bisher gemütlich plauderten und manches Scherzwort hin und wieder flog, so änderte sich die Situation urplötzlich, als wir uns anschickten, den ersten der Gendarmen zu erklettern; sofort wurde auch mehrfach der Wunsch nach Entfaltung des Seiles laut, worüber Burgener wenig erfreut war, da es seine Beweglichkeit natürlich stark beschränkte; dennoch drang ich auf sofortiges Anseilen, da die mit Neuschnee bedeckten brüchigen Felsen das Gefühl großer Unsicherheit erzeugten. Trotz unserer großen Zahl hielten wir, von einzelnen Stellen abgesehen, ein gutes Tempo ein, und wenn wir zur Überwindung von etwa 450 *m* Höhendifferenz trotzdem sechs volle Stunden benötigten, so hing das von einer Reihe von Umständen ab. Vor allem machte das lockere Gestein die größte Vorsicht zur Pflicht, um, abgesehen von der eigenen Sicherheit, die Nachkletternden nicht zu gefährden, ferner lag auf der Nord- und Westseite der Grattürme viel pulveriger Neuschnee; das am meisten verzögernde Moment aber liegt wohl in der Bildung des Grates selbst. Nach mühsamer Erkletterung manches Felsturmes mußten wir auf der anderen Seite wieder tief in die nächstfolgende Scharte hinabsteigen. Es mag ja richtig sein, und dies betonte besonders Wödl, daß wir den einen oder anderen Zacken besser an seinem Fuße umgangen hätten, statt denselben zu überklettern, man darf aber nicht übersehen, daß ein Quergang in lockerem Gesteine oft noch zeitraubender ist, als eine Überschreitung des be-

treffenden Hindernisses. Uns allen blieb besonders ein gewaltiger Turm im Gedächtnisse eingeprägt, der schon im Aufstiege manchem einen zornigen Ausruf entlockte, wenn auch die größten Blöcke als im labilen Gleichgewichte befindlich sich erwiesen; einer dieser viele Zentner schweren Gesellen polterte zwischen Wödl und dem an letzter Stelle gehenden Compton durch, diesen noch ein wenig streifend. Das Seil war, wie ich zu spät bemerkte, die Ursache des glücklicherweise ohne Folgen bleibenden Unfalls gewesen. Ich ging hinter Burgener und stand tief aufatmend auf dem großen Turme oben, während er sich am Seile in die Scharte hinabließ; sobald er unten angekommen war, schickte ich mich an, ihm zu folgen, was ich tun konnte, ohne die Ankunft meiner Freunde abzuwarten, welche noch im Anstiege befindlich waren; ich ging nämlich unangeseilt, was den großen Vorteil mit sich brachte, daß ich, in der Mitte zwischen Burgener und Stopper gehend, eine sehr viel größere Beweglichkeit hatte. Ohne Rücksicht auf letzteren konnte ich mich an schwierigen Stellen Burgener nähern und ihm Hilfe geben, ebenso oft übernahm ich die Sicherung der Freunde, ohne dadurch Burgener am Weiterklettern zu hindern. Es ist selbstverständlich, daß nur ein völlig verläßlicher Geher sich dieses Vergnügen leisten kann; schließlich kann er ja in gewissen Augenblicken das Seil zu seiner eigenen Sicherheit zur Hand nehmen, wenn ihm, ja eben wenn ihm dazu dann noch Zeit bleibt.

Der Turm, von welchem ich herunterklettern mußte, bildet eines der interessantesten und dabei malerischsten Objekte des ganzen Ostgrates. Trotz eiskalter Fingerspitzen und genügender anderer Beschäftigung machte sich Compton daran, die obersten Partien dieses Riesenzackens seinem Skizzenbuche einzuverleiben; dabei standen Stopper und Wödl zähneklappernd als Comparsen. Wie zwischen den Zacken einer gewaltigen Gabel windet man sich hinauf, um, oben angekommen, eines großartigen Anblickes teilhaftig zu werden. Eine Riesenplatte, welche nach Süden überhängt, bildet die weitere Fortsetzung des Grates; glatt und steil fällt sie nach Norden gegen den Hohbalengletscher ab, dessen dunkelgrüner Eiskörper unter trügerisch locker aufliegendem Neuschnee hervorsieht. Man könnte nun wohl eine Seilschlinge um den obersten Teil der Platte befestigen und sich einfach herabgleiten lassen, dann käme man aber auf die eben geschilderte glasharte, steile Eisfläche zu stehen und müßte aus höchst unsicherer Stellung entlang der Fußlinie der Platte eine größere Anzahl Stufen schlagen, bis man in der Scharte landen könnte. Es blieb mir daher nichts übrig, als dem freien Rande der Platte entlang hinabzuhangeln, wobei ich mit den Knieen und den Unterarmen mich nach Tunlichkeit dem Felsen anschmiegte, da die Fingerspitzen auf der scharfen Kante der Platte sofort zu schmerzen begannen. Um die Situation möglichst zu erschweren, biegt sich die Platte gerade am Rande ein wenig um, so daß ich alle Mühe hatte, nicht um die Kante zu rollen und auf die steilen Felsen ober dem Feegletscher hinabzufallen. In der Scharte angelangt, mußte man dann in unserem Falle sich mit größter Behutsamkeit durch den fast dreiviertel Meter hohen Neuschnee nach dem nächsten Gratturme bewegen, wo das Spiel mit kleinen Änderungen seinen Fortgang nahm. Ich möchte hier beiläufig bemerken, daß die Gratpassagen an der Dent Blanche der guten Beschaffenheit der dortigen Felsen halber ganz unvergleichlich leichter und angenehmer zu bewältigen sind. Als ich in den Schartengrund niedertauchte, bemerkte ich, daß sich das Seil zwischen Burgener und dem zunächst hinter mir folgenden Stopper über mich in die Lüfte erhob; Burgener war schon wieder zur Hälfte auf dem nächsten Turme oben, Stoppers Kopf kam eben ober der großen Platte zum Vorschein. Es brauchte energische Vorstellungen, um Burgener zum Heruntersteigen zu bewegen; da ich mit dem ausgestreckten Pickel von unten und Wödl von oben Hilfe leisteten, kam

Stopper rasch herab, Wödl folgte womöglich noch schneller. Nun aber kam die Reihe an Compton, der niemand mehr hatte, der ihm von oben hätte Hilfe geben können. Vergeblich bemühte er sich einige Male, den nächst tiefer gelegenen schmalen Vorsprung zu erreichen, während Burgener ungeduldig zur Eile trieb und die Steinfallgefahr an der anderen Seite des Lenzjoches auf das grellste ausmalte. Endlich erhielt Compton von Wödl den Rat, sich abzuseilen, und als er nun über dem Rande des Firns hoch über dem Hohbalengletscher auf der Platte hing, gelang es Wödl, ihn mit dem ausgestreckten Pickel zu erwischen und zu sich heranzuziehen. Mit einem aus tiefster Brust heraufgeholten »Na endlich« setzte sich Burgener wieder an die Spitze und der nächste Gratturm wurde in Angriff genommen. Nach meinen Aufzeichnungen, die noch nie so dürftig ausgefallen waren, betraten wir um 10 Uhr 15 Min. nach Überwindung des letzten der Gendarmen den obersten Firngrat und gönnten uns, wie wir glaubten, in unmittelbarer Nähe des Gipfels eine viertelstündige Rast; ein mit Walliser Verhältnissen Unvertrauter hätte die Entfernung bis zur Spitze etwa auf eine schwache halbe Stunde angeschlagen, aber keiner unter uns würde auf den fünffachen Weg der angegebenen Zeit geraten haben. Steil wie ein Kirchendach schwingt sich die letzte, damals glänzendweiße Halde in die blaue Luft, nur in ihrem obersten Stücke, wenige Meter unterhalb des Gipfels erblickten wir ein Paar dunkle Stellen. Wir befanden uns nun ziemlich in gleicher Höhe mit dem Nadeljoche, also über 4150 *m*. Von diesem, welches ganz unnahbar aussah, sowie den angrenzenden Felsen der Südlenzspitze und des Doms sausten seit den ersten Morgenstunden ununterbrochen Steinsalven auf den Feegletscher hinab. Dieser Gefahr waren wir heute los und ledig geblieben, da der aus den umliegenden Firnhalden sich steil erhebende Ostgrat viel zu schmal ist, um die auf ihm Kletternden durch von oben kommende Steine zu gefährden. Unablässig trieb Burgener zum Aufbruche und nur zu gerne hätten wir die wilde Ostflanke des Doms, die gewaltigen Gratzacken zu beiden Seiten des Nadeljochs, besonders aber die glatten Eishalden, die gegen das Nadelhorn sich ausbreiten, noch länger bewundert. Es war eine glänzende Leistung von Alexander Burgener Vater, als er mit Franz Burgener 1870 C. T. Dent als ersten über diese Firnwand auf das Lenzjoch und über den Grat auf die Südlenzspitze führte. Nicht wenig interessierte uns auch der Rückblick auf den von uns soeben überwundenen Grat, der aber, von oben gesehen, nur wenig von seinen Tücken ahnen ließ. Um 10 Uhr 30 Min. rüsteten wir uns zum letzten Kampfe, aber unser Vordringen glich mehr der mühsamen Arbeit eines Schanzgräbers als dem frischen, fröhlichen Angriffe einer Sturmkolonne. Meterhoher Neuschnee bedeckte hier den Firn und eine tüchtige Schaufel wäre das passendste Werkzeug gewesen, um vorerst weiterzukommen. Im Sattel selbst war der alte Schnee noch völlig verläßlich gewesen; mit bis zur Klinge eingestoßenem Pickel blieb ich hier zurück und ließ vom doppelt umgeschlungenen Seile nur soviel nach, als Burgener gerade nötig hatte. Wenn dieser unten am Grate wirklich nicht immer den besten Weg eingeschlagen haben mochte, hier heroben machte er seinen Fehler reichlich wett. Mühsam räumte er zuerst mit den Händen den pulverigen Schnee weg, suchte sich dann durch Zusammenstampfen der kompakteren Massen einen Stand zu schaffen, und dann galt es, an der enorm steilen Halde eine Stufe herzustellen. Da sein Pickel des langen Stieles halber hierzu fast unbrauchbar war, so versuchte er die nötigen Löcher mit der unteren Spitze herauszustoßen; wer aber einmal auf steiler Firnwand eine ähnliche Arbeit leisten sah, oder gar selbst ausführte, der weiß, wie schnell ein solches Unternehmen die Kräfte auch des tüchtigsten Mannes erschöpft; dazu kam, daß die beim Vorrücken von oben nachstürzenden Schneemassen die von ihm hergestellten Tritte wieder verschütteten, so daß der Mann eine wahre Sisyphusarbeit durchkostete.

Mich ärgerte bei der Geschichte am meisten, daß von einem Abwechseln nicht die Rede sein konnte. Wie hätte denn jemand mit ihm den Platz tauschen können, ohne daß Burgener zuerst seitlich von der Stufenreihe sich einen sicheren Stand hergestellt hätte, was ja wieder eine lange Zeit beansprucht haben würde! Stopper hatte wohl einmal versucht, Burgener nachzusteigen, hatte aber die Sache aufgegeben, da er in der Masse von Schnee und Eisstücken keinen Stand finden konnte. Da Burgener endlich der Kürze des Zwischenraumes wegen, der zwischen ihm und Stopper war, nicht mehr vorwärts konnte, mußten sich alle außer Burgener abseilen, ich rückte meinen Standpunkt so nahe als möglich an die Eiswand heran und nun bekam Burgener Spielraum genug, um sich über eine Art Brustwehr auf



Südlenzspitze mit dem Domgrat und Nadeljoch.

günstigeren Schnee zu schwingen. Dann ließen meine Freunde auf meine eindringlichen Vorstellungen hin alle falsche Scham fallen und Burgener zog zuerst Stopper und dann diese beiden uns andere hinauf. Die ganze Prozedur hatte beinahe zwei Stunden verschlungen, die Sonne hatte inzwischen ihren höchsten Stand überschritten, aber ich war frohen Mutes, denn ein Blick genügte mir, um es zu übersehen, daß bis zum nahegerückten Gipfel nun kein nennenswertes Hindernis mehr vorhanden war. Der Wind hatte hier auf dem schmäler werdenden Grate keine größere Ansammlung von Schnee geduldet und unsere Eisen taten voll ihre Schuldigkeit. Als gerade leicht möchte ich aber auch dieses letzte Stück nicht bezeichnen. Die Felsen ragten, wenigstens in unserem Falle, viel zu wenig aus dem Schnee hervor, um ein Anfassen derselben zu ermöglichen, die Steilheit des Firns aber war noch immer eine derartige, daß im Falle des Ausgleitens eines der Teilnehmer die Lage für alle sehr bedenklich werden mußte. Neun Stunden nach

unserem Aufbruche vom Beiwachtplatze betraten wir die Südlenzspitze, 4300 *m*. Ich konnte es im ersten Augenblicke kaum glauben, daß wir nun doch ganz oben stünden, und hatte bis zuletzt das Auftauchen eines Riesenturmes oder einer unüberschreitbaren Wächte gefürchtet. Es war 1 Uhr, als wir uns auf den von der Sonne angenehm durchwärmten Felsblöcken, die den Gipfel bilden, lagerten; dann galt unsere erste Sorge dem Ersatze der aufgebrauchten Muskelkräfte. Einen gnädigen Blick schenkten wir dem Fletschhorn, diesmal sehr von oben herab, dann bemühte ich mich, was bei der unvergleichlichen Reinheit auch der fernstgelegenen Ketten ein leichtes war, die Grenzen der Aussicht gegen Osten zu bestimmen. Mit freiem Auge noch konnte man die Brigelserhörner, die Ringelspitze bei Chur und einen Gipfel im Rätikon wahrnehmen, der entweder die Scesaplana oder die Sulzfluh ist. Das Fernglas aber ließ uns den Piz Buin, die Verstanklahörner und den Piz Linard aus dem unerschöpflichen Gipfelmeere herausfinden. Ein weniger nördlich von der Berninagruppe erscheint der breite Ortler, daneben unverkennbar das Dreieck der Königspitze. Nach Süden lagert sich der Dom vor, fast ein Viertel des Horizonts verdeckend, dabei steht er zu nahe, um einen erfreulichen Anblick zu gewähren. Zwischen ihm und unserer Hochwarte ist das Nadeljoch eingeschnitten. Über den Grat, der sich von diesem zur Südlenzspitze aufschwingt, erstieg 1888 R. F. Ball mit Ambrose Supersax und Louis Zurbriggen unseren Berg; doch waren dieselben der außerordentlich schlechten Felsen wegen genötigt, zuletzt auf die Westflanke auszuweichen. Immer noch erhaben steht neben dem Zinalrothorn das Weißhorn da, die unabsehbare Reihe der lieben Berner Alpen wird nur auf eine kurze Strecke durch das unseren Standpunkt um etwa 34 *m* überhöhende Nadelhorn unterbrochen. Abgrundtief liegt Saas Fee zu unseren Füßen; die Riesenkarawanserein sind gerade noch als weiße Punkte sichtbar; oberhalb des Ortes breitet sich der mächtige Feegletscher aus, dem Alphubel und Allalinhorn als sanft anschwellende Buckel entragen. Gegen Westen blicken wir auf den Hohberggletscher hinab; als Lokalkundiger zeige ich den Freunden das Festijoch, über welches wir gehen müssen, um nach Randa zu gelangen.

Mit einem verbindlichen Lächeln stand ich nach 20 Minuten auf und lud zum Abstiege ein, obgleich meine Freunde gleich beim Eintreffen auf der Spitze erklärt hatten, daß sich vor einer Stunde keiner vom Platze rühren werde. Gegen ihren einmütigen, durch seine Passivität schier unüberwindlichen Widerstand wäre ich allein wohl machtlos geblieben, da trat aber Burgener so entschieden auf meine Seite, daß wir um 1 Uhr. 25 Min. den Abstieg nach dem Lenzjoche antreten konnten. Diesmal eröffnete Stopper, der auch einmal eine etwas aktivere Rolle spielen wollte, den Zug, dann kam ich, mit ihm durch das Seil verbunden; die zweite Gruppe bildeten Wödl, Compton und als letzter Burgener, dem es nie schnell genug gehen konnte; da auf den nächsten Tag ein Samstag fiel, und er unmöglich auf eine Hütte gehen konnte, indem ja Sonntags die Führer keine Hochtouren machen, so fielen alle unedlen Beweggründe für seine Eile weg und es war ihm wirklich nur um seine und unsere Haut zu tun. Tatsächlich hörten wir schon wenige Minuten nach dem Verlassen der Spitze die Steinschläge auf der sich nach dem Hohberggletscher absenkenden Felswand niedergehen. Nun aber war es mit Burgener gar nicht mehr zum Aushalten. Ich stellte ihm vor, daß weder Stopper noch ich mit gutem Gewissen über den stellenweise wie ein in die Länge gezogener Riesenpilz nach beiden Seiten überhängenden Wächtengrat hinablaufen könnten, ohne wenigstens dann und wann zu sondieren, predigte aber dabei tauben Ohren. Stopper, den ich meinerseits wieder zur möglichsten Eile anspornte, wurde endlich auch etwas verzagt, da bald rechts, bald links ein Tritt durchbrach; als wir nach 40 Minuten — ich möchte fast sagen zu meiner Verwunderung — heil im Lenzjoche standen,

überließ ich bereitwilligst an Burgener die Führung. »Nehmen Sie nun ganz nach Belieben Galopp oder Karriere,« hätte unser Purtscheller da gesagt, »ich gehe im Schritte schnell genug nach.« — Meine Anfrage, wer nun Lust habe, mich auf das Nadelhorn zu begleiten, welches als schlanker Felsturm dem Grate entragte, wurde kaum einer Antwort gewürdigt. Übrigens hätte ich bei der vorgerückten Stunde und dem Zustande, in dem sich unser aller Fingerspitzen befanden, wenig Lust gehabt, die Besteigung des Nadelhorns trotz der auf unserer Seite völlig trockenen, sonnenbeschienenen Felsen zu unternehmen; ich mußte für uns wegmüde Leute zum mindesten 13/4 Stunde auf die Spitze und fast ebensoviel zum Abstiege bemessen, dann standen wir, die unumgänglichsten Rasten eingerechnet, um 6 Uhr wieder auf dem Lenzjoche und wurden auf dem Gletscher von der Nacht überrascht, was ich unter keinen Umständen wagen wollte. So verzichtete ich denn für heute auf das Nadelhorn und folgte meinen Gefährten, die ihrerseits Mühe hatten, den mit großer Geschwindigkeit talwärts eilenden Burgener nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Die gewöhnliche Route vom Lenzjoche nach dem Hohbergfirn quert die Felswand in südwestlicher Richtung etwas gegen die Südlenzspitze hin; da aber dort die häufigsten Steinfälle statthatten, stieg Burgener rein nach Westen hinab, verhehlte uns aber nicht, daß dort die Felsen über dem Bergschrunde und dieser selbst viel schwerer zu überwinden seien. Die herabsausenden Steine machten den Abstieg zu einem höchst bedenklichen. Von Deckung zu Deckung sprangen wir öfters fast in unvorsichtig schnellem Tempo; am schlimmsten war die Sache dann, wenn in einer der zahlreichen, mit hartem Eise ausgekleideten Rinnen auch noch Stufen hergestellt werden mußten. Schwierige Stellen kamen nicht vor, ein einigermaßen geübter Geher kann ohne den Gebrauch der Hände durchkommen, wenn er Muße hat, das besser gangbare Terrain aufzusuchen; es soll aber damit nicht gesagt sein, daß man überall durchkommen kann, man muß im Gegenteil fleißig Umschau halten, um den hohen Wandstufen aus dem Wege zu gehen. Jederzeit aber heißt es auf Schritt und Tritt acht zu haben, da auf den Felsen allerwärts loses Geröll und feiner Schutt aufliegt; mehr als einmal gab es entsprechende Niederlagen, glücklicherweise resultierten als Andenken nur einige zerschundene Fingerknöchel. Um 3 Uhr 30 Min., 1 1/2 Stunden nach unserem Aufbruche vom Lenzjoche, standen wir am Felsborde, dicht oberhalb der hier ziemlich breiten Randkluft. Stopper ließ mich am Seile über die hier sehr steile Felsstufe hinab, ich half ihm von unten mit dem Pickel nach Tunlichkeit, dann seilten wir uns an, und mit von den Wänden der Südlenzspitze und des Doms widerhallendem Hurra ging's auf dem Rücken liegend über den Bergschrund in den weichen Schnee hinaus. — 3 Uhr 45 Min. Von der Blässe des Gedankens angekränkelt, von Steinen getroffen zu werden oder gar in die Randkluft zu fallen, lavierten unsere Genossen lange herum, bis sie sorgfältig sondierend und kriechend nach einer Viertelstunde bei uns standen. Obgleich das Bedürfnis nach einer kleinen Erholung bei allen gleichmäßig vorhanden zu sein schien, drang ich doch mit meiner Meinung durch, daß erst auf dem Festijoche eine längere Rast gemacht werden dürfe. Als die Gesellschaft meinem unerbittlichen Mahnen und Drängen endlich, vielleicht ein wenig grollend, nachfolgte, sprachen gar bald die links und rechts von unserem Wege liegenden Eisblöcke, welche von den Firnbrüchen des Doms herrühren, eine so beredte Sprache, daß schließlich alle froh waren, als wir um 4 Uhr 35 Min. das Festijoch betraten und die unheimliche Passage hinter uns hatten. Hier erblickten Wödl und Stopper das Matterhorn zuerst aus größerer Nähe und erschöpften sich in kühnen Vergleichen; Wödl meinte, im Vergleiche zum schönen Weißhorn komme ihm das Matterhorn eigentlich runzlig und verwelkt vor. Stopper war ob dieser Blasphemie ganz außer sich und murmelte unverständliche Worte, aus denen nur »Fuchs« und

»Trauben« vernehmbar waren. Unter den wunderlich geformten Felsnadeln des Festijoches, welche uns vor den Sonnenstrahlen Schutz gewährten, blieben wir eine halbe Stunde sitzen, dann übernahm Burgener meine Rolle und trieb zum Aufbruche; diesmal wurde er von Stopper kräftig unterstützt, dem die Witterung der Betten des Hotels Weißhorn in Randa alle und jede Müdigkeit genommen zu haben schien. Die Stimmen jener, welche von längerem Genießen, sich Ausleben und dergleichen Dingen predigten, verhallten im Winde und die fünfte Nachmittagsstunde sah uns mit sonnenverbrannten, glühenden Gesichtern dem bekannten Felsgesimse am Festijoche entlang herumhangeln. Eine feine Fahrt über die erweichten Schneefelder entschädigte uns wieder für vieles; der Festigletscher glich wie der Hohberggletscher einem Schneesumpfe des hohen Nordens zum Verwechseln. In das unabänderliche Schicksal ergeben, wateten wir über den Gletscher hinab, bis seine rechte Seitenmoräne ein rasches Fortkommen gestattete; bald trafen wir den kleinen Pfad, der den zahlreichen Dombesteigungen sein Dasein verdankt. Um 6 Uhr 30 Min. betraten wir das gastliche Heim der Schweizer Alpenklub-Sektion Uto. Trotz des herrlichen Wetters war die Hütte nicht besetzt. Da wir uns unter diesen Umständen in derselben nach Belieben ausbreiten konnten und besonders Compton von dem prächtigen Abende und darauffolgenden Morgen sich reiche Ausbeute für seine Mappe versprach, hielten wir gegen Stoppers Sirenengesang tapfer stand und beschlossen, die Nacht oben zu bleiben. Kurz vor 7 Uhr eilte Burgener, der sich unseren Dank redlich verdient hatte, nach Randa hinab. Noch lange saßen wir vor der Hütte und sahen die letzten Grüße der scheidenden Sonne auf den Spitzen des Doms und Matterhorns verglimmen. Bald erstrahlte Zermatt in hellem Lichterglanze, die ersten Sterne erschienen und kurze Zeit darnach schwangen sich unsere Geister in das Reich der Träume hinüber.

Über den Nadelgrat.

Nadelhorn, 4334 *m*, Stecknadelhorn, 4235 *m*, Hohberghorn, 4226 *m*, Dürrenhorn, 4035 *m*.

Zauberisches Land, Paradies für Hochtouristen und Gipfelstürmer, in dem die Pässe sogar über 4000 *m* zählen und man, während der Sonnenwagen seine Bahn einmal befährt, gleich vier oder gar fünf Sterne erster Größe sein nennen kann!

Schon in den ersten neunziger Jahren tauschten mein Freund Purtscheller und ich freundliche Blicke mit dem Nadelgrate aus; nachdem wir 1898 Täschhorn und Dent Blanche besucht hatten, riefen mich unaufschiebbare Berufspflichten nach dem Bodenseegestade, während es ihm vergönnt war, mit seinen Freunden Dr. Lorenz und E. Wagner Südlenzspitze und Nadelhorn zu besteigen. Wie die Leser dieser Zeitschrift wissen, war ich am 9. August durch die späte Stunde verhindert, das Nadelhorn zu besuchen; dann trat schlechtes Wetter ein, alle Höhen um Zermatt waren bis 2800 *m* herab mit Neuschnee bedeckt, erst am 17. trat, um mich unseres Purtschellers Ausdrucksweise zu bedienen, »Bergwetter« ein, und am selben Tage schleppten sich Freund Compton und Schreiber dieser Zeilen von Randa nach der Klubhütte am Festi hinauf. Es war 2 Uhr nachmittags; die reichhaltige Mittagstafel des Hotels Weißhorn und die von einem wolkenlosen Himmel herniederstrahlende Sonne wirkten zusammen wahrhaft lähmend auf unsere Beine. Ich rühmte Compton bald diese bald jene »Vedute« und »Stimmung«, bald einen besonders wirksamen »Vordergrund« oder schönen »Vorwurf« an, aber der sonst so freundliche, zuvorkommende Mann ächzte zwar auch unter seinem Rucksacke, wollte aber durchaus nicht auf meine eigentliche Intention eingehen. Endlich nach fünf Viertelstunden schaute das Weiß-

horn so überwältigend zwischen einer Lärchengruppe zu uns herüber, in allernächster Nähe lagen so malerisch verstreute, mit Moos und Farnen bewachsene Blöcke umher, daß es wirklich, wenn man überhaupt nur gut zeichnen und malen konnte, keine Hexerei war, einen echten »Compton« zusammenzubringen. Ich warf meinen Sack, dann mich ins Gras, und mein hochverehrter Freund begann im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten. Nach weiteren fünf Viertelstunden, die mir viel besser gefallen hatten, als die vorangegangenen, packten wir unsere Lasten wieder auf und stiegen längs einer Wasserleitung durch den sonnendurchglühten Wald hinan; der würzige Duft, den die üppigen Heidelbeerbüsche, die glänzenden Wacholdersträuche und der prächtige Hochwald ausatmeten, wirkte fast betäubend. Ich erinnerte mich dabei, daß mein verewigter Freund Purtscheller mir gelegentlich erzählte, daß ihn einmal im Monat Juni nach einem mehrstündigen Schlafe im blühenden Hochwalde



Nadelgrat vom Dom aus.

ein dem Heufieber ähnlicher Zustand überkommen habe. Als wir am Rande der tiefeingerissenen Schlucht, in welcher der Randaer Bach zu Tal stürzt, angekommen waren, bot sich uns eines jener Bilder dar, welches man für das Schweizer Hochgebirge als typisch bezeichnen kann. Unter uns der schäumende Bach, in dessen Bett große Blöcke lagern, zur Rechten oberhalb ein Wasserfall zwischen glattgescheuerten, unzugänglichen Felswänden, im Einschnitte darüber die blauschillernde Zunge des Festigletschers, dessen Eismassen so drohend hereinhängen, daß man sie jeden Augenblick herabstürzen zu sehen erwartet; die Berglehnen mit spärlichen Lärchenbäumen besetzt, dazwischen eine magere, höchstens Schafen oder Ziegen karge Nahrung bietende Weide. Wir verweilten hier einige Minuten, da Compton das charakteristische Bild in der Eile skizzirte, dann kletterten wir über die steile Schutthalde zum Bache hinab und sprangen von Block zu Block hinüber an das rechte Ufer; an dem Grashange stiegen wir gegen den Punkt 2083 an, wo sich die letzten Bestände befinden, aus deren abgefallenen dürren Ästen man sich mit Brennholz für die Festihütte zu versehen pflegt. — Unter der jüngeren Generation der Alpinisten, besonders wenn dieselben die Grenzen der Ostalpen nicht

überschritten haben, pflanzt sich durch mündliche Tradition die Sage fort, daß einstmals mutige Männer bei ihren Besteigungen das Holz zu den Hütten und Beiwachtplätzen auf dem Rücken hinauftrugen. Da dieses Vorkommnis leider in der Schweiz die Regel bildet, überboten Compton und ich uns im Aufsammeln möglichst ausgiebiger Stücke, um eines angenehmen Abends in der Festihütte sicher zu sein. Da wir von der Voraussetzung ausgingen, daß uns am nächsten Tage eine Beiwacht unausbleiblich bevorstehe, hatten wir für warme Reservekleidung und reichlichen Proviant ausgiebig Sorge getragen. Dies alles samt dem Seile, den Steigeisen, Pickeln und den Dutzenden von Kleinigkeiten, die man schließlich im Bedarfsfall schmerzlich vermissen würde, bildeten geradezu schreckliche Lasten, welche uns zu oftmaligen Rasten nötigten. Und nun kam noch das Holz dazu! Der Weg zur Klubhütte am Festi führt einigemale an steil abfallenden Felswänden entlang, mehrmals gilt es wirkliche Kletterstellen zu überwinden. Bei der heutigen Belastung kamen mir dieselben, obgleich ich sie schon zum sechsten Male beging, schlimmer vor als das erste Mal, wo ich diesen Hüttenweg doch schon verwünschte. Compton und ich trösteten uns gegenseitig mit der leichten Bürde, die wir morgen nach Wegfall des Holzes und des größten Teiles des Proviantes noch zu tragen hätten. Das Weißhorn hatte schon seit längerer Zeit die Güte gehabt, uns mit seinem Riesenleibe den Segen des Bergschattens zu spenden; Breithorn, Matterhorn, Dent d'Hérens und Gabelhorn lagen zum Teile auch schon unbeleuchtet da, Dom und Täschhorn aber funkelten und strahlten noch um die Wette, auch fern im Norden stand das Doppelgestirn Altels und Balmhorn noch in rosigem Lichte. Wenn nur das Schleppen nicht gewesen wäre, die Wanderung hätte in dieser unvergleichlich großartigen Umgebung meinetwegen die halbe Nacht dauern dürfen. Kurz vor 7 Uhr blieb Compton keuchend stehen, streckte die Hand mit sichtlicher Anstrengung gegen die vor uns ansteigende Schutthalde aus und rief: »Hurra«, aber mit so unsäglich jämmerlichem Ausdrucke, daß der Gegensatz zwischen Sinn und Klang des Wortes mir ein schallendes Gelächter entlockte. Er hatte die ersehnte Hütte erblickt, welche wir um 7 Uhr 5 Min. todmüde betraten. Aber die Säcke abgeworfen, die Schuhe abgezogen, Wäsche gewechselt und sofort gestanden wir uns, daß es eigentlich recht schade sei, daß wir unsere Tour nicht sofort beginnen konnten. Wir teilten das mitgebrachte Holz gewissenhaft in zwei Teile, Compton holte Wasser herbei und bald dampfte eine Suppe auf dem Tische, der auch Julius Payer den ehrenden Beinamen »Eisensuppe« nicht vorenthalten hätte. Getreu dem Grundsatze Purtscheller's, daß man am Tage der Tour mit jener Kraft gehe, die man sich am Vortage angegessen habe, eröffneten wir einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen den größeren Teil unserer Vorräte; dann richteten wir noch alles zur möglichst schnellen Herstellung des Frühstückes her, bereiteten uns aus den heute zu unserer ausschließlichen Benützung dienenden Decken ein wahrhaft sybaritisches Lager und zogen bald darauf in Nirwanas schönes Reich ein.

Am 18. August 1901 brach einer jener Tage an, welche sich in der Erinnerung jener, die sie auf hoher Bergeszinne verbrachten, ein bleibendes Denkmal setzten. Als wir um 2 Uhr 45 Min. vor die Hütte traten, da leuchteten die Sterne in ruhigem Glanze vom Himmel hernieder, kein Lufthauch regte sich, eine erfrischende Kühle forderte zum förmlichen Trinken der Luft auf, kein Wölkchen war zu sehen und keines tauchte am ganzen Tage auf, obgleich sich unser Gesichtskreis an jenem 18. August vom Adamello bis zum Vogesenzuge und vom Apennin bis in die Donaulande erstreckte. Auf dem uns wohlbekannten Steiglein gingen wir anfänglich der Moräne entlang, nach einer Viertelstunde stiegen wir in den Gletscher ein und erkletterten über die stark zerklüfteten, spiegelglatten Randpartien seinen Rücken.

Der hartgefrorene, fast spaltenlose Firn machte die Wanderung zu einer höchst genußvollen. Schweigend schritten wir dahin; wohl jedes fühlenden Menschenherzens würde sich zu so weihevoller Stunde in dieser gewaltigen Natur ein Gefühl des Bangens bemächtigen, wenn es sich, losgelöst von allen Banden, welche es sonst mit der tief im Tale schlummernden Mitwelt verbinden, hier heroben allein wüßte. Der knirschende Tritt des hinter mir schreitenden Freundes aber gab mir das angenehme Bewußtsein, daß ich den Streit, der heute ausgefochten werden sollte, nicht allein zu bestehen haben würde, daß vielmehr die Verkörperung von Erfahrung, Mut, Orientierungssinn und Ausdauer an meiner Schulter kämpfen werde.

Gegen 4 Uhr löschten wir die Laternen und stiegen etwas weniges westlich von Kote 3724 in die Felsen des Festigrates ein; noch eine kurze Gratwanderung, dann kam die wohlbekannte Platte und um 5 Uhr 10 Min. erblickten wir, auf dem Festijoche angelangt, den Hohberggletscher und die ihn beherrschenden Spitzen des Nadelgrates. Durch die Felsenspalte im Gipfel des Nadelhorns, welches noch völlig



Ulrichshorn[1]*, Südlenzspitze*[2]*, Nadelhorn*[3]*, Stecknadelhorn*[4]*, Hohberghorn*[5] *und Dürrenhorn*[6] *vom Balfrinhorn aus.*

im Schatten lag, blitzte der Osthimmel leuchtend auf. Da standen sie alle in Reih und Glied, unsere Widersacher. Zuerst zur Rechten eine überwundene Größe, die Südlenzspitze; die bizarr geformten Grattürme, welche sich zwischen dieser und dem Nadeljoche befinden, scheinen wie Riesenflammen aufwärts zu züngeln; dann aber, als hätte sich die Natur erschöpft, senkt sich der Kamm in einem, nur mit unbedeutenden Anschwellungen ausgestatteten Firnkamme zum Lenzjoche ab. Hier ein nochmaliges Überschäumen der bildenden Kräfte; wilde, zerspaltene Türme sind dem Grate, der zum Nadelhorn sich steil aufschwingt, aufgesetzt, der Gipfel desselben ist in zwei Säulen geborsten. Ein mehrfach gebrochenes, abwechselnd aus Fels und Firn bestehendes Gratstück führt zum zierlichen Stecknadelhorn hinüber. Von diesem aus biegt die Kammlinie in ihrem weiteren Verlaufe nahezu rechtwinkelig um, senkt sich, mit Felsnadeln besetzt, zu einem Firnsattel und steigt dann völlig vergletschert wiederum zum Gipfel des Hohberghorns hinan. Den weiteren Verlauf der Gratschneide können wir nicht übersehen, erst die Spitze des Dürrenhorns guckt wieder neugierig über die Flanke des Hohberghorns herüber. Es sei an dieser Stelle gestattet, eine Bemerkung bezüglich der Karte Evolena—Zermatt—Monte Rosa zu machen, welche als Überdruck aus dem topogr. Atlas der Schweiz u. a. als Kunstbeilage des 27. Jahrbuchs des Schweizer Alpenklubs ge-

liefert wurde. Nach dieser hätte die Zermatter oder Westseite der Kette vom Stecknadelhorn bis zur Südlenzspitze überhaupt keine Felsen aufzuweisen, bestände vielmehr aus blankem Eise. Wie ein Blick auf das in weiteren Kreisen bekannte Panorama vom Mettelhorn, von Imfelds Meisterhand herrührend, zeigt, ist aber das gerade Gegenteil der Fall. Auch ein vom Schneegrate des Zinalrothorns aufgenommenes Lichtbild Sellas, sowie eine Aufnahme meines Freundes Louis Friedmann weist folgende Verhältnisse auf: Die Flanken bestehen durchwegs aus Felsen, dem nur schmale Firnstreifen eingelagert sind. Die Zeichnung wäre der Wirklichkeit entsprechend, wenn dieselbe das Terrain bis zur Südlenzspitze so darstellte, wie es am Südabhange des Hohberghorns tatsächlich geschehen ist.

Wenige Augenblicke nach unserem Eintreffen auf dem Festjoche legten die Spitzen des Matterhorns und Weißhorns zur Feier des Sonnenaufganges ihr Festgewand aus Erdenluft und Himmelsfeuer an, während die Täler noch im Dämmerlichte dahinträumten. Compton konnte es nicht übers Herz bringen, weiter zu gehen, ohne diese Morgenstimmung festgehalten zu haben, und zauberte rasch eine Farbenskizze aufs Papier. Es dauerte aber natürlich doch eine Viertelstunde, bis wir wieder marschfertig waren und den steilen Firnhang zum Hohberggletscher hinabstiegen. Das Unwetter einer ganzen Woche hatte nicht vermocht, unsere Spuren gänzlich zu verwischen, so tief waren wir am Nachmittage des 9. August in dem weichen Firn eingesunken. Bald aber verließen wir unsere Trace und steuerten den Hängen des Nadelhorns zu. Es schien uns nämlich geratener, nicht auf das Lenzjoch hinaufzusteigen, sondern den Kamm etwas näher dem Nadelhorn zu gewinnen; auf diese Weise blieb uns das Überklettern des einen und anderen Gratturmes erspart. Als der Firn etwas geneigter wurde, legten wir die Steigeisen an und näherten uns rasch den Felsen des Nadelhorns. Ohne irgendwelche Mühe überstiegen wir den Bergschrund, gewannen dank unserer scharfen Eisen den Fuß der Felswand, ohne eine einzige Stufe schlagen zu müssen, und erkletterten die unterste Felsbalustrade, auf welcher angekommen, wir um 6 Uhr 30 Min. die Eisen wieder ablegten. Als ich im Jahre 1895 den Dom bestieg, mußte Herr Gruber aus Lindau-Genua mit zweien der tüchtigsten Zermatter Führer in der Flanke unter dem Lenzjoche umkehren, da Neuschnee und die darunter liegenden vereisten Felsen die Ersteigung des Hanges unmöglich machten. Wir am Dome verspürten von alledem nicht das geringste und waren sehr verwundert, den genannten Herrn, einen Bergsteiger ersten Ranges, unverrichteter Dinge heimkehren zu sehen. Glücklicherweise fanden wir treffliche Verhältnisse vor, so daß wir anfänglich, so lange es sich nur um Felsen handelte, ohne jede Anstrengung gegen den Grat hinaufsteigen konnten. Erst in der oberen Hälfte der etwa 300 *m* betragenden Felsbastion sahen wir uns veranlaßt, die plattigen Felsen zu verlassen und wieder unter Benützung unserer Eisen einen Firnhang zum weiteren Fortkommen zu wählen. Auch jetzt aber bekamen unsere Pickel keine eigentliche Arbeit, wenn man nicht das zur Sicherung bei jedem Schritte beliebte leichte Einhauen als solche nehmen will. Um 7 Uhr 55 Min. betraten wir den vom Lenzjoch zum Nadelhorn führenden Grat unweit des ersteren; da Comptons künstlerisches Auge den Standpunkt nicht gut gewählt fand, stiegen wir über einige Felsbuckel hinweg und auf den ersten der großen Gendarmen hinauf, auf dessen Scheitel wir uns um 8 Uhr niederließen. Compton machte sich ungesäumt an die Arbeit, ich streckte mich behaglich auf den warmen Felsplatten aus und studierte die Rundschau. Das Paradestück derselben bildet die Südlenzspitze. Da das diesbezügliche Bild diesen Zeilen beigegeben ist (Seite 184), so könnte ich eigentlich die Worte sparen. Ich will nur so viel gestehen, daß mir angesichts dieses Firngrates jedes ungeduldige Wort, welches ich meinem Freunde Stopper eine Woche zuvor dort oben zugerufen hatte, nun auf

der Seele brannte. Wer eine so luftige Schneide zum ersten Male betritt, der hat wohl das Recht, sich unbehaglich darauf zu fühlen.

Erst um 9 Uhr 20 Min. setzten wir unsere Reise fort und ich möchte die Kletterei, welche die folgenden Stunden brachten, als die genußvollste bezeichnen, deren ich mich entsinnen kann, wenn ich an der Hand genauer Aufzeichnungen in meiner 35jährigen bergsteigerischen Tätigkeit gewissenhafte Umschau halte. Die Festigkeit des Gesteins, die unübertrefflich sicheren und zahlreichen Griffe, die von der Hand eines Steinmetzes nicht besser hergestellt werden könnten, lassen trotz der enormen Steilheit einzelner Stellen nie den Gedanken an eine Gefahr aufkommen; man kann sich des Vergleiches mit der Erklimmung eines zu Feuerwehrzwecken errichteten Steigerturmes nur schwer entschlagen. Der besprochene Grat liegt nach Süden, ist sehr steil aufgerichtet und besteht aus rauhem Gneise; daher die angenehme Durchwärmung der Felsen, sowie das Fehlen jeglicher Bedeckung durch Schnee oder Eis. Günstige Verhältnisse vorausgesetzt, wird man daher die Ersteigung des Nadelhorns auf dem von uns gewählten Wege in sportlicher Hinsicht wohl an erster Stelle unter allen Walliser Bergtouren nennen müssen. Älteren Beschreibungen zufolge sahen sich einige Besucher des Berges gezwungen, die Gendarmen zu umgehen; besonders bei dem Übergange von dem südlich gelegenen Gipfelzacken nach dem höheren nördlichen mußte eine Partie einen ziemlich ausgesetzten Quergang durch die Ostwand durchführen. Wir zogen es vor, immer auf dem Grate zu bleiben und uns zweimal in die tief eingeschnittenen Scharten abzuseilen, da uns das bei weitem sicherer und interessanter erschien, als auf schmalen, schneebedeckten Gesimsen kirchturmhoch über den Firnfeldern des Hohbalengletschers verschiedene gewagte Kletterkunststücke auszuführen. Es war 11 Uhr, als wir die 4334 *m* hohe Zinne des Nadelhorns betraten. Kurz vorher bemerkten wir in der Ostwand zwei Seilschlingen; wer über die Flanke nach dem Hohbalengletscher abzusteigen gedenkt, wird sich ihrer mit Vorteil bedienen. Compton nahm sich, auf dem Gipfel angelangt, kaum Zeit, einige Bissen zu sich zu nehmen, dann machte er sich an die Arbeit. Ich hatte es weniger eilig und notierte mir während des zweiten Frühstücks die hervorragendsten Punkte des ganz unermeßlichen Panoramas. Mit Ausnahme des Blickes auf die Ketten zwischen Theodulpaß und Lysjoch und den entsprechenden Abschnitt des südlichen Horizonts, welche beide hinter dem Dom verborgen bleiben, decken sich die Aussichten von diesem und unserem Berge ziemlich. Da nun Leslie Stephen die Aussicht vom Dom als die schönste der Alpen bezeichnete, so bleibt auch bei ausgiebiger Reduktion dieses Urteils auf sein richtiges Maß noch immer etwas Erkleckliches für das Nadelhorn übrig. Wenn dann noch ein Tag wie der, an welchem wir den Berg bestiegen, das seinige dazu tut, dann schwelgt das Auge trunken vor Wonne, und wenn die Abschiedsstunde von solch einem Gipfel, den man kaum noch ein zweites Mal besucht, schlägt, so segnet man die Hand, die wenigstens den »farbigen Abglanz« des einen und anderen der hervorragendsten Bilder heimzutragen gestattet. Das Nadelhorn wurde schon 1858 bestiegen. Von der sechs Köpfe starken Gesellschaft, die von Saas aufgebrochen war, langten nur J. Zimmermann, Alois Supersax, J. Epiney und Franz Andermatten auf dem Gipfel an. Bis über das Windjoch hinauf ging es noch erträglich, dann blieben zwei Mann zurück, um der kleineren Anzahl ein schnelleres Fortkommen zu ermöglichen. Vereisung der Felsen und Neuschnee ließen die ohnedies schwierige Route über den Nordostgrat noch anstrengender sich gestalten. Von 1882 bis 1899 wurden dann vier weitere Routen aufgefunden, nämlich über die Südwestflanke und den Nordwestgrat, über den Südostgrat vom Lenzjoche aus (welchen Weg wir im wesentlichen einschlugen), über die Ostwand und über den Nordwestgrat vom Sattel zwischen Stecknadelhorn und Nadelhorn aus; die ver-

schiedenen Berichte lassen es deutlich erkennen, daß man unter allen Umständen gut tut, trockenes, warmes Wetter abzuwarten, und daß, wenn nicht besondere Zwecke verfolgt werden sollen, der Route vom Lenzjoche aus der Vorzug vor allen anderen gebührt. Und nun zur Aussicht! Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre war an jenem 18. August eine so außerordentliche, wie sie nur nach anhaltendem Unwetter ein bis zwei Tage anzudauern pflegt. In ungeahnter Klarheit lag die italienische Ebene mit ihren Flüssen, Seespiegeln und großen Städten da, Apennin und Schwarzwald waren trefflich sichtbar, so oft wir auch meinten, den Horizont durch eine Gebirgsgruppe abgeschlossen zu sehen, immer tauchte wieder bei genauem Hinschauen eine noch entferntere bläuliche Linie auf. So meinte u. a. Freund Compton südöstlich von den in allen Detailformen sichtbaren Bergamasker Alpen den Monte Baldo unterscheiden zu können.

Unser Meister hatte etwa eine Viertelstunde gezeichnet, als er mich bedenklich ansah, und meinte, ich säße wohl tatsächlich und bildlich auf dem Nadelhorn; ich hatte nämlich einige Male nach der Uhr gesehen und berechnet, daß wir beim Abstiege vom Dürrenhorn in die Nacht kommen würden. Ich eröffnete meinem Freunde, daß ich schon nach seiner ersten Künstlerrast auf dem Festijoche mich mit dem Gedanken an eine Beiwacht vertraut gemacht hatte, und bat ihn, doch den unvergleichlichen Tag nach Kräften ohne jede Rücksicht auf mich auszunützen; da es ja eine warme Nacht geben mußte, war die Aussicht, bei Mutter Grün zu schlafen, gar nicht übel, besonders da wir mit Eßwaren reichlich versehen waren. Mit Zuhilfenahme unserer Körperwärme gelang es uns, etwas Schnee, der auf der Nordseite ausgiebig lag, in Wasser zu verwandeln, und Compton bannte mit Hilfe dieses und seiner Palette den Nadelgrat in sein Skizzenbuch. Es wurde aber richtig Nachmittag, bis wir die verschneiten Felsen des Nordwestgrates hinabstiegen und uns dem unbenannten Sattel zwischen Nadelhorn und Stecknadelhorn näherten. Der Weg dahin — erste Begehung 1887 durch Oskar Eckenstein mit Matthias Zurbrücken — ist überaus amüsant. Zuerst seilten wir uns zweimal über vereiste Platten ab, dann gab es eine kurze Hackerei über einen scharfen Firngrat; gleich danach zwangen uns mehrere, aus lockerem Gesteine bestehende, höchst phantastisch geformte Felstürme zu einer Umgehung des Grates nach Westen hin; die steile Eisfläche, auf deren oberster Partie wir trotz unserer Steigeisen tiefe Stufen herstellten, führt unvermittelt nach dem Hohberggletscher hinab; klirrend flogen die unter unseren Pickelhieben ausbrechenden Eisschollen hinab, bis sie den Blicken unterhalb eines Bergschrundes entschwanden; unter einigen Felsvorsprüngen wanden wir uns kriechend durch, dann noch wenige Minuten Kletterns, und wir standen auf dem 4235 *m* hohen Stecknadelhorn; auf der Siegfriedkarte ohne Namen, ist es dort zu suchen, wo der Kamm zwischen Nadelhorn und Hohberghorn aus der nordwestlichen in eine rein westliche Richtung umbiegt. Unsere Verwunderung war groß, als uns die Uhr belehrte, daß wir für den Weg vom Nadelhorn hierher eine volle Stunde benötigt hatten; der öftere Wechsel des zu überwindenden Terrains ließ uns die dafür aufgewendete Zeit wie im Fluge verstreichen. Natürlich hinderte weder die vorgerückte Stunde, noch der Umstand, daß weitere zwei Viertausender auf dem Wunschzettel standen, daß Compton eine halbe Stunde arbeitete. Ich musterte inzwischen meine Notizen und fand, daß die ersten Ersteiger des Stecknadelhorns, O. Eckenstein mit M. Zurbrücken, dasselbe vom Hohberggletscher über den Sattel zwischen Hohberghorn und Stecknadelhorn und den Westgrat erreichten, dann gingen sie zum Nadelhorn hinauf, wozu sie zwei Stunden benötigten, und stiegen zuletzt über das Windjoch nach Saas Fee ab. Trotzdem der Nadelgrat zwischen zwei touristischen Zentren ersten Ranges, Zermatt und Saas, liegt, fiel mir auf, daß keinerlei größere neuere Schilderungen über Touren in dieser Kette

Nadelhorn Stecknadelhorn Hohberghorn Dom



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Nadelgrat vom Dürrenhorn.

existieren, ferner daß zwei Sättel über 4000 *m*, nämlich zwischen Nadelhorn und Stecknadelhorn und zwischen diesen und dem Hohberghorn noch unbenannt sind; ich würde dafür die Namen Ober- und Unter-Stecknadeljoch vorschlagen.

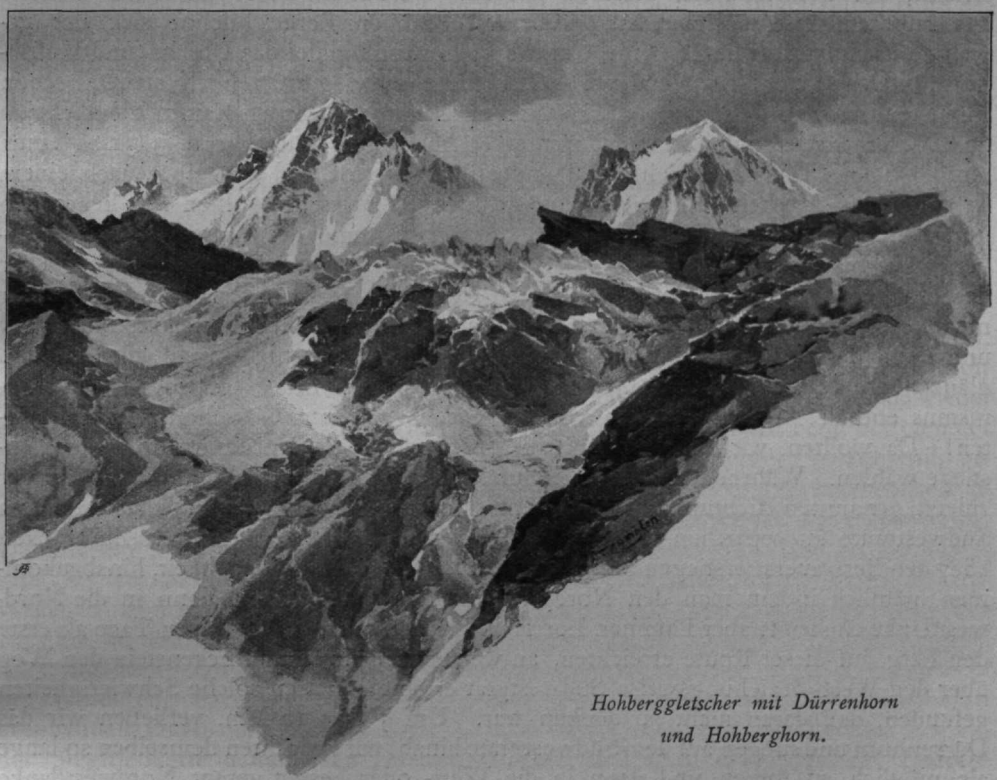
Um 1 Uhr 30 Min. klappte Compton seine Mappe zu; ich hatte den weiteren Weg etwas rekognosziert, so daß wir uns ohne weitere Umstände über die steilen Felsen am Seile hinabließen; ohne dieses Hilfsmittel wäre es wohl auch gegangen, aber in unserem Falle war die Zeit gar kostbar. Wer die Kette zwischen Südlenzspitze und Hohberghorn — dabei habe ich besonders den Grat als solchen im Auge — nach der Reproduktion des Brunschen Lichtbildes im bekannten Werke »Über Fels und Firn« beurteilen zu können meint, würde sich einer schweren Täuschung hingeben. Nach diesem Bilde, welches an dem zu tief gelegenen ungünstigen Aufnahmsorte krankt, wären das Nadelhorn, besonders aber das Stecknadelhorn nur sanfte Anschwellungen im Nadelgrate. Daß dem nicht so ist, konnten wir beim Abstiege vom Stecknadelhorn sattsam inne werden. Eine hochinteressante, spannende Kletterei über mehrere Gratzacken brachte uns nach einem schmalen, aber glücklicherweise nicht zu steilen Firngrate, der gegen einige kühne Felsnadeln führte; das brüchige Gestein ließ diesmal eine Umgehung geraten erscheinen, bald darauf standen wir im flachen Sattel am Ostfuße des Hohberghorns. Es war 2 Uhr 10 Min., als wir die Steigeisen anschnallten; der Grat zum Hohberghorn besteht aus lauterem Eise; gegen Südwesten hingen große Wächten hinaus, gegen Nordosten fällt der Firn steil gegen den Riedgletscher hinab. Um 2 Uhr 15 Min. setzten wir die Reise fort. Die Nachmittagssonne hatte den Hang hinlänglich erweicht, so daß es nur zuweilen einer Stufe bedurfte, um trotz der Steilheit des Firns fortzukommen; eine gewisse Vorsicht war aber dennoch geboten, da zu unserer Rechten parallel dem Grate eine fortlaufende Reihe von Löchern sich hinzog; im Spätsommer dürfte die Firnmasse dort vom Grate sich allmählich ablösen und in ganzer Ausdehnung nach dem Riedgletscher hinabstürzen. Der Wächten zur Linken halber galt es da, sich vorsichtig sondierend zwischen Scylla und Charybdis durchzuwinden. Eine Viertelstunde dauerte dieser alpine Eiertanz, dann betraten wir um 2 Uhr 30 Min. die völlig verschneite Gipfelcalotte des Hohberghorns, 4226 *m*. Obgleich wir hier 108 *m* niedriger als das Nadelhorn und etwa 10 *m* tiefer als das Stecknadelhorn uns befinden, überragen wir immer noch das gewaltige Zinalrothorn. Diese Höhe mag wohl dazu beigetragen haben, daß sowohl die ersten Ersteiger R. B. Heathcote mit den Führern F. R. Biner, Peter Perren und Peter Taugwalder jun. im Jahre 1869, als auch B. Wainewright 1879 glaubten, das Nadelhorn erstiegen zu haben; diese beiden Partien hatten den Berg über die Südflanke und den Ostgrat erreicht; 1881 eröffneten Dr. E. Burckhardt und Dr. K. Schulz unter Führung von Alexander Burgener und P. Schlegel eine neue Route über die Westflanke; oben angekommen, fanden sie die Karten Heathcotes und Wainewrights und waren in der Lage, deren Irrtum zu berichtigen; die schwierigste aller Routen führten 1886 Oscar Eckenstein und August Lorria aus, indem sie den ganzen Westgrat vom Hohberggletscher bis zur Spitze verfolgten; neun Tage vor unserer Besteigung des Berges führte Walther Flender mit den Führern Heinrich und Salomon Burgener die erste Begehung des Nordgrates des Hohberghorns aus. Wir erfuhren von dieser Tour erst nach unserer Rückkunft nach Zermatt. Mir erscheint es übrigens unbegreiflich, das dieser natürlichste Zugang zum Gipfel nicht schon längst von den einheimischen Führern ausgekundschaftet wurde. Bei günstigen Schneeverhältnissen, die uns allerdings ebensowenig als Flender beschieden waren, ist der Anstieg vom Hohbergpasse eine höchst lohnende unschwierige Firnwanderung.

Nur 20 Minuten verweilten wir diesmal auf dem Gipfel, da auch Compton bezüglich des Abstieges vom Dürrenhorn bedenklich zu werden begann; was da

an Zeit abgeht, das müssen die Fingerfertigkeit und der nie fehlende Blick ersetzen. Wer das beigegebene Bild betrachtet, wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß mir das Hohberghorn als günstigster Standpunkt für die Bewunderung und volle Würdigung des ganzen Nadelgrates erscheint. Man erblickt von hier aus wie nirgends sonst den Aufbau des Stecknadelhorns, wie es, durch mächtige Strebepfeiler gestützt, aus dem Firnbecken des Hohbergletschers sich aufschwingt, während an seiner Nordflanke unvergleichlich schöne Serakbildungen jener Eiswand entragen, die zum langgestreckten Riedgletscher sich hinabsenkt. Der oberste Gipfelbau dieses Berges zeigt von hier gesehen eine Reihe weit ausladender Felsbalken, welche unwillkürlich an die vorgekröpften Gesimse des Barocks erinnern. Dahinter erhebt sich das mauergleich aufgetürmte Nadelhorn mit seinem senkrechten Absturze gegen den Hohbergletscher. Das weitere Rund bildet die scharf geschnittene Pyramide der Südlenzspitze, zu ihrer Linken der prächtige Eisgrat, der zum Lenzjoch führt, zur Rechten die Felstürme des Nadeljochgrates, Gebilde von unübertroffener Wildheit. Südlich vom Nadeljoche erhebt sich der Dom; seine ziemlich ungeschlachte Masse fordert gleichwohl durch Höhe, Eisbedeckung und Gediegenheit der Erscheinung unser reges Interesse heraus. Damit auch das Liebliche nicht fehle, erblickt das Auge über jenem seiner Grate, dem das Festijoch eingeschnitten ist, die obersten Häuser von Zermatt. Das Bild entzückt in seiner Gesamtheit sowohl durch die Fülle der Kontraste als durch vollendete Schönheit der einzelnen Teile desselben. Alle Erscheinungen, um derenwillen wir das Hochgebirge als erhaben bezeichnen, sind hier auf so engem Raume zusammengedrängt, daß auch Compton in laute Rufe der Bewunderung ausbrach. Ich stehe nicht an, diesen Blick nach Süden als einzig zu bezeichnen. Die markantesten Linien waren notdürftig hingeworfen, als wir um 2 Uhr 50 Min. denjenigen Teil unserer heutigen Aufgabe in Angriff zu nehmen uns anschickten, von dem mein Freund Friedmann mir vorausgesagt hatte, daß es der schwierigste sein würde; er hatte vor mehreren Jahren ein Stück des Nordgrates begangen und man mußte damals im Aufstiege sich jeden Schritt durch Stufenschlagen erkämpfen. Diese Tatsache hatte auch unsere Erwartungen aufs höchste gespannt.

Der Grat biegt vom Gipfel des Hohberghorns aus der westlichen Richtung, die er vom Stecknadelhorn her inne hatte, wieder zu einer nordwestlichen um; die obersten Partien gegen den Hohbergpaß zu bestehen aus Felsen; diese setzten uns weiter keine Schwierigkeiten entgegen, erst der Übergang von den Felsen auf den zusammenhängenden Eiskörper, der zum Hohbergpaß herniederzieht, war etwas heikler Natur. Glatte Platten befinden sich am Rande des Firns, der hier fast schneelos in großer Steilheit ansetzt; sehnsüchtig blickte ich zu einer Reihe unzweifelhaft durch Menschenhand erzeugter Löcher hinab, die etwa 20 *m* weiter unten sich befanden; während ich mich mit einer Hand an einem kleinen Felsvorsprunge anklammerte, schlug ich mit der anderen Hand mühsam eine Stufe in den Firn, und als ich dieselbe für hinlänglich tief erachtete, sprang ich mit beiden Füßen zugleich hinein. Compton getraute sich nicht, den Sprung nachzumachen, und umging die Stelle westlich, mußte aber eine längere Stufenreihe herstellen, bevor er bei mir anlangte. Hier wären wir ohne Steigeisen übel daran gewesen; diese im Vereine mit der zuweilen gute Dienste leistenden alten Trace und einer gelegentlichen Hackarbeit brachte uns bald auf den weiter unten mit Schnee bedeckten Firn, wo wir ein immer schnelleres Tempo einschlagen konnten. Allmählich näherten wir uns der großen Trümmerhalde, welche, auf der Karte nicht einmal angedeutet, sich auf der Westabdachung des Kammes ausbreitet. Über diese führt die beste Route nach dem Hohbergpasse, denn obwohl zahlreiche Firnstreifen in das Felsterrain eingebettet sind, welche öfteres Stufenschlagen nötig machen, kommt man hier dennoch

weit rascher fort, als oben auf dem zerrissenen, mit Nadeln aller Art besetzten Grate. Schon glaubten wir das Spiel gewonnen zu haben und das sanftgeneigte Firnfeld, in welches der Hohbergpaß eingeschnitten ist, bald erreichen zu können, als ein ganz respektabler Bergschrund sichtbar wurde, der sich in gewaltiger Länge hinzog und uns allen Ernstes vor den tieferen Regionen abzuschneiden drohte. Einige Zeit schritten wir seinem oberen Rande entlang, bis es uns nach längerem Suchen gelang, an einer etwas schmäleren Stelle mit gegenseitiger Unterstützung hinüberzukommen; über die schneebedeckten Firnfelder fuhren wir dann zum Hohbergpasse, 3900 *m*, hinab, und säumten nicht, uns aus der unerträglich heißen Sonne unter die Felsen des Dürrenhorns zu flüchten, wo wir um 4 Uhr 5 Min. ein schattiges Plätzchen fanden. Trotz eifrigen Umherspähens gelang es uns nicht, der kleinsten



Hohberggletscher mit Dürrenhorn und Hohberghorn.

Wassermenge ansichtig zu werden, welcher Umstand bei der Sonnenglut, die auf der nach Süden gelegenen Bergflanke lastete, bald zur wahren Qual wurde. Muß ich es denn überhaupt noch erwähnen, daß Compton während der 20 Minuten, die wir hier ausruhten, unausgesetzt arbeitete? Um 4 Uhr 25 Min., als die Sonne schon merklich gegen Westen sich geneigt hatte, brachen wir zur Ersteigung des vierten und wenigstens für diesen Tag letzten Viertausenders auf. Betrachtet man das Terrain, auf dem man sich nun befindet, so könnte man bei Besteigung des Dürrenhorns vom Hohbergpasse aus meinen, daß man sich in den Niederen Tauern oder auf einem Ausläufer des Zillertales befinde. Ein Trümmerhang, der jedes Reizes entbehrt, führt uns hinan, erst in den oberen Partien gibt es einige hübsche Kletterstellen, besonders wenn man, wie wir es taten, sich entlang dem Grate hält, statt in der Westflanke zu bleiben; hier oben hatten wir auch den Genuß, uns von einem schwachen, aber doch etwas erfrischenden Lüftchen umfächelt zu fühlen, während

es in der Berglehne unerträglich heiß war. Der Gipfel besteht aus mehreren ziemlich gleich hohen Felsköpfen, welche man, von Süden kommend, am besten nach Westen umgeht; da wir darüber nichts Genaueres wußten, waren wir genötigt, einige Male auf- und abzusteigen; dennoch standen wir 35 Minuten nach unserem Aufbruche vom Hohbergpasse an Ort und Stelle. Ein Steinmann bezeichnete den höchsten Gipfel des 4035 *m* hohen Dürrenhorns. Wenn wir den Ausblick vom Hohbergpaß als recht beschränkt bezeichneten, so waren wir von der Rundschau, die das Dürrenhorn hat, hochbefriedigt. Imposant erheben sich vor allem die Spitzen des Nadelgrates, darunter wahrhaft königlich das Hohberghorn; seine steile, nach dem Riedgletscher sich abdachende Flanke ist mit prächtigen Firnbuckeln besetzt, deren Mehrzahl überhängend abbricht und nur einen geringen Anstoß zu erwarten scheint, um donnernd zur Tiefe zu stürzen. Zu Füßen dieses, an seiner Ostseite aus lauterem Eise bestehenden, zauberhaft schönen Berges dehnt sich der gewaltige Riedgletscher aus. Seine östliche Begrenzung bildet das Ulrichs- und Balfrinhorn, welche jetzt, nachdem wir selbst nicht mehr gar so hoch stehen, schon Figur zu machen beginnen. Nach Norden senkt sich unser Kamm ziemlich jäh zum Galenpasse ab; noch einmal nimmt er im kleinen Dürrenhorn, 3831 *m*, einen Aufschwung. Der Grat sieht wild und äußerst verlockend aus, aber nach einem 15 stündigen, Muskeln und Nerven anspannenden Marsche wollten wir lieber den kürzesten Weg zum Tale einschlagen. Schon während des Aufstieges vom Hohbergpasse aus meinte Compton, daß der Abstieg direkt gegen das rechte Ufer des Hohberggletschers keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen werde. Aber meine Aufzeichnungen besagten, daß die ersten touristischen Ersteiger, Mummery und Penhall mit Alexander Burgener und Ferdinand Imseng — und gibt es denn glänzendere Namen als diese, von denen ein jeder ein Stück Geschichte des Alpinismus enthält! — vier Stunden von der Spitze bis zum Gletscherboden benötigten! Da wollten wir lieber ihre Anstiegsroute über die Nordwestflanke zum Abstiege wählen. Während Compton zeichnete, stieg ich, um zu rekognoszieren, in der zuletzt genannten Richtung etwas ab, entschloß mich aber bald, es lieber mit dem Südwestgrate zu versuchen, auf welchem Oscar Eckenstein mit Mathias Zurbrücken 1887 den Berg zuerst erstiegen hatte. Es gab wohl noch eine Möglichkeit, hinabzukommen, nämlich indem man den Nordgrat ein Stück verfolgt und dann in die Nordwestflanke einsteigt; aber Lammer, Lorria und Kellerbauer, die am selben Tage als erste den Berg auf dieser Route erreichten, an welchem mein Freund Eckenstein den Weg über den West- beziehungsweise Südwestgrat eröffnete, hatten solche Schwierigkeiten gefunden, daß daran nicht zu denken war. Um 5 Uhr 10 Min. verließen wir das Dürrenhorn und stiegen auf dem Südwestgrate hinab; wir gedachten demselben so lange als möglich zu folgen und dann in die West- oder besser gesagt Nordwestflanke abzusteigen. Aber schon nach kurzer Zeit sahen wir uns gezwungen, umzukehren, da ganz schauerliche Abstürze das Fortkommen verwehrten. Wir stiegen fast bis auf die Spitze hinauf und vertrauten uns der Südwand des Berges an.

Ich will nicht gesagt haben, daß es unmöglich ist, den Westgrat in ganzer Ausdehnung zu verfolgen, obgleich dies meines Wissens noch niemand tat, davon aber waren wir beide überzeugt, daß wir nur durch fortgesetztes Abseilen ans Ziel kommen würden und daß uns die Nacht noch hoch in den Felsen überfallen müßte. Zu derartigen Experimenten aber waren wir nicht aufgelegt, besonders da uns die nah gelegene Südseite gar nicht so schlecht gefiel. Auch mein verewigter Freund Flender hatte den Abstieg über die Südflanke genommen, wobei er immer — aber vergeblich, auf die großen Hindernisse wartete, welche einen Mummery und Penhall vier Stunden aufhalten konnten. Bei späterer Rücksprache mit Alexander Burgener Vater klärte sich die Sache in höchst natürlicher Weise dahin auf, daß er die obengenannte

Partie seinerzeit über die Westseite hinabgeführt hatte. Die ungefähr 80 *m*, die wir wieder hinansteigen mußten, wurden mir bei weitem saurer als die ersten 500 am Morgen; wir querten die Felsen dicht unter dem Gipfel und vertrauten uns auf gut Glück dem mit Trümmern übersäten Hange an; es gab ja ab und zu in der großen, nach Süden hinabziehenden Felsrinne eine kleine Kletterstelle, aber von einer auch nur mittelschweren Passage konnte man bis zum Rande des Gletschers nicht sprechen. Am Fußgestelle des Berges angekommen, wollten wir nicht erst lange herumsuchen und seilten uns über eine große Platte frischweg auf den Gletscher ab, wo wir zu unserer größten Freude um 6 Uhr 35 Min., eine gute halbe Stunde nach unserem zweiten Aufbruche von der Spitze, anlangten. Wir folgten dem Gletscher aber nur kurze Zeit, da der obere Eisfall bei 3441 mir durch Freund Friedmann als nicht begehbar bezeichnet worden war, und stiegen in die nördlich von obgenannter Kote befindlichen Felshänge ein; wir querten dieselben in westlicher Richtung und gelangten bald auf den Südwestgrat des Dürrenhorns. Von unserem Standpunkte aus wäre es ein leichtes gewesen, am rechten Ufer des Hohberggletschers entlang zu gehen, die große Moräne zu gewinnen und dieser folgend zum Birchbache zu gelangen; von dort führt ein Steig hoch über Kühbodmen nach Randa hinab. Da wir mit Laternen und Kerzen wohlversehen waren, hätten wir uns den Abstieg dahin wohl noch erkämpfen können. Nun ist aber die Fassung des Abschnittes Dürrenhorn und Galenpaß im Conway-Lorria, »Die Penninischen Alpen«, eine solche, daß jemand, der mit den Örtlichkeiten nicht vertraut ist, meinen kann, man müsse schließlich doch nach dem Dürrenfad absteigen. Wir blieben daher dem Grate möglichst nahe, um uns keine Gelegenheit entgehen zu lassen, nach Norden in den Dürrenfad hinabzukommen; ich ging eben von der falschen Ansicht aus, das Gebiet des Birchbaches lasse sich nur über den Dürrenfad erreichen. Vom Gletscher aus hatte ich Compton gebeten, wieder die Führung zu übernehmen, da er mit seinen scharfen Augen gleich beim Betreten der Schutthänge Fußspuren, wohl noch von Flender und seinen Führern herrührend, bemerkt hatte; leider verloren wir diese später; sie hätten uns nach dem Birchbache hinabgeleitet. Mit größtmöglicher Eile strebten wir der Tiefe zu, da sich die einbrechende Dämmerung hier schon fühlbar machte. Es dürfte südlich von Punkt 3112 gewesen sein, als wir den Westgrat des Dürrenhorns an einer stark ausgeprägten Scharte verließen und nach Nord abschwenkten. Ein enger Riß vermittelte oben den Einstieg in die Felswand, gerade weit genug, um mit gespreizten Beinen darin hinabzugleiten; dann gewannen wir mit kühnem Sprunge ein Schneefeld, auf dem es mit Windeseile nach der Tiefe ging. Bei einer Quelle löschten wir unseren brennenden Durst und trabten dann in eine Mulde zwischen der Moräne des auf der Siegfriedkarte namenlosen Dürrengletschers und dem Westgrate des Dürrenhorns gegen den Dürrenfad hinab. Die beginnende Dunkelheit — es war inzwischen ½9 Uhr geworden — legte uns endlich die Sorge für einen passenden Schlafplatz nahe; wir spähten nach grünen Flecken aus, denn die gewöhnlich zum Übernachten dienenden Felshöhlen getrauten wir uns bei Nacht doch nicht zu finden. Über ein abscheuliches Blockterrain stolperten und kletterten wir hinab und mir ist's heute noch ein Rätsel, daß wir ohne Schaden an unseren Körpern davon kamen. Um 9 Uhr endlich war es so finster geworden, daß wir das Herumsuchen aufzugeben beschlossen, da gerade zur rechten Zeit spürte unser Fuß weichen Untergrund; wir hatten eine kleine Wiesenfläche betreten, eine schräg sich erhebende Felsenmasse gewährte Schutz gegen einen etwa gegen Morgen aufspringenden Wind. Wir machten Licht, holten Wasser bei einem in nächster Nähe vorbeifließenden Bache und aßen nach Leibeskräften; dann zogen wir alle verfügbaren Kleidungsstücke an und drückten uns möglichst nahe an die Felswand. Ich hatte den Vorteil wärmerer Kleidung und war nach wenigen Minuten fest eingeschlafen. Compton

machte, durch die Kälte gezwungen, mehrere nächtliche Promenaden; einmal erwachte ich, da mir der Schein seiner Laterne gerade ins Gesicht fiel, das andere Mal, als eine Lawine zwischen Großem und Kleinem Dürrenhorn mit entsetzlichem Getöse herniederstürzte. Um 4½ Uhr war es soweit hell geworden, daß wir unsere Morgentoilette machen konnten, ohne fürchten zu müssen, ein weggelegtes Stück zu vergessen. Um 5 Uhr verließen wir unser Freilager und sprangen nun mit Leichtigkeit über die Blöcke dahin, die uns bei der Dunkelheit am Abende so viel Mühe verursacht hatten. Da der direkte Abstieg durch die Schlucht des Dürrenbaches nach Breitenmatte ohne Führung eines Einheimischen nicht leicht durchführbar ist, beschlossen wir nach dem Hohbergtale hinüberzugehen. Auf dem Scheiderücken zwischen den beiden Tälern angekommen, ließen wir uns aber doch verleiten, einen Abstieg nach den reizend gelegenen Alphütten bei Punkt 2042 zu versuchen. Aber die grasbewachsenen Steilhänge äfften uns mehr als einmal, so daß wir schließlich gezwungen waren, umzukehren und noch froh sein mußten, durch eine ziemlich abenteuerliche Kletterei auf gangbares Terrain zu kommen. Wo in der Siegfriedkarte das Wort Hohberg steht, trafen wir auf eine alte Wasserleitung, folgten derselben bis zu einer Schafweide und überschritten die beiden vom Hohberggletscher kommenden Bäche oberhalb ihrer Vereinigung; gleich darunter bilden sie einen sehr malerisch von steilen Felswänden eingefaßten Wasserfall, den wir gebührend bewunderten. Südlich von Punkt 1975 stiegen wir an der linken Talwand hinan, um den nach Randa hinabführenden Pfad zu gewinnen. Bevor wir den schönen Wald betraten, nahm Compton den Talschluß des Hohbergs auf; wir glaubten die Scharte zu sehen, bei welcher wir am vorhergehenden Abende nach dem Dürrenfade abgestiegen waren. In unserem Falle hätte sich das System meines nun auch schon dahin gegangenen Freundes Dr. Drasch bewährt, der grundsätzlich die Literatur über eine Gegend erst dann durchstudierte, wenn er sie durchwandert hatte. Eine halbe Stunde oberhalb Randa machten wir bei einem Bache Halt und versuchten, da ja Gott allein das Herz sieht, uns auch äußerlich unseren Mitmenschen im Hotel Weisshorn erträglicher zu machen.

Wenn ich mir schließlich erlaube, über die geschilderte Tour über den Nadelgrat ein zusammenfassendes Urteil abzugeben, so geht es dahin, daß mit Ausnahme des Dürrenhorns alle Spitzen, sowohl was die Berge selbst, als was die nächste Umgebung und die Fernsichten betrifft, zu den erstklassigen gezählt werden müssen; man hüte sich aber, einen dieser Berge bei nur halbwegs ungünstigem Wetter zu besuchen; man würde da mehr, als manchem lieb sein dürfte, mit Steinfall Bekanntschaft machen. Die Begehung der Grate aber bei Sturm, Neuschnee oder Vereisung würde leicht zu einem Unglück Veranlassung geben. Für solche, die gerne noch unbetretenes Terrain begehen, füge ich bei, daß die Ostflanke des Dürrenhorns, die Nordostflanke des Hohberghorns und die Südostflanke der Südlenzspitze ihres Bezwingers harren.

Erste führerlose Besteigung des Montblanc über die Aiguille de Bionnassay.[1]

Von

Alfred von Radio-Radiis.

Nach frohem Festesgetümmel waren zwei Bergsteiger mit sinkender Sonne von Courmayeur talauf gezogen — — —. Jetzt hat sich der letzte Sonnenstrahl über die Häupter der Bergriesen erhoben und ist im Äther zerflossen. Ein Tag von hoher Schönheit und Pracht liegt im Sterben — — — Purpurröte verkündet des Tages Ende. Ruhe ist bei den Menschen im Tale eingezogen, aber die nie rastende Urkraft der Berge wirkt weiter segen- und verderbenbringend.

Hoch über uns am jenseitigen Hange, der sich unvermittelt zum Plattenbau der Aiguille Noire de Pétéret, zur kühnen Punta Innominata, zum Mont Brouillard und über all diese zum Beherrscher Montblanc aufschwingt, stürzen unablässig bald Eislawinen, bald angestaute Wassermassen mit Tosen und Brausen zu Tal. Lange ist der Blick gebannt von dem Schauspiel, dann aber löst er sich von dem Nachtumwobenen und fliegt vom ersterbenden Lichte angezogen zur Höhe hinan, die schon ein flimmernd Sternenmeer birgt. Als tiefes Geheimnis, als zaghafte Frage noch ruhen im Geiste der beiden Wanderer kühne Pläne für die kommenden Tage, deren Gelingen zum großen Teil auch vom Wetter abhängt: Wolkenlos und durchsichtig klar schimmert's herab und aus vier Augen, die forschend und fragend zum nächtlichen Himmel sich erhoben haben, spricht Hoffnung und Zuversicht. Nun ist die Nacht ganz hereingebrochen und mit ihr ist auch der Abendfrieden in das Tal und zu den Menschen herabgesunken.

Mondlicht flutet noch hernieder, als wir — mein Freund Albert Weber und ich — am 1. September 1903 in der Cantine de la Visaille nach festem Schlummer erwachen. Lange nach 5 Uhr morgens, eben als das Firmament sich zu erhellen beginnt, wandern wir schwerbepackt talaufwärts. Einen unabsehbaren Schuttberg hat hier der Miagegletscher im Laufe der Jahrtausende im Tale aufgebaut; sein Rücken nächst dem Lac de Combal ist unser vorläufiges Ziel, das wir um ½8 Uhr morgens erreichen. Nun stehen wir mit einem Male in einer anderen Welt. Am Fuße des Moränenberges, etwa 200 *m* unter uns, liegt schon der Spiegel des kleinen Sees. Vor uns aber weitet sich der im unteren Teil fast durchaus moränenbedeckte Glacier de Miage italien. Fast 7 *km* von unserem Standpunkte im hintersten

[1] Vortrag gehalten im Ö. A.-K. am 28. Januar 1904.

Winkel liegt der Col de Miage, dem nunmehr unsere heutige Wanderung gilt. Die hinter dem Mont Brouillard bald versinkende Aiguille Noire de Pêtéret, die uns da ihre kühnste Seite zukehrt, sendet dem Wanderer hier den letzten Gruß. Hoch über allem, vom Sonnengold des jungen Tages überflutet, leuchtet der blendende Firnmantel der Aiguille de Bionnassay von stolzer Höhe herab.

Die Wanderung durch dieses Tal, eines der großartigsten Gletschertäler der Alpen, gehört zu dem denkbar interessantesten, das die Montblanc-Kette birgt. Plattenmauern und Eiswände furchtbarster Art begrenzen den Gletscher im Westen. Für sie scheint mir des Dichters Wort am richtigen Platz: »an ihnen zu klettern selbst der Gedanke gleitet ab«. — Aus einer Höhe von oft mehr denn 1000 *m* stürzen die Wurfgeschosse der Berge, wie des Petit Montblanc, der Aiguille de Trélatête und der Tête Carrée, alles zerschmetternd und sich selbst zerschellend herab auf die duldsamen Eismassen, die für die fortwährende Talwärtsbeförderung der Bergesreste zur Genüge Sorge tragen —. Was uns im Westen alles durch seine Glätte gefesselt, das ersetzt uns im Osten ein Chaos von dräuenden Seracs, mit denen der Glacier du Montblanc, der Glacier du Dôme und der Glacier de Bionnassay italien unserem Gletscher zufließt.

Gastlich grüßt von felsiger Höhe die neue Cabane du Dôme, aber ihrer Lockung halten wir stand; uns gelüstet's nach schwindelnden Firnhängen, nach eisigen Graten und schroffem Fels, deren Reize die kühne Schneide der Aiguille de Bionnassay so harmonisch vereint. Morgen aber, nach harter Arbeit, wenn das Licht des Tages uns vielleicht nicht mehr auf den Weg scheint, dann wollen wir hoch oben auf der Höhe deines Kammes dankbar die Spuren begrüßen, die uns heute schon von hier auf kürzerem Wege zu dir, blendend weißer Dôme, leiten würden —.

So war die Losung entschieden. Hoch am Himmel steht schon die Sonne; von allen Höhen um uns kracht es donnernd herab und widerhallt es in den prallen Mauern von Eis und Fels — das ist der Berge Gruß! So ist's recht zu einer kurzen Mittagsrast. Viele Kilometer hinter uns liegt schon die Endmoräne, der Jardin de Miage, wie sie die Einheimischen benennen. Vor unseren Augen aber türmen sich die Eismassen oberhalb des zerklüfteten Gletschers gegen einen Felssporn, der zum oberen Gletscher leitet, mit dessen Hilfe wir die Einsattlung des Col de Miage zu gewinnen hoffen. Schön war's erdacht; aber »alles Wähnen ist eitel«, wie sich's auch diesmal erweisen sollte — — — .

Die tückischen Spalten ließen es geraten erscheinen, uns schon von hier an durch das Seil zu verbinden. Gegen 12 Uhr mittags begann die Arbeit in den Seracs; wir fanden durch sie gut weiter und hatten bald den Weg zu den Felsen offen. Anfangs führte uns der Stieg über den steilen Firn mitten in der Bahn der Geschosse, aber wir übten Vorsicht und hatten Glück. Bald konnten wir nach rechts ziehen; zwar nimmt an dieser Stelle der Hang an Steilheit zu, doch standen wir hier schon im Schutze der ober uns aufstrebenden Felsen. Sichtlich gewannen wir in Spitzkehren an Höhe und in kurzer Frist betraten wir die Felsen dort, wo von unten gesehen ein schräges, schneebedecktes Band rechts nach aufwärts führt. Gegen zwei Uhr hatten wir das Ende des Felsgürtels erreicht und gönnten uns da nun in der Mittagsglut des Tages eine zweite Rast. Wir dachten nun schon alle Schwierigkeiten überwunden und genossen in vollen Zügen die Allgewalt und die Pracht der Landschaft. Hoch über uns befindet sich drüben der Col Infranchissable. Jawohl »infranchissable«: das ist die richtige Bezeichnung, denn unerreichbar scheint er von dieser Seite, wo fast vertikale Mauern niedersetzen, die vielfach mit dunklen Eisvorhängen überzogen sind. Ein endloses Donnern und Krachen erfüllt noch das Tal, aber wir sind schon über diese Gefahr hinweg auf sicherem Boden —



Gezeichnet von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Aiguille de Bionnassay von den Bosses du Dromadaire.

in sonniger Höh' — — —. Weiter gilt's nun wieder zu wandern. Aber wehe! Der Sack, der mit seinem nahezu 17 *kg* schweren Inhalt wohlbeleibt neben uns rastet, muß wieder auf die Schultern! Das war der einzige dunkle Punkt in der lichtvollen Geschichte.

Von den Felsen steigen wir über einige Seracs ohne besondere Schwierigkeit nach rechts heraus auf den steilen oberen Gletscher und stapfen tüchtig hinan, so mancher trügerischen Spalte entschlüpfend: Immer höher kommen wir und aus immer größerer Ferne vernehmen wir das Donnern der Geschütze des Miagegletschers; schon hoffen wir den oberen Teil des Gletschers und bald darauf den Sattel zu betreten, da sehen wir uns urplötzlich vor eine den Gletscher in seiner ganzen Breite durchziehende Kluft gestellt. Wo wir auch angreifen wollen, sind nur überall unsichere Brücken, die zu einem mehrere Meter hohen Eisüberhang führen.



Seracs unterhalb des Col Infranchissable vom Anstieg zum Col de Miage.

Nach manchem Versuche stehen wir geschlagen da, so nahe dem winkenden Ziele. — — Später Nachmittag ist es schon geworden und so müssen wir ein anderweitiges Durchkommen suchen: Ein glatter Felssporn, der das Gletscherbecken südlich begrenzt, muß trotz seiner Steilheit den einzigen Ausweg bergen! Auf furchtbar jähem, blankem Eishange müssen wir stufenschlagend hinüberqueren und wieder bedrohen uns die darüber befindlichen lockeren Felsen mit Steinfall; aber wieder ist uns das Glück hold. — — Erleichtert atmen wir auf, als wir die brüchigen, aber gegen das Überwundene doch sicheren Felsen betreten. Eine Kletterei über oft messerscharfe, von der senkrechten Wand abstehende, lockere, schiefrige Platten bringt uns schwierig über den ersten Absatz hinauf. Bald folgen leichtere Stufen und nach kurzem Klettern können wir nach rechts auf den Gletscher wieder hinabsteigen und, diesen am oberen Rande querend, zum Sattel hinüberwandern.

Unser Tagwerk war um 6 Uhr abends glücklich vollbracht, der Col de Miage gewonnen und von der Hütte, die durch eine mächtige Wächte teilweise vom Schnee bedeckt war, sind wir nur mehr wenige Schritte über den Hang hinab getrennt. Die Lage der Hütte auf einer vorspringenden Felsplatte, hoch ober einem wilden Gletscher auf der französischen Seite ist prachtvoll und ihr Inneres klein, aber nett. Wir waren zufrieden, so guter Dinge in unser heutiges Heim einziehen zu können. Wie von einem Adlerhorste blickten wir über die steilen Hänge von der Hütte hinab auf den in der Tiefe eingebetteten Glacier de Miage français.

Während der Suche nach Wasser in den Felsen unter der Hütte, versank die Sonne in glitzernder Pracht hinter den Vorbergen. Der Farbenzauber der Dämmerung wie der folgende Abendhimmel ließen uns das beste Wetter für den kommenden Tag erhoffen. Obwohl wir uns mitten in der Eiswildnis befanden, fühlten wir uns hier herüben den menschlichen Wohnungen doch näher gerückt als auf der Seite des italienischen Gletschers. Bald blitzte ein Lichtchen in den

rauchenden Chalets von Miage auf, bald glitzerten auch in der Ferne im Tale die erleuchteten menschlichen Wohnstätten und deutlich konnten wir dichtgesäte Lichtpünktchen als die Beleuchtung von St. Gervais und Sannanches erkennen. Wie winzig und zaghaft erschienen aber all diese Lichtquellen gegen das helle Strahlen der in ungewöhnlicher Größe funkelnden Sterne. Auch des Mondes Leuchte war bald heraufgestiegen und ihr Glanz widerspiegelte im blinkenden Firne der Berge. Still war's um uns her und nur von dem nahen Dôme de Miage polterten auch nächtlicherweile die Eisbrüche als mächtige Lawinen markerschütternd hernieder. So tönt das ewige Lied der Berge, so wiegte es uns auch diesmal hinüber aus Wachen in Träumen. — —

Als wir am kommenden Morgen erwachten, glitzerten nur mehr wenige verblassende Sterne am Himmel, deren Schimmer im Glanze des jungen Tages bald ganz erstarb. Noch deckte der Erdschatten das Bild unserer Berge als mächtiger Schattenkegel, wo elf Stunden vordem die Sonne hinabgesunken war, und nun, da die Weckerin wieder gekommen, zog Leben und Tatkraft von neuem in uns.

Fröstelnd stiegen wir gegen 7 Uhr morgens wieder zum Firnsattel hinauf; aber hier empfing uns eisiger Nordwind, von dem wir des Nachts noch geschützt waren, und seinem Brausen galt's nun zu widerstehen. Wir zogen über den anfänglich bequemen Firnkamm hinan, bogen dann links ab und benützten durch kurze Zeit ein splitteriges Gesimse, das aus dem Eise herausragte. Bald mußten wir es verlassen und steil hinanstreben, was dank der spitzen Fußeisen ohne nennenswerte Stufenarbeit gelang. Aber schon nach kurzem Stiege zwangen uns blanke, steile Eisflächen zum Gebrauche der Pickel. Hell klingend, drang die Eisaxt mit wuchtigen Hieben in die spröde Hülle und klirrend glitten und sprangen die Splitter den Steilhang hinab, unseren Blicken bald entschwindend. Nahezu zwei Stunden harter Arbeit brachten uns nur um weniges dem Gipfelkörper näher. Ein kurzer, ebener Firngrat, der den ersten Absatz bildet, leitete uns auf leichter begehbare Hänge und freudig begrüßten wir eine kleine Felseninsel, die als kurzer Felssporn zur Höhe leitet.

Nun schwingt sich der Firngrat wieder steiler auf, eine mächtige, weit nach Osten überhängende Wächte drängt uns auf der französischen Seite etwas unter die Schneide und nun folgt ein Gratstück gefährlichster Art. Die Schneide, spitzt sich ganz bedeutend zu; auf ihr oftmals nur balancierend, da wir des Eises wegen den Pickel nicht eintreiben können, müssen wir dem heftigen Nordwind hier Widerstand leisten, um jedesmal, wenn er für Augenblicke abschwächt oder urplötzlich uns von einer anderen Seite anschnaubt, rasch das Körpergewicht entsprechend zu verlegen. Dieser Umstand lenkte unsere Achtsamkeit vom Wege selbst etwas ab, und so kam es, daß wir beide, ohne es zu ahnen, bald ganz draußen auf der Wächte standen, und nur ein klaffender Spalt im Firne belehrte uns rechtzeitig über die unheimliche Lage.

Gegen 12 Uhr war dieses gefährlichste Stück des bisherigen Weges überwunden und ein steiler, von tiefem Pulverschnee bedeckter Hang lag vor uns, den Weg zu den Felsen uns weisend. Bis weit über die Kniee sanken wir oft ein, und dermaßen gestaltete sich das kurze Stück sehr mühsam. Ober den Felsen winkte schon die schimmernde Firnhaube des Gipfels herab und das nahe Ziel wirkte ermunternd. Leicht vollzog sich der Einstieg in die steilen Felsen der Südflanke, die wir nun, ich als Erster, hinanklommen. Uber mächtige, teils splitterige Platten mit oft nur winzigen Tritten ging es empor; ein vertikaler Riß, dann eine glatte, schräg nach links ansteigende Verschneidung brachte uns auf den luftigen Felsgrat, über den wir in schöner, ausgesetzter Kletterei, die nirgends hervorragende Schwierigkeiten bietet, hinankletterten. Nach 1 Uhr war der höchste Punkt des Felsgrates erreicht und nach kurzem Verweilen begannen wir die letzte Eisarbeit am Gipfelfirn. Die Firndecke war von der warmen Sonne schon bedenklich erweicht, so daß wir in den darunter liegenden Eiskörper bis zur Höhe Stufen schlagen mußten. Weber als Erster ver-

kündete um 2 Uhr jubelnd den Sieg über die stolze Aiguille de Bionnassay. Bald war auch ich oben. Etwas enttäuscht aber sahen wir uns jetzt vor einer fast messerscharfen Schneide, die den Gipfelgrat der kühnen Eisnadel bildet. In den letzten Stufen unseres Anstiegsweges stehend, konnten wir uns bloß über die Schneide hinüberbeugen und blickten jenseits unvermittelt nahezu 1400 *m* tief über eine furchtbare Eiswand hinab auf den Glacier de Bionnassay français. In solch unbequemer Stellung konnten wir selbstverständlich an eine Gipfelrast nicht denken und unser beider Wunsch war es, nach einem Verweilen von kaum zehn Minuten, den uns nun noch bevorstehenden, sehr schwierigen Abstieg über den Ostgrat zum Col de Bionnassay anzutreten. Ein Blick auf unseren Abstiegsgrat zeigte uns diesen in seinem ganzen Verlaufe mit ungeheueren, nach Norden überhängenden Wächten besetzt, weshalb wir uns entschieden, ihn entlang seiner südlichen Flanke zu begehen. Kaum 2 *m* unter der Gipfelschneide, die bald in eine Wächte übergeht, begann Weber als Erster den grausigen Quergang an der hier nahezu 70° geneigten Flanke. Hätte die Gipfelflanke hier aus blankem Eise bestanden, so wäre der Abstieg entlang der Eiswand kaum möglich gewesen, so aber bot der prächtige Firn trotz seiner ungewöhnlich großen Neigung durch Einrammen des Pickelstockes bis ans Heft ideale Versicherung für den Absteigenden. In tiefen Stufen, oft auch mit Griffen für die Hände, mußte mit dem Gesichte zur Wand gekehrt, wie auf einem Gesimse an der steilen Firnwand anfänglich ziemlich eben hin, später steiler nach abwärts der Senkung des Grates entsprechend, abgestiegen werden, wobei selbstredend nur immer einer von uns in Bewegung war. Wir kamen trotz dieser zeitraubenden aber sicheren Gehart ungemein rasch vorwärts und konnten bei nunmehr abnehmender Neigung bald die gewöhnliche Gangweise anwenden, ja sogar des schnelleren Vorwärtskommens wegen beide zu gleicher Zeit uns fortbewegen. Froh darüber, das, wie wir dachten, böseste Stück des Abstieges hinter uns zu haben, machten wir gegen 3 Uhr, kaum eine Stunde nach Verlassen des höchsten Punktes, auf einem kleinen Felszahn, der hier dem Grate etwa auf halbem Wege zum Col entragt, unsere erste kurze Rast.

Ausnahmsweise spät waren heute drüben am Montblancgipfel die Partien daran; wir hatten die letzteren schon während des Anstieges beobachtet und nun sahen wir die Karawanen, die eben im Abstiege von der Cabane Vallot begriffen waren. Eine derselben schickte sich eben an, über den Dôme du Gôuter auf dem italienischen Wege zu Tal zu steigen. Ein lauter Zuruf hatte die Führerpartie auf uns aufmerksam gemacht und sofort wurde unser Gruß von drüben erwidert.

Wir hatten bisher den zweiten Teil unseres Grates noch nicht übersehen können, aber als nach den wenigen Minuten, die unsere Rast gewährt hatte, der Felszahn überstiegen war, erschloß sich unserem Blicke auch der letzte einzuschlagende Weg. Was wir aber hier sahen, war nichts weniger als erfreulich und auf den Gesichtern von uns beiden war gewiß nicht Sorglosigkeit zu lesen. Höchstens auf vier Stunden Tag war noch zu rechnen; was war da also am besten zu tun? Stiegen wir entlang des verwächteten Firngrates durchaus hinab zum Col de Bionnassay, so stand uns auf der gegenüberliegenden Seite ein ähnliches Stück im Aufstiege zu bewältigen bevor, um den Treffpunkt des Dômeweges zu gewinnen. Über die furchtbare, steile Firnwand zur Rechten, die zum Glacier de Bionnassay italien hinabschoß, die wir aber ihrer nach unten zunehmenden Neigung wegen noch nicht ganz übersehen konnten, wiesen alte, ganz ausgeschmolzene Spuren einen Weg quer über den Hang zur Randkluft unterhalb des Col de Bionnassay. War diese gewonnen, so konnte man unter ihr hinüberqueren und sowohl nach links empor mit wenigen Schritten den Grat wieder erreichen, oder aber im Notfalle auf den Spuren der heute vom Montblanc abgestiegenen Partie gleichfalls zur Dômehütte hinabgelangen. Diese letztere Möglichkeit war für uns in diesem Gebiete gänzlich Fremde

im Falle etwaigen schlechten Wetters von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Aus Vernunftgründen wählten wir also diesen Weg.

Noch standen wir am Grate und blickten jenseits auf den in ungeheueren Tiefen sich auftuenden französischen Gletscher, wir sahen zurückblickend die ungeheure Wächte, die wir im Abstiege vom Gipfel nach Verlassen der Gipfelschneide umgangen hatten, wir sahen das nun folgende, zum Col hinabsinkende Gratstück und jenseits, alles weit überragend, den Dôme du Gôuter und den Montblanc selbst.

Vorwärts trieb uns die Sehnsucht nach dem Ziele: anfänglich war der Firn noch ganz gut und mit zweckentsprechender Seilversicherung kamen wir rasch hinab. Aber mit zunehmender Neigung wurde die Firndecke immer dünner und bald stieß der Pickel auf blankes Eis. Die Hoffnung auf rasches Hinabkommen schwand immer mehr. Die Partie, die einst hier des Morgens aufgestiegen sein mußte, hatte wohl harten, guten Firn angetroffen und war vielleicht ohne bedeutende Eisarbeit fortgekommen. Aber wehe, wie war der Firn, nachdem die Sonne den ganzen Tag hindurch zu seiner Erweichung beigetragen hatte, nun beschaffen! Beim leisesten Berühren fuhr die naßkörnige, etwa 10 *cm* dick aufliegende Decke ab, und so wurde sie uns zum Hindernis — ja zur Gefahr. Es blieb kein anderer Ausweg, als durch den Firn hindurch sichere Stufen in das Eis zu schlagen. Was dies für uns bedeutete, mag daraus erhellen, wenn ich die Länge des Abstiegsweges mit über 200 *m* eher zu knapp bemessen erachte. Immer bedeutender wurde die Neigung des Hanges, die an seiner steilsten Stelle gewiß über 65 Grad betragen mag. In der Tiefe gähnten weite, dunkle Klüfte; und unser Blick traf, so weit er reichte, keinen sicheren Halt am wildzerrissenen Gletscher da unten.

Die oberste Schicht des Eises war gleichfalls durch die Sonne morsch und unbrauchbar geworden, so daß zur Sicherung mit dem Pickel nichts übrig blieb, als diesen so tief mit der Haue in das darunter gelegene gute Eis einzutreiben, bis er nach angestellten Proben hielt. Dann ward das Seil umgeschlungen und nun konnte die Eisarbeit beginnen. Unsere Bewegungsfreiheit voneinander betrug aus Sicherheitsgründen zum höchsten 5 *m*. So ging es langsam aber sicher hinab zur Tiefe. Auf einem derartigen Hange Stufen steil nach abwärts zu schlagen, ist das denkbar anstrengendste, das an den Eismann herantreten kann: ich will es daher meinem Begleiter nicht verübeln, daß er selbst nach meinem eindringlichen Wunsche, der Sicherheit wegen größere Stufen herzustellen, sich mit manchem unsicheren Tritt begnügte. So kam es, daß ich, der als letzter abstieg, fast sämtliche Stufen nacharbeiten mußte, um uns vor einer ernsten Gefahr zu schützen, denn die Sicherung durch das Seil war für mich als den oben Befindlichen höchstens von moralischem Werte. Keinen Augenblick wandte ich das Auge von meinem Vormann ab, so lange dieser in Bewegung war, und ich achtete nicht der Wunden, die ich mir an den Händen durch Einrammen der Haue in das grobe Eis zugezogen hatte, und mit deren Blut ich den ganzen Abstieg förmlich markierte. Hier galt's unbedingt, jeder Bewegung, jedem Atemzug des Vormannes zu folgen, sollte die Seilsicherung ihren Zweck erfüllen.

Alles in allem waren die Stunden dieses Abstieges für uns die ernstesten des ganzen Tages geworden. Wohl an 600 Stufen waren zum Begehen dieses Hanges erforderlich und drei Stunden gewaltigster Arbeit lagen hinter uns, als wir knapp ober der Randkluft wie zur Erlösung haltbaren Firn betraten. Angeseilt fuhren wir über die mehr als 3 *m* hohe, überhängende Randkluft sitzend hinab und kugelten mit den uns über den Kopf kollernden, das Gleichgewicht benehmenden, schweren Rucksäcken bald in den tiefen Schnee unter ihr. Erst hier konnten wir das, was wir überwunden hatten, ganz übersehen und atmeten erleichtert auf, uns die Hände gegenseitig freudig schüttelnd. Am Fuße der grünschillernden Wand einer mächtigen



Naturaufnahme von Alfred von Radio-Radiis.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Ausblick von den Gipfelfelsen im Südgrate der Aiguille de Bionnassay gegen Süden.

Randkluft standen wir nun da, jauchzten auf aus voller Brust und warfen mit wahrer Genugtuung zum ersten Male nach mehr als elf Stunden für eine längere Rast die wuchtigen Säcke von unseren Schultern.

Die nur sehr selten, meines Wissens bisher aber noch nie führerlos ausgeführte Tour als Anstiegsweg zum Montblanc war in ihrem schwersten Teile gelungen, und was uns noch bevorstand, war, wenn auch noch lang, so doch leicht gegen das Überwundene. — Nicht mit Unrecht zählt die Überschreitung der Aiguille de Bionnassay unter den schwierigen Montblancanstiegen zu den großartigsten, bedenkt man, daß der Weg vom Col de Miage bis zum Gipfel des Montblanc fast durchaus auf dem Grate führt. Mit Ausnahme einer kurzen Felskletterei ist es eine einzige, langgezogene, oft fast messerscharfe Eisschneide, die sich in kühnem Schwunge zur Nadel von Bionnassay erhebt, um dann zusehends in die sanfteren Wellen des Montblanckammes selbst überzugehen. Mitten in der Allgewalt des Hochgebirges, auf einem der wildesten Gletscher stehen wir da und blicken hinauf und hinab über Eis und Schnee, über Kämme und Eiswände, Spalten und Riffe in eisige Gefilde. Unter uns stürzen vom dämmerigen Gletscherbruch mit lautem Tosen die Seracs zum Gletschertal, das nachtumwoben, warnend und lockend zu uns heraufgrüßt. Ober uns am Grate glitzert das Gold der sinkenden Sonne durch den Wächtenkamm. Ungebundene Freiheitslust erfüllt unseren Sinn, erhebt uns über das Alltägliche zum freien Menschen, zu freiem Tun. — Kämpfen und Siegen in den Bergen, Aufgehen und Rückkehren zur Urnatur, das ist's, was uns zum wahren Menschen macht und uns das eigene, nie gekannte Wesen neu erschließt. Selbst des Leibes Wunsch tritt zurück im Taumel des Hochgefühls. — Schauen nur kann ich — staunend mich fragen und wieder schauen — und still dann weiter wandern. — Ja wandern: aber nicht hinab zur Nacht, zur lockenden Dômehütte; — aufwärts war unser Streben: Hinauf zum schneidigen Firnkamm, wo jetzt noch goldig die sinkende Sonne strahlt! Noch einmal wollte ich heute die Spenderin erschauen, die Kraft gab und Mut zu keckem Wagen, die einst das Feuer im Busen entflammte und stets die Glut von neuem schürt — nach deren Licht sich alles sehnt. —

Als wir die Höhe wieder erreicht hatten, glitten die letzten Strahlen über uns hinweg. Wir standen wie gebannt von dem Schauspiel, das sich vor uns nun unbeschreiblich schön und gewaltig hier oben abspielte: Frankreichwärts glühten die Gletscher der Berge noch im letzten Purpur des Tages — Italiens Berghänge aber umflutete schon des Mondes Silberlicht. Von zwei Himmelsleuchten beschienen: hoch ragt sie hinan im Doppellicht als Grenzwächterin — die stolze Eisnadel von Bionnassay mit ihrem makellos gleißenden Gewande und dem schimmernden Scheitel. Im Wandel der Zeiten, im Toben der Winde, die seit Ewigkeiten nach des Urgesetzes Regeln die Klippen umfegen, waren die Formen entstanden, an deren Kühnheit und Pracht wir uns nun schwelgend ergötzen. Du allein aber, Berg, trotz deines überreichen Schimmers bist es nicht, der uns heute erhebt zu den Augenblicken reinsten Glückes — nein, erst wenn wir unser selbst an dir gedenken, die in kühnem Wagen, mit zäher Kraft und Ausdauer an deiner Größe und Macht sich maßen, dann erst türmt sich himmelhoch jauchzend Glückes Wonne und Rausch. Und was im bunten Wechsel des Tages vom Morgengrau zum Abend uns fesselte, das sinkt jetzt vor den bewundernden Augen hinab zur Nacht. — Fröstelnd fährt der Abendwind durch unsere Glieder und rüttelt uns aus den Träumen. Noch einmal wollte ich's erschauen das berauschende Bild — noch einmal es fassen — und dann festhalten für immer; aber zu spät! — Verloschen schon ist das Licht, entschwunden der Traum, dahin des Augenblicks Gegenwart — Erinnerung ist es nur mehr! — — Wohlan, Erinnerung, dich nehme ich mit! — So rühren wir uns von dem Flecke, an den es uns lange gebannt hatte; still wandeln wir mit

der schweren Last wieder bergan in sicheren Stufen auf steilem Firngrate in die Nacht hinein. — — Tiefernste, weltentrückende Nacht — — Mondnacht im Hochgebirge! — — Der Firnkamm verbreitert sich rasch zum Rücken, bald weiten sich mondumglänzte Gefilde — weite Gefilde von Schnee und Eis vor den Augen; fast endlos erscheint der uns gänzlich unbekannte Weg. Oft müssen wir innehalten im Toben des eisigen Windes, der die Eisnadeln aufwirbelt, als wär's mitten im Winter. Aber klar ist das Himmelszelt und in seinem unerforschlichen Raume wandelt unsere nächtliche Leuchte ihre Bahn, blitzen in riesenhafter, nie gesehener Größe die Sterne. Stunden einförmigen Weges noch liegen vor uns, aber wie alles in der weltenflüchtigen Zeit, so neigen auch diese sich einmal dem Ende. —

Längst schon war die aus gewaltigen Eismassen aufgebaute, sanfte Kuppe des Dôme du Gôuter überschritten, sie lag weit hinter uns, als plötzlich ein Felsriff vor den Augen aufstrebte — das einzige in der weiten Runde — und auf ihm gewahren wir die Umrisse eines Baues — die Cabane Vallot.

Die zehnte Stunde seit Mittag war dahin, da wir die Schwelle des schutzgewährenden Obdachs betraten. Zu mitternächtiger Stunde den Scheitel des höchsten Berges der Alpen zu gewinnen, schwebte mir zwar als Schönstes vor Augen, aber dazu waren wir des Weges doch zu fremd und die Möglichkeit des Schutzes im Gipfelobservatorium war zu fraglich; — wir zogen also ein in die Cabane Vallot.

Der Sturm umtobte bei 14° Kälte die durchlässigen Holzwände und blies über unsere Häupter hinweg. Unter Decken vergraben, ruhte der Körper von den Anstrengungen des Tages aus — aber im arbeitenden Hirn widerspiegelten sich von neuem unsere Taten; da träumten wir wachenden Auges dann noch einmal von all dem Schönen und Gewaltigen, das wir erschaut und erlebt auf steiler Eiswand, auf jähem Firngrat und schroffem Fels. Wir sahen gewaltige Tiefen vor uns sich auftun, Lawinen und Seracs hinabstürzen, aber nichts von Zittern und Zagen durchlebten wir da; sicherer und vertrauter noch als am Tage selbst ward uns im Geiste der schwindlige Stieg zur lichten Höhe der Gipfel, auf der wir Besitz nahmen vom leuchtenden Preis, der uns beschieden. — Wieder dringt Sturmesbrausen an mein Ohr, eisiger Wind streicht durch die Fugen über mein Haupt — wieder ist es die rauhe, nüchterne Wirklichkeit! Fröstelnd vergrabe ich mich tiefer in die Decken. — So träumten wir schlaflos hinüber in den Morgen! Noch einmal sahen wir den Sonnenaufgang mit all seinem Zauber und den mächtigen Schatten unseres Berges im fernen Westen — dann aber eilten wir, um uns zu erwärmen, in 1½ Stunden zum Gipfel des Montblanc.

Was wir hier oben im Glanze des jungen Tages in der klarsten aller Erdenlüfte erschauten, bin ich zu schildern unfähig. Weltenschönheit, du warst's, die mir zuerst in den Bergen geleuchtet. Mit mir warst du hinaufgestiegen zu den ewigen Bergen, du hast den Schleier erhoben und mein Auge geöffnet, Sinn und Fühlen für das Schönste mir geweckt. So schaue nun auch ich vom stolzesten Sitze herab, über euch freie Berge in die engen Täler der Menschheit, voll von des Lebens Sorgen und Not. Sprachlos fliegt der Blick über das unendliche All und nur ein leises Lispeln spielt auf den Lippen: O Welt, wie bist du groß und schön! Das Erkennen deiner uns über alles erhebenden Schönheit und Macht ist der einzige Dank, den ich dir bieten kann für solches Glück. Und kommt einst die Zeit, wo ich dich nicht mehr also erschauen könnte, so rufe ich im Geiste die seligsten Tage zurück, mit ihnen die Zeiten des Drängens und Sehnens, und schwelge noch einmal — dann ewig im Glanz der Erinnerung. —

Zur Ersteigungsgeschichte der Aiguille de Bionnassay. — Die erste Ersteigung vollführten am 28. Juli 1865 die Engländer E. N. Buxton, F. G. Grove und R. J. S. Macdonald mit den Führern J. P. Cachet und M. Payot über die Nordwestflanke und den Westgrat. Da der Rückweg hier zu schwierig schien, wählte man als Abstieg die Südwestseite, wo man durch ungemein steile Eis- und Felscouloirs zum Glacier de Miage francais gelangte. — Einen leichteren und einfacheren Weg schlug 1885, 20 Jahre nach der ersten Ersteigung, Paul Vignon mit den Führern H. Dévouassoud und Alexandre Balmat ein, indem sie von ihrem Biwakplatz am Fuße des Glacier de Bionnassay italien ausgingen, den letzteren überstiegen und nach Passierung der Randkluft über die steilen, teils von splitterigen Felsen durchzogenen Firnhänge der Südostflanke zum Gipfel gelangten. (Siehe »Ann. C. A. F.« 1885, S. 73—86.) — G. Gruber schlug mit seinen Führern am 14. Juli 1888 vom Col de Miage aus anfänglich die Richtung über den bis dahin unbegangenen Südgrat ein, wich aber unter dem letzten felsigen Aufbau nach rechts in die Südostflanke aus und querte die furchtbar steilen Hänge dort so lange, bis er die Anstiegsrichtung Vignons und an diese sich haltend, den Gipfel gewann. (Alp. Journ., Band XIV, S. 150.) — Den Südgrat der Aiguille de Bionnassay begingen erstmals die englische Alpinistin Katharine Richardson mit den beiden italienischen Führern Emilio Rey von Courmayeur und G. B. Bich von Valtournanche am 13. August 1888. Die Partie ging von der Cantine de la Visaille gegen Mitternacht weg und gewann bei vorzüglichen Verhältnissen über den Col de Miage um 10 Uhr den Gipfel. Im Abstiege wurde eine andere Wegrichtung eingeschlagen und zwar über den Ostgrat, den man hierbei ebenfalls erstmals beging. Dieser etwa 600 *m* lange, durchaus verfirnte Grat, der in seiner ganzen Ausdehnung teils messerscharf zugespitzt, teils mit weit überhängenden Wächten besetzt war, wurde dank der vorzüglichen Firnverhältnisse bis zum Zusammentreffen mit dem gewöhnlichen Dômewege in kaum mehr als drei Stunden begangen, während der obengenannte Vignon 1885 bei seinem Abstiegsversuche nach etwa 200 *m*, schlechter Firnverhältnisse wegen, wieder zur Umkehr gezwungen wurde. (Siehe auch »Huitième Bulletin de la Sect. Lyonnaise« 1892, S. 82.) — Diese schönste, vielleicht aber auch schwierigste Überschreitung der Aiguille de Bionnassay ist als Anstiegsweg zum Montblanc bisher sehr selten gemacht worden; als selbständige Tour wurde sie seit Erbauung des Refuge Durrier am Col de Miage mit Abstieg zur Dômehütte bezw. umgekehrt schon mehrere Male unternommen. — Führerlos gelang die Überschreitung der Nadel mit Anstieg zum Montblanc erst einmal und zwar gemäß den obigen Ausführungen Alfred von Radio-Radiis und Albert Weber am 2. September 1903. (Siehe auch Ö. A.-Z. 1903, S. 279.) — Zweier nennenswerter Fahrten sei noch Erwähnung getan: Fräulein Eugénie Rochat mit Julien Proment und Demarchi vollführte am 2. September 1898 die Tour von der Cantine de la Visaille über die Aiguille de Bionnassay bis zur Cabanne Vallot am Montblanc in ungefähr 22 Stunden, wobei der schlechten Firnverhältnisse wegen zum Erreichen der Aiguille allein 15½ Stunden aufgewendet wurden. Der Weg über den Ostgrat zur Vallothütte an den Bosses erforderte weitere sieben Stunden. (Jahrbuch d. S. A.-C. 1898—99, S. 71—75.) Dieser Tour steht eine durch hervorragend günstige Verhältnisse bevorzugte »tour de force« J. P. Farrars mit Daniele Maguinaz gegenüber. 4 Uhr früh von der Dômhütte aufbrechend, stieg man zum Glacier de Miage ab, erreichte den Col de Miage um 9 Uhr 15 Min., über den Südgrat den Gipfel um 12 Uhr mittags. In 1½ Stunden (!) stieg man zum Col de Bionnassay über den Ostgrat ab, gewann um 4 Uhr 30 Min. den Gipfel des Montblanc und gelangte über Mont Maudit und Montblanc du Tacul um 8 Uhr abends zur Hütte am Col du Midi (!). — (Führerbuch Maguinaz.) — Dr. Karl Blodig, Dr. Georg Löwenbach und Ludwig Purtscheller benötigten bei ihrer Ersteigung der Aiguille de Bionnassay über den Südgrat am 23. August 1899, dank der guten Firnverhältnisse vom Col de Miage zum Gipfel, ebenfalls kaum drei Stunden. Den Übergang über den Ostgrat zum Montblanc konnte man hingegen des herrschenden Sturmes wegen nicht wagen. (Siehe Ö. A.-Z. 1900, S. 15.) Die Tour mag deshalb vermerkt sein, weil die Besteigung der Aiguille de Bionnassay Purtschellers letzte gelungene Bergfahrt war.



Ausblick vom Montblancgipfel gegen Osten.

Ein neuer Weg vom Domgletscher auf den Montblanc.

Von

Ämilius Hacker.

Unvergänglich hat sich der erste Anblick des Montblanc von Süden meinem Gedächtnisse eingeprägt.[1])

Einem endlos wogenden Nebelmeere, das von den Aiguilles d'Arves bis zu seinem Fuße geflutet, wohl an 3000 *m* hoch entragend als unbestrittener Herrscher seiner Bergwelt, die neuschneebelasteten Flanken umwallt von flammendem Purpur zu Ehren der scheidenden Himmelskönigin, dünkte er mich das Symbol unvergänglicher Urkraft. Mit ihm uns zu messen, war längst unser Gedanke, und die Zeit dazu war nun gekommen.

Hingestreckt auf herrlich grünem, blumenübersätem Wiesenplane zunächst der Cantine de la Visaille im Val Veni (1653 *m*) blicke ich auf zu den blinkenden Firnen. Direkt zu Häupten erschien der Montblanc de Courmayeur, 4753 *m*, von dem zur Rechten der furchtbare Pétéretgrat sich herabsenkt, kulminierend in der eisglitzernden Aiguille Blanche de Pétéret und der trutzigen Noire de Pétéret, die unvermittelt gegen das liebliche Val Veni abbricht, zur Linken der zerklüftete Brouillardgrat mit dem bisher von Süden unbezwungenen Picco Luigi Amedeo.

Und talauf gleitet der Blick über die ungeheure Moräne des Miagegletschers zur eisüberfluteten Aiguille de Trélatête, zu den beiden Aiguilles des Glaciers und talab, entlang der zerklüfteten Südwände der sich drohend emporreckenden Dent du Géant, der Aiguille de Rochefort bis zu den Grandes Jorasses. Fürwahr, eines der gewaltigsten Bilder in den Alpen. Und doch ist der Eindruck ein harmonischer, unserer Seele vertrauter. Lärchen- und Fichtenwald umschließt die saftigen Alpenmatten, klettert an den Steilhängen empor, bis ihm die Natur das Existenzminimum versagt. Sogar die Moränen sind belebt — überall herrliches Grün im öden Grau des Gesteins. Wie anders im Dauphiné, im Vallon de Grande Ruine, der Heimstatt von ewigem Eis und Fels.

Die Sonne sinkt um 6 Uhr 30 Min. hinter die Aiguille de Trélatête, bald darauf verblassen die letzten Streiflichter am Montblanc du Courmayeur, scharf hebt sich der Zackenkamm des Mont Brouillard vom westlichen Himmel und seine Flanken und Kare sinken in abendliches Düster, während die Firne ostwärts der Géant in flüssigem Golde erglänzen und nach und nach in glühender Lohe entflammen, bis an den Grandes Jorasses der letzte Glanz erstirbt. Sonnenuntergang am Montblanc!

Vom Frost durchschauert, trete ich behutsam in die Hütte, deren alleinige Herren mein treuer Gefährte Pichl und ich diese Nacht sind. Er ist unwohl und pflegt der Ruhe, ich braue Tee, nehme mein karges Mahl und trete wieder hinaus in die Sternennacht. Der Mond war aufgegangen, Firne und Gletscherbrüche

[1]) Vom Basse du Gerbier nördlich d. Romanche, 14. Sept. 1902.

flimmerten in feenhafter Pracht, kein Hauch trübte das klare Firmament, kein Lüftchen regte sich, weihevolle Ruhe und Friedensstimmung lag über der Natur.

An außergewöhnliche Probleme war bei dem tiefen Neuschnee in Höhen ober 4000 *m* vorläufig nicht zu denken. So hatte auch Alexander Burgener, der berühmte Walliser Führer, gemeint, der nachmittags von unserer Kantine mit drei Engländern nach der Domhütte aufgebrochen war, um den Montblanc auf dem gewöhnlichen Südwege zu ersteigen. Auch wir wollten vorläufig zur Domhütte — das weitere würde sich finden.

So brachen wir denn — es war der 5. August 1903 — mit voller alpiner Ausrüstung auf, den gut erhaltenen Steig zum Lac de Combal verfolgend, dann über die Moräne des Miagegletschers nordwärts gegen den Domgletscher. Oberhalb des Combalsees liegt bei einer eisigen Sickerquelle der herkömmliche Rastplatz. Dort überholten wir einen jungen Professor aus Mailand, der mit einem ganzen Stab dem Monte bianco an den Leib rücken wollte. Da waren nicht nur der ortsübliche Führer und Träger mit mächtigen Proviantsäcken und Brennholzbündeln, sondern auch sein Leibdiener, der ihn auf allen seinen Touren zu begleiten pflegte.

Über dem endlosen Miagegletscher thront im Hintergrunde die Aiguille de Bionnassay, von der ostwärts der Firngrat zum Dôme du Goûter hinüberzieht. Besonders großartig wirkt der Anblick des wildzerklüfteten Glacier du Montblanc mit dem kühnen Picco Luigi Amedeo. — Steil geht es nach stundenlangem Moränen- und Gletschertreten an den Südausläufern der Aiguilles Grises zur Domhütte empor. Je höher wir kommen, um so gewaltiger wächst die eisgepanzerte Aiguille de Trélatête zur Linken, von deren spiegelblanken, verharschten Kuppen und Firnhängen die Sonnenstrahlen blitzend zurückgeworfen werden. Ihr gegenüber führt der nordwärts des Picco Luigi Amedeo herablugende Montblanc-Hauptgipfel ein bescheidenes Dasein. Eben streifen die letzten Strahlen den Hüttenplatz (3100 *m*), als wir eintreffen. Nordwärts erschließt sich ein wundervoller Blick über die Eiswildnisse des oberen Domgletschers bis zum Dôme du Goûter, ostwärts auf den Montblanc und den ganzen Brouillardgrat. Südwärts bildet in nebeliger Ferne der Gran Paradiso den Abschluß. Zwischen dem Mailänder Professor und uns wird das Abkommen getroffen, daß wir heute an der Holzfeuerung, er morgen an unserem Brennspiritus Anteil haben sollte. Erbswurstsuppe, Speck und Brot, dann massenhafter Tee stellten das physische Wohlbehagen bald her und mit der niedersinkenden Sonne dachten auch wir an die notwendige Ruhe in Anbetracht der morgigen Fahrt. Gegen ½3 Uhr traten wir in die sternenhelle Nacht hinaus. Der Mond, der mit seinem magischen Lichte die Eiswelt überflutet und so hell in die Hütte geschienen hatte, daß ich sogar einmal in die eisige Kälte hinausgelockt wurde, war hinter die westlichen Kämme gesunken. In tiefem Mondschatten lagen die ostseitigen Hänge und nur weit drüben drohten im lichten Eise die trügerischen Spalten. Mit der Laterne suchten wir den Weg, bis Plattenschüsse und Felstürme gebieterisch Halt geboten. Wir waren der Ansicht, daß wir viel weiter oberhalb auf den Gletscher absteigen müßten, und übersahen einen kaminartigen Einriß, der uns direkt auf den Domgletscher herabgebracht hätte. So blieb uns denn nichts übrig, als das Morgengrauen behufs besserer Orientierung abzuwarten.

Die Partie der Italiener, die wir hinter uns erwartet hatten, kam nicht nach. Endlich war es so hell geworden, daß ich zu Rekognoszierungszwecken die steilen Felsen ober mir erklettern konnte, und da sah ich wohl, daß es weiter ginge bis hinauf zum Kamme der Aiguilles Grises, daß aber ein Abstieg zum Gletscher weiter nördlich nicht mehr möglich sei, wir uns also entschließen mußten, den ganzen Grat der Aiguilles Grises zu überschreiten, um auf den Hauptkamm ostwärts des Col de Bionnassay zu gelangen. Nach kurzer Beratung machten wir Kehrt zur

Hütte, da Pichl sich für derartige Anforderungen seiner Magenverstimmung wegen derzeit noch zu schwach fühlte.

Dort trafen wir die andere Partie beim Frühstücke und der Professor erklärte, sein Führer wäre wegen des herrschenden Sturmes, der auf dem Hauptkamme weiteres Vordringen ausschließe, nicht losgegangen. Er glaubte, daß auch uns dieser Grund zur Umkehr veranlaßt hätte. Auf meine alpine Standpredigt hin blies er sodann trotz des herrschenden Sturmes zum Angriffe. Und die stattliche Karawane zog nach 6 Uhr früh aus, während schon die Sonne auf den Gletscher herabglühte. Glück auf zum Gletscherbade auf dem oberen Domferner!

Ich machte wieder den Hüttenkoch. Der Ofen qualmte entsetzlich, und als ich mich hinausflüchtete, brannte, was mir noch nie passiert war, die Erbswurstsuppe an. Und doch mußte sie gegessen werden, denn für Extraproviant zum Anbrennen hatte ich nicht vorgesorgt. Die Diät verbot für Pichl etwas anderes als Fleischextrakt-Suppe und Tee. Mein mörderischer Appetit aber hätte mir ein solennes Diner mit 16 Gängen geboten, daher das Menu, das sich durch Speck und altes Brot ergänzte, mir nicht genügen wollte. Die »Fleckerln« aber, die in den Tiefen des Rucksackes der Auferstehung harrten, konnten nicht herangezogen werden, da ich die paar Stückchen übrigen Holzes gleich Demanten hüten mußte; denn von meinem Spiritus hatte ich vertragsgemäß schon einen Teil abgegeben. So ein Hüttenleben ist doch eine Idylle?

Noch war's nicht Mittag, da waren die Herren Italiener wieder da. Der Professor meinte, sein Diener habe am oberen Gletscherboden gestreikt, er selbst sah sehr bleich aus. Als ich den Führer wohl überraschten Blickes angesehen haben mochte, zuckte er die Achseln, gegenseitige Diskretion verbot Frage und Antwort! Und das war auch eine Montblancfahrt!

Als die Herren talwärts gezogen waren, genossen wir vollauf der idyllischen Ruhe. Die Glut der Sonne bewährte ihre Heilkraft an meinem Freunde, und als ich von einer Rekognoszierungstour, um die Route in der Nacht nicht zu verfehlen, am späten Nachmittage zurückkehrte, ward sofort Kriegsrat gehalten.

Der Morgen des 7. August fand uns schon hoch oben auf dem Domferner, denn wir waren schon nach 3 Uhr aufgebrochen. In dem erweichten Schnee hatte die gestrige Partie eine gewaltige Spur gemacht und es war nicht schwer zu erraten, was die Herren zur Umkehr bewogen. Die Stufen Burgeners waren aber bereits ausgeschmolzen.

Quer verlaufende Spalten zwangen oft zu weiten Umwegen und zu äußerster Vorsicht beim Betreten der trügerischen Brücken. Der Gletscher senkt sich mit zwei mächtigen Abstürzen zur Tiefe; am Rande des obersten Abbruches dräuen trügerische Seracs, zu deren Füßen ein Spaltengewirre. Wir mußten über einen außerordentlich steilen Schneehang hinauf, auf dem fußtiefer Schnee auf blankem Eise aufliegt. Ich hieß Pichl mich versichern, da ich es, der drohenden Lawinengefahr halber, nicht wagte, die Halde schräg hinauf zu queren; um außer den Schußbereich der Seracabbrüche zu kommen, eilte ich, im Vertrauen auf meine braven Steigeisen, direkt zur grünblitzenden Eismauer empor und querte ihr entlang auf sicheren Boden. Dann folgte mein Gefährte, während die Sonne sich glühend in die Eisschründe zwischen die Seracs senkte. Wir atmeten auf. Aber schon wenige Schritte weiter versank ich bis an die Hüften im Pulverschnee. Ich durchwatete denselben bis zum Rande einer senkrechten, glatten, etwa 20 *m* hohen Eiswand, von deren Fuß sich der mit Neuschnee überdeckte Hang in 60° Neigung absenkt. Stufenschlagend querte ich entlang der Wand und gelangte nach einer kurzen Kletterei in blankem Eise, woselbst ich mir für die Hände hatte Griffe schlagen müssen, auf sicheren, aperen Seracboden. Diesen unangenehmen Quergang

vermeidend, folgte Pichl unter sorgfältiger Ausnützung der härteren, zusammengewehten Schneestellen im weiten Bogen, und gemeinsam erkletterten wir dann frohgemut den Eisgrat, um uns, genau ostwärts haltend, den Felsabstürzen des den Domgletscher spaltenden Felsspornes zuzuwenden. Das Spaltengewirre hier sieht schauerlich aus; wir mußten uns in vollem Sinne des Wortes durchkämpfen. Aber dann kamen wir in den Schatten, wo der Schnee auf den Seracs beinhart war, und da taten nun die Eisen ihre Pflicht. Über eine etwa 6 *m* hohe, fast senkrechte Eiswand schlug ich Griffe und Stufen für Hände und Füße und erkletterte dieselbe sodann wie einen Felsklotz, zur wahren Freude Pichls, der erfreulicherweise wieder ganz seine gewohnte Energie zurückgewonnen hatte. Oberhalb hatten wir eine sonnendurchglühte Mulde zu queren, einen »Gletschersumpf«. Wir strebten der tiefeingeschnittenen Scharte in dem ostwärts, den Aiguilles Grises parallel streichenden Felsgrate zu. Wo das von derselben steil abstürzende Firnfeld auf den Gletscher trifft, entdeckten wir eine Eisgrotte, die sich über einer schwarz gähnenden Spalte wölbte, einen geradezu märchenhaften Farbenzauber entfaltend. Um 10 Uhr 25 Min. erreichten wir die Scharte.

Auf den westwärts gegenüberliegenden, von den Aiguilles Grises zum Domgletscher herabziehenden Firnflanken waren deutliche Spuren, wahrscheinlich jene Burgeners und der Engländer, erkennbar, die zum Firngrate emporzogen und auf ihm wohl nordwärts gegen den Hauptkamm weiterliefen.

Den oberen Domferner spaltet nordwärts ein ungemein kühn anstrebender, mit wilden Türmen besetzter Felsgrat, dessen jäh abschießende Flanken von wilden Eiscouloirs durchfurcht sind. Er gipfelt in P. 4103 des Hauptkammes Bionnassay — Dôme du Goûter, wie wir schon beim Aufstiege vom Gletscher aus beobachtet hatten, während weit westwärts der parallel streichende Kamm der Aiguilles Grises ohne bedeutendere Erhebung in den Hauptkamm ausmündet. In der Imfeldschen Karte ist die Vereinigung beider Grate irrigerweise vor dem Hauptkamme gezeichnet.

In der Beilage des Jahrbuches des Italienischen Alpen-Clubs, Band 35 Nr. 68, erscheint von Gugliermina der Grat als bei Cote 4103 ausmündend richtig eingezeichnet. Darüber führt die Route Dr. Kugys und Dr. Otto Zsigmondys vom Jahre 1891 — aber es war zweifelhaft, ob über den Grat — oder am Fuße desselben entlang.[1])

Nicht einmal zum Essen nahmen wir uns Zeit, so gespannt waren wir auf das Kommende; denn die unmittelbar vor uns aufstrebenden Felsen verhinderten jedweden Ausblick nach Norden. Wir querten ein Stück an der Ostflanke und durchkletterten dann einen hohen Riß, um zum Grate zu gelangen. Hier fanden wir eine Konservenbüchse, die offenbar von der Partie Kugys herrührte. Es ging nun in gerader Linie hinauf bis zur Schneide. Ein gewaltiger Felsturm mit abweisender Flanke strebte vor uns empor. Wir kletterten an ihm direkt hinauf und überschritten ihn. Ein zweiter und dritter Turm folgten. Da die Erkletterung des zweiten Turmes ungemein schwierig erschien, und sich das Gestein überaus brüchig erwies, entschlossen wir uns, ihn an seiner Ostflanke zu umgehen, was der schmalen Felsleisten halber ein äußerst schwieriges Beginnen war. Als ich eben mit der Rechten, an deren Gelenk der Pickel hing, weit ausholte, um einen seitlich und abwärts gelegenen Griff zu fassen, da schwuppte der wuchtige Rucksack plötzlich seitwärts und

[1]) Dr. Kugy hat, laut einer später eingelangten liebenswürdigen Mitteilung an Pichl, nach einem Biwak auf dem Orte, wo jetzt die Domhütte steht, die tiefe Scharte in dem Felsgrate erreicht, ist aber jenseits gleich wieder durch ein steiles Schneecouloir abgestiegen und hat über die Schnee- und Eishalden, die zum Dôme du Goûter emporziehen, diesen erstiegen. Der Grat blieb immer zur Linken und der Weg Dr. Kugys war leicht, nur an einigen Stellen gab es steiles Eis. Zu unserer Zeit war der Grat selbst somit noch unbegangen.

unwillkürlich zog ich blitzschnell die Hand nach dem sichern Halt, einem festen Zacken für die Linke, zurück. Die Pickelschneide aber traf mit solcher Wucht den Nagel meines linken Mittelfingers, daß ich vor Schmerz kaum festhalten konnte. Der dritte Turm wurde von einem wenig niedrigeren Schärtchen aus direkt erklettert. Kein Zeichen einer früheren Ersteigung war zu finden. Der Anblick, der sich erschloß, war aber wenig erfreulich. Zum Teile lag Schnee auf den jäh abschießenden Platten, darunter erschien, etwa 30 m tiefer, die Scharte, von der eine graublaue, blanke Eisrinne zum Domgletscher hinabschoß. Direkt hinabkletternd, dann linkshin querend, hatten wir sie bald erreicht. Es war fast 2 Uhr nachmittags, als ich hier den sonst von Pichl vielgeschmähten Kochapparat — heute zum erstenmale — in Tätigkeit setzte, Schnee schmolz und, um Zeit zu sparen und unsere Alkoholvorräte zu schonen, bis etwa 40° erhitzte und tüchtig Zucker hineingab. Marmelade und Brot dazu, und unser Diner war fertig.

Nach kurzer Rast querten wir die Ostflanke schief aufwärts und überschritten einige Türme bis zu einer tief einschneidenden Rinne. Pichl kletterte vorsichtig hinab, schlug in der steilen Eisrinne Stufen, und erstieg die jenseitigen Felsen. Ich zog es vor, auf winzigen Felsleisten die linksseitige Wand bis zur Scharte zu durchqueren. Auf den nächsten Turm ging's gerade hinauf, dann folgten wieder Quergänge und einzelne Gratpartien, deren wilde Felsen von unheimlichen, mit Neuschnee überdeckten Eisrinnen durchsetzt waren. Das Gestein war stellenweise entsetzlich brüchig, ganze Steinlawinen sandten wir vor uns zur Tiefe, den Weg säubernd.

Und immer hatten wir noch keine Aussicht, endlich den Hauptkamm zu erreichen. Wieder machten wir eine kurze Rast zum Schneekochen. Nach und nach wich der felsige Grat wächtengezierten Firnkämmen und insbesondere eine mächtige Schneewächte mußte erst quer durchgehauen werden, um absteigend die Gratfortsetzung erreichen zu können. Ein schroffer Turm sperrte noch den Weg. Mir ahnte, daß es der letzte sei, das letzte Bollwerk des ergrimmten Berggeistes, der seit Stunden uns mit Untergang bedrohte, weil wir unberufen sein Heiligtum entweiht. Ich stürme hinauf, — ein heller Juchzer tönt durch die weiten Eishalden des Montblanc, — noch eine Scharte, ein paar Türmchen und das Gratende liegt offen vor uns, der Hauptkamm ist erreichbar. Was wollen die paar Firnkämme und Wächten noch besagen, die sich uns hindernd in den Weg stellen, was ficht es uns nun an, daß die Sonne sinkt, und uns der stolze Nachbar Montblanc Flammengrüße sendet? Bald sind wir auf dem Hauptgrate und ich kann es mir nicht versagen, die wenigen Schritte nach westwärts zur Cote 4103 hinaufzusteigen, um von dieser Kuppe auf die Lande des Frankenreichs hinabzugrüßen (7 Uhr 45 Minuten).

Kaum war der letzte Sonnenstrahl entschwunden, als die Kälte unangenehm fühlbar wurde. Ein kurzer Halt ward gemacht, alle verfügbaren Kleider, wie Wollleibchen und Schwitzer, angezogen, und weiter ging's in ruhigem Tempo.

Vom Col de Bionnassay führte eine deutliche Spur auf den Dôme du Goûter. Ihr folgten wir. Bald umfing uns die Nacht, feierliche Ruhe lag über den weiten Firnmeeren. Blitzend und flimmernd spendete der Sterne ungezähltes Heer spärliches Licht, bis der Mond emporstieg, und die Eisfelder leichenfahl zu schimmern begannen. Wir aber trabten unentwegt im Mondschatten die 231 *m* zum Dôme du Goûter empor, zeitweilig den Blick über Italien und Frankreich schweifen lassend, ruhigen und zufriedenen Herzens, des Lebens uns freuend, das wir wieder einmal so mancher Gefahr abgetrotzt hatten.

Des Dômes gewaltige Kuppel (4331 *m*) war erstiegen; Mondlicht umspielte uns, zarte Dunstschleier woben sich um die Ferne. Die Kälte ward nachgerade

unerträglich, es knirschte und quietschte der Firn unter der Pickelspitze. In raschestem Tempo eilten wir gegen den Col du Dôme hinab, winkte uns ja schon unser nahes Ziel auf den Rochers du Bosses. Als ungeheurer Gupf hob sich in verschwommenen Umrissen der Montblancgipfel vom nächtlichen Himmel und dort wußten wir ja die ersehnte Cabane Vallot!

Als es wieder bergan ging, da wurden unsere Bewegungen langsam. Es war, als wenn meine bisher ungebrochene Kraft im Bewußtsein des nahen, sichern Horts zu erlahmen beginne. Unerträglicher nervöser Hunger, die Folge viertägiger, ungenügender Kost machte mich völlig schwindlig. Eine unbezwingbare Sehnsucht erfaßte mich, nur einen Augenblick auszuruhen und mich auf den Schnee zu setzen, da schoß es auch schon blitzschnell durch mein Hirn, welche Gefahr das wäre! Mich zur Sammlung zwingend, begann ich laut zu singen und weiter ging's in ruhigem, gleichmäßigem Schritte, bis nach geraumer Zeit endlich ein dunkles Gebilde hoch ober uns auftauchte. »Die Hütte«, tönte mein Ruf durch die Nacht. Sauer war's noch genug, den steilen Hang zu ersteigen, aber endlich standen wir doch auf kühner Felsklippe, vor dem Observatorium Vallot (10 Uhr nachts). Aber die Türe war versperrt. Während Pichl die blechgepanzerte Hütte, nach einem Eingang forschend, umkletterte, gewahrte ich weiter oberhalb das fast verdeckte Dach der Cabane und gleich darauf traten wir ein. Aber wie sah es da aus! Die Außentüre klaffte zwei Spannen weit, und zwischen ihr und dem Türstocke war eine dicke Eisschichte eingebettet. Im Vorderraume lagen auf einer mächtigen Holzpritsche wüst durcheinander alle möglichen Konservenreste, Brocken englischer Beefs, ganze Kistchen voll Suppennudeln, Makaroni und gedörrtem Suppengemüse, vertrocknete Brotstücke und — natürlich — eine Unzahl leerer Champagnerflaschen. Der Fußboden war mit halbknietiefem, gefrornem Mist und Eis stellenweise belegt. In einer Ecke leere Petroleumflaschen und ein mächtiger, offener Petroleumapparat zum Kochen, der wohl imstande gewesen wäre, den Innenraum samt allen Insaßen in kürzester Zeit schwarz zu räuchern. Wir wandten uns den Geheimnissen des Schlafraumes zu. Da lagen auf einem Haufen mit Schnee überstaubte Decken. Auf einer Stellage zu Häupten eine Masse teils leerer, teils undefinirbaren Inhalt weisender Flaschen und — Hurra! — einige Büchsen mit Kakao und grünen Bohnen. Die Fenster sind durch Läden verschlossen, durch die die Windsbraut zarte Schneewehen entsendet hatte, Schnee und Eis deckt auch den Boden und die Temperatur mag wohl —10° R. gehabt haben. Aber sonst ist der Raum ganz gemütlich, und wie ich endlich meinen Spiritusapparat in Schwung gesetzt und eine Büchse grüner Bohnen gekocht und einige Schalen Tee gebraut hatte, welch glänzendem Souper Pichl zu meiner größten Freude tüchtig zusprach, da fehlte uns nichts zur vollen Glückseligkeit, als ein langer, erquickender Schlaf. Da aber die Decken steif gefroren waren, so trat der Schlafsack in Aktion und in der schützenden Hülle des Billrothbattistes erwärmten die erstarrten Glieder bald wieder und traumloser Schlaf umfing uns, bis wir durch Gepolter geweckt wurden. Die beiden Summermatter aus Randa kamen mit einem Engländer von den Grands Mulets, gleich darauf einige Italiener, kaum daß es 5 Uhr vorüber war. Da krochen auch wir heraus. Aber mehr als der Montblanc und die aufgehende Sonne interessierte uns prosaische Menschenkinder heute zunächst der Inhalt der Bohnenbüchsen, zu denen ich Schnitten des unvermeidlichen Specks briet, der, also zubereitet, herrlich mundete. Dazu wurde duftender Kakao zubereitet, und auch diesmal bot mein Kochapparat dem ihm feindseligen Gefährten keinen Anlaß zu irgendwelcher boshaften Bemerkung, wohl aber zu einem beifälligen Brummen der Zufriedenheit.

Langsam bummelten wir dann über die Bosses du Dromadaire den Montblancgrat empor auf ausgetretenem Promenadewege. Das Seil war um die Schultern

geschlungen, der Pickel hatte Feiertag. Gleich beim Verlassen der Hütte ward uns der liebste Gruß an diesem Morgen zu teil, von der Meije und den übrigen trauten Kämpen des Dauphiné.

Freilich hätten wir sie kaum erkannt in ihrer Zierlichkeit, nicht die Königin des Dauphiné in ihr vermutet. Um so erdrückender rief sich uns das wuchtige Bild des Montblancstockes ins Gedächtnis, auf dessen Spitze wir um 9 Uhr 40 Min. anlangten.

Mir fiel auf, daß der höchste Punkt des Grates etwa 30 Schritte vor dem Observatorium Janßen liegt, so daß dieses sich also im Laufe der Jahre talwärts gewandt haben muß; doch ist der Höhenunterschied gering. Der Innenraum sieht, ähnlich jenem der Vallothütte, vernachlässigt aus. Auf einem Haufen liegen in der rechten Ecke, mit Schnee durchmischt, eine Anzahl Decken, und Schnee bedeckt den Boden trotz der vor der Tür innen angebrachten herabhängenden Teppiche. Ein ungemütlicher Ort für den, der Schutz gegen große Kälte sucht!

Während ich Tee braue, wird's allenthalben lebendig. Von der Vallothütte kommt eine Partie nach, von der Cabane an den Rochers Rouges wallfahrten zwei Partien, alle mit Führern, heran. Um uns dehnt sich unendliche Fernsicht, die wir, wieder einmal glückliche Menschenkinder, vom Dache des Observatoriums bei dampfendem Tee in vollen Zügen genießen. Über dem Dauphiné und den Walliser Bergen sind dräuende Wolkenbarren emporgestiegen, wie einem wallenden Meere entragen ihnen nur die höchsten Spitzen.

Die berühmten Aiguilles des Montblancstockes schwinden in nichts zusammen — einzig die Aiguille Verte vermag sich zu behaupten. Ein stattlicher Kölner Tourist naht, freut sich der gelungenen Tour und beklagt sich nur über seine Führer, »die ihn beim Aufstiege methodisch überfütterten«. Lächelnd sehen Pichl und ich uns an und meinen dann, daß wir unter diesem Übelstande nicht zu leiden gehabt hätten. Der liebenswürdige Mann versteht sofort und ruft einem der Führer, der, wenig erbaut darüber, die noch immer unerschöpften Vorräte uns preisgeben muß. Wie schmeckt der kalte Aufschnitt vorzüglich, gar mächtig hauen wir ein! Und dann muß der Führer noch eine halbe Flasche Bordeauxwein anfahren lassen — dazu macht er freilich ein Gesicht, als hätte er Wermut getrunken. Dem wackeren Kölner dagegen kredenzen wir einen Becher duftenden Tees auf dem höchsten Punkte Europas, worauf er mit einem frohen Prosit meint: »Hören Sie mal, ich hab' in meinem Leben noch keinen Berg bestiegen. In kurzem werde ich heiraten und da wollte ich noch einmal meine Freiheit so recht genießen und einen Berg besteigen und da ging ich gleich auf den Montblanc — 'ne Schinderei das, nicht? Jetzt freu' ich mich aber schon auf ein gutes Glas Sekt in Chamonix!«

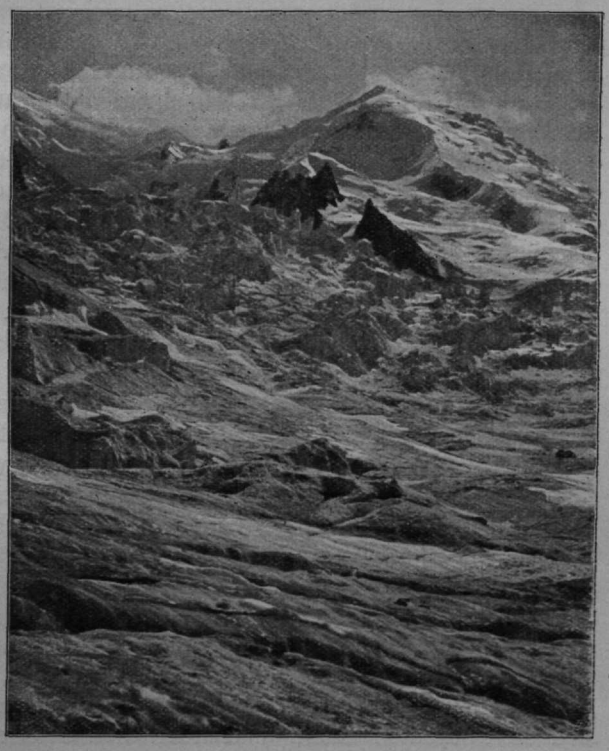
Auch uns schlug endlich die Scheidestunde und um 11 Uhr 30 Min. machten wir uns an den Abstieg und erreichten eine Stunde später die Vallothütte.

Unser heutiges Ziel waren die Grands Mulets, da konnten wir uns schon noch ein kurzes Schläfchen leisten. Als aber gegen 2 Uhr neue Partien anlangten, die zweifellos in der Hütte übernachten wollten, packten wir auf und trollten hinab.

Dem Verhängnisse ist nicht zu entrinnen. Unsere idyllische Heimstätte, die uns zum Horte gegen Nacht und Kälte geworden, sollte noch im Bilde verewigt werden. Schon war's geschehen, und eben wollte ich meine Photo-Jumelle verwahren, da sprengte die allzustarke Feder einen Spahn aus dem Verschlußdeckel, auf schnellte derselbe, das gleißende Licht drang ein und im Laufe einer Sekunde war die mühevolle Arbeit auf der weiten Pilgerfahrt von der Domhütte bis hierher vernichtet! Wäre eine Gletscherspalte in der Nähe gewesen, ich glaube, der Apparat hätte liebevolle Aufnahme in ihr gefunden; so aber blieb mir nichts übrig, als ihn in die unerforschlichen Tiefen meines Überrucksackes zu versenken.

Glühend brannte die Sonne mit tropisch sengenden Strahlen, kein Lufthauch regte sich. Der Schnee war auf dem Grand Plateau völlig durchweicht!

Wir stampften den durch schwarze Stäbchen ausgesteckten Weg, besser gesagt, die durch die Touristen ausgetretene Heerstraße, über das Petit Plateau hinab und nahmen erst kurz vor den Grands Mulets das Seil, weil sich da Spalten zeigten. Bis dorthin hatten wir es sowohl im Auf- als im Abstiege von der Vallothütte nicht benützt. Die Waterei bildete ein mäßiges Vergnügen. Gerade als wir bei den Grands Mulets anlangten, verließ unser jüngster Freund aus Köln das gastliche Heim und berichtete uns, »das Übernachten koste hier pro Person 12 Francs, das Abendessen 5 Francs, und der Wein sei dementsprechend teuer.« Da trabten wir denn gleich mit ihm den ausgetretenen Weg über den zerklüfteten Bossonsgletscher weiter, unsern Hauptdurst auf die erste gute Quelle sparend. Dort taten wir dann auch ein Übriges, nahmen ein herrliches Luftbad und weideten unser dem Grün bereits entwöhntes Auge an dem saftigen Rasen und den lieblichen Blumen, die allenthalben sproßten und blickten immer und immer wieder zurück auf die herrlichen Eiskatarakte des Bossonsgletschers und die Seracs des Dôme du Goûter, über denen sich der gewaltige Firnkamm in idealgeschwungener Linie zum Montblanc emporzieht. Beim Pavillon de Pierre Pointue trafen wir auf die ersten Zeichen der Civilisation — hagere Engländerinnen mit wehenden blauen Schleiern und unermüdlich schwatzende Französinnen mit langen Alpenstöcken, deren Enden Gamskrickel zierten. Verwunderte Blicke folgten uns, als wir im Eilmarsche sie überholten. Um 1/48 Uhr langte ich, meinem Gefährten voraneilend, um Quartier im Hôtel de la Poste zu bestellen, in Chamonix an. Dumpf rollend widerhallte des Böllers Donner in den Bergen, altgewohntermaßen den Einwohnern von Chamonix verkündend, daß ein neuer Montblancbezwinger herannahe — doch scheint der Gruß wohl dem viel später anlangenden Kölner gegolten zu haben.



Der gewöhnliche Montblancweg (Chamonix-Seite) vom Beginne der Seracs am Bossongletscher.

Die Hornbachkette.

Ein Beitrag zur Erschließungsgeschichte der Allgäuer Alpen.

Von

Dr. Felix v. Cube.

Fünfunddreißig Jahre sind's etwa her, da begann Hermann von Barth seinen Siegeszug durch die Nördlichen Kalkalpen. Zielbewußt, mit einem Wagemut und einer Ausdauer, die unter den damaligen Verhältnissen etwas ganz Außergewöhnliches bedeuteten, drang er ohne Führer, ohne jeden Begleiter in die unbekannte Felswildnis ein, durchforschte systematisch mit Bergstock und Skizzenbuch in der Hand jede einzelne Gruppe, erkletterte fast jeden ihrer Gipfel meistens unter recht bedeutenden Schwierigkeiten — man vergesse nicht, daß er Alleingeher war —, kurz er war einer jener alpinen Bahnbrecher, die durch ihre ungewöhnliche Tatkraft und Energie den größten Aufgaben gewachsen waren. Trotz seiner großzügigen Unternehmungen war er aber auch Detailforscher, er betrieb eben die Bergsteigerei mit System und Gründlichkeit wie selten einer.

So kommt es auch, daß manchen Hochgipfel nach ihm jahrzehntelang keines Menschen Fuß betreten, ja, daß selbst ganze Gebiete, die er auf seinen einsamen Bergfahrten berührte — ich erinnere nur an manche Teile des Karwendels und des Allgäus —, in den späteren Jahren kaum mehr einen Besucher fanden.

Es war im Sommer des Jahres 1869, als Barth das Allgäu durchstreifte. Durchblättern wir Spiehlers Abhandlung über die Allgäuer Alpen in der »Erschließungsgeschichte der Ostalpen«, so sehen wir, daß die Tätigkeit Barths erst den fünften und letzten Zeitraum der Erschließungsgeschichte der Allgäuer Berge einleitet. »Im Allgäu war inzwischen wacker gestiegen worden« — so schreibt Spiehler[1]) »und mancher Gipfel, den vor Sendtner kein Tourist betreten hatte, zählte bald seine Besucher nach Hunderten. Aber mit ganz verschwindenden Ausnahmen bewegten sich die Touren in einem unabänderlichen Geleise, es mußte ein Siegfried kommen, um den schlummernden Unternehmungsgeist zu wecken.« Dieser Siegfried war Barth. Daß er sich nicht allein damit begnügte, die damaligen Modegipfel zu erklettern, spricht so recht für seine Unternehmungslust und Gründlichkeit, mit der er zu Werke ging. Es war somit ein gewaltiger Schritt nach vorwärts in der Erschließung der Allgäuer Berge, als er am 2. September 1869 das Hornbacher Joch überschritt, um eine Reihe von kühnen Bergfahrten in der Hornbachkette zu unternehmen, dem touristisch bis dahin so gut wie unberührten, weit gegen den Lech vorgeschobenen Seitenzug des Allgäuer Hauptkamms.

Aber bei diesem Schritt blieb es auch, jahre-, jahrzehntelang. Wohl ließen sich hier und da in den siebziger und achtziger Jahren Touristen im Hornbachergebiet blicken — doch war ihre Tätigkeit für die Erforschung der Gruppe ziemlich belanglos.

Erst mit dem Jahre 1890 setzt der zweite Abschnitt in der Geschichte unserer Kette ein. Er knüpft sich an die Namen zweier Männer von gutem alpinen Klang.

---

[1]) Erschließung der Ostalpen, Bd. I, S. 52.

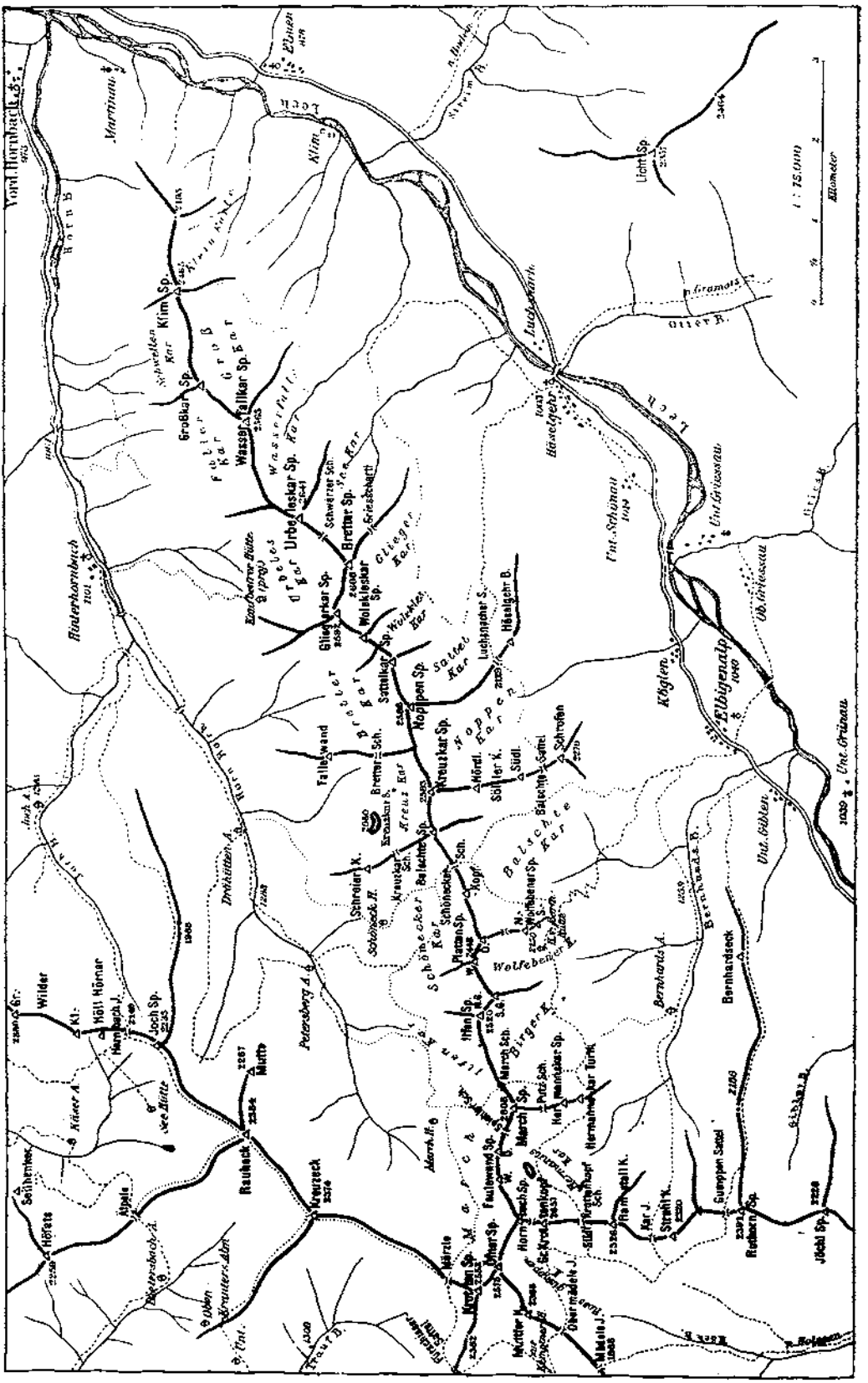
Anton Spiehler, der Erforscher der Lechtaler Alpen war der eine, Chr. Wolff der andere. Des letzteren Arbeit insbesondere, von einer geradezu staunenswerten Genauigkeit und Gründlichkeit, ist für die Erschließung der Hornbachkette von weittragendster Bedeutung gewesen. In der Literatur ist Wolff's Name nicht häufig genannt worden — seine Bescheidenheit ließ ihn ganz in der Stille schaffen. Doch wäre seinerzeit keiner so wie er berufen gewesen, eine Monographie eines Gebietes zu schreiben, das seiner Tätigkeit so viel zu danken hatte. Zehn Jahre sind verflossen, seit Wolff seine letzte Tour in der Hornbachkette unternommen. Es folgten einige Jahre fast absoluter Ruhe, Jahre, während deren nur selten ein Freund der Berge sich jenseits des Allgäuer Hauptkamms blicken ließ.

Mit dem Jahre 1899 wird es plötzlich lebendig dort drüben — es bricht der dritte und letzte Abschnitt in der Erschließungsgeschichte unserer Kette an, die Tätigkeit der Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München. Josef und Ernst Enzensperger, selbst gute Allgäuer, waren es, die ihre Vereinsgenossen auf dieses weite, herrenlose Gebiet, das Stiefkind der Allgäuer Alpen, aufmerksam machten.

So gingen wir denn mit Lust und Liebe an die Arbeit, unternahmen kühne Fahrten und durchstreiften und durchforschten mit Fleiß das vielfach noch unbegangene Bergland. Schon im Jahre darauf (1900) bauten wir uns dort unser Heim, eine schmucke, gemütliche Schutzhütte, der wir den Namen Hermann von Barths gaben, eingedenk der Verdienste, die sich jener Mann vor 3½ Jahrzehnten um unsere Berge erworben. Heute ist dort nur wenig Neues mehr zu holen. Einige zackige Grate sind noch unbezwungen, einige Wände noch nicht durchklettert, Probleme, deren Lösung nicht mehr gar lange auf sich wird warten lassen. Die Hauptarbeit ist aber getan, und so kann ich beruhigt die Feder zur Hand nehmen und einiges von der Erschließung der Hornbachkette berichten, von der Ersteigungsgeschichte ihrer Gipfel, und von so mancher Bergfahrt, die uns in kühnem, herzerfrischendem Ringen über steile, plattige Wände und wolkenumzogene, zerschartete Felsschneiden zur lichten Höhe ragender Felsgipfel geführt hat.

Nehmen wir eine Karte des Allgäus zur Hand und suchen uns in dem wirren, orographischen Bilde etwas zurechtzufinden. Unser erstes Beginnen ist, nach dem Allgäuer Hauptkamm zu fahnden und dann erst seinen wichtigsten Seitenzweig, die Hornbachkette, aufzusuchen. Der Hauptkamm, so verwickelt er auch verläuft, ist auf der Karte mittels eines einfachen Kunstgriffs schnell gefunden — wir brauchen nämlich vom Ursprung der Stillach ab, dem südlichsten Punkt des Deutschen Reichs, nur der im weiten Bogen nach Nordosten ziehenden Landesgrenze zu folgen. Sie tut uns den Gefallen und führt uns bergauf, bergab, immer auf dem Hauptkamme, bis weit hinaus zu den letzten Zweitausendern im Norden, dem Ponten und dem Bscheißer. Nur an einer Stelle macht sie einen kleinen, aber lohnenden Seitensprung: den Hochvogel, den schönsten Berg im Allgäu — die Trettachspitze möge mir dies Kompliment verzeihen — will sie sich doch nicht entgehen lassen, trotzdem er schon drüben steht über dem Hauptkamm.

Ob der Allgäuer Hauptkamm seinen stolzen Namen mit Recht führt? Zieht man die hydrographischen Verhältnisse in Betracht — gewiß! Denn er bildet die Wasserscheide zwischen Iller und Lech, und alle Gebirgszüge, die sich von ihm aus in die oben genannten Flußgebiete einschieben, müssen wir notgedrungen als Nebenkämme bezeichnen. Aber sind wir nicht als Alpinisten viel eher geneigt, ungeachtet der hydrographischen Verhältnisse eines Berglandes den Namen eines Hauptkammes demjenigen Gebirgszug zuzuerkennen, der unter den übrigen durch seine durchschnittliche Gipfel- und Kammhöhe, durch die Mächtigkeit seines Auf-


Vord. Hornbach-K.
Hinterhornbach
Hinterhornbach-K.
Hornbach
Hornbach-K.
Hornbach-B.
Hornbachtal
Hornbachtal-K.
Hornbachtal-A.
Hornbachtal-B.
Hornbachtal-Sch.
Hornbachtal-Sp.
Hornbachtal-Sp.
Hornbachtal-Sp

baues hervorragt? Ein Blick auf die Karte zeigt uns im südlichen Teil der Allgäuer Alpen eine Dolomitkette von 24 *km* Länge, die nur an einer einzigen Stelle durch den grünen Sattel des Mädelejochs (1968 *m*) unterbrochen ist. Ihre Eckpunkte sind der Biberkopf (2599 *m*) im Westen und die Klimspitze (2465 *m*) im Osten. Sie ist die eigentliche »Allgäuer Hauptkette«, die mit ihrer Kammhöhe von 2400 *m* und ihrer durchschnittlichen Gipfelhöhe von 2560 *m* unter den sämtlichen Gebirgszügen des Allgäus weitaus an erster Stelle steht. Ihr westliches Drittel vom Biberkopf bis zum Mädelejoch ist die Gruppe der Mädelegabel und gehört dem Hauptkamme an, das mittlere und östliche Drittel dieser »Allgäuer Hauptkette« trägt als die südliche Begrenzung des Hornbachtals den Namen **Hornbachkette.** —

Mit dieser wollen wir uns jetzt näher beschäftigen und ich bitte den Leser, an der Hand der Kartenskizze einen kleinen Orientierungsgang in unser Gebiet zu unternehmen. Wir wollen es so zunächst in großen Zügen kennen lernen, um dann später auf die einzelnen Gipfel und ihre Ersteigungsgeschichte näher einzugehen.

Als Ausgangspunkt unseres Streifzugs wählen wir die Kemptnerhütte am Westende unserer Kette. Eine mühelose Wanderung über das Obermädelejoch bringt uns in das erste Südkar der Hornbachkette, das Roßgumpenkar;[1]) da fällt uns im Norden sofort die elegante Ofnerspitze mit ihrer horizontal gebänderten Südwand auf, während im Osten und Südosten zunächst die unscheinbare Hornbachspitze, dann ihr mächtiger Nachbar, der Große Krottenkopf aufragen. Dieser ist der Kulminationspunkt unseres Gebiets und der zweithöchste Gipfel im Allgäu. Wir umgehen auf gut markiertem Weg seinen Westabsturz, kommen somit aus dem Bereich unseres Kars und steigen etwas mühsam zur südlichen Krottenkopfscharte auf. Oben überrascht uns ein herrlicher Blick ins Hermannskar. Wir treffen hier einen guten, markierten Weg, dem wir nun folgen wollen. Das Hermannskar ist unzweifelhaft das hübscheste und eindruckvollste unter allen Hochkaren der westlichen Hornbachkette. Mitten in schweigender Felswildnis liegt der kleine, spiegelglatte Hermannskarsee, im Westen die gewaltigen, wasserüberronnenen Wände des Großen Krottenkopfs, der uns hier seine wildeste Seite zeigt, im Norden der zumeist senkrecht ins Kar stürzende Kamm der Faulewandspitzen und im Nordosten die Marchspitze, eine hochragende Pyramide von vollendeter Schönheit. Als Abschluß des Bildes im Südosten endlich die steilgeschichtete Hermannskarspitze und der Hermannskarturm, beide im südlichen Seitenkamm der Marchspitze. Fast horizontal führt uns der bequeme Steig längs der Karmulde, zuletzt heißt es aber steil hinauf zum aussichtsreichen Schafschartl, im Scheidekamm zwischen Hermannskar und Birgerkar. Drahtseile längs der Serpentinen erleichtern uns die Arbeit. Oben gewinnen wir einen Einblick in das Birgerkar, in dessen Ostecke die doppelgipflige Ilfenspitze mit ihrem zerzackten und zersägten Südgrat aufragt. Bald stehen wir unten im Blockwerk des Karriegels und staunen bewundernd empor zu der kecken Gestalt des Hermannskarturms und zu der schwarzgestreiften Wand der Hermannskarspitze. Beide zeigen sich hier von ihrer unnahbaren Seite. Die Marchspitze sieht etwas gedrückt aus von unserem Standpunkt und doch ist es ihre jähe Südostwand, die sie uns zuwendet. Ein breiter Felsriegel verhindert uns hier den Einblick in das Kar, das sich jedoch an landschaftlicher Schönheit mit dem Hermannskar wohl nicht messen kann. Wir verlassen es — der Weg mußte hier durch Sprengung dem Fels abgerungen werden — und erreichen nach einer kurzen Steigung das kleine Wolfebenerkar. Da winkt auch schon die traute

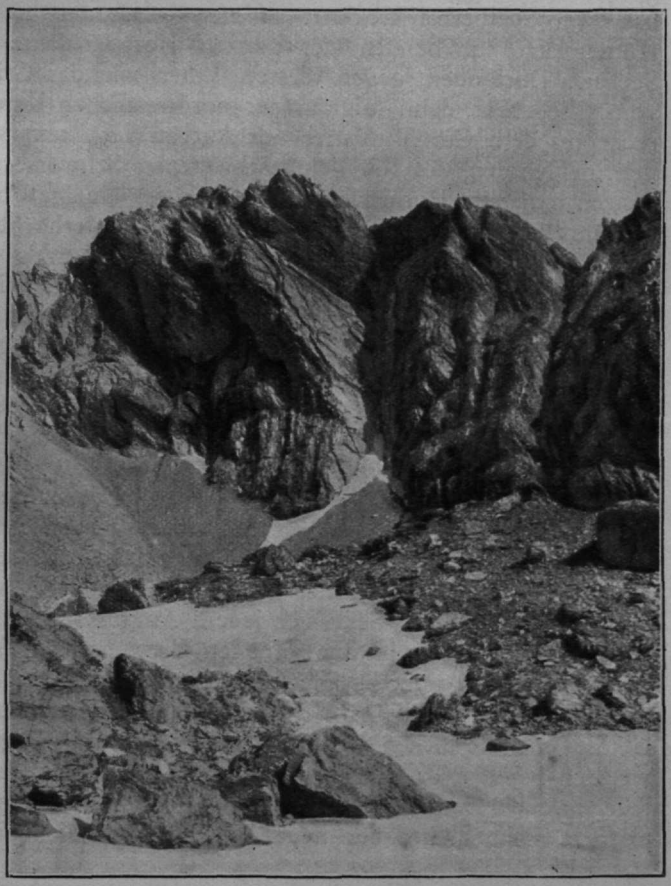
[1]) Die Hornbachkette zählt 13 an ihrer Südseite und 7 an ihrer Nordseite eingebettete Hochkare.



Die Hermann von Barth-Hütte des Akadem. Alpenvereins München.

Hermann v. Barth-Hütte. Sofort fallen uns in der östlichen Karumrandung die senkrecht aufstrebenden Wolfebenerspitzen auf, ein keckes Spitzenpaar, dessen zerhackter Verbindungsgrat uns ordentlich die Zähne weist. Nach einer etwa 3½stündigen Wanderung von der Kemptnerhütte treten wir in den freundlichen, hellen Touristenraum der Hermann v. Barth-Hütte ein. Wie schmuck und sauber alles! Dort in der Ecke hängt das Bild unseres unvergeßlichen Barth, der vor Jahrzehnten diese Berge erforschte, damals als noch die Einsamkeit allenthalben im Gebirge wohnte. Der Bergföhre frisches Grün umkränzt sein Bild und schmückt auch die hellgetäfelten Wände der gemütlichen Stube. Der Schlafraum liegt gegen Norden. Auch er ist hell und geräumig. Wir machen's uns bequem. Man braucht nicht zu darben da oben, denn die Hütte ist gut versorgt. Dann treten wir hinaus ins Freie. Die Lage der Hermann v. Barth-Hütte zählt zu den allerschönsten in den Nördlichen Kalkalpen. Dort unten tief zu unseren Füßen das Lechtal mit seinen leuchtend weißen Häuserreihen, seinen grünen Matten, durch die sich wie gleißendes Silber der Fluß schlängelt. Darüber ragen hundertgipfelig die Lechtaler Alpen. Parseier- Frei-, und Wetterspitze sind die Fürsten unter ihren Vasallen. Dicht über der Hütte schießt die rötlichgraue, senkrechte Mauer der Südlichen Wolfebenerspitze auf, durchrissen von einem finsteren Schlund, dem großen Kamin der Südwand. Ein Kletterpfad führt da hinauf — doch davon später. An der Quelle vorbeischreitend, folgen wir der ostwärts führenden roten Markierung. Rechts hinunter geht's ins Tal nach Elbigenalp. Unser Weg leitet uns dagegen um einen Höhenrücken ins Balschtekar. Weit und öde ist es das größte unter den Südkaren. Bis hoch hinauf reicht das Krummholz, und die grünen Grasflecken und Weideplätze wagen sich gar bis dicht zur Höhe des Hauptkamms, der sich hier tief einsenkt zur Schoeneckerscharte, einem Übergang von Hinterhornbach ins Lechtal. Im Nordosten des Kars dominiert die Kreuzkarspitze, ein Hauptgipfel der inneren Kette und ein Aussichtspunkt allerersten Ranges. Der zackige Grat der Söllerköpfe senkt sich von ihr südwärts zum grünen Balschtesattel, dem wir jetzt auf steinigen Schafsteigen zustreben. Bei der armseligen Schäferhütte

»im Balschte« verlassen wir den Pfad, um steil zur Höhe des Sattels emporzusteigen. Oben halten wir kurze Rast und Umschau. Von unserem hohen Standpunkt überblicken wir die ganze Westkette. Neugierig lugen alle ihre Gipfel zu uns herüber, einer über die Schulter des anderen. Wir wenden uns ostwärts. Ein neues Bild — das einsame Noppenkar! Wir sind im Herzen unserer Kette. Einer der stattlichsten Felsgipfel des Allgäus, die so selten besuchte Noppenspitze steigt mächtig aus dem Karboden auf. Ihre steilgeschichtete Südwestwand wendet sie uns zu, an der die Geröllhalden wie Zungen emporlecken, während sie südwärts zum Luchsnachersattel einen langen, seltsam zersägten Grat herabsendet. Kaum kenntlich leitet eine schwache Steigspur ins Kar, vorbei an einer kleinen Quelle, die bis spät in den Sommer hinein sprudelt. Sie ist wichtig für den Hochtouristen, doch nicht leicht zu finden. Ein Rückblick zeigt uns die senkrechte, über dem Geröll des Kars hinziehende Mauer der Söllerköpfe und im Nordosten die grauglänzende, hochragende Pyramide der Kreuzkarspitze. Durch dichten Krummholzbestand erreichen wir schwach ansteigend die schmale Schneide des Luchsnachersattels. Damit verlassen wir den Bereich der westlichen Kette und betreten die Kare der Ostkette.[1]) Da ist zunächst das kleine Sattelkar, in das wir nach kurzem Abstieg vom Luchsnachersattel einbiegen. Ein Blick da hinein, in diesen engen, düsteren Kessel, lohnt schon die Mühe eines kurzen Aufstiegs über das grobe Blockwerk. Fast drohend erhebt sich unmittelbar aus dem Kar die Noppenspitze. Eine von Abstürzen unterbrochene und mit steilen, spiegelglatten Felsplatten gepanzerte Gratschneide verbindet sie mit der Sattelkarspitze, deren prächtiger Plattensturz wahrlich nicht einladend aussieht. Diese Südwestwand der Sattelkarspitze wird auch wohl noch lange ein noli me tangere selbst für den unternehmungslustigsten Kletterer sein. Aus dem Sattelkar gelangen wir um einen kleinen Querriegel ins Wolekleskar, in dem es aber nicht viel zu sehen gibt. Die Sattelkarspitze macht zwar auch von hier aus einen recht stattlichen Eindruck, der aber durch die etwas sanften Formen ihres Vis-à-vis im Osten, der unbedeuten-



Sattelkarspitze aus dem Sattelkar.

[1]) Ein guter Gänger benötigt auf dem beschriebenen Weg von der Kemptnerhütte bis hierher sechs bis sieben Stunden.

den Wolekleskarspitze, teilweise wieder aufgehoben wird. Immerhin lohnt sich der Besuch dieses kleinen, weltentrückten Kessels.

Es folgt das etwas größere Gliegerkar. Wenn auch die Wolekleskarspitze, die sich offenbar bemüht, von Osten ebenso nichtssagend auszusehen, wie von Südwesten, dem von ihr beherrschten Teil des Kars einen etwas eintönigen Anstrich verleiht, so machen die im Norden aufstrebende Gliegerkarspitze und die Bretterspitze, deren mächtige, von einer tiefen Kluft durchrissene Südwestwand breit aus dem Kar aufsteigt, alles wieder gut. Ein kecker Zacken ragt aus dem Südgrat der Bretterspitze auf. Er flankiert im Süden das Griesschartl, zu dem wir jetzt emporklettern wollen, um von da ins Seekar hinüberzugelangen. Für den »Jochbummler« ist die Kletterei da oben gar nicht so leicht und er ist froh, wenn er ächzend und pustend die Schartenkehle betritt. Hei, was für ein Blick ins Seekar und seine gewaltige Umrandung! Ein solch überwältigendes Bild hätten wir gar nicht vermutet. Kommt doch herbei, ihr Kletterhelden, und schaut euch doch einmal diese Urbeleskarspitze an, wie jäh und schneidig sich ihr Westgrat aufbäumt, jedem Angriff spottend, wie gelb und senkrecht ihre mächtige Südwestwand in den düsteren Kessel des Seekars abbricht! Wahrhaftig, der Weg über das Griesschartl lohnt sich; bequemer ist es freilich, den Bretterspitz-Südgrat unten zu umgehen, doch muß man dabei einen bedeutenden Höhenverlust mit in den Kauf nehmen. Mitten im Kar liegt ein kleiner See, umgeben von riesigem Trümmerwerk, das einst die Urbeleskarspitze da herabgesandt hat. Im Spätherbst trocknet er aus — täte er es nicht, einer der schönsten Hüttenplätze im Bereich der ganzen Hornbachkette wäre dann zweifellos das Seekar. Dort oben, gegen Westen, sehen wir das Griesschartl, unseren Übergang vom Gliegerkar, dann folgt in der nordwestlichen Karumrandung der breite, senkrecht aus dem Geröll aufstrebende Aufbau der Bretterspitze, deren Ostgrat sich zu der im Norden des Kars eingeschnittenen Schwärzerscharte herabsenkt. In der ganzen östlichen Hornbachkette ist dies der einzige Übergang von Süd nach Nord. Er führt hinüber ins Urbeleskar und nach Hinterhornbach. Früher sollen ihn oft die Schwärzer benützt haben — der Name besagt's —, heute geht wohl selten jemand diesen rauhen Pfad. Unglaublich kühn schwingt sich der messerscharfe, bis 70° geneigte Westgrat der Urbeleskarspitze aus der schmalen Scharte auf. Wer wagt's? Es ist das vornehmste Problem in der ganzen Hornbachkette.

Wir verlassen das Seekar, um in das nächste Kar einzubiegen; es führt trotz seines auffallenden Mangels an Wasser den Namen Wasserfallkar. Der Übergang ist nicht gar einfach, will man nicht bedeutend an Höhe einbüßen. Ganz leicht geht es zunächst bis auf die Höhe des Scheiderückens, der als Fortsetzung des Urbeleskarspitz-Südgrats beide Kare trennt. Drüben heißt es aber über steile, etwas exponierte Schrofen und kurze, nicht leichte Wandstellen das tief unten liegende Geröll gewinnen. Ein weiter, ernster Kessel, dieses Wasserfallkar. Im Osten dominiert die Urbeleskarspitze. Ihre gelbe Ostwand, von beispielloser Brüchigkeit, schützt sie auf dieser Seite vor jedem Angriff. Manche tausende Kubikmeter Fels haben hier ihren Weg ins Kar gefunden, Bergsturz über Bergsturz donnerte diese Wand herab. Ja, noch gar nicht lange ist es her, daß der ganze oberste Teil der Wand samt dem Gipfel, auf dem einst Barth gestanden, ausbrach und ins Kar herabstürzte. Das Getöse und die dicken Staubwolken, die diese gewaltigen Bergstürze begleiteten, erweckten bei den Talbewohnern sogar den Glauben, als sei die Urbeleskarspitze ein feuerspeiender Berg.[1]) Der alte Nordostgrat, über den einst Barth den Gipfel erreichte, existiert nicht mehr, der neue ist eine zerborstene und absturzbereite Schneide,

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 72 ff. u. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1883, S. 265.

die für einen Anstieg nichts weniger als empfehlenswert ist. Klaffende Spalten und Risse hat die Verwitterung in den Südgrat gefressen, der einst Erh. Wolf aus Häselgehr oft genug (nach seiner Angabe) zum Gipfel geführt hat, ganze Türme haben sich aus seinem Firste gelöst, und da wo sie einst gestanden, gähnen uns glattgeschliffene Schartenkehlen und gelbe Felsabbrüche entgegen. So sind an der Urbeleskarspitze gleichsam zwei neue Probleme entstanden — wohl ein Unikum in der Geschichte eines Berges. Während unseres viertägigen Zeltlagers, das wir — Freund Euringer war mein Begleiter — im Spätsommer vorigen Jahres im Seekar bezogen hatten, zählten wir über zwei Dutzend Felsstürze, unter ihnen einen richtigen Bergsturz, der nächtlicherweile vom Südgrat herabdonnerte. Dicht vor unserem Zelt, aus dem wir uns nicht mehr flüchten konnten, kam er zum Stehen, es waren an die 100 *cbm* frisch ausgebrochenes Blockwerk, welches wir am nächsten Morgen mit sehr geteilten Gefühlen in Augenschein nahmen.

Drüben auf der Ostseite des Kars steht die Wasserfallkarspitze, nicht so unzugänglich von dieser Seite wie ihr Gegenüber, die Urbeleskarspitze. Breite, nach Süden zu sanft abfallende Geröllbänder geben ihr ein eigenartiges Aussehen. Schade, daß der Abschnitt des Hauptkamms, der beide Gipfel verbindet, von Süden gesehen, gar so nichtssagend aussieht. Einen kleinen Gratbuckel in der Mitte nennen die Hinterhornbacher Zwölfer; als Elfer bezeichnen sie den turmartig vorspringenden westlichen Vorgipfel der Wasserfallkarspitze. Eine orographische Selbständigkeit kann diesen beiden Erhebungen nicht zugesprochen werden.

Ein nicht leicht aufzufindender Schafsteig führt uns durch dichte Krummholzbestände um den Südgrat der Wasserfallkarspitze herum ins Großkar. Es trägt seinen Namen nicht mit Unrecht. Nach dem Balschtekar ist es das größte unter den Südkaren. Zwei neue Gipfel lernen wir hier kennen, die Großkarspitze,[1]) die ein brüchiger und schwer zugänglicher Grat mit der Wasserfallkarspitze verbindet, und die Klimspitze, den östlichen Eckpunkt der ganzen Kette. Der westliche Teil des Kars, da wo die steile Südwand der Großkarspitze zusammen mit der Ostwand der Wasserfallkarspitze einen mächtigen, blockerfüllten Kessel einschließt, zählt unbedingt zu den schönsten Punkten in der ganzen Kette — aber auch zu den allereinsamsten. Seit Barth, der 1869 die Klimspitze aus dem Großkar erstieg, haben nur wenige Touristen diesen Winkel betreten. Nach dem Großkar folgt noch das nur mehr schwach ausgeprägte Kleinkarle, an der Südostseite der Klimspitze, zwischen ihr und dem P. 2159 der D. R. K. eingelagert.

Unsere Wanderung durch die Südkare der Hornbachkette ist beendet. Doch wäre der Einblick, den wir in unser Gebiet gewonnen haben, nur ein unvollständiger, wollten wir nicht auch die Nordseite der Kette kurz kennen lernen.

Wir wenden also dem Kleinkarle den Rücken und folgen einer Pfadspur, die durch dichte Latschenbestände um die ganze Ostflanke der Klimspitze auf die Nordseite, in das Gebiet des Hornbachtales hinüberleitet. In Wirklichkeit freilich würde sich eine Wanderung an der Nordseite, etwa dem Fuße der Felsenregion entlang, nicht gar einfach gestalten. Denn der Nordabsturz der Hornbachkette, besonders ihrer östlichen Hälfte, ist ein sehr schroffer. Im östlichsten Teil finden wir überhaupt keine ausgesprochene Karbildung, da die Gipfel hier keine Seitenkämme aussenden, sondern in einer ununterbrochenen Wandflucht zur Krummholzregion niederbrechen, ähnlich etwa wie am Nordabsturz des Waxensteinkamms im Wetterstein. Die Krummholzregion ihrerseits ist fast unzugänglich — es sind sehr steile, von langen Felsgräben und Blockreisen durchfurchte, mit Latschen, Bergweiden und Alpenrosengestrüpp dicht bestandene Hänge, die nach abwärts

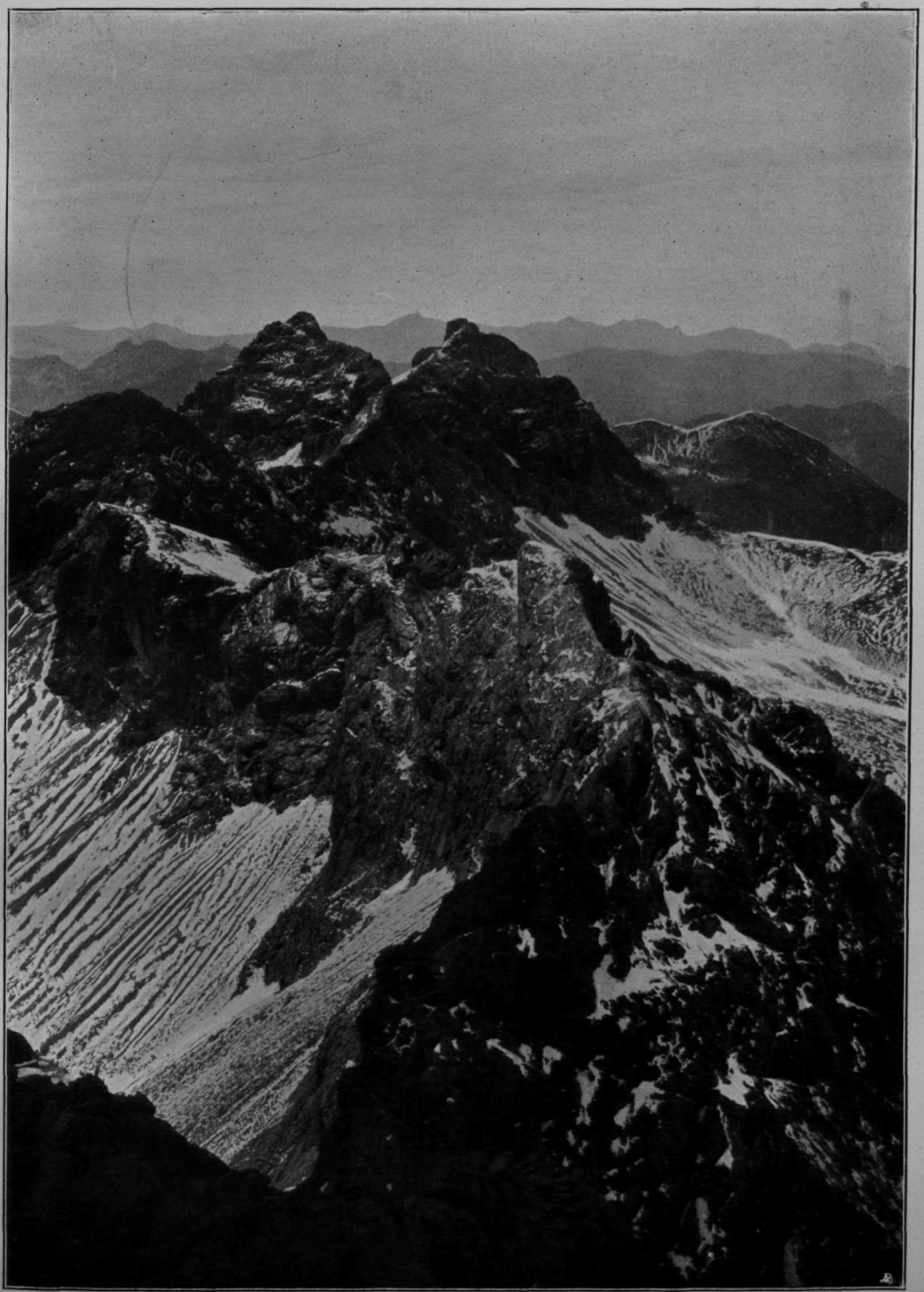
[1]) Im Hornbachtal »Schwellenspitze« genannt.

allmählich in die Region des Hochwaldes übergehen und in denen wir nur selten eine Steigspur antreffen. Diese Verhältnisse bedingen einen viel mächtigeren Wandaufbau als auf der Südseite, und in der Tat zählt der Nordabsturz der östlichen Hornbachkette zu den großartigsten Hochgebirgsbildern im Allgäu. Er erinnert, wie schon J. Enzensperger hervorgehoben hat, an den Nordabfall der Vomperkette im Karwendel, wie überhaupt unsere Kette in ihrem ganzen Aufbau und ihrer ganzen Gestaltung dem Karwendel auffallend ähnelt. Die oben erwähnte Wandflucht (zwischen Klimspitze und Urbeleskarspitze) hat eine Durchschnittshöhe von 400 *m* und zeigt ihre mächtigste Entwicklung an der Großkarspitze und Wasserfallkarspitze. Zwischen Klimspitze und Großkarspitze ist die ungemein düstere Steilmulde des Schwellenkars eingezwängt, eine weitere, nur wenig ausgeprägte Karmulde, in die die Wände der Großkar- und Wasserfallkarspitze abbrechen, wird als Fallerkar bezeichnet.

In diesen vollständig entlegenen Teilen unseres Gebietes haben sich Touristen bisher fast niemals blicken lassen. Chr. Wolff ist meines Wissens der einzige, der hier einige wenige, aber für die touristische Erschließung dieses Abschnittes der Hornbachkette sehr wichtige Touren ausgeführt hat.

Erst westlich der Urbeleskarspitze tritt eine stärkere Seitengliederung auf. Zwischen den gedrungenen, steil ins Hornbachtal niederstürzenden Seitenkämmen finden wir drei mächtige Kare eingebettet. Das Urbeleskar, eingeschlossen von den Abbrüchen der Urbeleskarspitze, Bretterspitze und Gliegerskarspitze, ist das erste. Hier soll noch in diesem Jahre mit dem Bau der Kaufbeurerhütte der Sektion Allgäu-Immenstadt des D. u. Ö. Alpenvereins begonnen werden. Infolge ihrer hervorragend günstigen Lage wird sie der Stützpunkt für sämtliche Touren in der östlichen Kette werden. Auf die großen Ungenauigkeiten der offiziellen Kartenwerke, die ein vollständig falsches Bild des Verlaufs des Hauptkamms und der Seitenkämme in diesem Teil der Kette geben, werde ich später noch genauer eingehen. Erwähnen muß ich aber hier doch, daß der Scheidekamm zwischen Urbeleskar und Bretterkar seinen Ausgangspunkt in der weit nach Nordwesten vorspringenden Gliegerkarspitze hat und nicht in der einen ganzen Kilometer weiter westlich gelegenen Sattelkarspitze. Wir kommen um den nördlichen Gratabsenker der Gliegerkarspitze herum ins Bretterkar. Durch einen kurzen Seitenkamm, der zwischen Wolekleskar- und Sattelkarspitze nach Norden vorspringt, wird es in eine östliche und in eine westliche Mulde geteilt. In prächtigem Wandabsturz bricht die Gliegerkarspitze in die steile Ostmulde ab, während die brüchigen Nordwände der Sattelkar- und Noppenspitze die durch einen Felsriegel nach außen abgeschlossene Westmulde begrenzen. Das Bretterkar zählt zu den einsamsten und eindruckvollsten der ganzen Kette. Die tiefe, großartige Einsamkeit und Stille wird nur äußerst selten gestört. Die Wildheuer haben da oben nichts zu suchen; denn die Mähder reichen nicht hinauf bis zum Kar. Nur die Jäger betreten hier und da den felsumschlossenen Bergkessel, der flüchtigen Gemse nachspürend. Touristen haben sich hier fast niemals blicken lassen. Spiehler hat einmal im Bretterkar biwakiert, nach seiner denkwürdigen Ersteigung der Noppenspitze — ich komme noch später hierauf zurück —, die anderen Gipfel sind von dieser Seite noch alle unerstiegen. Welch ein lockendes Problem wäre z. B. die Ersteigung der Gliegerkarspitze über ihre schroffe Nordwestwand!

Wir wandern weiter. Ein zackiger Felskamm springt weit gegen das Hornbachtal vor, die Fallewand nennen sie ihn unten im Tal. Wir können ihn entweder hoch oben dicht an der Noppenspitze überschreiten, über die Bretterkarscharte, oder ihn tief unten umgehen. Beide Male gelangen wir in das Kreuzkar. Inmitten starrer Kalkmauern, zu Füßen der mächtigen Nordwand der Kreuzkarspitze überrascht uns hier

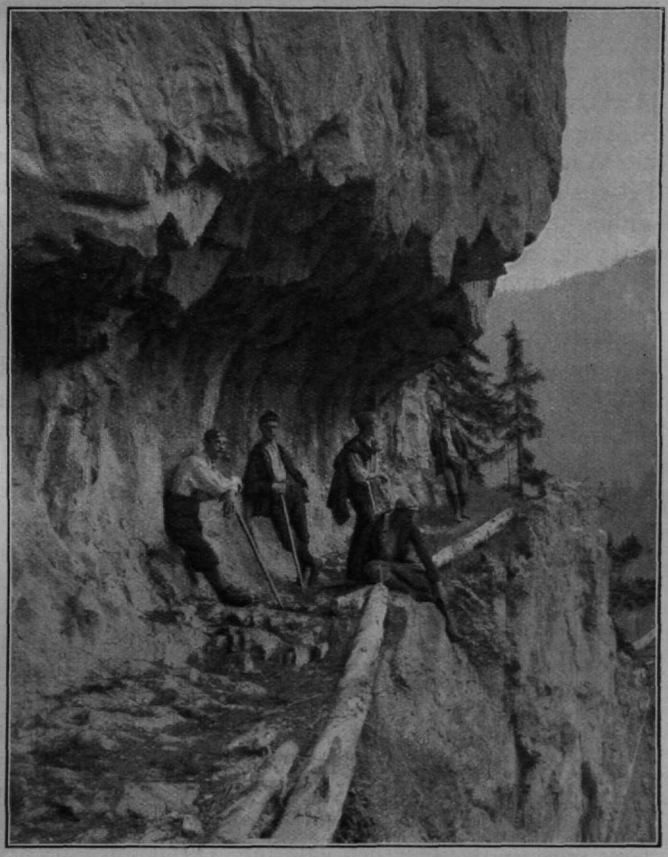


Aufnahme von Dr. F. von Cube. *Bruckmann aut. et impr.*

Blick von der Marchspitze, 2608 m, gegen Westen (Öfner- und Krottenspitze).

ein kleiner See von dunkelgrüner und doch so leuchtender Farbe. Es ist der Kreuzkarsee, der vom Tal aus nur schwer zugänglich ist, denn dichte Zundernbestände an steilen Berglehnen, von grauen Wandabsätzen unterbrochen, schließen das Kar nach außen ab. Nicht weit vom See steht eine dürftige, kleine Hirtenhütte aus rohen Blöcken aufgeschichtet, als Dach dichtes Legföhrengezweig. Ein ernstes, erhabenes Hochgebirgsbild entrollt sich uns hier oben. Zerklüftete, jähe Felsmauern, Trümmerwerk und Geröll, das sich eng anschmiegt an die Bergflanken, schäumende Wasserstürze, die lustig über die krummholzbestandenen Terrassen zu Tale eilen, endlich der kleine See, dessen glatte Wasserfläche die ragenden Felsen und die ziehenden Wolken widerspiegeln.

Über steinige Grashänge geht es aufwärts zur Kreuzkarlescharte. Sie führt hinüber ins Schöneckerkar. Doch bevor wir über das lose Geröll hinuntereilen, lohnt es sich, den grünen Kammrücken nordwärts zu verfolgen bis zur Höhe des Schreierkopfes. Ein prächtiger Blick auf die Gipfel der Ostkette, in das einsame, wilde Kreuzkar und hinunter ins Hornbachtal lohnt diesen kurzen Abstecher. Bald stehen wir unten im Schöneckerkar und treffen dort den markierten Weg, der von Hinterhornbach über die Schöneckerscharte hinüberführt zur Hermann v. Barth-Hütte und ins Lechtal. Wir folgen ihm nicht, sondern steigen immer mehr abwärts nach Westen, um den schmalen Heuersteig zu treffen, der um die Abstürze der Ilfenspitze herum auf steilen, schmalen Grasterrassen über den jähen Schieferhängen des Hornbachtals zur March hinüberführt. Zwar verlieren wir gewaltig an Höhe, doch ist es ein Gang, der zu den schönsten und genußreichsten zählt in der ganzen Hornbachkette. Kaum fußbreit ist der Pfad, der durch das hohe Gras der abschüssigen Mähder dahinführt, zur Linken steigen die schroffen, oft sogar überhängenden Felsen auf, die den Zugang zum Ilfenkar verwehren, zur Rechten bricht unsere Terrasse in steiler Flucht zur Petersberger Alpe ab. So erreichen wir in etwa zweistündiger Wanderung das breite, wellige Plateau der March, da wo am Nordfuß der hohen Felsgestalt der Marchspitze auf grünem Vorbau eine armselige Schäferhütte steht. Dort haust der Marchhirte mit seinem Geisbuben den ganzen Sommer, bis der rauhe Herbst mit seinen Schneestürmen kommt. Wieder treffen wir hier auf eine Markierung. Es ist der Pfad, der vom



Auf dem Wege zur Hermann von Barth-Hütte.

Märzle her über die March zur Marchscharte, und, wie wir gesehen haben, drüben hinunter führt zur H. v. Barth-Hütte und nach Elbigenalp.

Diesen Weg nehmen wir in westlicher Richtung auf. Erst neuerdings ist er wieder markiert worden, so überreich, daß man selbst beim dichtesten Nebel keineswegs Gefahr läuft, irre zu gehen. Es ist auch gut so; denn es war nicht recht angenehm, auf der March vom Nebel überrascht zu werden. Gegen das Hornbachtal stürzt das Plateau in jähen, schiefrigen Hängen ab, über die die Quellwasser des Hornbachs in rauschenden Kaskaden herabeilen. Zur Linken blicken die Gipfel der westlichen Kette zu uns herab, vor allem der hochragende Felsbau der Marchspitze, dann als lange, gerade Mauer die Faulewand und die Hornbachspitze und endlich die Öfner- und Krottenspitze, die mit ihren gewaltigen Steilwänden einen höchst wirksamen Abschluß der Plateauumrahmung bilden. In müheloser Wanderung, bald über weichen Grasboden, bald durch grobes Getrümmer und zwischen riesigen Felsblöcken dahinschreitend, gewinnen wir die Höhe des Märzle. Wir stehen auf dem Allgäuer Hauptkamm und sehen jenseits hinab ins Traufbachtal, aus dem das Rauschen der Wasser leise an unser Ohr schlägt. Dicht neben uns bäumen sich die dunklen Felswände zum trotzigen Bau der Krottenspitze auf, während nordwärts der Hauptkamm in sanfter Neigung zu den begrünten Kuppen des Kreuzecks und Rauhecks ansteigt. Hier oben treffen wir den Steig, der das Prinz Luitpold-Haus mit der Kemptnerhütte verbindet — etwas rauh zwar, doch gut markiert führt er uns unter der düsteren Nordwand der Krottenspitze, die breiten Geröllströme horizontal querend, zum grünen Fürschießersattel. Dann biegen wir scharf nach Süden, um den Krottenspitz-Westgrat zu umgehen, dessen wilde Turmreihe herausfordernd zu uns niederstarrt. Tief unten rauscht in dunkler Schlucht der Sperrbach. Zur Linken öffnet sich ein kleines, abgeschlossenes Hochkar, aus dessen trümmererfülltem Boden die Krottenspitze und Öfnerspitze mit grauem Gewänd aufsteigen. Noch ein halbes Stündchen Weges — und wir erreichen wieder die Kemptnerhütte, den Ausgangspunkt unserer Rundtour.

Damit haben wir unseren Orientierungsgang rund um die Hornbachkette beendet, und ich kann mich nun der Ersteigungsgeschichte der einzelnen Gipfel zuwenden.

Als mächtiger, bastionartiger Felsbau schließt die **Krottenspitze** (2553 *m*) die stattliche Reihe der Hornbacher Dolomitgipfel im Westen ab. Trotz ihrer Lage im Allgäuer Hauptkamm zähle ich sie, wie auch die Öfnerspitze, dem Beispiel Spiehlers folgend und von den bereits in der Einleitung erwähnten Gesichtspunkten ausgehend, zu den Gipfeln der Hornbachkette. Gegen den Fürschießer entsendet sie einen langen Grat, dessen abenteuerlich geformte Türme auch als Krottenköpfe bezeichnet werden. Nach Norden wie nach Osten verteidigt sich unser Gipfel durch steile, wenig gegliederte Felsmauern, die zum Traufbachtal, beziehungsweise zum begrünten Plateau der March niederbrechen. Mit der Öfnerspitze verbindet sie ein kurzer, leicht geschwungener Grat, während sie nach Süden ziemlich steil in ein kleines, namenloses Kar abstürzt.

Ihre Geschichte beginnt mit dem Jahre 1854. Damals wurde sie gelegentlich der Vermessung erstiegen, wahrscheinlich von der Öfnerspitze her. Noch im gleichen Jahre besuchte Bergrat Dr. Gümbel den Gipfel und zwar von der March aus auf einer Route, die meines Wissens später nicht mehr wiederholt worden ist.[1]) Offenbar

[1]) Daß die gelegentlich des Versuchs am 2. September 1889 von A. Spiehler mit Führer Wolf eingeschlagene Route (siehe Erschl. der Ostalpen I, S. 69) mit der Dr. Gümbels identisch ist, erscheint nicht unwahrscheinlich.

hatte v. Barth, der am 25. August 1869 beide Gipfel erstieg, keine Kenntnis von Dr. Gümbels Tour, sonst hätte er nicht die Möglichkeit eines Aufstiegs von der March aus zum Sattel zwischen Öfner- und Krottenspitze in Zweifel gezogen.[1] Barths Weg ist der heute noch übliche.[2] Er führt aus dem Roßgumpenkar zur Scharte westlich der Öfnerspitze, quert etwas ansteigend die Nordwestwand der Öfnerspitze, um den Verbindungssattel zwischen ihr und der Krottenspitze zu gewinnen, von dem aus beide Gipfel ohne Schwierigkeiten bestiegen werden können.

Im Jahre 1894 wurde zum ersten Male auch der Sattel direkt von Westen aus der zwischen Krotten- und Ofnerspitze eingelagerten Karmulde erreicht (J. Richter und L. Rieger).[3] Dieser Zugang zur Krottenspitze scheint von der Kemptnerhütte der kürzeste und empfehlenswerteste zu sein, um so mehr als die Schwierigkeiten nur unbedeutend sind.

Die Nordwand bezwangen Ernst Enzensperger, W. Heimhuber und H. Gingele am 28. August 1897,[4] ein Anstieg, der ein- oder zweimal wiederholt worden ist.

Das vornehmste Problem an der Krottenspitze ist erst im Jahre 1902 gelöst worden. Am 15. November dieses Jahres überkletterten Dr. Beindl und A. Schulze sämtliche Türme des Westgrates und eröffneten damit eine Route, die zu den schönsten Klettertouren des Allgäus gerechnet werden kann.[5]

Durch einen elegant geschwungenen Grat mit der Krottenspitze eng verbunden, sonst überallhin durch Steilwände gut verteidigt, zählt die **Öfnerspitze** (2575 *m*) zu den formenschönsten Felsgipfeln des Allgäus. Ihre Geschichte ist mit der der Krottenspitze eng verknüpft. Die ersten Ersteigungen erfolgten von der March aus. In der breiten Wandflucht, mit der die beiden Gipfel auf das Plateau der March absetzen, zieht sich von rechts nach links eine etwas schwächer geneigte Schrofenzone gegen den Sattel zwischen beiden Spitzen empor, der zuletzt schwierig erreicht wird.[6] Meines Wissens ist dieser Anstieg später nicht mehr ausgeführt worden, da von der Kemptnerhütte aus, dem Ausgangspunkt fast sämtlicher Touren in diesem Gebiete, der Barthsche Weg in viel kürzerer Zeit zum Ziele führt. Barth, der, wie erwähnt, am 25. August 1869 die Besteigung beider Gipfel ausführte, stieg aus dem Roßgumpenkar zur Scharte unmittelbar westlich der Ofnerspitze auf, trat hier auf ihre Nordwestflanke über, die er auf breiten Geröllbändern und über kurze Stufen gegen den Sattel zu querte. Kurz vor dem Sattel sperrte eine vom Gipfel nach Nordwesten herabziehende Steilschlucht den Weiterweg. Eine Überschreitung der Schlucht erschien ihm untunlich, um so weniger als sich dem direkten Anstieg zum Gipfel in der Richtung der Schlucht keine übermäßigen Schwierigkeiten mehr entgegenstellten. Die meisten der späteren Besteigungen wurden auf dem Barthschen Wege durchgeführt.

Nach H. v. Barth, der die schwachen Seiten unseres Berges zu seinem Angriff meisterhaft auszunützen verstanden hatte, scheint die Öfnerspitze lange Zeit Ruhe gehabt zu haben. Am 23. August 1890 eröffnete Chr. Wolff einen neuen Weg über die Südwand,[7] der sich jedoch keine Freunde zu erwerben vermochte, besonders als drei Jahre später, am 11. Oktober 1893 J. Enzensperger und Luise von Chelminsky die erste Ersteigung über den Südostgrat durchführten,[8] und damit einen Zugang erschlossen, der bald zu den allerbeliebtesten Touren im Allgäu zählte. Die unteren und mittleren Partien des Grates sind entschieden schwierig.

---

[1] Siehe Barth, Autogr. Wegweiser, S. 391 ff. — [2] Nördl. Kalkalpen, S. 229, Hochtourist, III. Aufl., S. 29. — [3] Freundl. Privatmitteilung und Jahrb. d. A. A.-V. M. 1893/94, S. 9. — [4] Jahrb. d. A. A.-V. M. 1896/97, S. 22. — [5] Jahrb. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 48. — [6] Ich stütze mich hier auf Spiehlers Beschreibung, der mit Führer E. Wolf aus Häselgehr offenbar Dr. Gümbels Route verfolgt hat (Erschl. der Ostalpen I, S. 69). — [7] Modlmayr, Oberstdorf u. Umgebung, S. 65. — [8] Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 258, u. Jahrb. d. A. A.-V. M. 1893/94, S. 9.

Zu den interessanten Stellen gehören im oberen Drittel der kurze aber sehr exponierte Reitgrat, dem zu allem Überfluß ein etwa mannshoher, mit der Felsschneide fest verwachsener Block aufsitzt, und der in der unteren Grathälfte stehende, klotzige, nach Osten überhängende Turm, der auf schmaler Leiste an der Südseite umgangen wird.

Ein weiterer Anstieg, der jedoch nur als Variante des Barthschen Weges aufzufassen ist, führt über den Südwestgrat zur Spitze.

Wir wenden uns den Gipfeln der eigentlichen Hornbachkette zu, die sich, wie aus der Kartenskizze ersichtlich, an der Öfnerspitze vom Allgäuer Hauptkamm loslöst. Ein unbedeutender Gipfel in der östlichen Umrahmung des Roßgumpenkars eröffnet die Reihe. Die unmittelbar südlich neben ihm aufragende, mächtige Turmgestalt des Großen Krottenkopfs erdrückt ihn schier. Nur von der March aus gesehen, wahrt er seine Würde. Josef Enzensperger und Ph. Reuter, die am 8. Sept. 1897 als erste Touristen den Berg betraten,[1]) gaben ihm den Namen **Hornbachspitze.** Ihre Höhe dürfte etwa 2500 *m* betragen. Nur von Westen, aus dem Roßgumpenkar, ist die Hornbachspitze leicht zugänglich. Ins Hermannskar und zur March stürzt sie in schroffen Wänden ab. — Die erste Überschreitung des Gipfels mit Abstieg über den stellenweise recht schwierigen aber kurzen Ostgrat gelang C. Schraube und A. Guyer am 22. Juli 1901.[2]) Einige Tage später benützte F. Scheck den Grat zum Aufstieg.

Die Hornbachspitze ist der Ausgangspunkt eines etwa 4 *km* langen, nach Süden ziehenden Seitenkammes, dessen Gipfel uns zunächst beschäftigen sollen.

Unmittelbar südlich der Hornbachspitze, von ihr nur durch den scharfen Einschnitt der Nördlichen Krottenkopfscharte[3]) getrennt, erhebt sich der imposante Felsbau des Großen Krottenkopfs zu dominierender Höhe. Der **Große Krottenkopf** (2657 *m*) ist der Kulminationspunkt der Hornbachkette und der zweithöchste Gipfel der Allgäuer Alpen.[4]) Von Norden gesehen, erweckt er den Eindruck eines riesigen Zuckerhuts, wie sich Barth ausdrückt. Auch nach Osten und Westen fällt er in respektablen Steilwänden ab. Nur nach Süden senkt er sich dachartig zur südlichen Krottenkopfscharte herab. Von dieser Seite führt auch ein markierter Weg in etwa einer Stunde über den schwach geneigten Schrofenhang zum Gipfel. Quer durch die dem Hermannskar zugewandte Ostwand, hinter einer vorspringenden Felskulisse versteckt, zieht in nordsüdlicher Richtung eine Schneekluft zur sog. »Schulter« empor und ermöglicht so den Zugang aus dem obersten Hermannskar.

Über die Ersteigungsgeschichte des Berges berichtet Spiehler in der »Erschließung der Ostalpen« lediglich, daß Dr. Gümbel 1854 eine Besteigung ausführte und daß der Gipfel erst durch die Beschreibung H. v. Barths,[5]) der ihn am 24. August 1869 besuchte, bekannt wurde. Heute zählt er zu den meistbesuchten der Allgäuer Hochgipfel.

Eine neue Route, die zu den Elitetouren im Allgäu zählt, fanden Jos. Enzensperger und Luise von Chelminsky. Sie nahmen nämlich am 11. Oktober 1893 ihren Abstieg über den steilen, zur nördlichen Krottenkopfscharte absetzenden Nordgrat.[6]) Leider wird dieser Weg nur selten als Zugang gewählt — er stellt eben an die Kletterfertigkeit des Bergsteigers ziemlich hohe Anforderungen.

Die erwähnte, aus dem obersten Hermannskar zur »Schulter« emporziehende Schnee- bezw. Eisrinne hatte schon H. v. Barth als Anstiegsmöglichkeit in Betracht gezogen.[7]) Sein Plan wurde aber erst am 11. September 1896 durch Jos. Enzens-

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1896/97, S. 27. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 46. — [3]) Kürzester Übergang vom Roßgumpenkar ins Hermannskar. — [4]) Hohes Licht, 2687 *m*, Großer Krottenkopf, 2657 *m*, Hochfrottspitze, 2648 *m*, Mädelegabel, 2645 *m*, Urbeleskarspitze, 2641 *m*. — [5]) Nördl. Kalkalpen, S. 229 ff. — [6]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 258. — [7]) Nördl. Kalkalpen, S. 239 u. 240.

perger und Dr. M. Madlener verwirklicht.[1]) Von dieser Eisrinne schreibt Barth in seinem »Wegweiser« (S. 382): »Von dunklen Felswänden eingeschlossen, setzt das wohl über 100 Schritt breite, graue Eisfeld in einem Neigungswinkel von 60 bis 70° zu einer Tiefe von kaum weniger als 500 Fuß ab.« Es ist merkwürdig, wie Barth auch hier wieder den Neigungswinkel überschätzt. In Wirklichkeit beträgt der Winkel kaum 40°. Praktische Bedeutung hat der Weg durch die »Eisrinne« nicht. Bei sehr guten Schneeverhältnissen wird man durch eine flotte Abfahrt sehr rasch ins Hermannskar gelangen können (F. Scheck am 25. Juli 1901), doch können auch dann noch die Stellen stärkerer Neigung etwa in der Mitte der Kluft (bis 45°) bei hartem Schnee verhängnisvoll werden. Im Spätherbst vereist die Rinne.



Elbigenalp im Lechtal.

Die erste Durchkletterung der Westwand gelang am 6. August 1903 den Herren G. Barthels und H. Günther.[2])

Breitschulterig, mit schroffen Felsflanken steht in der südlichen Kammfortsetzung der **Ramstallkopf** (2526 *m*), ein selten besuchter Gipfel, der selbst in der unmittelbaren Nachbarschaft des Großen Krottenkopfs voll zur Geltung kommt. Besonders von Nordwesten gesehen, von den Weideterrassen des oberen Höchbachtals, auf die er unvermittelt mit jähen, gelblichen Wänden niederbricht, macht er den besten Eindruck und braucht einen Vergleich mit seinem nördlichen Nachbar, der ihn allerdings um 130 *m* überragt, durchaus nicht zu scheuen. Zwischen beiden Gipfeln senkt sich die flache Einsattelung der Südlichen Krottenkopfscharte ein, über die der Höhenweg zur Hermann v. Barth-Hütte hinüberführt. Dorthin entsendet der Ramstallkopf einen schartkantigen, brüchigen Grat. Weniger abschreckend sieht der Berg von Osten aus; denn hier reicht das graue Geröll hoch hinauf, fast bis zu seinem Scheitel. Ein kräftiger Pfeiler stützt ihn auf dieser Seite, der rechtwinklig sich von ihm loslöst und tief hinunter ins Bernhardstal seinen felsigen Fuß setzt. Dieser Pfeiler schaut als schlanke Spitze ins Bernhardstal nieder und trägt dort den Namen Karjochspitze. Aber auch der Ramstallkopf hat seine schwache Seite, auch er dacht sich wie der Große Krottenkopf in sanfter Neigung gegen Süden ab. Dort vermittelt das Karjoch einen häufig benützten Übergang aus dem Höchbachtal ins Bernhardstal und so erscheint es kaum wunderlich, wenn schon lange vor jeder touristischen Beeinflussung der Ramstallkopf des öfteren von Hirten und Jägern aufgesucht wurde.

Von außergewöhnlichen Routen ist der Abstieg erwähnenswert, den W. Lossen am 9. September 1900 nach Osten unternommen hat,[3]) wobei er auch die Karjochspitze betrat, und die Ersteigung des Gipfels über den Nordgrat durch K. Dempf und E. Heimhuber am 15. Sept. 1902.

Der Ramstallkopf ist der letzte unter den Felsgipfeln unseres Seitenkammes.

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1895/96, S. 19. — [2]) Eintrag im Tourenbuch der H. v. Barth-Hütte. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 21.

Südlich des Karjochs treffen wir nur mehr Grasberge an, die wir uns aber der Vollständigkeit halber nicht entgehen lassen dürfen.

Da ist zunächst der **Strahlkopf,** eine lange, dachfirstartige Erhebung. Seine Nordecke ist mit 2320 *m* kotiert. Der Südgipfel ist wohl um 40 *m* höher und entsendet einen langen Felsgrat ins Bernhardstal hinab. Südlich von ihm schneidet der Gumpensattel in den Kamm ein. Der Höhenweg von der Kemptnerhütte nach Elbigenalp führt hier herüber. Er zählt zu den schönsten und lohnendsten in der ganzen Gruppe.

Weiter folgt die **Rothornspitze** (2391 *m*), ein abgestumpfter Kegel von gefälliger Form, ein echter Allgäuer Grasberg mit steilen, begrünten Flanken. Ihre nicht unbedeutende Höhe, sowie ihre weit gegen Süden vorgeschobene Lage hat der Rothornspitze den Ruf eines trefflichen Aussichtsberges gesichert. Besonders der Blick auf die Gruppe der Mädelegabel und auf die westliche Hornbachkette ist ein sehr instruktiver. Ein langer, grüner Höhenrücken senkt sich von der Rothornspitze gegen Osten hinab, das Bernhardstal im Süden begrenzend.

Der letzte unter den Gipfeln unseres Seitenkammes ist die unbedeutende **Jöchelspitze** (2226 *m*), die mit ihren bewaldeten Hängen unmittelbar auf die grünen Wiesenböden des Lechtals absetzt.

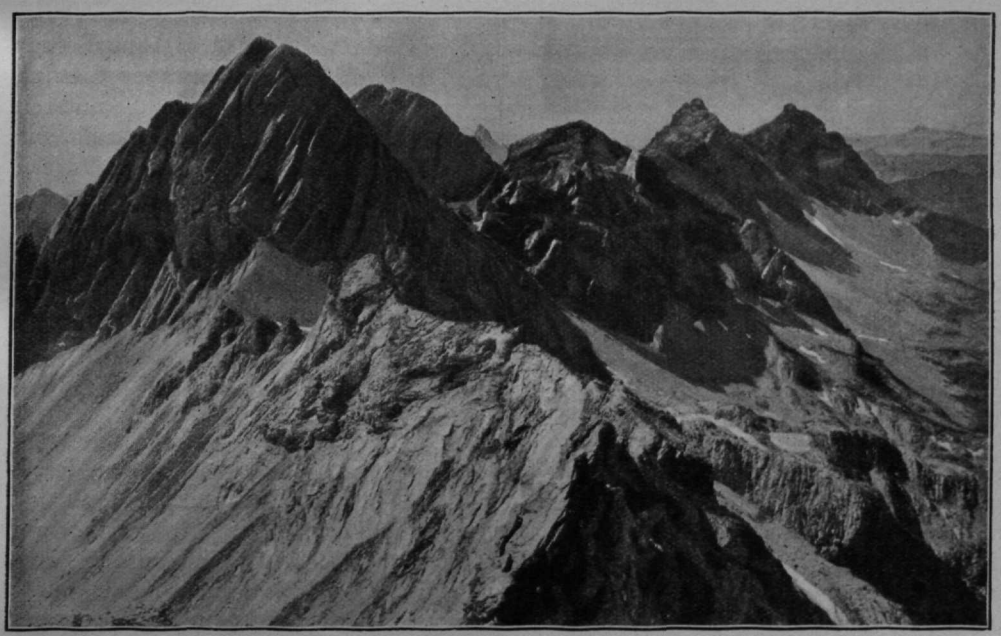
Kehren wir zum Hauptkamm zurück. Zwischen der Hornbachspitze und der im Nordosten des Hermannskars aufragenden Marchspitze bildet er eine langgezogene, nicht gar hohe aber steil ins Kar abbrechende Mauer, die in flachem, nach Süden offenem Bogen das Hermannskar nördlich begrenzt, und die kurz als Faule Wand bezeichnet wird. In neuerer Zeit unterscheidet man eine Westliche und eine Östliche Faulewandspitze, zwei etwas untergeordnete Gipfel, die als kulminierende Punkte diesem Gratabschnitte entragen. Die **Westliche Faulewandspitze** (2485 *m* An.) wurde am 2. September 1894 zuerst von Erich König von der March aus erstiegen.[1]) Den Abstieg nahm er offenbar über den Westgrat bis zur Scharte östlich der Hornbachspitze, von wo er durch eine versteckte Geröllrinne ohne Schwierigkeit das Hermannskar erreichte. Direkt aus dem Hermannskar gewannen den Gipfel am 28. Juli 1900: F. v. Cube, C. Schraube und A. Tafel.[2]) Sie gelangten von der Geröllrinne, die zur Scharte zwischen beiden Gipfeln emporzieht, über eine große, etwa 45° geneigte Plattentafel auf den außerordentlich scharfen Gipfelgrat und über diesen zum Gipfel selbst. Die Tour ist kurz, aber durch ihre originelle Plattenkletterei sehr interessant. Am nämlichen Tag erhielt auch die **Östliche Faulewandspitze** (2475 *m* An.) von den Obengenannten ihren ersten Besuch.[3]) Ihrer Ersteigung stellen sich auf der gewöhnlichen Route aus dem Hermannskar keine Schwierigkeiten entgegen. Der zerklüftete und plattige Ostgrat dagegen, der sich von der Spiehlerscharte in schroffen Türmen zum Gipfel aufbaut, zählt wohl zu den schwierigsten Gratkletterein im Bereich der westlichen Hornbachkette (Dr. F. v. Cube und E. Euringer am 21. August 1903)[4]). Östlich schließt der Kamm der Faulewandspitzen mit der Spiehlerscharte (2390 *m* An.) ab, einem selten benützten Übergang von der March ins Hermannskar.

Als nächster dominierender Gipfel im Hauptkamm folgt die **Marchspitze** (2608 *m*), eine elegant geschnittene, dreikantige Pyramide, eine der auffallendsten und markantesten Bergformen des Allgäus. Mit breiter Basis fußt ihre Südwestwand im Hermannskar, flankiert zur Linken vom Westgrat, der sich steil von der Spiehlerscharte aufschwingt, zur Rechten vom plattigen Südgrat, der deutlich zwei Absätze erkennen läßt. Von zahllosen, horizontal verlaufenden Schichtenbändern durchschnitten, senkt sich gleich einem steilen, riesigen Kirchdach die

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 274. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 46. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00. S. 46. — [4]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1902/03, S. 53.

Nordwand des Berges auf die welligen Weideböden der March; ohne scharfe Abgrenzung geht sie in die Ostwand über, die einen kurzen Sporn gegen die Marchscharte vorschiebt, im übrigen jedoch, besonders gegen das Birgerkar zu, durch jähe Plattenlagen gut verteidigt ist. So zeigt sich die Marchspitze von allen Seiten gesehen nur in vorteilhafter Gestalt, sie sucht nicht durch eine besonders imposante Flanke das Auge des Beobachters zu fesseln, wie etwa der Große Krottenkopf, der seinen einförmigen Südhang hinter mächtigen Abbrüchen zu verbergen bestrebt ist. Frank und frei steht sie da — wohl der schönste Gipfel in der Hornbachkette.

Die erste Besteigung der Marchspitze fällt wahrscheinlich in das Jahr 1854, und zwar soll Müller Lechleitner aus Hinterhornbach bei Gelegenheit der Triangulierungsarbeiten das Gipfelsignal aufgestellt haben.[1]) Ferner berichtet Spiehler,[2])



Blick vom Nordgipfel der Ilfenspitze gegen Westen.

Elbigenalper Gemsschützen hätten den Gipfel vor jeder touristischen Beeinflussung öfters besucht. Jedenfalls war Hermann v. Barth der erste Tourist, der den Gipfel betrat (am 2. Septemper 1869). In seinem »Wegweiser« hat er einen ausführlichen Bericht über seine Besteigung niedergelegt.[3]) Seine Route benützt im wesentlichen den Westgrat, dem er, von der Spiehlerscharte kommend, zunächst auf der Nordseite auswich, den er aber dann unterhalb einiger auffallenden Gratzacken betrat. Die Zacken, die Barth sehr bezeichnend mit dem Namen »Kartenblätter« belegt, überkletterte er, und er erreichte dann, den Grat weiter verfolgend, ohne mehr besondere Schwierigkeiten anzutreffen, den signalgeschmückten Gipfel.

Zehn Jahre später, am 13. Juli 1879, folgten ihm Frhr. v. Feilitzsch und Rösch ebenfalls von der Spiehlerscharte aus. Sie vermieden jedoch im Auf- wie im Abstieg die »Kartenblätter«, die sie auf der Nordflanke umgingen, und eröffneten so den heute üblichen Zugang, der sich bis kurz unter dem Gipfel in der nördlichen Gratflanke hält.

[1]) v. Barth, Nördl. Kalkalpen, S. 279 Anm. — [2]) Erschl. d. Ostalpen, S. 71. — [3]) Wegweiser, S. 395 ff.

Auf welchem Wege am 24. Juli 1881 F. Kösel mit Führer Zobel die Besteigung ausführte,[1]) ist unklar. Wenn ihnen der Gipfel von der Spiehlerscharte unzugänglich erschien, so mußte ihnen der Aufstieg von der Marchscharte aus noch viel bedenklicher vorkommen. Daß sie aber, wie Spiehler andeutet, von der Marchscharte aus ansteigend schließlich quer durch die Südostwand (?) auf die Südwestwand übertraten, ist wohl ausgeschlossen. Einige Stellen in der allerdings sehr kurzen Beschreibung der Tour Kösels deuten mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß die Ostwand den Zugang vermittelt hat und daß die gewählte Route mit dem Anstieg Dr. Botzongs (s. später) identisch ist.

Die »neue Linie«, die Chr. Wolff und Dr. Modlmayr am 14. August 1890 von der Spiehlerscharte aus einschlugen,[2]) muß meines Erachtens als eine Variante der Route Feilitzsch—Rösch aufgefaßt werden. Sie hält sich im oberen Teil mehr auf den Schichtenbändern der Nordwand und erreicht erst unmittelbar vor dem Gipfel den Westgrat.

Einen ganz neuen Anstieg führte am 27. August 1894 Chr. Wolff mit Führer Schiffer durch.[3]) Sie stiegen von der Marchscharte aus in einer etwa 20 Schritte nördlich der Scharte ausmündenden Felsrinne empor, durchkletterten so die unteren Partien der Nordostwand, traten dann auf die Nordwand über, wo sie auf eine Schlucht stießen, die von einer Scharte zwischen Gipfel und einem östlichen Vorbau nach Norden herabzieht. Diese Schlucht verfolgten sie bis zum Grat, über den sie mit wenigen Schritten nach Westen zum Gipfel der Marchspitze kamen (Nordostroute).

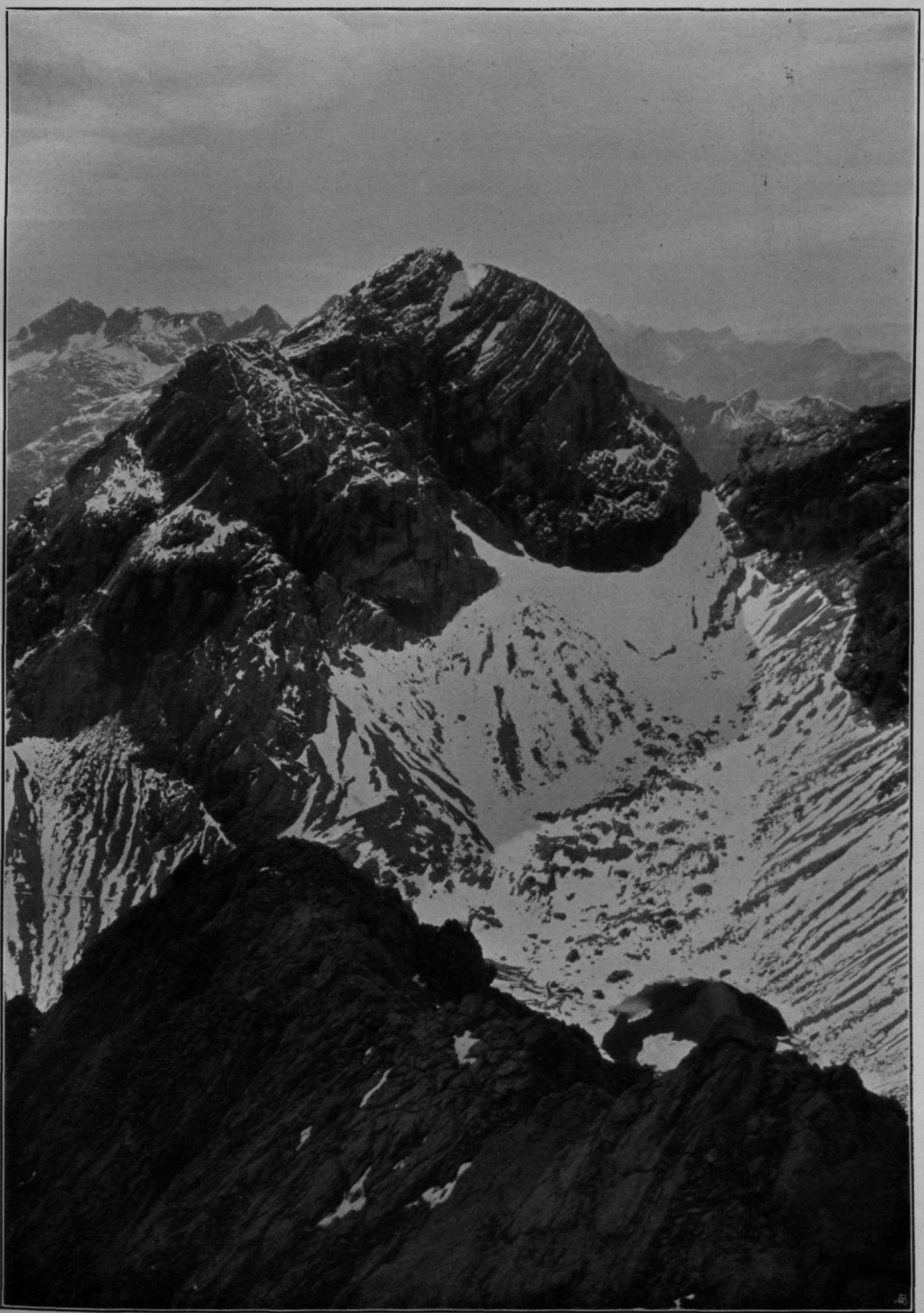
Der zweifellos eleganteste Zugang zu unserem Gipfel, der plattige, zum Putzschartl absetzende Südgrat, wurde am 1. September 1899 von F. v. Cube, E. Enzensperger, L. L. Kleintjes und H. Lossen eröffnet.[4]) Die Kletterei ist nicht leicht und stellenweise recht exponiert. Die Überwindung zweier Abbrüche erfordert Vorsicht und Gewandtheit. Die Tour, die zu den schönsten in der westlichen Hornbachkette zählt, ist seitdem schon oft wiederholt worden.

Bei einer Rundtour um das Birgerkar am 22. August 1901 fand Dr. C. Botzong einen neuen, sehr bemerkenswerten Weg über die eigentliche Ostwand der Marchspitze. Seine Route, die als kürzester Zugang aus dem Birgerkar gelten muß, hat mit der oben beschriebenen Wolffschen Nordostroute nichts gemein. Sie beginnt direkt an der Marchscharte, da wo sich das Geröll zu höchst in die Wand einspitzt, und geht über ein auffallendes, links von einer Rippe begrenztes Band schräg nach links in die Höhe bis zu einer kleinen Terrasse, von der aus ein tiefes, plattiges Couloir scharf nach rechts emporzieht. Zuerst erklettert man im Couloir, dann auf der breiten Plattenlage zu seiner Rechten den Schichtkopf der Platte und erreicht von da die Scharte zwischen östlichem Vorgipfel und Hauptgipfel. Erst hier vereinigt sich die Botzongsche Route mit der Wolffschen, durch die Nordschlucht emporkommenden Nordostroute.[5])

Am 23. September 1901 endlich ist auch die Südwestwand der Marchspitze gefallen. Dr. H. Lossen fand den Durchstieg durch den unteren, steilen Plattengürtel, der den oberen, schwächer geneigten Teil der Wand bis dahin so gut verteidigt hatte.[6])

Ein kurzer Seitenkamm löst sich von der Marchspitze nach Süden los. Er bildet die Scheidewand zwischen Hermannskar und Birgerkar und trägt zwei Gipfel, den Hermannskarturm und die Hermannskarspitze, die durch den schmalen Griessattel des Putzschartls (2380 *m* An.) mit der Marchspitze zusammenhängen. Die

[1]) Erschl. d. Ostalpen, S. 71. — [2]) Modlmayr, Oberstdorf u. Umgebung, V. Aufl, S. 101. — [3]) Sämtliche Angaben über die von Chr. Wolff in den Jahren 1892—1895 ausgeführten Touren entnehme ich seinen auf das freundlichste zur Verfügung gestellten Privataufzeichnungen. Prof. Wolff hat leider niemals über seine Touren etwas veröffentlicht. — [4]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 44. — [5]) Freundl. Privatmitteilung. — [6]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 47.



Naturaufnahme von Dr. F. von Cube. Bruckmann aut. et impr.

Der Große Krottenkopf, 2657 m, von der Marchspitze.

Hermannskarspitze (2470 *m* An.) stellt sich als gezackte, nach Süden immer mehr an Höhe zunehmende Mauer dar, die sich aus dem Hermannskar in steilgeschichteter, von tiefen Klüften durchrissener Wand aufbaut, während ihre Ostflanke zunächst vom Putzschartl weg sich in mäßig geneigtem Schrofenhang abdacht, dann aber in ihrem südlichen Teil senkrecht, teilweise sogar überhängend zum Karboden niederbricht. Nach Süden schiebt sie den klotzigen **Hermannskarturm** (2435 *m* An.) vor. Auch er fällt nach drei Seiten in Steilwänden ab, während seine der Hermannskarspitze zugewandte Nordseite gangbares Terrain erkennen läßt. Eine scharf eingeschnittene Scharte trennt beide Erhebungen.

E. Diehl, E. Enzensperger und Dr. M. Madlener führten am 14. August 1899 die erste Ersteigung der Hermannskarspitze aus,[1]) und zwar im wesentlichen über den Nordgrat, dessen zersplitterte und brüchige Gratschneide sie im oberen Teil durch Ausweichen auf der Westseite vermieden. Am 13. Juli 1900 fiel auch der Hermannskarturm.[2]) Dr. H. Uhde mit Führer Braxmair durchstiegen die aus dem Hermannskar zur Scharte zwischen beiden Gipfeln emporziehende Schlucht, die in ihrem unteren Teil einige schwierige Absätze aufwies, und gewannen über brüchige Felsen den Gipfel des Turms. Er hatte den Ruf eines schwer zugänglichen Gipfels nicht lange gewahrt. Ebenso wie die Ersteigung des Turms bot auch der Übergang zur Hermannskarspitze keine großen Schwierigkeiten. Die erste Überschreitung des Hermannskarturms mit direktem Aufstieg über die Ostwand gelang am 5. August 1900 F. v. Cube und A. Schulze in schwieriger Kletterei. Den Einstieg vermittelte ihnen ein breites, von Süd nach Nord steil in die Ostwand emporziehendes Grasband, von dessen kanzelartigem Ende die Wand in gerader Linie zum Gipfel durchklettert wurde.[3]) Die hier aufgeführten Klettereien sind alle kurz und lohnen nur in Verbindung mit einer Ersteigung der Marchspitze über den Südgrat. Für einen ausdauernden Felssteiger wäre die Überkletterung sämtlicher das Hermannskar umrahmenden Gipfel eine dankbare, hochinteressante Aufgabe.

Verfolgen wir den Hauptkamm in östlicher Richtung weiter. Die Einkerbung unmittelbar östlich der Marchspitze ist die Marchscharte (2415 *m*). Über sie führt ein markiertes Steiglein von der March ins Birgerkar, wo es sich mit dem Höhenweg zur Hermann v. Barth-Hütte vereinigt. Auch kann man direkt ins Bernhardstal und nach Elbigenalp gelangen, wenn man der alten Markierung talwärts folgt. Ein wenig interessantes, zackenbesetztes Gratstück bildet zunächst die nördliche Begrenzung des Birgerkars. Fast jede seiner Scharten, die sich zwischen den plattigen Gratzähnen einsenken, ist auf der Südseite über loses Geröll und morschen Fels zu erreichen. Erst weiter östlich schwingt sich der Grat endgültig zur Ilfenspitze auf.

Die **Ilfenspitze** (2530 *m* An.)[4]) steigt mit breiter, im allgemeinen wenig geneigter Wandflucht aus dem Birgerkar auf, dessen nordöstliche und östliche Begrenzung sie bildet. Wir unterscheiden zwei ungefähr gleich hohe Gipfel; der Nordgipfel präsentiert sich als gedrungene, nach Nordwesten kurz und steil auf die Fortsetzung des Grates abbrechende Felsmauer, an deren unterem Rande sich ein breites Geröllband hinzieht, das seinerseits den eigentlichen Gipfelaufbau von dem unteren Teil der Wand, einem mäßig geneigten Schrofengürtel abtrennt. Südwärts senkt sich der Gipfelgrat zu einer schmalen, griesbedeckten Scharte, aus der unmittelbar der Südgipfel (2525 *m* An.) aufstrebt, dessen langer, mit einer ganzen Reihe von abenteuerlichen Zähnen bestandener Südgrat in steil aufgeworfenen Schichtenlagen sich aufbaut. Auf der Nordseite sind die Verhältnisse etwas komplizierter. Dort schneidet das schmale, unten durch eine Steilstufe abgeschlossene Ilfenkar bis hoch

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 41. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 46. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 47. — [4]) Die Kote 2592 der D. R. K. ist offenbar viel zu hoch.

hinauf in das Massiv ein. Die oberste Mulde des Ilfenkars wird durch die überaus steilen Nordostabbrüche der beiden Gipfel abgeschlossen. Nur der nordwestliche Vorgipfel ist aus dem Kar zugänglich. Zwischen Ilfenkar und dem zur Marchscharte emporziehenden Geröllhang senkt sich ein mächtiger Fels- und Schrofenrücken zu Tal, der — wenn man will — als Nordwand der Ilfenspitze bezeichnet werden kann und in einer Höhe von etwa 1850 *m* auf den obersten, abschüssigen Mähdern der Petersbergeralpe fußt. Gegen das Wolfebenerkar endlich ist der Südgipfel der Ilfenspitze mit einer Plattenwand gepanzert, die zwar nicht hoch, aber desto glatter aus dem Geröll aufsteigt. Der Nordgipfel ist — wie aus der Kartenskizze ersichtlich — nicht an der Umrahmung des Wolfebenerkars beteiligt. Ein Übergang aus dem Ilfenkar ins Wolfebenerkar ist nicht gut möglich, da die rechtwinkelig eingeschnittene tiefste Scharte im Verbindungsgrat Ilfenspitze—Plattenspitze zwar von Süden über geröllbedeckte Platten erreicht werden kann, nach Norden dagegen in senkrechter, dazu noch brüchiger Wand in den obersten Boden des Ilfenkars abbricht. Von der Scharte aus bäumt sich der durch senkrechte Absätze unterbrochene und überaus scharfe Ostgrat zum Südgipfel auf.

Die leichtesten Anstiege führen aus dem Birgerkar auf beide Gipfel, und da besonders der Nordgipfel ohne Schwierigkeit von dieser Seite zugänglich ist, so ist es zweifellos, daß Hirten und Jäger oft genug seinen Scheitel betreten hatten, bevor der erste Tourist kam. Chr. Wolff besuchte am 6. August 1892 den Nordgipfel. Er stieg vom Birgerkar über Schrofen zum rechten Ende des oben erwähnten Geröllbandes. Eine breite Rinne, deren unterer, teilweise etwas plattiger Abschnitt — wie später Wolff selbst feststellte — durch eine versteckte, schluchtartige, in den Abbruch des Südgipfels eingeschnittene Rinne vorteilhaft umgangen werden kann, vermittelte den Anstieg zur Scharte zwischen beiden Gipfeln, von der der sanftgeneigte Grat in einigen Minuten zum Nordgipfel führte. Der Südgipfel erhielt seinen — wahrscheinlich ersten — Besuch am 3. August 1900 durch F. v. Cube, L. L. Kleintjes und F. Rosenplänter. In der zur Gipfelscharte emporziehenden Schlucht steigt ein abschüssiges, griffarmes Plattenband, das erst über einen kleinen Überhang erreicht werden kann, zu den brüchigen Felsstufen des Gipfels. Diese Route wurde in der Folgezeit selten mehr wiederholt, da es sich einerseits herausstellte, daß der Südgipfel direkt von der Scharte aus zugänglich war (F. v. Cube und A. Schulze, 6. September 1900 im Abstieg; A. Heinrich und H. Leberle, am 28. September 1900 im Aufstieg), anderseits eine neue, leichtere, weiter südlich durch die Westwand führende Route aus dem Birgerkar gefunden wurde (F. v. Cube und Hüttenwart Saurer am 26. Juli 1901).[1]) Diese gewinnt das auffallende, von Norden nach Süden gegen den Südgrat emporziehende Geröllband etwa in der Fallinie des Südgipfels, verfolgt es etwa 50 *m* und wendet sich dann einer tiefen Plattenrinne zu, die scharf nach links zur Scharte südlich des Gipfels emporleitet.

Immer mehr hatte sich inzwischen das Bedürfnis geltend gemacht, von der H. v. Barth-Hütte im Wolfebenerkar einen direkten Anstieg zur Ilfenspitze ausfindig zu machen, ohne erst in das Birgerkar seinen Weg nehmen zu müssen. Am 2. September 1900 verließen F. v. Cube, A. und G. Schulze die H. von Barth-Hütte, um aus dem oberen Wolfebenerkar einen Angriff auf die plattige Südostwand zu wagen. Die einzige Möglichkeit eines Durchstiegs bot sich in einer steilen, gegen die Südscharte verlaufenden Verschneidung. In nicht leichter Kletterei gewannen sie den Grat in der Südscharte. Während G. Schulze zum Birgerkar abstieg, gelang es F. v. Cube und A. Schulze, den Abstieg über den ungemein steilen und scharfen

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 46.

Ostgrat zu bewerkstelligen, eine Route, die zu den schwierigsten Touren im Gebiet der H. v. Barth-Hütte zählt.[1]) Bereits einige Tage später, am 6. September 1900, wurde dem Berg wieder ein neuer Weg abgerungen (F. v. Cube und A. Schulze),[2]) ein Weg, der in der Folgezeit sehr beliebt wurde. Es war dies der Südgrat, der für einen einigermaßen geübten Kletterer den kürzesten und interessantesten Zugang von der H. v. Barth-Hütte auf den Südgipfel bedeutet. Im Anschluß daran wurde, wie bereits erwähnt, der erste Übergang zum Nordgipfel ausgeführt und der Abstieg über dessen Westgrat gegen die Marchscharte zu genommen. Dabei wurde auch die Ersteiglichkeit des Nordgipfels aus dem Ilfenkar festgestellt.

Der Ilfenspitze folgt östlich das Gipfelpaar der **Plattenspitzen** (2443 *m*), deren Südabbruch mit mächtigen, schräg aufeinander getürmten Plattenlagen das Wolfebenerkar im Norden begrenzt. Auch hier unterscheiden wir zwei, durch einen kurzen, horizontalen Grat miteinander verbundene Gipfel, den der Ilfenspitze zugewendeten Westgipfel und den Ostgipfel als Ausgangspunkt des nach Süden streichenden Scheidekammes der Wolfebenerspitzen. Ein breiter, sich oben zuspitzender Felsrücken, der sich vom westlichen Gipfel nordwärts ins Hornbachtal senkt, trennt das Ilfenkar von einer bis hoch zur Gipfelmauer der Plattenspitzen hinaufreichenden, schmalen Karmulde, die unten in das weite Becken des Schöneckerkars einmündet. Recht unbedeutend sieht der Ostgipfel vom Balschtekar aus. Die grasbedeckten Schrofen reichen hier bis dicht unter den Gipfel, der nur durch seine etwa 15 *m* hohe Plattenkrone den weidenden Schafen den Zugang verwehrt. Seine erste nachweisbare Ersteigung geschah durch Chr. Wolff am 2. August 1892 aus dem Balschtekar über den Ostgrat. Am 11. Oktober 1899 betrat H. Uhde mit Führer Braxmair den Gipfel.[3]) Uhde, der von Wolff's Besteigung keine Kenntnis hatte, taufte den Berg »Braxmair-Spitze«, ein Name der sich jedoch nicht einzubürgern vermochte. Der Westgipfel erhielt am 1. August 1900 durch F. v. Cube, L. L. Kleintjes und F. Rosenplaenter seinen ersten Besuch vom Ostgipfel her.[4]) Einen neuen Abstieg vom Westgipfel ins Wolfebenerkar führten Dr. C. Botzong und O. Schuster am 16. August 1900 aus;[5]) sie verließen den Westgrat an der dritten Scharte und erreichten nach kurzer Zeit über geröllbedeckte Platten den Karboden. Die Route von H. und W. Lossen[6]) dürfte sich im wesentlichen mit der eben beschriebenen decken. Bei ihrer Rundtour um das Wolfebenerkar überkletterten H. Leberle und A. Heinrich den Westgrat vollständig.[7]) Der letzte Abbruch in die Scharte stellte außergewöhnliche Schwierigkeiten entgegen.

Die eigentlichen »Hüttengipfel« der H. v. Barth-Hütte sind die **Wolfebenerspitzen,** die mit nahezu senkrechten Wänden ins Wolfebenerkar abstürzen, welches sie im Osten begrenzen. Der Hütte am nächsten steht die Südliche Wolfebenerspitze (ca. 2350 *m*), deren pralle, der Hütte zugekehrte Südwand in ihrer ganzen Höhe von einem finstern Schlund durchrissen ist, dem großen Kamin der Südwand, der zwischen Hauptgipfel und einem nach Südosten vorgeschobenen Vorgipfel mündet. Dieser südöstliche Vorgipfel ist nichts weiter als der Schichtenkopf einer Riesenplatte, deren rechte Kante, die »Südostkante«, die Südwand scharf von der dem Balschtekar zugewandten Ostwand scheidet. Auch die Ostwand der Wolfebenerspitzen ist von respektabler Neigung, so daß der ganze Kamm einer schmalen,

---

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 46. Erwähnenswert ist es, daß fast sämtliche Touren in der Umrahmung des Wolfebenerkars, unter ihnen auch der schwierige Ostgrat der Ilfenspitze, als Wintertouren in der Zeit vom 25. bis 28. März 1904 von Mitgliedern des A. A.-V. M. ausgeführt wurden. (Buchner, M. Mayerhofer, F. Scheck, Schneider und A. Schulze.) — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 51. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 47. — [4]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 47. — [5]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 48. — [6]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 47. — [7]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 52.

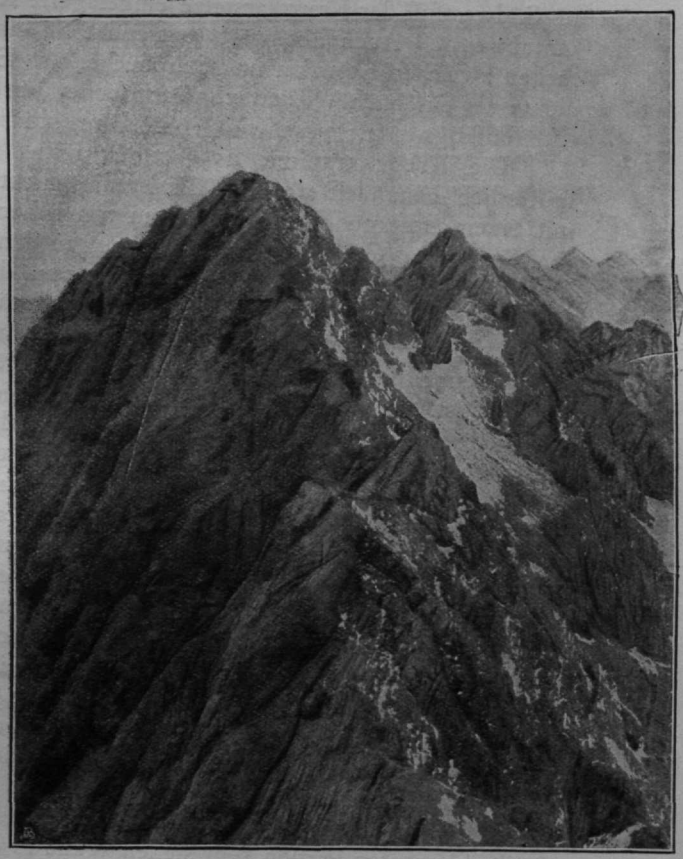
hohen, oben stark zerborstenen Riesenmauer gleicht. Der Verbindungsgrat zur Nördlichen Wolfebenerspitze (ca. 2370 *m*) und der gegen die Wolfebenerscharte streichende Nordgrat sind mit klotzigen Türmen und abenteuerlichen Zacken besetzt, die unseren Gipfeln ein keckes und herausforderndes Ansehen verleihen.

Die erste Ersteigung beider Gipfel glückte am 8. August 1900 A. Schulze.[1]) Von der H. v. Barth-Hütte stieg er zur Südostscharte empor, von der er auf anfangs breitem, dann sich stark verjüngendem Bande in die Ostwand querte. Von einer kleinen Geröllterrasse, die er auf diese Weise erreichte, folgte er dem in der ursprünglichen Richtung schräg gegen den Grat zu sich fortsetzenden Bande, gewann den Grat etwa in der Mitte zwischen beiden Gipfeln, trat auf die Westseite über, wo er auf schmalen, exponierten Bändern zwei Türme umging, und kam schließlich über eine kurze, ausgesetzte Wandstufe von Nordwesten her auf den Gipfel der Südlichen Wolfebenerspitze. Dieser Umweg erwies sich als unnötig. Die jetzt allgemein übliche Route führt von der erwähnten Geröllterasse direkt durch eine kurze, kaminartige Rinne zum Grat und in wenigen Schritten zum Gipfel. Beim Übergange zur Nördlichen Wolfebenerspitze wich Schulze den ersten Türmen auf den exponierten Bändern der Westseite aus, später hielt er sich auf der Ostflanke des Grats.

Seine Nachfolger waren F. von Cube, L. L. Kleintjes und F. A. Meyer, die trotz eines einige Zeit vorher abgeschlagenen Angriffs auf die Ostwand am 23. August 1900 nochmals den Berg von dieser Seite angingen.[2]) Am untern Ende einer auffallend hellen Gesteinsschicht, die von der Nördlichen Wolfebenerspitze herabstreichend die ganze Ostwand durchsetzt, stiegen sie in die Felsen ein und durchkletterten die Wand in ungefähr gerader Richtung zum Grat, den sie etwa in der Mitte zwischen beiden Gipfeln betraten. Von der Nördlichen Wolfebenerspitze nahmen sie ihren Abstieg über den noch unbegangenen Nordgrat zur Wolfebenerscharte. Eigenartige Schwierigkeiten bereitete die Überkletterung eines großen Gratfensters, gebildet durch zwei mächtige, sich gegenseitig stützende Blöcke, die eine tiefeingerissene Gratscharte überbrückten. Die Lösung des vornehmsten Problems an den Wolfebenerspitzen, die Durchkletterung des großen Kamins der Südwand, gelang am 5. September 1900 F. v. Cube und A. Schulze.[3]) Der Kamin, der dem Schmittkamin an der Fünffingerspitze in keiner Weise nachsteht, hat eine Höhe von rund 100 *m*. Der Einstieg befindet sich unterhalb der Stelle, wo der zur Südostscharte emporziehende, begrünte Schuttkegel in eine Plattenrinne übergeht, nur 25 Minuten von der H. v. Barth-Hütte entfernt. Über einen eingeklemmten Block stemmt man sich zunächst 10 *m* empor zu einer kurzen, horizontal verlaufenden Schneide. Hier setzt der eigentliche Kamin an. Senkrecht, mit glatten Wänden, oben durch einen mächtigen, gelben Überhang abgesperrt, spaltet er die ganze Wand von oben bis unten. Der Anblick des Schlundes gleicht genau dem des Schmittkamins von der »Kanzel« aus. Einige sehr schwierige, meist wasserüberronnene Stufen sind zunächst zu überwinden. Dann steht man auf einem kleinen Vorsprung an der linken Kaminwand. Es ist der letzte Rastpunkt unter den Überhängen; erst 50 *m* höher oben folgt der nächste. Zwischen beiden kann man nur in der Stemm- oder Spreizlage Atem schöpfen. Die Erkletterung dieses mittleren Kaminabschnittes ist infolgedessen sehr schwer und anstrengend, umsomehr als die Schwierigkeiten nach oben zunehmen. Besonders der große, gelbe Überhang erfordert sowohl Kraft wie Vorsicht. Da heißt es zuerst im rechten Riß ca. 8—10 *m* emporspreizen zu einem kleinen Gufel — es ist dies die schwierigste Stelle im ganzen Kamin —, dann eine Traverse auf schmaler Leiste um einen gelben, vorgebauchten Block in den linken moosigen Riß auszuführen, der von unten nicht

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 47. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 48. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 50.

erreichbar ist. Ein kurzer, aber sehr schwerer Überhang nimmt noch unsere ganze Kraft in Anspruch: dann erst erreichen wir den langersehnten Rastpunkt, eine kleine, freie Plattform an der linken Kaminseite. Aber noch sind die Schwierigkeiten nicht zu Ende. Es gilt über eine beinahe griff- und trittlose, stark geneigte Platte die Fortsetzung des Kamins wieder zu gewinnen — eine etwas ungemütliche Stelle, die große Vorsicht erheischt. Einige Meter noch und der Kamin erweitert sich zu einer Geröllschlucht, die in der Scharte zwischen Haupt- und südöstlichem Vorgipfel mündet. Keine Tour im unmittelbaren Bereich der H. v. Barth-Hütte kann sich mit der Besteigung der Südlichen Wolfebenerspitze durch den Südwandkamin messen. Eine überaus luftige und originelle Kletterei eröffneten H. und W. Lossen mit ihrem Anstieg über die Südostkante am 29. September 1901, ein Zugang, der sich in der Folgezeit viele Freunde erwarb.[1])



Noppenspitze und Kreuzkarspitze von Osten.

Kehren wir zum Hauptkamm zurück, von dem wir uns an der östlichen Plattenspitze getrennt hatten. Es tut uns beinahe leid, wenn wir ihn in seinem nächsten, bis zur Balschtespitze reichenden Abschnitt zu einem formlosen, fast bis oben begrünten Scheidekamm zwischen den weiten Becken des Balschte- und Schöneckerkars degradiert sehen. Wohl ist seine Schneide an manchen Stellen arg gezahnt und zerrissen, doch reichen fast überall die Weideböden und das Geröll bis hoch zur Gratflanke. Die beiden riesigen, im Hauptkamm aneinanderstoßenden Kare, der Mangel eines wirksamen Abschlusses durch eine den Dimensionen dieser großen Becken entsprechende Gipfelumrahmung, endlich das etwas formlose Profil des in diesem Teil sehr niedrigen Hauptkammes lassen wirksame, das Hochgebirge charakterisierende Landschaftsbilder vermissen. Zwei breite Einschartungen stellen die Verbindung zwischen Nord und Süd her. Die östliche von ihnen ist die Schöneckerscharte (ca. 2230 *m*). Über sie führt der markierte Weg von Hinterhornbach zur Hermann v. Barth-Hütte und nach Elbigenalp im Lechtal. Die Kammerhebung zwischen beiden ist der Schöneckerkopf, der

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1900/01, S. 48. Einige Wochen vorher, am 23. August 1901, fand Dr. C. Botzong einen Anstieg in der Nähe der Südostkante, dem jedoch der Lossensche Weg entschieden den Rang abgelaufen hat.

vor seiner ersten »touristischen« Ersteigung[1]) oft genug den Besuch von Jägern und Hirten erhalten haben mag. Die Überschreitung von Ost nach West über die hier stark zerklüftete Schneide des Hauptkammes führten gelegentlich ihrer Rundtour um das Balschtekar A. Heinrich und H. Leberle am 29. September 1900 durch.[2]) Östlich der Schöneckerscharte steht die **Balschtespitze** (2488 *m*). In schwach geneigten, nach abwärts in einen steileren Gürtel übergehenden Hängen dacht sie sich gegen Südwesten ab. Nach Süden springt ein kurzer Seitenast vor, der unvermittelt mit einem kanzelartigen Vorbau, dem Balschteturm, ins Kar abbricht und eine kleine, am Südwestfuß der Kreuzkarspitze eingelagerte Karmulde vom eigentlichen Balschtekar abtrennt. Auch nordwärts entsendet sie einen steilen Felskamm, den Scheiderücken zwischen Kreuzkar und Schöneckerkar. Eigentlich ist die Balschtespitze weiter nichts als ein nach Westen vorgeschobener Vorbau der Kreuzkarspitze, mit der sie eine anfangs sanft geschwungene, dann scharf gezahnte Gratschneide verbindet.

Die **Kreuzkarspitze** (2595 *m*) ist bisher in der Literatur merkwürdig stiefmütterlich behandelt worden. Es ist dies nicht etwa ein Zeichen, daß wir es hier mit einem untergeordneten Gipfel zu tun haben, im Gegenteil, sie zählt ebenso wie ihr Nachbar im Osten, die Noppenspitze, zu den bedeutendsten Gipfeln des Allgäus. Der ganze Abschnitt der Hornbachkette von der Marchspitze bis zur Bretterspitze war eben bis vor wenigen Jahren noch ein vollständig unbekanntes Gebiet. Hermann v. Barth, der diesen Teil der Kette nie besucht hat, nennt die Kreuzkarspitze den westlichen Kreuzkarlekopf im Gegensatz zum östlichen, mit dem die Noppenspitze gemeint ist. Es berührt eigentümlich, wenn die beiden dominierenden Gipfel eines Kammabschnittes von über 7 *km* Länge (von der Marchscharte bis zur Bretterspitze gerechnet), Gipfel, die zum Beispiel der Mädelegabel oder der Marchspitze vollständig ebenbürtig sind, so lange unbeachtet bleiben konnten. Noch dazu ist die Kreuzkarspitze leicht zu ersteigen und ihre Aussicht zählt zu den schönsten im Allgäu.

Vom Balschtekar aus betrachtet macht unser Gipfel einen imposanten, aber durchaus nicht abschreckenden Eindruck. Der Bergsteiger erkennt hier bald die schwache Seite; denn der Felsrücken, der sich von ihm nach Süden loslöst und in seinem weiteren Verlauf in den gezackten Kamm der Söllerköpfe übergeht, ist vom Kar aus leicht zugänglich. Von ihm aus gewinnt man den Gipfel durch eine nach Südwesten herabziehende Geröllschlucht. Aus dem Noppenkar sieht er schon unzugänglicher aus; denn seine Südostflanke schlichtet sich in großen Plattentafeln auf. Ein breites, sich nach aufwärts verschmälerndes Geröllband, das den Absturz schräg nach links durchsetzt, weist auch von dieser Seite den Weg.

Nach Norden dagegen stürzt die Kreuzkarspitze in einer etwa 500 *m* hohen, in ihren unteren Partien sehr steilen Wand in den einsamen Kessel des Kreuzkars ab.

Es würde mich wundern, wenn der Gipfel nicht bereits im Jahre 1854 bei Gelegenheit der Landesvermessung erstiegen worden wäre. Doch ist hierüber nichts bekannt geworden. Ob fernerhin Jäger oder Hirten, die in der Ersteigungsgeschichte eines jeden nicht gerade sehr schwierig zugänglichen Berges eine große Rolle spielen, ihre Tätigkeit auch an der Kreuzkarspitze entfaltet haben, läßt sich ebenfalls nicht mit Sicherheit nachweisen. Jedenfalls betrat ihren Scheitel als erster Tourist Chr. Wolff, der am 8. August 1892 ohne Begleitung vom Balschtekar aus zunächst zum Sattel unmittelbar südlich des Gipfelbaues aufstieg und durch eine steile, von Südwesten emporziehende Geröllrinne das Ziel erreichte. Seinen Abstieg nahm er vom Sattel aus ins Noppenkar. Sieben Jahre hatte der Gipfel Ruhe. Erst am 4. September 1899 ward sein Frieden wieder gestört. F. von Cube, E. Enzensperger, Dr. Hermann, L. L. Kleintjes, H. und W. Lossen führten an diesem Tage die erste Überschreitung

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 46. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 52.

von Süd nach Nord durch.[1]) Der Abstieg über die Nordwand nahm infolge der großen Teilnehmerzahl, die bei dem brüchigen Gestein ein nur langsames Fortbewegen gestattete, 6½ Stunden in Anspruch. Während der obere Teil der Wand sich dachartig in nicht zu großer Neigung absenkt, stürzt ihre untere Zone fast senkrecht ins Kreuzkar ab. Der Durchstieg durch diese Wandzone wurde unter erheblichen Schwierigkeiten an der Stelle bewerkstelligt, wo etwas westlich der Gipfelfallinie eine kleine Steilmulde sich hoch in die Wand einspitzt. Bei einbrechender Nacht erreichte die Partie den obersten Boden des Kreuzkars, wo ein Freilager bezogen werden mußte.

Die nächste Überschreitung der Kreuzkarspitze auf neuen Wegen, und zwar von Ost nach West, gelang genau ein Jahr später, am 4. September 1900.[2]) Von der Noppenspitze kommend, gewannen F. v. Cube und A. Schulze in überraschend kurzer Zeit den Gipfel über den Ostgrat, dessen scharfe Schneide aus festem, plattigem Gestein eine prächtige Kletterei bot. Wesentlich schwieriger gestaltete sich der Abstieg über den schon erwähnten, zur Balschtespitze herüberstreichenden, gezahnten und brüchigen Westgrat. Einen Anstieg aus dem Noppenkar, der jedoch gegenüber der Wolffschen Route keine großen Vorteile bietet, fand W. Lossen am 10. September 1900.[3]) Er benützte jenes breite Geröllband, das, wie oben erwähnt, durch die Südostflanke gegen den Südgrat emporzieht und zuletzt in steile Plattenhänge übergeht. Der Südgrat wurde ca. 40 *m* unter dem Gipfel betreten. Mit Ausnahme des Wolffschen Weges aus dem Balschtekar (gewöhnlicher Anstieg) und des von der Balschtespitze ausgehenden Westgrats, der sich in der Folgezeit einer gewissen Beliebtheit erfreute, wurde keine der genannten Routen wiederholt.

Der von der Kreuzkarspitze nach Süden streichende Seitenkamm, welcher sich anfangs als breiter Rücken herabsenkt, geht alsbald in einen zerrissenen Felskamm über; in einem weit gegen das Lechtal vorgeschobenen, als Schrofen oder Rote Wand (2270 *m*) bezeichneten Zacken findet er seinen Abschluß. Die Länge dieses Kammes, sowie sein horizontaler Verlauf rechtfertigten es, wenn wir seinen zwei markantesten Erhebungen den Rang von Gipfeln zusprechen. Den nördlichen, der Kreuzkarspitze zunächst gelegenen Turm bezeichnen wir als **Nördlichen Söllerkopf.** Ein langer, zersplitterter Grat verbindet ihn mit dem **Südlichen Söllerkopf.** Beide brechen als senkrechte Mauer ins Noppenkar ab. Zwischen Südlichem Söllerkopf und dem Schrofen senkt sich der begrünte Balschtesattel in den Kamm ein. Die ersten Ersteiger des Südlichen Söllerkopfs werden wohl Hirten gewesen sein; denn vom Balschtesattel aus, über den der Schafsteig ins Noppenkar hinüberführt, braucht man knapp ½ Stunde keineswegs schwieriger Kletterei, um zum Gipfel zu gelangen. Der Nördliche Söllerkopf erhielt seinen ersten Besuch am 29. September 1900 über den Nordgrat durch A. Heinrich und H. Leberle bei Gelegenheit ihrer Rundtour um das Balschtekar.[4]) Die Kletterei ist nicht leicht, der Gratübergang zum Südlichen Söllerkopf stellenweise sogar sehr schwer.

Etwa 1 *km* östlich der Kreuzkarspitze schwingt sich der Hauptkamm zu einem der markantesten Gipfel unseres Gebiets auf. Es ist die **Noppenspitze** (2596 *m*), der kulminierende Punkt der inneren Hornbachkette. Der die beiden Gipfel verbindende Gratabschnitt bildet die nördliche Begrenzung des Noppenkars. In der Mitte des Grats ragt ein gedrungener Felskopf auf, der nach Norden einen starken Seitenast, den Kamm der Fallewand, ins Hornbachtal vorschiebt. Ein prächtiger Gipfel diese Noppenspitze, von welcher Seite man sie auch betrachten mag. In drei Hochkare setzt sie ihre Wände, drei zackige Grate vereinigen sich in ihrem Scheitel.

Es war am 16. August 1890, als A. Spiehler in Begleitung von J. Schiffer aus Elbigenalp diesen letzten noch unbetretenen unter den Allgäuer Hauptgipfeln

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1898/99, S. 45. — [2]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 50. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 52. — [4]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 52.

in Angriff nahm.[1]) Aus dem obersten Winkel des Noppenkars wandten sie sich dem Hauptkamme zu, den sie westlich der Noppenspitze überschritten. Da der Gipfel von dieser Seite »völlig unangreifbar über dem Grat emporstarrte«, stiegen sie auf der Nordseite gegen das Bretterkar ab. Die steilen, brüchigen Stufen der Nordwand ließen aber auch hier keine Annäherung zu und nötigten zu einem langen Quergang nach Osten. Schließlich erreichten sie »über steilen, vereisten Schnee, dann durch mehrere zum Teil sehr bedenkliche Kamine den Ostgrat, wo er nach links stärker absinkt«. Die Gratstrecke bis zum Gipfel bereitete ihnen noch bedenkliche Schwierigkeiten. »In der Hornbacherkette ist diese Tour weitaus die schlimmste.« So schließt Spiehler seinen Bericht. Den Abstieg nahmen sie ins Bretterkar, wo sie nach langem Umherirren um 11 Uhr abends ein Freilager beziehen mußten.

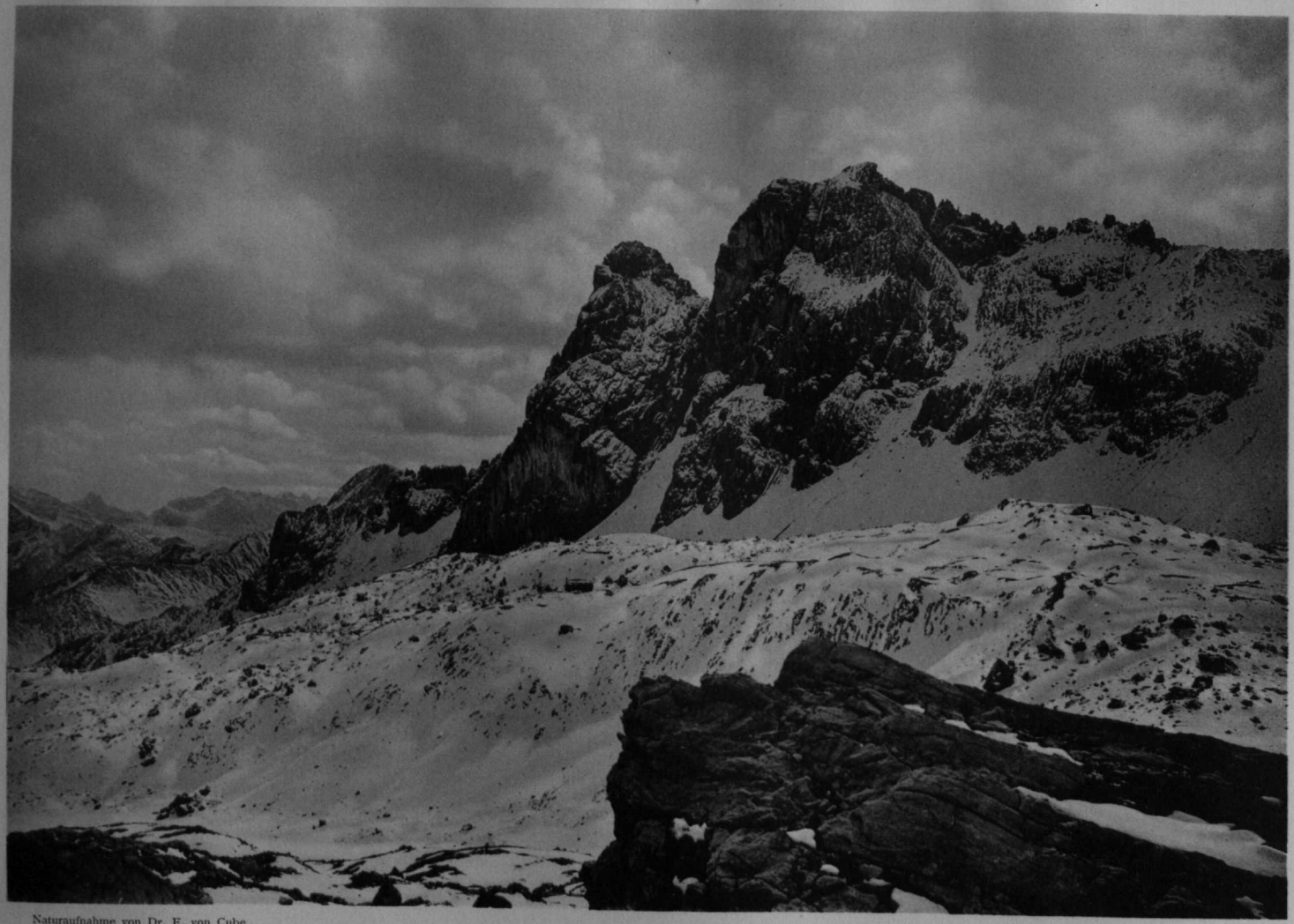
Die Tour Spiehlers ist sicher eine bedeutende touristische Leistung. Doch ist die Route, die er eingeschlagen hat — sie beschreibt um den Berg eine vollständige Spirale —, eine so komplizierte, daß ihr ein praktischer Wert, ganz abgesehen von ihrer Schwierigkeit, nicht zuerkannt werden kann.

Einen bedeutend zweckmäßigeren Anstieg, den jetzt üblichen Weg über die Südwestwand, fand Chr. Wolff am 12. August 1892.[2]) In der Fallinie des Gipfels ist über dem obersten Geröll des Noppenkars eine kleine, dachartig vorspringende Grasterrasse erkennbar. Von dieser Terrasse aus, die von links her ohne Schwierigkeit erreicht wird, wendet man sich in längerem, horizontalem Quergang nach Süden, einer breiten, vom Südgrat herabziehenden Schlucht zu (Wolff war zu dieser Stelle direkt aus dem Kar emporgestiegen, den leichteren Zugang über die Grasterrasse fand er erst im Abstieg). Ohne in die Schlucht einzusteigen, klettert man nun scharf links aufwärts durch plattige Rinnen und über brüchigen Fels stets in der Schichtenrichtung zum Gipfel.

Acht Jahre dauerte es, bis die Noppenspitze wieder Besuch erhielt. F. v. Cube, E. Enzensperger und L. L. Kleintjes wiederholten am 6. August 1900 den Wolffschen Weg. Im gleichen Sommer erstand die H. v. Barth-Hütte im Wolfebenerkar. Von diesem Zeitpunkte ab hat sich die Frequenz unseres Gipfels entschieden gehoben. Wie eingangs erwähnt, entsendet die Noppenspitze gegen den Luchsnachersattel einen mit seltsam gestalteten Sägezähnen besetzten, über 1 *km* langen Grat. Es ist der Südgrat, dessen Überkletterung zu den schönsten Touren im Allgäu zählt. Über ihn gewannen F. v. Cube und A. Schulze am 4. September 1900 den Gipfel.[3]) Da für den gleichen Tag noch die Überschreitung der Kreuzkarspitze auf dem Programme stand, wurde der Abstieg über den Westgrat genommen, den seinerzeit Spiehler als aussichtslos bezeichnet hatte. Der große Gipfelabbruch wurde dicht an seiner nördlichen Kante über sehr brüchige Wandstufen und Kamine überwunden.

Noch zwei Probleme harrten an der Noppenspitze ihrer Lösung: die plattige, ins Sattelkar abstürzende, in ihrem unteren Teil durch Überhänge gut verteidigte Südostwand und der Ostgrat, den Spiehler seinerzeit nur in seinem obersten Teil begangen hatte. Am 23. August 1903 verließen Dr. F. v. Cube und E. Euringer ihr Zeltlager im Seekar unter der Urbeleskarspitze und standen nach drei Stunden am Einstieg zur Südostwand im innersten Winkel des Sattelkars. Die Durchkletterung der Wand erfolgte im wesentlichen in der Fallinie des Gipfels. Ein geröllbedecktes Band leitete von rechts nach links zu dem schon aus dem Kar sichtbaren, wohl 25 *m* hohen, gelben Überhang empor, der in stellenweise sehr schwerer Kletterei in einer glatten, zur linken überwölbten Plattenverschneidung überwunden

[1]) Erschl. d. Ostalpen, S. 77. — [2]) Siehe Anmerkung S. 240. — [3]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1899/00, S. 49.



Naturaufnahme von Dr. F. von Cube

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Hornbachkette: Hermannskarturm und -Spitze aus dem Birgerkar.

wurde. Der obere, nun folgende Teil der Wand stellte kein ernstes Hindernis mehr in den Weg. Die Kletterei nahm zwei Stunden in Anspruch. Der Ostgrat wurde zum Abstieg gewählt. Er ist morsch und brüchig. Ein großer Abbruch in seiner Mitte wurde auf der Nordseite durch einen langen, unten von einem Block gesperrten Kamin umgangen. Weiter unten folgt eine prächtige Kletterei über scharfgeschnittene Kanten riesiger, aus dem Sattelkar aufschießender Plattentafeln. Nach Überkletterung eines klotzigen Grataufschwunges wurde der Grat an der tiefsten Scharte zwischen Noppenspitze und Sattelkarspitze verlassen und in das Sattelkar abgestiegen.[1])

Spiehler gegenüber äußerte einmal E. Wolf aus Häselgehr, er habe längst vor ihm die Noppenspitze erstiegen. Seinen Abstieg habe er ins Sattelkar genommen, wobei er einen gefährlichen Sprung hatte wagen müssen und kaum mit dem Leben davon gekommen sei. Ich weiß nicht, ob man den ganz ungenauen Angaben Wolfs, der u. a. auch an der Urbeleskarspitze schwierigste Anstiege ausgeführt haben will, allzuviel Glauben schenken darf. Man darf nicht vergessen, daß vielfach die Einheimischen, besonders die Jäger und »Wildschützen«, durch die Erfolge der fremden Bergsteiger, denen sich ein Gipfel nach dem andern ergab, sogar die nach der landläufigen Meinung völlig unersteiglichen, in ihrem Ehrgeiz arg getroffen wurden. Da lag nichts näher als diese Erfolge für sich in Anspruch zu nehmen. Wer konnte ihnen das Gegenteil beweisen und warum sollte es ihnen nicht ebensogut, ja noch viel eher gelungen sein, die Schwierigkeiten zu überwinden, ihnen, die doch im Gebirge aufgewachsen waren? Der Beweis der Ersteiglichkeit jener starren Felsgipfel war ja erbracht und noch dazu von jenen Stadtleuten, also riskierten sie auch nichts weiter mit einer solchen Behauptung. Ich traf einmal auf der Hanauerhütte einen bekannten Lechtaler Führer, der auch sonst ausgezeichnetes Jägerlatein sprach. Einige Wochen vorher war die schwierige Ostwand der Schneekarlesspitze von Dr. H. Uhde mit Führer Braxmair durchklettert worden. »Haben Sie denn diese Wand nicht auch schon durchstiegen?« fragte ich ihn harmlos. »Woll, woll, dorten bin ich auf eine Gams zu Schuß gekommen und bin dann mit der Gams am Buckel über die Wand grad n'auf auf den Spitz, bin auch wiedr samt der Gams hinuntergestiegen, denselben Weg, s' war ein schwarer Gang!« Das glaub' ich gern! Hätte er doch die Gams solange unten liegen lassen, dann hätte doch wenigstens seine Erzählung um eine Nuance an Wahrscheinlichkeit gewonnen.



Urbeleskarspitze aus dem Lechtale.

[1]) Jahrb. d. A. A.-V. M. 1902/03, S. 53—55.

Das Wettersteingebirge.

Von

Hans Leberle.

In wuchtiger, breiter Mauer hebt sich aus den walddunklen Höhen zwischen Loisachtal und Gaistal eine hochragende Burg in der schimmernden Pracht grauer Kalkfelsen. Es ist das einsame, unbekannte Wettersteingebirge, oder besser: die weltberühmte Zugspitze mit ihren östlichen Ausläufern, dem Wetterstein-, Blassen- und Waxensteinkamm.

Die Zugspitze — für Tausende die Erinnerung an lange, sonndurchglühte Täler und weite Wege, die Erinnerung an unendlichen Durst, harte Matratzen, an Tabaksqualm, Gejohl und Tanz, an ein seltsames Gefühl inmitten der großen, erdrückenden Stille des Hochgebirges.

Erklimm die Felsburg und sieh hinunter, wie sich der lebendige Strom hereinwälzt durch das Felstor der Partnach und über die Wiesen von Ehrwald im bunten, tollen Gewirr, in den unglaublichsten Gewanden, in den wunderlichsten Kombinationen zwischen Salonhumorist und Bergwanderer, wie ein Faschingszug. Sieh hinab, wie ihr Blick achtlos gleitet über die dräuenden Mauern, über den Zauber von Wald und Tal, wie er sucht und hastet und drängt nach dem ersehnten Ziel, der Zugspitze.

Es ist nicht etwa der Kulminationspunkt des Wettersteingebirges, dem dieses unbegreifliche, enorme Interesse gilt. Mitten durch die Latschenhänge, ober denen die Zugwände ihre Lawinen hereindonnern ins bayrische Schneekar, läuft eine schnurgerade Linie von Süd nach Nord und weiter über Höhen und Tiefen des Vorgeländes und kurz unter dem Gipfel der Vielumworbenen zeichnet die steinerne Mark, wo das Deutsche Reich offiziell endet: Die Zugspitze, 2964 *m*, ist der höchste Punkt Deutschlands.

Das ist das Schlagwort für jene Menge, die die Täler der Gruppe überflutet, sowie die ersten Blumen knospen, bis der rauhere Winter sie wieder heruntertreibt zu anderen Freuden der Mode. Diese Menge ist es, die im Wettersteingebirge herrscht, deren Bedürfnissen und deren Willen man seit Jahrzehnten allein Rechnung getragen. Alle jene auffallenden Erscheinungen, wie sie im Wettersteingebirge überall zutage treten, finden hiermit ihre Erklärung.

Man hat das Wort »Modeberg« geprägt für Gipfel, welche aus irgend einem Grunde, allerdings meist der Schwierigkeiten halber, von Bergsteigern aufgesucht werden. Das war die Zugspitze bis 1870. Jetzt ist sie der Modeberg für alle Welt, wie vielleicht der Wendelstein, der Schlern, der Penegal, bloß mit einem speziellen patriotischen Beigeschmack. Jetzt ist sie ein Geschäftsberg großen Stils, der mächtige Reklameschild des ganzen Loisachtals.

Die Sache sieht sehr übertrieben aus. Aber es gibt tatsächlich keinen Berg in den Ostalpen, der eine ähnliche undefinierbare Stellung wie die Zugspitze einnimmt.

Anscheinend hat dies mit einer Monographie nichts zu tun. Aber gemach! Im Strom dieser Allerweltstouristik ist die Bergsteigerei untergegangen. Eine frische Entwicklung war unmöglich, wie in einem Boden, dessen Kraft durch einen einzigen Baum ausgesaugt wird. Alles: Führerschaft, Unterkunftsverhältnisse, Weganlagen mußten auf den einen Zweck, auf die Erleichterung des einen Berges hinarbeiten.

Der Zugspitzkult ist naturgemäß nicht ohne bestimmenden Einfluß auf die Erschließung und den Besuch der Gesamtgruppe geblieben. Es ist eigentümlich und unglaublich, daß unter den Tausenden von Besuchern, wo neben den Zufalls- und Modetouristen doch noch eine Menge zünftiger Bergsteiger ging, so wenige für die übrigen Berge Interesse faßten; daß von den vielen, die in München und Innsbruck an freien Tagen zu Pickel und Rucksack greifen, sich so selten einer von der breiten Zugspitzstraße verirrte! Aber die kilometerlangen, prachtvollen Ketten in ihrer ganzen Großartigkeit blieben tatsächlich vergessen, für die alpine Welt waren es tote, leere Namen.

Die Geschichte der Gruppe beginnt 1820. Jetzt im Jahre 1904 ist die Erschließung knapp vollendet. Ich meine hier nicht die Erschließung im sportlichen Sinn, nicht im Sinne ehrgeiziger Kletterer oder sensationshaschender Tourenberichte. Die großen Probleme, in anderen Gruppen schon längst gelöst, als vornehmste und erste Aufgaben, hier haben sie in letzter Zeit Aufmerksamkeit erregt. Zwar bekannt und beachtet war alles. Aber die paar Steiger, die von je an der Erschließung konkurrenzlos arbeiteten, kamen bei der Unmenge der Aufgaben nur langsam vorwärts.

Die Ersteigungsgeschichte des Wettersteins bewegt sich in einer einzig dastehenden Kurve.

Die ersten fünfzig Jahre waren dem Austreten des Zugspitzweges gewidmet. Bloß die Bezwingung der Dreitorspitze durch Forstwart Kiendl störte im Jahre 1851 diesen ruhigen, einförmigen Verlauf. Im Jahre 1871 trat Hermann von Barth hervor, jener Mann, mit dessen bewunderungswerten Leistungen die Gesamtgeschichte der Nördlichen Kalkalpen aufs engste verknüpft ist. Auch hier riß seine Energie den Zauber der Unmöglichkeit von den einsamen Felsen, auch im Wetterstein hat er die Wege auf die gemiedenen Riesen eröffnet, auch hier war sein Mahnruf an die Bergsteiger erfolglos. Zehn Jahre später versuchte eine kleine Gruppe Münchner Alpinisten abermals, das Augenmerk auf die Berge des Wettersteingebirges abzulenken. Auch ihnen war die erhoffte Genugtuung, Nachfolger zu finden, versagt. Anfangs der neunziger Jahre erstieg Dr. Mainzer aus Karlsruhe, meist begleitet von den beiden Führern Dengg, die letzten unbetretenen Punkte und eröffnete eine Menge schöner Touren. Sein Ziel, über die Gruppe in Verbindung mit H. Schwaiger einen Führer herauszugeben, konnte er nicht mehr erreichen. Mit dem wackeren Führer Dengg wurde er tot im Schnee des Ferners gefunden, zu Füßen der Plattspitze.

Ungefähr ein Dutzend Münchner und Innsbrucker Studenten waren es, die im letzten Jahrzehnt das Erbe H. von Barths und seiner Nachfolger antraten. Durch sie erst fielen die stundenlangen Grate und die mächtigen Wände, interessante Wege wurden eröffnet, schwere, verwegene Leistungen wurden in den grauen Felsen vollbracht. Scharfe Sporttouren, bis dahin im Wetterstein unbekannt, kamen auf. Aber nichts änderte sich. Auch für die Bergsteiger blieb die Zugspitze identisch mit dem Wettersteingebirge.

Die Aufzählung der treibenden Faktoren für die Erschließung des Gebietes ist hiermit erschöpft.

Die Literatur gibt uns dasselbe Bild: Eine schwere Menge von Zugspitzschilderungen in allen möglichen Zeitschriften, Büchern und Reisebeschreibungen. Die erste größere Arbeit über die Gruppe bot H. v. Barth in seinen »Nördlichen Kalkalpen«. Die letzte, zusammenfassende Arbeit gab O. Jäger, indem er seine Erlebnisse als Topograph der Hochregion schilderte. Die Berichte, die von Dr. Mainzer und seinem Nachfolger stammten, sind lediglich als touristische Notizen anzusehen.

Der Zweck dieser Arbeit ist es, im Anschluß an den Aufsatz M. v. Prielmayers in der Erschließung der Ostalpen, die Ersteigungsgeschichte der Berge des Wettersteins kurz zusammenzufassen.

Nur kurz seien hier die orographischen Verhältnisse des Wettersteins erwähnt. A. Waltenberger hat mit H. v. Barth das ganze Gebiet in dieser Hinsicht erschöpfend behandelt. [1])

Auch dem oberflächlichsten Beobachter fällt die scharfe Abgrenzung der Gruppe auf. Im Nord und Süd eine lange Front steiler, grauer Felsen über der dunklen Basis des Vorgebirges, im Westen die Riesenwand des Zugspitzabsturzes. Nur im Osten fehlt ein charakteristischer, jäher Abschluß. Vegetationsreiche, sanfte Linien vermitteln den Übergang von der Hochregion ins grüne Isartal. Diese Felsmauern trennen breite Täler von den angrenzenden Erhebungen ab: Im Norden das Loisachtal, im Süden das Gaistal, im Westen das breite Becken von Ehrwald.

Schon von weitem ist der Kulminationspunkt erkenntlich: wie sich allmählich von Ost nach West die lange Kammlinie hebt, in stetem Aufschwung vom Isartal bis hinauf zum mächtigen, klotzigen Stock der Zugspitze.

Wie eingangs erwähnt, strahlen von ihr drei Kämme aus: der Wetterstein-, Blassen- und Waxensteinkamm. Die beiden ersten verlaufen allgemein in westöstlicher Richtung, der Waxensteinkamm hat eine mehr nördliche Richtung.

In ungeheurem Halbkreis schwingt sich von der Zugspitze aus der Felsgrat nach Süden, das Platt umschließend. In der breiten, großen Fläche verschwinden die unbedeutenden Erhebungen der Wetterspitzen, bloß die weiße Kuppe des Schneefernerkopfes und die prächtig gebaute Plattspitze sind die zwei markanten Gipfel. Die Gatterlköpfe leiten hinab zum Gatterl, dem Übergangspunkt vom Reintal zur Südseite des Gebirges.

Von der Tiefe dieser Einschartung hebt sich östlich der Grat empor zum Hochwanner und zu der roten Zackenreihe des Teufelsgrats, zu der Einsamkeit der Oberreintalerschrofen. Hier biegt der Kamm dann plötzlich nordwärts, das prachtvolle Dreitorspitzmassiv bildend. Mit den Gipfeln des Mustersteins und der Wettersteinwand läuft die Felsmauer noch stundenweit ostwärts, bis die untere Wettersteinspitze in kurzer Wand zum Grünkopf abbricht.

Dieser Felswall von 20 *km* Länge, mit einer durchschnittlichen Höhe von 2600 *m*, führt den Namen Wettersteinkamm. In diesem hat die Gruppe ihre kühnsten, stolzesten Vertreter, ihre beschwerlichsten Touren, ihre primitivsten Verhältnisse.

Der Zauber völliger Unberührtheit weht über diesem verlassenen Felswinkel. Der westliche, unbedeutendere Teil des Kammes, vom Gatterl bis zur Zugspitze, wird gewöhnlich als Plattumrahmung bezeichnet.

Auch die Seitenkämme haben im südlichen Kamme ihre größte Entwicklung gefunden. Wer durchs Reintal aufwärts zieht, dem werden kaum drei Hochkare entgangen sein, die in den glatten Nordabstürzen eingebettet liegen. Es sind, von Osten nach Westen gerechnet, die beiden Hundsställe und das Kar in der Jungfer,

[1]) Orographie des Wettersteingebirges von A. Waltenberger und H. von Barth, Augsburg 1882.



Naturaufnahme von G. A. Guyer.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Wetterwand von Süden.

einsame, entlegene Reviere. Die schroffen Rippen, die die Kare trennen, tragen eine Reihe von jähen Türmen, die aber im mächtigen Hintergrunde völlig verschwinden. Auch der massige Felsbau, der das Oberreintal in das östliche Schüsselkar und das westliche Oberreintal scheidet, ist ohne Erhebung. Erst in den Ausstrahlungen der östlichen Kammhälfte, die durchwegs parallel zum Hauptkamm ziehen, tritt eine kräftigere Gipfelbildung auf.

Der Zug, der, vom Dreitorspitzgatterl ausgehend, nach kurzem Verlauf westlich biegt, trägt zwar noch einen spärlichen Schmuck. Die Frauenalplspitzen und die Schachenplatte sind die wenig ausgeprägten Punkte dieses Seitenkammes, der mit den mächtigen Dreitorspitzwänden die talähnliche Hochmulde des Frauenalpls einschließt.



Alpspitze vom Kreuzeck.

Wo sich der Hauptkamm nordwärts wendet, führt der Ostgrat der Leutascher Dreitorspitze den alten Verlauf fort. Seine Felsenarme umspannen südlich den Abschluß des Berglentals, ein dem Zugspitzplatt ähnliches, welliges Hochplateau. Der Doppelgipfel des Oefelekopfes schließt den kurzen, kräftigen Ast.

Von der Scharnitzspitze löst sich ein weiterer Kamm los, der, erst südlich laufend, mit der Gehrenspitze einen ausgeprägten Gipfel bildet.

Die unbedeutenden Kuppen im Range des Kämi- und Hirschbichlkopfes sind es, die in der Mittelregion noch schwach hervortreten. Sie seien als bedeutungslos für den Zweck dieser Arbeit nur erwähnt.

Blassenkamm und Waxensteinkamm zeigen einen einfacheren Kammverlauf.

Den allmählichen, sanften Übergang von der Zugspitze nach Osten stört ein turmähnliches Gebilde, der Gipfel der Inneren Höllentalspitze, der mit seinen östlichen Nachbarn, der Mittleren und Äußeren Höllentalspitze, in ziemlich

geschwisterlicher Weise in Verbindung steht. Auf die unbedeutende Vollkarspitze folgt eine echte, volle Gipfelindividualität, der Hochblassen, ein Prachtkerl. Sein zerrissener Grat leitet nur mehr zu Gipfeln zweiten und dritten Ranges, dem Hohen Gaif und der Blassenspitze. Die übrigen »Berge«, wie der Gaifkopf und der Mauerschartenkopf, grasbewachsene, von den Schafen des Stuibens geliebte Ausflugsorte, verschwinden so ziemlich in den Tannen und Latschen.

Die Höllentalspitzen entsenden nach Süden kurze Felsäste, deren Erhebungen nur schwer als Gipfel bezeichnet werden können. Der Brunntalkopf krönt den Ausläufer der Inneren Höllentalspitze, die Äußere Höllentalspitze hat an ihrem Ausläufer die beiden »Kirchtürme«. Die Rippen, die von den Nordflanken ausstrahlen, kommen nur als Grenzwälle der Kare in Betracht.

Die durchschnittliche Höhe des Blassenkamms, von der Inneren Höllentalspitze bis zum Hochblassen gerechnet, beträgt 2700 *m*.

Nur vom Hochblassen zweigt gegen Norden ein mächtiger Seitenkamm ab, in dessen Verlauf eine der schönsten Erscheinungen des Gebietes, die Alpspitze, aufragt. Ein scharfer, steiler Grat, die rechte Kante der Pyramide, läuft von der Spitze nach Norden, kurz vor dem Abbruch zum Höllental noch einen turmartigen Gipfel, den Höllentorkopf bildend. Nach Westen fällt dieser nördliche Ausläufer in steilen, schrofigen Wänden ab. Östlich dagegen strecken sich breite, ausgedehnte Hochflächen bis an die Grathöhe, das Oster- und Längenfeld. Eine ausgeprägte, westöstlich streichende Rippe, die das Kreuzjoch trägt, schließt den Kamm.

Die Felsmauer des Waxensteinkamms scheint gar keine Verbindung mit dem Kulminationspunkt zu haben. Erst tief unter dem jähen Abbruch leitet der dünne Zackengrat der Riffelwandspitzen den nordöstlichen Kamm ein. Nach dem breiten Massiv dieser beiden Spitzen, das unförmig über der Mulde des Schönangers sich erhebt, schnürt sich der Grat zusammen. Die niedrige, aber imponierende Figur des Kleinen Waxensteins setzt mit jäher Steilwand gegen Hammersbach ab. Die Gliederung beschränkt sich auf eine mächtige Felsrippe, die von der Kleinen Riffelwandspitze östlich vorspringt und mit den Riffelspitzen das Riffelkar als einzige größere Unterbrechung der Wand bildet.

Zwischen den drei Kämmen liegt das Reintal und das Höllental. Ersteres, zwischen den beiden südlichen Ketten eingeschnitten, bietet sowohl im Unterlauf, wo sich der Bach in den Jahrtausenden seinen Weg durch das Bergmassiv gegraben hat, wie im Mittel- und Oberlauf berühmte Bilder. Ein breiter Wall, der Steilabsturz des Platts, schließt westlich das Tal.

Das Höllental zwischen Blassen- und Waxensteinkamm zeigt eine ähnliche Ausbildung. Gleichwie jenes im Unterlauf ein Quertal, dessen großartigen Eintritt eine Klamm bildet, folgt es in seinem Mittel- und Oberlauf dem Gebirgskamm und schließt dann an einer steilen Wand. Die Schönheit des Höllentals ist eine düstere, weniger anheimelnde als die des Reintals. Die Bergwände treten enger zusammen; statt der milden Formen des Platts sind es hier die schroffen Höllentalwände der Zugspitze, die sich finster über der Schlußwand erheben.

Kartographisch hat das Gebiet teilweise eine vortreffliche Darstellung erfahren. An erster Stelle sind hier die Positionsblätter zu nennen, die in allen Fällen verläßlich, speziell dem Hochtouristen ein vorzüglicher Führer sind. Leider hört mit der Grenze die Zeichnung auf, so daß für den südlichen Kamm und die Plattumrahmung bloß die Hälfte des Massivs erscheint. Eine ganz neue Ausgabe, 1:50000, deren Gesamtbild durch Schattenschummerung nach dem Systeme der einseitigen, schiefen Beleuchtung zu einem recht plastischen gemacht worden ist, enthält nun auch den österreichischen Anteil. Ein kleines Stück der Gruppe, das Platt, hat eine ideale Darstellung gefunden. Es ist ein Spezialblatt im Maßstabe 1:10000, heraus-

gegeben vom bayerischen Generalstab. Von den übrigen Karten, die von privater Seite aus erschienen sind, ist die, dem Wettersteinführer von H. Schwaiger beigegebene Spezialkarte zu erwähnen, die, für touristische Zwecke zugeschnitten, für jeden Besucher sehr instruktiv und vor allen Dingen auch neu ist. Für die österreichischen Teile der Gruppe ist die österreichische Spezialkarte die brauchbarste.

Im eigentlichen Zugspitzgebiet ist für den Bergwanderer ausgiebig für Unterkunft gesorgt. Sämtliche Unterkunftshütten, die, mit Ausnahme der Wiener Neustädter-Hütte, alle der Sektion München gehören, sind bewirtschaftet und genügen, ihrem Hauptzweck entsprechend, im allgemeinen auch verwöhnteren Ansprüchen. Die Anger- und Knorrhütte versorgen den Zugspitzstrom des Reintals. Bloß die Knorrhütte liegt auch für anderweitige Unternehmungen infolge ihrer Höhenlage günstig. Sowohl für die Gipfel der Plattumrahmung, wie für den westlichen Teil des Blassenkamms bietet sie den geeignetsten Ausgangspunkt. Der Hauptwert der primitiveren Angerhütte besteht lediglich in der Rast vor dem steilen Aufstieg zur Knorrhütte. Vom Zugspitzhaus selbst lassen sich eine Menge interessanter Gratwanderungen ausführen. Ich möchte hier nur die genußreiche, ohne irgendwelche übergroße Fährlichkeiten auszuführende Umwanderung des Platts erwähnen.

Während die Wiener Neustädter-Hütte des Österr. Tourenklubs wieder bloß Zugspitzbesteigern dient, kommt für Touren im Waxensteinkamm die Höllentalhütte in Betracht.

Für die vom Kulminationspunkte weiter entfernten Berge liegen die Unterkunftsverhältnisse bedeutend ungünstiger. Bloß die Dreitorspitzgruppe erfreut sich noch einer Alpenvereinshütte. Die Meilerhütte der Sektion Bayerland auf dem Dreitorspitzgatterl ist ein ausgezeichneter Stützpunkt für Touren im östlichen Wettersteinkamm. Ihr ist wohl auch der lebhafte Besuch der Dreitorspitze hauptsächlich zuzuschreiben.

Außer den Talstationen selbst sind es nur mehr einige Almen, die dem Bergfahrer ein Nachtlager gewähren. Für die Alpspitze und den östlichen Teil des Blassenkamms die Hochalm, die gegenwärtig eine Metamorphose zu einer Vereinshütte durchzumachen scheint, für den westlichen Teil des Wettersteinkamms die Wangalm, die Tillfuß- und Ehrwalderalm, wo indes der nicht allzu anspruchsvolle Tourist gut aufgehoben ist.

Eine zahlreiche Führerschaft steht in Garmisch-Partenkirchen und in den Zugspitzdörfern dem Wanderer zur Verfügung. Es sind durchwegs schöne, große Leute von vertrauenswürdigem Äußeren und großem Biedersinn, wie geschaffen für ihren harten Beruf. Schon mehrfach sind gegen sie schwere Vorwürfe erhoben worden, Vorwürfe völliger Indolenz, Mangel jeglichen Ehrgeizes und jeglicher Unternehmungslust. Ich selbst hatte noch nichts mit ihnen zu tun, sah sie nur auf den Wegen von oder zur Zugspitze und weiß, daß ihre Namen mit der Ersteigungsgeschichte des Wettersteins in keiner Verbindung stehen. Aber ich glaube, daß ihnen unrecht geschieht. Sie sind eben Lokalführer im strengsten Sinne des Wortes, d. h. in diesem Falle Zugspitzführer. Sie gehen ausschließlich auf diesen einen Berg, alles andere ist ihnen fremd wie die Gebirge Asiens oder Amerikas. Es kann ihnen schließlich niemand verargen, daß sie sich nicht von ihrem Geschäft weg in fremde, wirtshauslose Gebiete locken lassen.

Führer im schönsten Sinne des Wortes, bei denen der Broterwerb nicht alle Ideale erstickt hatte, waren die beiden Dengg. Eine Reihe von glänzenden Leistungen ist mit ihren Namen verbunden, nur mit Hochachtung wird in alten Berichten von diesen Männern gesprochen.

Von den jetzigen Führern sind wenige in einer Monographie erwähnenswert. Von Garmisch ist es J. Ostler (Kosersepp), der eine Reihe von neuen, schönen Touren geleitet hat und sein Gebiet gut kennt. Ehrwald hat außer dem wackeren M. Sonnweber in R. Spielmann noch eine jüngere Kraft. Derselbe hat besonders durch den neuen Zugspitzweg über das Holzereck von sich reden gemacht.

Die Zugspitze.

Joseph Enzensperger war's, der mir die Wunder des Wettersteingebirges wies, dem ich die Bekanntschaft jener herrlichen Berge verdanke. Für viele mag der Name des ersten Zugspitzmeteorologen eine angenehme Erinnerung an einen liebenswürdigen, aufmerksamen Gesellschafter sein, für mich ist der Name des Freundes untrennbar von allen meinen Zugspitzfahrten, von allen den frohen Tagen und Stunden, die ich dort oben verlebt.



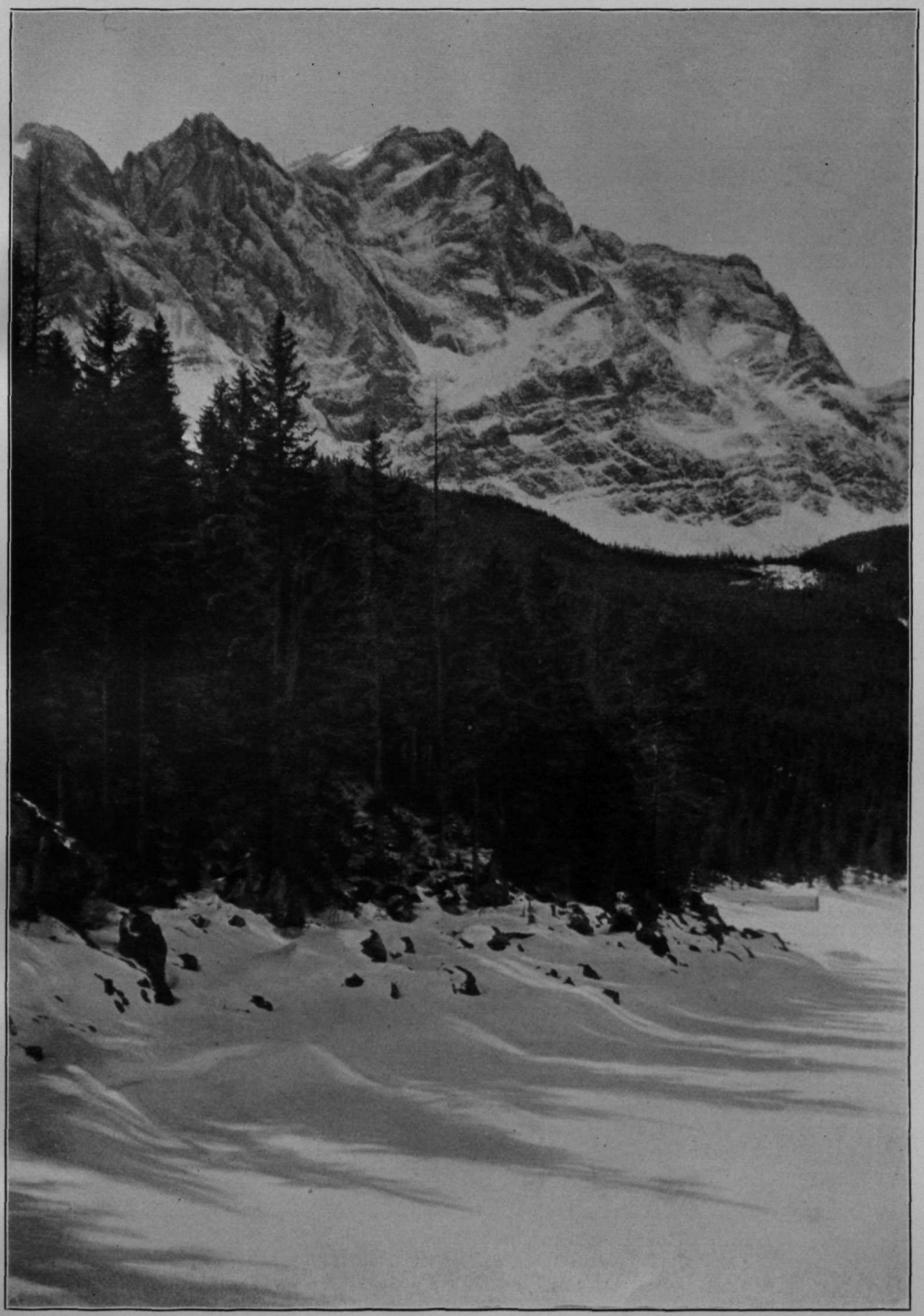
Gedenktafel für Joseph Enzensperger.

Als wir im Jahre 1896 in dem kleinen, sturmumbrausten Hüttchen des Westgipfels saßen, während hart neben uns die Arbeiter den Grund zum Münchnerhaus sprengten, hatte Enzensperger keine Ahnung, welche entscheidende Rolle die Zugspitze noch in seinem Leben spielen werde; wie von hier aus sein Name klingen würde über die deutschen Gaue, und wie ihn von hier das eherne, unbeugsame Schicksal abberufen würde zu seiner letzten, großen Aufgabe, die das Ziel seines ganzen Lebens war und an der er sein frühes Ende fand.

Froh und freudig, ziel- und kraftbewußt schied er von der Heimat, voll hohen Glücks, all seine Fähigkeiten einsetzen zu dürfen, wofür ihm die Alpen nur eine Schule gewesen waren, der Forschung, der Wissenschaft.

Und wie sein Vorbild, Hermann von Barth, wie seine Freunde Krafft und Diehl, ist er im fremden Lande jammervoll zugrunde gegangen im Siechtum, er, dessen höchste Lust und Freude im Leben der Kampf war.

Jung und energisch, mit der unbezwingbaren Sehnsucht nach Sonne und Freiheit; mit dem sieghaften Bewußtsein, Erfolge zu erringen, mußte er wehrlos das letzte fürchterliche Ende herannahen sehen, langsam, unabwendbar. Wohl fehlt die theatralische Pose, die ein rauher, rascher Tod seinen Opfern verleiht. Aber



Nach einer Naturaufnahme von L. L. Kleintjes. Bruckmann aut. et impr.

Zugspitze vom Eibsee.

seine letzten Aufzeichnungen bezeugen, daß ihn auch bei seinem Ende sein Wille nicht verließ, daß er starb, wie er gelebt: als starker, ungebeugter Mann.

Eine aufrichtige, pietätvolle Verehrung will dem Forscher eine Gedenktafel[1]) an der Stätte errichten, von wo aus sein kühner Flug erging.

Auch hier wird die Masse verständnislos und kalten Herzens die Kunde lesen, von einem, der da oben ein Jahr gelebt, um dann fortzuziehen in einen frühen, traurigen Tod. In unserem Herzen aber wird sein Andenken glühen als leuchtendes, unvergängliches Ideal eines freien Mannes, eines wackeren und treuen Kameraden.

Im Norden des Platts zieht eine schwachgezähnte Gratschneide von Ost nach West. Die zwei höchsten Zacken derselben tragen den Namen »Zugspitze«.

Als Gipfel ist die Zugspitze keine imponierende Erscheinung. Der allmähliche Übergang zu den übrigen Erhebungen, die Entwicklung breiter Wandflächen beeinflussen die Wirkung, die doch in erster Linie an eine charakteristische, scharf abgesetzte Figur gebunden ist.

Wohl niemand wird auch bei dem Worte Zugspitze an diese Zacken der Gratschneide denken. Unwillkürlich verbindet sich hiermit jener gewaltige Felskomplex, dessen Hauptmasse das Platt bildet. Der Zugspitzstock ist es, der vor uns aufsteigt mit seiner klotzigen Wucht, mit den gewaltigen Abstürzen zum Eibsee und gegen Ehrwald.

Der Zugspitzgrat führt östlich in sanftem Abfall zur Inneren Höllentalspitze und weiter zum Blassenkamm, westlich dagegen ohne Gipfelerhebung zum Zugspitzeck, wo der Kamm nach Süden umschwenkt. Die Südflanke desselben setzt in mäßig geneigten Felswänden zum Platt ab. Bei der geringen relativen Höhe vom Platt zur Kammhöhe verliert hier der Kulminationspunkt seine dominierende Stellung fast gänzlich und es gehört einige Phantasie dazu, um in der unscheinbaren, kümmerlichen Felseinfassung der breiten Wellenfläche etwas Majestätisches zu finden. Bloß die Nordabstürze künden die Herrscherin des Gebietes. Über dem Eibsee und den Gründen des Loisachtales steigt der mächtige Bau aus den grauen Steinwüsten empor und ungehindert mißt der Blick die kolossale Höhe, die frei von der Ebene weg zum Kulminationspunkt führt.

Auch die Gliederung ist an der Südseite eine geringe. Nur eine kurze Rippe springt aus dem Gratverlauf zur Inneren Höllentalspitze gegen Südosten vor. Nächst dem Ostgipfel sich ablösend, endet sie mit steilem Abfall am Schneefernereck. Das kleine, firnerfüllte Kar, welches hierdurch mit dem Blassenkamm gebildet wird, erhielt den Namen Kleiner Schneeferner.

Die Nordabstürze trennt ein steiler, zerhackter Grat. Es ist der zackige Grat der Riffelwandspitzen, der weiterhin von der Riffelscharte östlich zum Waxensteinkamm abbiegt. Hierdurch werden die Ostabstürze der Zugspitze, die Höllentalwände, scharf von den eigentlichen Nordwänden getrennt. Die ersteren unterbricht ein ziemlich geräumiges Kar mit dem Höllentalferner. Ein steiler Abbruch scheidet es vom obersten Boden des Höllentalangers.

In die Nordwände sind zwei schmale, öde Kare eingelagert, das bayerische Schneekar und das westlich gelegene österreichische Schneekar. Beide trennt ein breiter Felsrücken. Mit steilem Abfall setzt die Sohle der Kare auf die Mittelregion nieder.

---

[1]) Anmerkung der Schriftleitung: Die Gedenktafel, deren Abbildung wir anfügen und welche am 7. August 1904 unter einfacher Feierlichkeit enthüllt wurde, ist eine Stiftung unserer Sektion München, an welcher sich auch die Sektion Garmisch-Partenkirchen und ein Freund Enzenspergers beteiligten. Die Tafel ist nach dem Modelle des Bildhauers Professor Heinrich Waderé in München von Cosmar Leyrer dortselbst in Erz gegossen, 0,70 × 1 *m* groß und hat ihre Stätte an dem meteorologischen Turme auf der Zugspitze gefunden.

Nur kurz will ich erzählen, was an der Zugspitze geschah[1]) und wie in schweren Kämpfen jene Wege eröffnet wurden, die uns jetzt so bequem auf den Gipfel führen.

Naturgemäß waren es die Wände der Südflanke, an denen zum ersten Male der Durchstieg versucht ward und gelang.

Im Jahre 1820 erreichte Leutnant K. Naus mit seinem Burschen Maier und dem Partenkirchner G. Deuschl den höchsten Punkt des Zugspitzgrates, nachdem ein erster Versuch von der Schneefernerscharte her mißlungen war. Wahrscheinlich ging ihre Route etwas westlich von der jetzt begangenen und führte sie zum Westgipfel. Der genaue Weg, den sie genommen, kann wohl nie mit Sicherheit festgestellt werden; denn Zeit und Menschenhand haben ja hier gewaltige Veränderungen gebracht. Auch die allgemein gehaltenen Schilderungen, denen unsere Bezeichnungen noch nicht geläufig waren, lassen uns im Stich. Die nächsten Nachfolger scheinen bereits einen wesentlich anderen Weg eingeschlagen zu haben. Offenbar stiegen diese schon beim Schneefernereck die Wände an und erreichten so den höchsten östlichen Punkt. Ein Übergang auf den westlichen Zacken erschien damals als völlig unmöglich. Dieser Weg zum Ostgipfel wurde zunächst beibehalten. Erst im Jahre 1838 wurde der Westgipfel zum zweiten Male betreten. Gelegentlich der Grenzvermessung stellte der österreichische Trigonometer, der von Ehrwald aufgestiegen war, eine Signalstange auf. Anfangs der vierziger Jahre wurde dann die sogenannte Sandreiße zum Aufstieg benützt, über die jetzt der versicherte Steig führt.

Mit der häufigen Besteigung trat nach und nach das Bestreben auf, den weiten Weg zu kürzen. Fast 20 Jahre lang hat dies Problem die führenden Elemente der damaligen Bergsteigerei in Atem gehalten.

Diesem Bestreben entsprangen zunächst die Unternehmungen, vom Schneefernereck aus den Grat direkt anzusteigen, d. h. den alten Weg der dreißiger Jahre wieder aufzufinden. C. Kinkelin gelang dies im Jahre 1873. Er erreichte jedoch nicht den angestrebten Ostgipfel, sondern wurde kurz unter der Grathöhe durch die Platten westwärts gedrängt und kam so in die Gipfelscharte. Erst K. Babenstuber und J. Dengg erreichten am 17. November 1881 auf diesem Wege den Ostgipfel, auf dem jetzigen, sogenannten Babenstuberweg.

Der Westgipfel wurde im Jahre 1874 ebenfalls vom Schneefernereck direkt über die Platten erklommen und zwar von Winhart und B. Johannes. Aber keine dieser Varianten wurde allgemein begangen. Die größeren Schwierigkeiten und die bedeutenderen Gefahren wogen die minimale Wegkürzung nicht auf.

Die Wände des Kleinen Schneeferners sahen die nächsten Abkürzungsversuche. Am 31. August 1892[2]) fand Dr. Mainzer mit J. Dengg einen Abstieg vom Ostgipfel ins Weiße Tal. Sie verfolgten den schwierigen Hauptgrat zur Inneren Höllentalspitze, wandten sich dann in die Felsen östlich des Kleinen Schneeferners und erreichten in leichtem Abstieg den gewöhnlichen Zugspitzweg. Sie fanden einzelne Steindauben vor, die von J. Praxmaier und Gänßler herrührten, die gelegentlich der Neuaufstellung des Kreuzes im Jahre 1881 schon einen ähnlichen Weg eingeschlagen hatten.

Den ersten Aufstieg vom Kleinen Schneeferner führte im Jahre 1901 J. Enzensperger mit Träger P. Lipf durch.[3]) Die allgemeine Richtung war die gleiche wie bei den Abstiegen. Auch sie erreichten den Grat zur Inneren Höllentalspitze und über denselben den Ostgipfel.

[1]) Eine umfassende Darstellung der älteren Zugspitzgeschichte hat Max Krieger herausgegeben: »Geschichte der Zugspitzbesteigungen.« Verlag von A. Adam, Garmisch 1884. — [2]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 420. — [3]) J. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 58.

Am 10. August 1900 beging endlich J. Enzensperger die Rippe, die den Kleinen Schneeferner vom Plattach trennt.[1])

Das sind die wenigen Taten, die das Zugspitzplatt sah. Von allen den erwähnten Anstiegen auf oder neben dem Südostgrat zur Kammhöhe wird nicht einer als künftiger Zugspitzweg in Betracht kommen.

Schon der Blick auf die Nord- und Ostwände der Zugspitze zeigt, daß hier der Boden für die größeren Leistungen lag. Die ersten Durchsteigungen dieser Wände gehören auch in der Geschichte des Wettersteins und der Nördlichen Kalkalpen obenan.

Vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1851 war's, als ein Jagdgehilfe aus Farchant, Michael Bauer, zum ersten Male den Bann der Nordwände brach. Gelegentlich der Kreuzaufstellung stieg er von Farchant durch das Reintal auf die Zugspitze und trat hierauf allein den Weg ins österreichische Schneekar an. Fünf Stunden später war er nach den vielen Mühen und Gefahren bereits in Obergrainau. Ob M. Bauer durch den Schneekargraben abstieg, oder westlich gegen die Ehrwalder Wiesen zu einen Ausstieg aus dem Kar suchte, ist meiner Ansicht nach nicht bestimmt. Ein Bericht über die Tour liegt nicht vor. — Dieser Umstand beweist übrigens, daß von all den Heldentaten der Jäger und Wilderer die Mitwelt die erlogenen wohl von den wirklichen zu unterscheiden wußte. Die Leistung des Jägers kann nur mit Bewunderung und Staunen betrachtet werden. Drei Engländer unternahmen zwanzig Jahre später den ersten Aufstieg durch das österreichische Schneekar,[2]) geführt von den beiden Sonnwebern aus Ehrwald.

Im Jahre 1872 erfolgte ein Unternehmen, das bei günstigem Ausgang wohl die jetzige Zugspitzstraße verlegt hätte.[3]) Fr. v. Schilcher stieg mit J. Ostler vom österreichischen Schneekar direkt durch den Schneekargraben auf die Mittelregion, zur Luttergrube, ab. Die bedeutenden Schwierigkeiten, die sie trafen, und die ungünstige Beschaffenheit des Gesteins ließen sie erkennen, daß dieser Abstieg für die Masse ungeeignet ist. So mußten die Zugspitzersteiger wohl oder übel auch weiterhin den ganzen Absturz des Schneekars umgehen, bis sich von Westen ein bequemer Einstieg bot. Aber der kolossale Bogen, den der Zugspitzweg vom Eibsee zum Gipfel hierdurch macht, ließ die Münchener nicht ruhen. Hier mußte eine Abkürzung gefunden werden. Eine Reihe von Versuchen war dieser Idee gewidmet. Sie hatten den Zweck, einen möglichst direkten Aufstieg vom Eibsee zum österreichischen Schneekar zu erkunden. Georg Hofmann gelang zwar mit den Führern J. Grill und Rauch im Jahre 1880 ein Aufstieg zu den Ehrwalder Köpfen. Aber der große Zeitaufwand, der auch nach Erleichterungen nicht erheblich zu kürzen gewesen wäre, ließ den sicheren Umweg immer noch als besser erscheinen. Ein abermaliger Versuch Hofmanns, in die Luttergrube abzusteigen, mißlang.

Nun lenkten sich die Blicke auf jenen öden, verlassenen Schneekessel, der unterhalb der großartigen Zugspitzwände ein verlassenes Dasein führt, auf das bayerische Schneekar. Es war geplant, entweder direkt über die Abstürze die Spitze zu erreichen, oder aber vom Boden des Kars einen zweckmäßigen Überstieg ins österreichische Schneekar zu erkunden und so den Anstieg zu verkürzen.

Ein erster Versuch im Jahre 1879, diesen Überstieg zu erkunden, führte zu keinem Ziele. Glücklicher waren J. Bessinger, L. Gerdeisen und F. Johannes. Eine Abkürzung hatten sie aber nicht gefunden, und die Schwierigkeiten und Gefahren konnten auch durch künstliche Mittel nicht völlig beseitigt werden. Ein dritter Versuch verlief wieder resultatlos, da der Trennungsrücken des Kars nicht über-

[1]) J. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 57. — [2]) Z. 1873, S. 172. — [3]) Z. 1873, S. 153. Siehe auch Erschl. d. Ostalpen I, S. 419.

stiegen werden konnte. Die Zugwände selbst wurden damals nicht angegangen.

Hiermit gaben die damaligen Kletterer endgültig ihre Bemühungen auf. Auch heute noch führt der Weg in großem, ermüdendem Bogen um die ganzen Nordwände.

Nur der dritte, jetzt oft begangene Weg durchs Höllental hat, im Gegensatz zu den geschilderten, im Laufe der Zeit eine bedeutende Verlegung und Abkürzung erfahren.

Der erste Durchstieg wurde durch eine außerordentlich kühne Leistung eröffnet. Gg. Winhart und J. Rauch stiegen in zwei Stunden vom Ostgipfel zum Ferner ab. Wie bekannt, stürzt der Ferner mit einer breiten Steilwand zum Höllentalanger ab, deren rechte Begrenzung die Rippe der Riffelköpfe bildet. Sowohl die Steilwand, wie die Rippe boten den beiden keinen Durchlaß. Sie wandten sich also den Höllentalwänden und ihren Karen zu, deren geringere Steilheit gangbares Terrain vermuten ließ. Längs der ganzen Front dieser Wände durchs Grieskar (jetzt Mitterkar) und Matheisenkar nahmen sie ihren Weg bis zu den Knappenhäusern, die sie in drei Stunden erreichten.

Die beiden Führer Dengg durchstiegen vier Jahre später die Wände und führten noch im selben Jahre F. Tillmetz auf diesem Weg zum Gipfel. Tillmetz[1]) stellte bereits fest, daß durch relativ kurze Sprengungen am »Brett«, einer glatten Platte in dem Absturze der Riffelköpfe, eine bedeutende Kürzung des langen Anstieges möglich wäre. Er glaubte jedoch, daß bei der Schwierigkeit dieser Route sich dies nicht rentieren würde.

Im Jahre 1887 wurde der Ferner auf andere Weise erreicht.[2]) E. T. Compton, T. Martin und G. Thompson überschritten die trennende Querrippe der Riffelköpfe an den grünen Flecken, kurz unter dem niedrigsten Riffelkopf, in bedeutender Höhe über dem Brett.

Auch der Umweg durch die Kare der Höllentalspitzen wurde etwas gekürzt.[3]) E. Schmidt und B. Glatz stiegen im Jahre 1891 direkt zum Mitterkar auf, eine Variante, die indes schon Tillmetz erwähnt.

Im Jahre 1893[4]) ließ die Sektion München am Brett einen künstlichen Steig herstellen und die oberen Wandpartien verbessern. Im selben Jahre enstand auch die Höllentalhütte. Dadurch war mit einem Male diese Route, die bis dahin als sehr schwierig und langwierig gegolten hatte, dem größten Teile der Bergsteiger eröffnet. Der Höllentalweg entlastete allmählich die anderen Steige ganz bedeutend.

Wenn nun die Sprengung der Höllentalklamm durch die Sektion Garmisch-Partenkirchen beendet sein wird, wenn sich die geplante zweite Hütte im Höllentalkar erheben wird, dann wird wohl die Hochflut der Touristen auch das Höllental endgültig okkupieren.

Wie der Höllentalweg, so ist auch die Geschichte und der Besuch der Wege durchs Reintal und österreichische Schneekar aufs engste mit der Entstehung der Hütten und der Geschichte der Sektion München verknüpft; denn die hauptsächlichsten und gewaltigsten Leistungen derselben liegen im Zugspitzgebiet.

Sofort nach ihrem Entstehen hat die Sektion in zielbewußter und energischer Weise die Unterkunft verbessert und den Besuch für die Allgemeinheit zu erleichtern gesucht. Während in den ersten 50 Jahren nur die notdürftige Hirtenhütte am Anger und vom Jahre 1855 die primitive Knorrhütte ein Quartier boten, baute die Sektion 1873 letztere Hütte völlig um und brachte sie durch eingreifende Vergrößerungen in den Jahren 1881 und 1891 auf den heutigen Stand. Noch dazu war im Jahre 1880 am Anger

[1]) Z. 1877, S. 120. — [2]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 133. M. 1892, S. 176. — [3]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 419. — [4]) Geschichte der Alpenvereinsektion München.

eine weitere Hütte entstanden. Das Jahr 1896 brachte dann die Krone des Ganzen, das Münchenerhaus, dem vier Jahre später der Anbau der wissenschaftlichen Station folgte.

Mehrere Hüttchen am Brunntal, am Schneefernereck und am Zugspitzwestgipfel boten in den Zwischenstrecken der Hütten noch Schutz und Unterstand.

Den ursprünglich von München projektierten Hüttenbau im österreichischen Schneekar hatte 1884 der Österreichische Touristenklub ausgeführt.

Nicht nur Stützpunkte für die Zugspitzbesteigung wurden geschaffen, ein ausgedehntes Wegnetz wurde in langer Arbeit um und über den Berg gezogen und die Schwierigkeiten durch künstliche Mittel möglichst verringert. Den ersten Anlagen von der Knorrhütte zum Gipfel im Jahre 1873 folgte 3 Jahre später der Ausbau des Steigs und mit der Erbauung des Münchenerhauses ein förmlicher Weg.

Auch die Wege im österreichischen Schneekar wurden von München ausgeführt. Naturgemäß ist die vorzügliche Anlage nach und nach entstanden. Im Jahre 1876 wurden die ersten Erleichterungen angebracht und schon im Jahre 1879 erfreuten sich die Besucher eines versicherten Steiges, der, der größeren Frequenz entsprechend, immer mehr ausgebaut wurde.

Außer diesen drei Straßen gibt es auf die Zugspitze noch drei »Sport- und Luxuswege«. Der erste derselben wurde im Jahre 1886 von F. Resch und Cl. Sam, zwei Einheimischen, ausgeführt.[1]) Sie überkletterten von der Großen Riffelwandspitze den Grat, eine Gratwanderung, die lange als die gefährlichste und schwierigste im Wetterstein galt. Es war das erste große Unternehmen, das nicht in der Abkürzungsidee seinen Bewegrund hatte. Es war eine reine Sportleistung.

Zehn Jahre lang wuchs langsam der Strom in den Tälern und füllte die Hütten und Wege, während sich die berufenen Steiger abmühten, dieselben immer bequemer zu machen. An die großen Probleme dachte niemand.

So fiel erst im Jahre 1895 das stolzeste Stück der Zugspitze, die Wand ins bayerische Schneekar.

H. Gazert und Fr. Völker erzwangen am 29. Juni jenes Jahres den Durchstieg.[2]) Es waren weniger die Schwierigkeiten als die unberechenbare Gefahr des Steinschlages, die das Unternehmen zu einem außerordentlichen stempelte. Erst nach fünf Jahren gelang die zweite Durchkletterung.[3]) Die Gebrüder Heinrich und O. Schlagintweit nahmen jedoch in den obersten Partien einen etwas anderen Weg und gelangten auf den Grat zur Großen Riffelwandspitze, während Gazert und Völcker direkt zum Westgipfel durch eine abschreckende Steilrinne gekommen waren. Auch die zweiten Ersteiger waren nur mit knapper Not den Steinlawinen entronnen und ihr Bericht war noch weniger ermunternd wie der erste. Eine weitere Wiederholung fand bis jetzt nicht mehr statt.

Der turmbesetzte Grat zur Inneren Höllentalspitze, der jahrelang versucht worden war, wurde von Emil Diehl im Jahre 1896 zum ersten Male überklettert.[4]) Wider Erwarten bot er keine übermäßigen Schwierigkeiten, mit Ausnahme des Absturzes der Inneren Höllentalspitze.

In neuester Zeit haben die Kletterer einen neuen Zugang zur Kammhöhe entdeckt. Es ist der Anstieg von Ehrwald über den Riesenabsturz der Wetterwand. Auf seine Bedeutung und seine Geschichte werde ich später genauer eingehen.

Das Ziel ist erreicht. Die Zugspitze hat Weg und Steg, auch dem Ungeübten ist sie zugänglich. Die größte Sektion des Alpenvereins, die Sektion München, hat jahrzehntelang an dem Berg gearbeitet und Leistungen vollbracht, die in den Alpen nicht wieder erreicht worden sind. Dutzende von energischen Männern haben ihre

---

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 133. — [2]) M. 1898, S. 233, 245. — [3]) J. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 58. — [4]) M. 1897, S. 56.

ganze Kraft für den einen Berg eingesetzt, ihre ganze freie Zeit geopfert, um das zu ermöglichen, was heutzutage jeder als selbstverständlich hinnimmt, ja verlangt.

Der Zweck, den sich der Alpenverein gestellt hat, ist hier wohl hinreichend erfüllt. Aber die Zugspitze mußte naturgemäß über diesen Zweck, sie wird über die Aufgabe des Alpenvereins hinauswachsen. Wie wird es wohl in 10 Jahren aussehen?

Neben der Wiener Neustädter-Hütte steht ein schneidiger Felszahn; die Touristen heißen ihn das Sonnspitzel, bei den Einheimischen ist er unter dem Namen »Jungfrau« bekannt, da man seine Bezwingung für unmöglich hielt.

A. Heinrich und O. Schlagintweit holten sich im Jahre 1899 die Lorbeeren der ersten Ersteigung. Die Kletterei vollzieht sich auf der, der Hütte zugewandten Seite durch eine Reihe von schweren Kaminen. Im Herbst desselben Jahres erkletterten Dr. O. Ampferer, K. Berger und H. v. Ficker den Zacken, größtenteils die Nordwestkante benützend. Zum Abstieg nahmen sie den kurzen, außerordentlich steilen Südgrat. Über einen gewaltigen Überhang seilten sie sich ab und gelangten so an die Scharte zwischen Zugspitzwand und Sonnspitzel.

Der Aufstieg über den Südgrat wurde im Jahre 1902 von A. Heinrich, M. von Laßberg und H. Leberle erzwungen. Der Überhang ist eine außerordentlich schwere und gefährliche Stelle, deren Risiko in keinem Verhältnisse zu dem Erreichten steht.

Der Waxensteinkamm.

Während sich die Zugspitze sonst in huldvoller Weise zu ihren Trabanten herniederläßt, bricht sie in jähem, unvermitteltem Sturz zum nördlichsten der drei Kämme ab, zum Waxensteinkamm. Wer vom Ostgipfel hinabgesehen auf die unscheinbaren, grauen Felshaufen und die steilen Schrofen, die tief unten in fast horizontaler Kammlinie gen Osten streben, wird sich nicht träumen lassen, jene charakteristischen, kühnen Formen wiederzusehen, mit denen der Waxenstein gegen das Loisachtal absetzt.

Für Touren im Waxensteinkamm sind die Verhältnisse ähnlich gelagert wie für die Zugspitze. Es werden nicht allzuviel Forderungen an die Anspruchslosigkeit des Wanderers gestellt, so daß er jeder Zeit zu den Genüssen der Zivilisation zurückkehren kann. Die unbedeutende Kammhöhe, die leichte Erreichbarkeit von Garmisch und die Kürze der Touren haben bewirkt, daß sich der Waxensteinkamm eines ziemlichen Besuches erfreut.

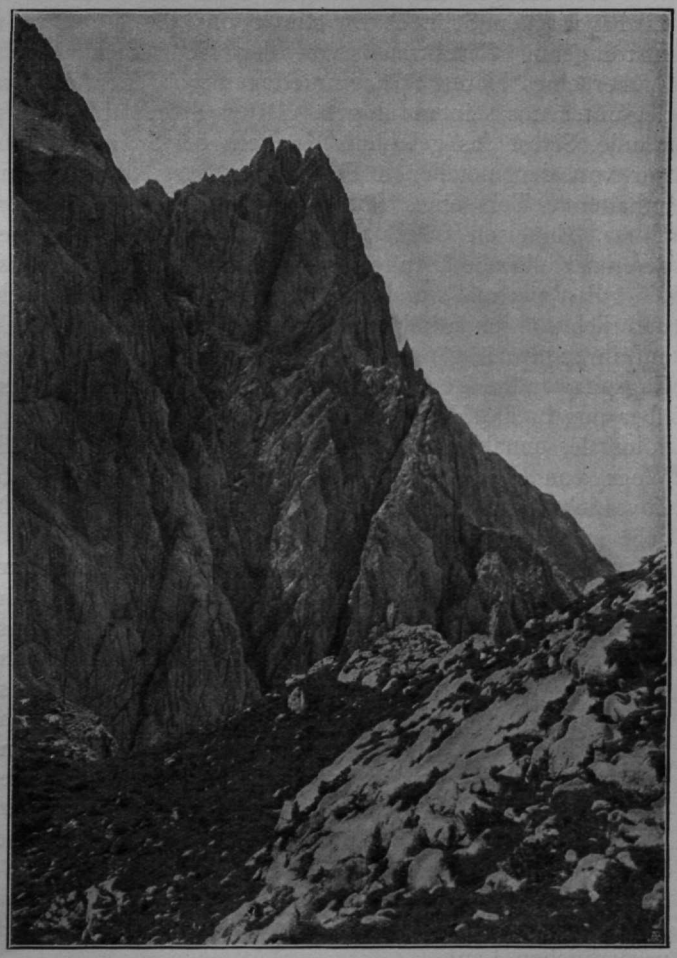
Ich hebe seine drei charakteristischen Teile hervor: den eigentlichen Waxensteingrat, die beiderseits steil abfallende Felsmauer vom Vorderen Waxenstein bis zur Schönangerspitze, die Gratdepression der Riffelscharte mit dem Riffelspitzmassiv und den wilden, zerhackten Grat, der vom Riffelkar zur Zugspitze sich aufschwingt.

»Wie die Aiguille de Grepon«, sagte Freund von Cube. In scharfen, jähen Konturen schnitt eine schmächtige, schwarze Figur in den blauen Himmel. Inmitten der brüchigen, roten Kalkfelsen ein schmaler Firnstreifen von unheimlicher Steile: die Große Riffelwandspitze, der Sonderling des Wettersteingebirges, stand vor uns.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese abenteuerliche, drohende Nadel sich neben den riesigen, wuchtigen Wandmassen, neben der soliden Schwerfälligkeit einer Zugspitze in ihrer schlanken Eleganz eigentümlich ausnimmt. Sie hat für das »Vorgebirge« entschieden eine sehr noble Erscheinung. Dieses Unikum haben zwei Werdenfelser erstiegen, ohne berufsmäßige Führer zu sein, aus rein sportlich-bergsteigerischem Interesse. Und sie haben ihm nicht mühsam seine

Jungfräulichkeit geraubt. Elegant und schneidig wie der Berg, so war auch seine Ersteigung. Die Bezwingung der Großen Riffelwandspitze war eine Leistung, der erst in einem Jahrzehnt ebenbürtige folgten.

Franz Resch von Partenkirchen, ein unternehmungslustiger, kühner Mann, der noch manche Tat vollführte, erstieg mit Clement Sam aus Eschenlohe am 2. August 1886 die Spitze. Mit Umgehung der Kleinen Riffelwandspitze erreichten sie über den Grat den Gipfel und entschlossen sich sofort, die übermächtige Zugspitze anzugreifen. In drei Stunden harter Arbeit erkletterten sie ihren Ostgipfel und stiegen noch selbigen Tags über das Reintal nach Garmisch ab. Eine Leistung, die in jeder Hinsicht außergewöhnlich genannt werden muß.[1])



Große Riffelwandspitze von der Riffelscharte.

Die Große Riffelwandspitze blieb ein gemiedener Berg. Einerseits, weil sie noch lange Jahre als der schwerste Gipfel galt, anderseits weil die Unmenge neuer, sensationeller Probleme die Steiger anderswohin wies.

Erst am 28. August 1900 wurde eine zweite Route[2]) gefunden. Max von Laßberg durchstieg mit Kosersepp die Wände vom Höllentalferner aus unter großen Schwierigkeiten in drei Stunden. Vom Einstieg, der sich so ziemlich in der Fallinie des Gipfels befindet, gelangten sie über Schrofen und ein System von Kaminen an eine markante Felscoulisse, querten dieselbe nach links und erreichten nach Überwindung einer sehr schweren kurzen Platte eine breite Geröllterrasse, die sich ca. 50 *m* unter dem Gipfel befindet. Eine kurze, schwere Wand brachte die Kletterer über den Grat zur Spitze.

Nur der Anstieg von Norden durchs bayerische Schneekar stand noch aus.

Am 24. Juli 1902 saßen wir zu vieren hoch oben im Zugwald. Wir erkletterten in Gedanken die Große Riffelwandspitze vom bayerischen Schneekar. Der Zugang

[1]) Erschl. der Ostalpen, S. 165. — [2]) Privatmitteilung.

zum Kar war sehr einfach. Aber dann kam das erste Rätsel: Die Zugwände bilden mit den Platten der Riffelwandspitze beinahe einen rechten Winkel. Entweder mußten wir die Ecke zum Aufstieg benützen, in der diese beiden Teile zusammenstoßen, oder die gratähnliche Kante, welche die Riffelwandspitze nach Norden entsendet. Wir kamen nicht in die Lage, die Sache auszuproben. Zwei Tage später zogen wir unverrichteter Dinge wieder heim.

Am Morgen des 31. August 1902 saßen A. Heinrich, von Laßberg und ich im bayerischen Schneekar. Hinter uns lag die harte Fronarbeit des Tages, das anstrengende Gerölltreten von der Neustädter Hütte hierher. Der wonnesame Zauber eines klaren Spätsommertages wob über dem waldumsäumten Eibsee, der tief unter uns seinen ruhigen, glatten Spiegel breitete. Noch schwiegen die Zugwände. Selbst das gewohnte Knattern der Steinlawinen störte die tiefe Stille nicht, nur von der metallenen Fläche des Sees klang ab und zu der dumpfe, langanhaltende Ton eines Böllerschusses. Einzelne Konservenbüchsen und sonstiger Unrat erinnerten uns, daß wir zu Füßen des Touristenmagnets Zugspitze saßen, deren Abfallgrube mangels geeigneter Plätze das bayerische Schneekar bildet.

Erst zweimal waren von hier glücklich Touren durchgeführt worden, abgesehen natürlich von jenen kühner Gemsenjäger und verwegener Wilderer, die solche Wände auf ihren Spaziergängen gerne zu durchklettern pflegen. Zweimal hatte es den Zugspitzwänden gegolten, die jetzt in seltener Friedfertigkeit und Harmlosigkeit über uns in die Höhe wuchsen. Die Riffelwand hatte sich sehr verändert. Das kolossale, unnahbare Plattengefüge löste sich, Band um Band wurde sichtbar, ganze Wege von Geröll und Gras entwickelten sich. Wir hatten jetzt schon die feste Zuversicht, daß es nur mehr Arbeit von Herz und Muskeln wäre, unsere Aufgabe zu Ende zu bringen.

Hoch oben in der steilen Plattenwand steht ein auffallender, rotgelber Turm, überall sichtbar, wie ein riesiger Wächter, zur Verteidigung. Er war unser Ziel. Wir wußten, daß wir mit ihm das Schwerste hinter uns hatten. Es war der Punkt, an dem wir unsere Erfolge und unser Fortkommen maßen.

Um 9 Uhr 15 Min. begannen wir die leichten, schrofendurchsetzten Felsen anzusteigen. Es ging wie so oft. Eine charakteristische, gelbe Wand, deren Bezwingung uns noch immer ein Rätsel war, erstiegen wir in schöner Kletterei an ihrer Westseite und gewannen mühelos nach drei Viertelstunden eine geräumige Terrasse; das unterste Drittel der Wand war unter uns. Von der fernen Höhe der Zugspitze ertönten Rufe. Man hatte uns erblickt und bewies das Interesse und die Fürsorge durch ein teilnahmsvolles Geschrei. Unsere Sorge, von den Zugspitzbesteigern Steine zu bekommen, hatte sich als unbegründet erwiesen. Die Lawinen, deren Schwirren und Krachen wir nun hörten, nahmen weit von uns weg ihren verderblichen Lauf.

Ein schwarzer, mächtiger Schlund öffnet sich ober uns, der zweite fragliche Punkt der Tour. Wieder ermöglichen rechts exponierte Platten einen schweren Ausweg. Noch eine kurze, sehr schwere Stelle und wir stehen auch über diesem Hindernis am Beginne einer riesigen, geröllerfüllten Rinne, die mühelos zu unserem Richtpunkt, dem Turm emporleitet.

Wir freuten uns aufrichtig. Erstens, weil wir müde waren, herzlich müde, und weil wir meinten, eine außerordentlich schöne und wirklich zweckmäßige Tour zu eröffnen. Bei den neuen Touren ist dies bekanntlich höchst selten der Fall. Alles das half uns die Gerölltreterei erträglicher finden. Um 3/4 11 Uhr saßen wir in der Turmscharte. Für uns bedeutete es damals das nämliche, als wenn wir schon auf dem Gipfel gewesen wären, und wir dachten keinen Moment daran, daß noch wesentliche Schwierigkeiten kommen könnten. Der Turm steht genau

auf dem gratähnlichen Absenker der Riffelwandspitze. Senkrecht stürzen zu unserer Linken die Wände auf die Riffelriß hinab, während die Zugwände immer noch gleich mächtig in die Höhe ragen. Verheißend glitzerte und schimmerte das Haus zu uns herunter in die kalte, starre Felswand. Nur kurz blieben wir. Bereits der 20 *m* hohe Turm bot uns Schwierigkeiten. Aber die Kletterei, die darauf folgte, stellte uns auf eine harte, vielleicht allzuharte Probe. Viermal bloß rollte sich das Seil ab, aber die 80 *m* kosteten uns drei Stunden auf Leben und Tod. Eine schräge, exponierte Traverse führte uns nach links in die ziemlich senkrechte Wand hinaus. Dann begann der Kampf mit den Felsen, Zentimeter um Zentimeter. Nicht mehr größere Strecken, nein jeder Schritt und jeder Tritt waren Maßgabe unseres Fortschrittes, und an jedem blieb ein Teil unseres Wollens, unserer Energie hängen. Um 3/4 2 Uhr hatten wir die letzte Traverse hinter uns. Traverse, ein schwaches Wort, für jenen Sprung, den wir 400 *m* über den bleichen Schuttströmen an der senkrechten Wand sprangen. Eine Stunde später standen wir auf der Riffelwandspitze.

Es war ein Pyrrhussieg. Nicht jenes freudevolle Gefühl durchzog unsere Herzen, das jede Tat schafft, wir hatten das Bewußtsein, mit Aufgebot all unserer Kraft einem schreckhaften Verhängnis entronnen zu sein. So saßen wir über eine Stunde auf dem Gipfel. Die alte Gewohnheit, die Zeiten genau zu notieren, sagt mir dies. Denn wie lange wir auf jener Gratschneide saßen und brüteten und unserer Einbildungskraft immer freieren Lauf ließen, wüßte niemand weniger wie wir. Es war keine frohe Rast nach langem, aufregendem Kampfe, es war eine notgedrungene Pause. Um 4 Uhr stiegen wir ab. Heinrich kannte den Weg. Er ging voraus. Aber im wogenden Nebel, der die Zacken umspielte, entschwand er uns bald und wir hielten uns mit harter Mühe an den Steigspuren. Nur in größeren Pausen erblickten wir ihn, und wenn ich sah, wie er, der berggewohnt war, wie kein zweiter, trüb und verstört auf uns wartete, da merkte ich, daß wir zu weit gegangen.

Wenn ich jetzt an die Tour zurückdenke, so ist mir wie im Traum. Brüchige, gelbe Gratschneiden, plötzliche Mahnrufe der Vorsicht, wogende Nebel, das Klirren und Kratzen von Pickel und Nagelschuhen, große unendliche Tiefblicke und ein Sehnen, die ruhige, einsame Fläche zu erreichen, die in seltsamer Farbe zu uns heraufleuchtete. Der Moment, als wir an eine Platte kamen, an der Heinrich auf uns wartete und die aufflackernde Freude, als wir die kleine Riffelwand betraten. Mein Tourenbuch sagt 1/2 6 Uhr. Gewohnheitsmäßig verewigten wir auch hier unsere Tour. Langsam stiegen wir zur Riffelscharte, zu der wir vor Stunden so sehnsuchtsvoll herübergeblickt. Hier entschwand uns Heinrich. Laßberg und ich stiegen langsam den versicherten Steig entlang. Tief unter uns sahen wir unseren Gefährten im fürchterlichsten Tempo dem Wald zueilen. Im Halbschlaf stolperten wir bei Dämmerung die Riffelriß hinunter und trafen erst spät im Walde Heinrich, der auf uns wartete.

Um 1/2 12 Uhr zogen wir totmüde in Garmisch ein.

Bei einer Wiederholung wird die Tour zweifellos leichter gefunden werden. Wir drei waren an jenem Tage nicht gut disponiert und kamen in eine Lage, deren Gefahren ich nur noch einmal mitgemacht habe. Wir hofften, von Meter zu Meter günstiges Terrain zu finden, und wurden dadurch eben gezwungen, Schritte zu unternehmen, denen wir momentan vielleicht nicht gewachsen waren.

Der unbedeutende Gipfel der Kleinen Riffelwandspitze, der westlich des Riffeltorkopfes seine schuttbedeckten Flanken erhebt, wurde im Jahre 1891 von Dr. Mainzer mit Kosersepp (Josef Ostler) mit ziemlichen Schwierigkeiten erstiegen.[1])

[1]) Erschl. d. Ostalpen, S. 167.

Sie benützten im allgemeinen den Verbindungsgrat von den Riffelköpfen zum Aufstieg. Den zweiten, jetzt gewöhnlich begangenen Weg[1]) fanden E. Schmidt und G. Fellner ein Jahr später über steile Schutthalden und eine kurze leichte Rinne, die zum Schuttfeld nördlich des Gipfels führt. Einen dritten, schwierigen Anstieg[2]) direkt vom Höllentalferner fanden im Jahre 1900 die Gebrüder Nonnenbruch.

Auch der gratähnliche Absenker, der von der Kleinen Riffelwandspitze sich gegen Südosten, gegen den Höllentalferner zuschiebt und wie eine Schranke den Ferner nördlich begrenzt, trägt nur unbedeutende Erhebungen, die Riffelköpfe. In ihrem Verlauf befindet sich nahe der Kleinen Riffelwandspitze die Hohe Riffelscharte,[3]) ein selten begangener, jedoch großartiger Übergang vom Höllentalferner über die Riffel an den Eibsee.

Die Riffelscharte ist ein bekannter Übergang über den Waxensteinkamm. Wer vom Eibsee aus die Abstürze gesehen, wird sich zunächst erstaunt fragen, wo dieser bequeme Übergang sein soll. Und in der Tat, wie ein geheimer Pfad, wie ein Schleichweg windet er sich von der Kammhöhe herab zur Riffelriß. Natur und Menschenhand haben mitten durch die Riesenplatte den Weg geschaffen.

Die Riffelscharte ist ein lohnender Übergang. Mit einem Schlage gibt die Wanderung mühelos Einblick in die Topographie der zwei nördlichen Seitenkämme. Die ganze prachtvolle Wildheit der Nordabstürze des Blassen- und Waxensteinkamms, der Abschluß des Höllentals und der Blick auf den Eibsee lohnen die geringe Arbeit.

Östlich der Scharte steigt in mäßig steilen Schrofen das Massiv der Riffelspitzen aus dem Schönanger, leichte, harmlose Berge. Der Südgipfel wurde zweifellos von Hirten oft besucht, den Nordgipfel erreichte E. Schmidt im Jahre 1891 in kurzer, schwieriger Gratkletterei.[4]) Der westlich der Scharte sich erhebende Grasbuckel des Riffeltorkopfes hat keinerlei touristisches Interesse.

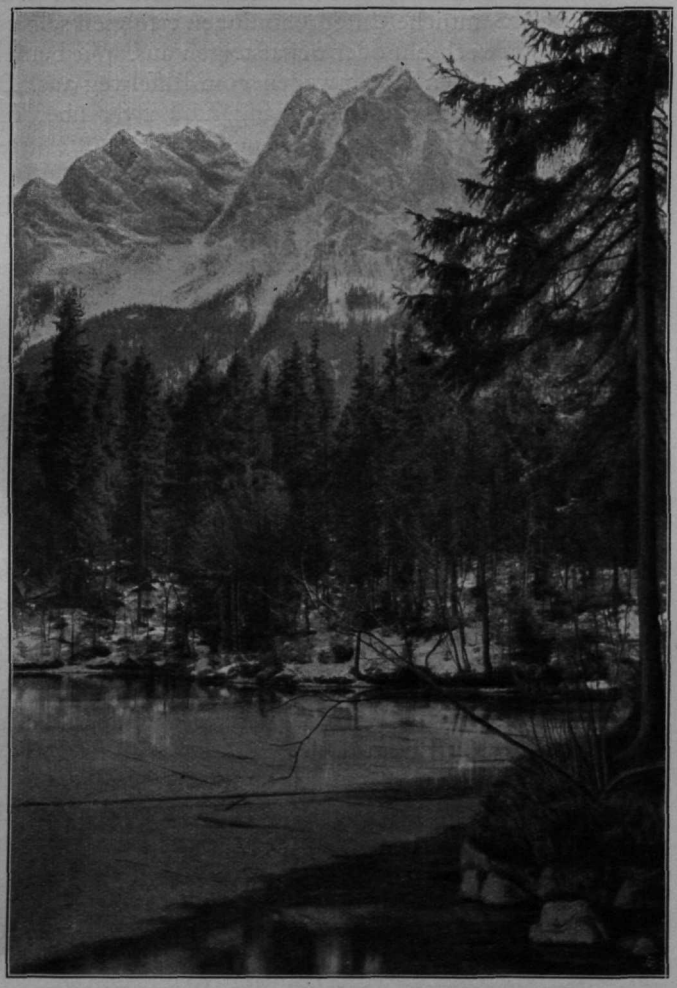
Im mächtigen Schwung strebt östlich des Riffelmassivs der Kamm wieder in die Höhe zur Schönangerspitze und den übrigen Waxensteingipfeln. Von hier ab schnürt sich der Kamm zu einer schmalen Felsmauer zusammen, mit prächtigen Wandabstürzen nach Norden, während im Süden auf den prallen Wandgürtel der untersten Zone steile Schrofenhänge bis fast zur Grathöhe leiten. Die Nordwände sind bis jetzt an wenigen Stellen durchklettert, werden aber jedenfalls die nächsten, wenn auch sehr schweren Aufgaben bieten. Die tiefen und zahlreichen Schluchten, die den Waxenstein auf der Südseite durchfurchen, haben Schwierigkeiten anderer, kaum minder bedenklicher Art. Sie erschweren die Orientierung außerordentlich. Speziell bei ungünstiger Witterung sind sie zu scheuen und haben schon zu vielen Irrgängen Veranlassung gegeben. Aber hier ist die Natur dem Bergfreund selbst wieder zu Hilfe gekommen. Vom Riffelkar weg durchqueren zwei ausgetretene Gemswechsel die ganzen Südwände des Waxensteinkamms. Der obere, vielleicht 200 *m* unter der Gratschneide, der tiefere in der Mittelregion. Die eigentliche Tour auf einen der Waxensteingipfel vollzieht sich immer von diesen natürlichen Höhenwegen aus. Bei der allgemeinen Begehbarkeit der Waxensteinsüdflanke, — es geht ja schließlich überall — und der darausfolgenden Schwierigkeit der Wegschilderung ist die Kenntnis dieser Wege von großem Nutzen. Denn bekanntermaßen verliert auch der beste Steiger unmittelbar am Berg den Überblick und besser als die genaueste und minutiöseste Darstellung ist eine praktische, ganz allgemeine Kenntnis größerer Direktiven.

---

[1]) Erschl. d. Ostalpen, S. 424. — [2]) Privatmitteilung. — [3]) Z. 1882, S. 418. — [4]) Erschl. d. Ostalpen, S. 426.

Es bietet zum ersten Male direkt Schwierigkeiten, die elf Gipfel zu erkennen, die der Führer verzeichnet. Die moderne Krankheit, um jeden Preis Gipfel zu benennen, tritt im ganzen Wetterstein nicht mehr so zutage wie hier. So haben sich denn auch mit der Nomenklatur Mißverständnisse ergeben, bis H. Schwaiger einiges System in die Unendlichkeit der Waxensteingipfel brachte.

Betrachten wir den Waxensteinkamm von der Alpspitze. Wir erkennen den Vorderen Waxenstein, den Zwölferkopf, den Großen Waxenstein und dann eine langgestreckte Kammlinie, die die Gipfel des Hinteren Waxensteins, die Schöneck- und Schönangerspitze tragen soll. Es hat weder Zweck noch Sinn, zu streiten, was ein Gipfel ist. Aber etwas mehr Vorsicht und Selbstbeherrschung sollte in der Benennung neuer Gipfel doch obwalten; denn sonst vermehren sich die Berge ins Unendliche.



Badersee mit Waxenstein.

Die Schönangerspitze wurde jedenfalls schon oft von Einheimischen betreten. Ihre grasbewachsenen Flanken sind jedem zugänglich. Touristisch wurden diese Gipfel wenig mehr besucht. Es ist auch erklärlich, daß einerseits der Große Waxenstein, anderseits die Riffelspitzen das Interesse für den unbedeutenden Hinteren Waxenstein erstickten.

A. Adam und G. Scheurer haben im Jahre 1903 den Nordanstieg auf die Schönangerspitze eröffnet. Im Nordabsturz zieht rechts gegen die Riffelspitzen zu eine ausgeprägte Rippe, die durch einen Kamin durchschnitten wird. An die Rippe, und hiermit an den Kamin, der auch von unten erreichbar sein soll, gelangten die Kletterer durch Queren der Platten von Osten nach Westen. 140 *m* stiegen sie im Kamin empor, verließen ihn dann nach rechts und kamen so auf einen Vorsprung, der ihnen nach der schweren Kaminarbeit gute Rast bot. Von nun an hielten sie sich gegen die Riffelspitzen zu aufwärts, größtenteils Rinnen und Kamine benützend. Die Neigung des oberen Teiles der Rippe ist bedeutend geringer. So gelangten sie in ein kleines Geröllfeld, ca. 50 *m* unter

dem Grat und von diesem unschwer auf die Grathöhe und in zehn Minuten zum Gipfel.[1])

Der Hintere Waxenstein wurde wie auch die Schöneckspitze von Dr. Mainzer am 6. Juli 1891 mit Joh. Dengg erstiegen.[2]) Die Schöneckspitze erhielt auch von ihm den Namen. Wer der Windhaspelspitze, dem isolierten Westgipfel des Hinteren Waxensteins, Pate gestanden, entzieht sich meinem Wissen. Jedenfalls ist der Name sehr zweckmäßig. Den ersten Besuch erhielt dieser Turm durch E. Diehl gelegentlich einer Gratwanderung.[3]) Sämtliche Unternehmungen erfolgten selbstverständlich von der Südseite, von den Gemswechseln oder Schafsteigen aus. Wie bemerkt, ist der einfachste Zugang zu diesen natürlichen Höhenwegen vom Riffelweg aus. Dr. Mainzer fand noch einen zweiten, sehr zweckmäßigen Zugang, und zwar über den Mariensprung. Es ist dies eine Quelle, die kurz bevor man die Höllentalhütte erreicht, aus dem Berge bricht.

Am 9. August 1871 erstieg H. v. Barth mit Martin Ostler von Hammersbach den Großen Waxenstein.[4]) Auch er, der Meister im Pfadfinden, ließ sich irreführen und stieg zu früh zum Grat auf. Zwanzig Jahre lang blieb Barths Route die einzige. Auch der Anstieg Mainzers[5]) mit Kosersepp über den Mariensprung änderte daran nichts. Denn es war lediglich eine neue Art, den Schafsteig zu erreichen. So ganz unbeachtet war aber das Wahrzeichen von Garmisch nicht geblieben. Die Nordflanke, die so herausfordernd gegen das Loisachtal abfällt, hatte das Interesse wachgerufen. Mehrere Versuche[6]) in den achtziger Jahren scheiterten. Am 4. Juli 1892 gelang diese bedeutungsvolle Tour und hiemit der erstmalige Durchstieg einer Nordwand.[7]) Das Verdienst, hier den Bann gebrochen zu haben, fällt dem Führer Josef Ostler, seinem Bruder und den Herren E. John und O. Kuntze zu.

Vier Jahre später, am 14. Juni 1896 fand E. Diehl allein eine neue Route[8]) durch die Wand, betrat als erster die beiden Nebengipfel des Großen Waxensteins und vollführte den ersten Gratübergang zum Zwölferkopf. Die mehrfach angegangene Nordwestwand[9]) fiel im Jahre 1897 durch A. Heinrich und F. Henning. Sie stellt zweifellos den schwersten Zugang zum Gipfel dar.

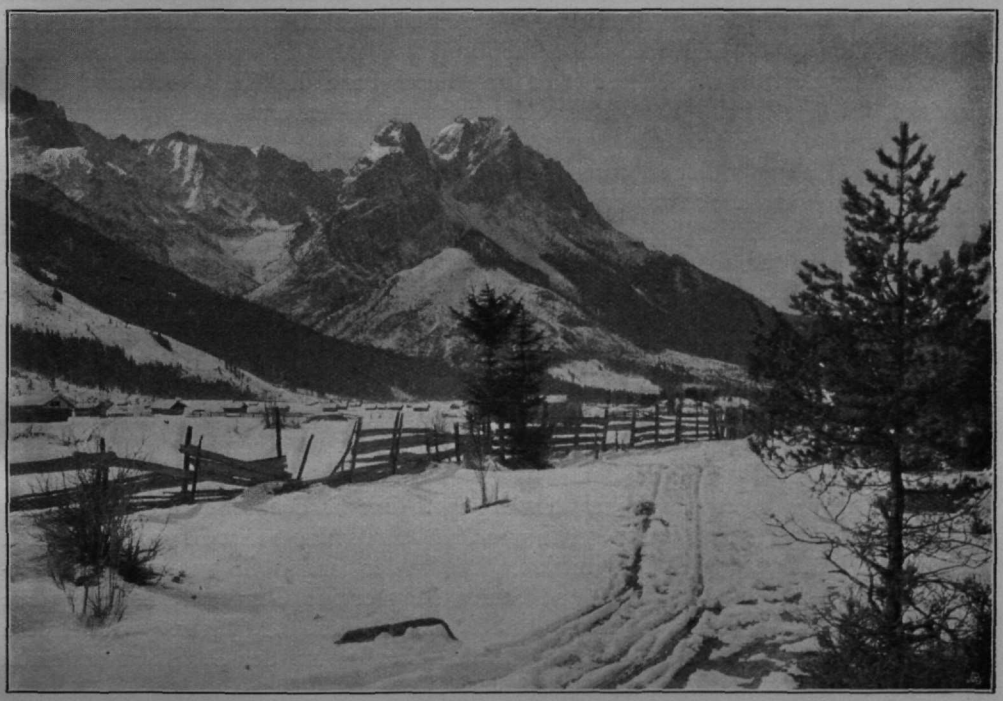
Die erste Ersteigung[10]) des Zwölferkopfes, der, von Garmisch aus gesehen, mit dem Großen Waxenstein ein Massiv zu bilden scheint, gelang J. Ruederer mit dem Sensenschmied Math. Schönherr aus Ehrwald im Jahre 1893. Die Tour ist ihrer Begleitumstände wegen eine sehr interessante und lehrreiche. Herr Ruederer, der ohne Führer oder wenigstens Begleiter den verrufenen Berg nicht angehen wollte, schildert seine Suche nach einem solchen und erhebt hierbei schwere Klagen gegen die gesamte Führerschaft.

Die grasbewachsenen steilen Flanken zur Mittagscharte bildeten den zweiten Weg zum Gipfel.[11]) Auch hier war Ruederer mit H. Gazert der erste. Den Gratübergang vom Großen Waxenstein eröffnete, wie schon bemerkt, E. Diehl.

Den markanten Abschluß des Waxensteinkamms bildet der Kleine Waxenstein. Trotz seiner kühnen, herausfordernden Figur wurde er erst im Jahre 1892 von O. Schuster mit Führer Kosersepp (J. Ostler) erstiegen.[12]) Kurz vor der Höllentalbrücke verließen sie den Weg und gelangten auf einem Jägerpfade unter die Südostwand des Berges, stiegen an einer gratähnlichen Rippe bis zu einer charakteristischen gelben Wand, von der ein Riß zur Kammhöhe leitet. Im Jahre 1895 wurden zwei neue, bessere Wege[13]) entdeckt. H. Gazert stieg über den

[1]) Privatmitteilung. — [2]) M. 1892, S. 177, u. Ö. A.-Z. 1892, S. 237. — [3]) M. 1897, S. 56. — [4]) Nördl. Kalkalpen. — [5]) M. 1891, S. 266. — [6]) Erschl. d. Ostalpen, S. 168. — [7]) Schwaigers Alpenfreund, III. Jahrg., S. 663, Ö. A.-Z. 1892, S. 192. — [8]) M. 1897, S. 56. — [9]) M. 1898, S. 19. — [10]) Ö. A.-Z. 1893, S. 161, Schwaigers Alpenfreund, S. 795. — [11]) Schwaigers Alpenfreund, III. Jahrg., S. 800. — [12]) M. 1892, S. 184. — [13]) Ö. A.-Z. 1895, S. 33, 195.

Mariensprung und die steilen Hänge der Waxensteinsüdflanke zu den Schafsteigen empor und erreichte so die »gelbe Wand«. Einen ganz neuen Weg eröffnete A. Fuchs von Norden, indem er von der Sandreiße, die zur Mittagscharte emporleitet, schräg links über krummholzbewachsene Hänge zum »Mandl« emporstieg, das durch eine Mulde vom Gipfel getrennt ist. Vom Mandl erreichte er ohne besondere Schwierigkeiten den Gipfel. Im Juli 1897 bewältigte F. Henning den sehr schweren Westgrat. Unter zweimaligem Abseilen überwand er die 80 *m*, die der Gipfel zur Mittagscharte abstürzt. Damit war jene Route geschaffen, die den Kleinen Waxenstein zum ersten Klettermodeberg des Wettersteingebirgs erheben wird.



Waxenstein im Winter.

Wie überall im Wetterstein, so bietet auch der Waxensteinkamm demjenigen den größten Genuß, der Kammwanderungen unternimmt. Letzteren wird auch die Zukunft gehören im Wettersteingebirge. Der verhältnismäßig lange Anstieg zur Kammhöhe lohnt sich bei der geringen Individualisierung der Gipfel an und für sich nicht. Nur Kammwanderungen sind es, die uns die Arbeit vollständig ausnützen lassen.

Zum Schlusse möchte ich die außergewöhnliche Leistung A. Heinrichs erwähnen, der im Jahre 1901 den Waxensteinkamm von der Zugspitze bis zum Kleinen Waxenstein in acht Stunden überkletterte.

Der Blassenkamm.

Noch weniger wie im Waxensteinkamm, finden wir in dem langen Grat, der von der Zugspitze ostwärts zieht, ausgeprägte, schöne Gipfelformen. Der ganze Kamm ist lediglich eine hohe, lang gestreckte Mauer, mit seltenen und minder-

wertigen Erhebungen. Seine mächtige Wirkung liegt in dem geschlossenen Aufbau und in der bedeutenden Kammhöhe, die dem Waxenstein gegenüber doppelt hervortritt.

Der Grat ist nach seinem mächtigsten Gipfel, dem Hochblassen, benannt worden. Die Steilheit der beiden Flanken ist im Blassenkamm wesentlich durch die Einlagerung zahlreicher Kare gemildert, von denen aus die ersten Angriffe erfolgten.

Die Geschichte dieser Berge ist fast ausschließlich mit den älteren Bergsteigern verknüpft. Der Mangel kühner Türme und verwegener Zacken hat auf den jetzigen Besuch einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Das Splitterzeug der Runsen und Rinnen, ohne charakteristische Kamine oder Wände ist nicht geeignet, das Herz eines Kletterers zu erfreuen. Der Bergsteiger muß hier über dem Kletterer stehen.

Die Innere Höllentalspitze besuchte im Jahre 1871 H. von Barth und zwar vom Gemskar aus.[1]) Die Plattenwand im Hintergrund des Kars überwand er in der Ecke, die der Kirchlgrat mit dem Hauptkamm bildet, und stieg dann schräg nach Westen zum Gipfel auf.

Die zweite wesentliche Route vom Weißen Tal aus eröffneten K. Babenstuber, Gg. Hofmann und H. Schwaiger im Jahre 1882.[2])

Der südliche Zweiggrat, der diese beiden Kare voneinander trennt und mit dem Brunntalkopf jäh abbricht, wurde zum dritten Weg. O. Ampferer und H. Beyrer überkletterten im Jahre 1897 diesen Gratabsenker.[3]) Der Brunntalkopf selbst war schon fünf Jahre zuvor von O. Jäger gelegentlich topographischer Arbeiten erstiegen worden.[4])

A. Heinrich und M. von Laßberg eröffneten im September 1901 noch einen anderen Weg.[5]) Sie durchkletterten die unmöglich aussehende Nordwand vom Höllentalferner weg. Besondere Schwierigkeiten bereitete ihnen nur der Überstieg vom Ferner in die Wand und deren unterstes Stück.

Den langen Verbindungsgrat zur Zugspitze hat E. Diehl bewältigt.

Gelegentlich der Ersteigung der Inneren Höllentalspitze betrat H. von Barth auch die Mittlere Höllentalspitze, den mittleren Punkt der langen Gratmauer im Hintergrunde des Höllentals.[6]) In Nebel und Sturm stieg er ins Gemskar ab. Eine neue Route aus dem innersten Grunde desselben Kars fand O. Jäger.[7]) Außerdem gestattet auch der von diesem Gipfel südwärts ziehende Ast, der Gemskargrat, einen leichten Zugang.[8])

Die ersten Touristen, die den östlichen Punkt, die Äußere Höllentalspitze, betraten, fanden bereits ein von Zeit und Wetter arg mitgenommenes Signal.[9]) Es waren J. Bessinger, Gg. Hofmann und Josef Sonnweber jun. aus Ehrwald. Sie stiegen von Norden durchs Matheisenkar an. Begreiflicherweise wird diese anstrengende Arbeit nur mehr wenig wiederholt.

Im Juli 1892 stiegen C. Höllerer, W. Landfritz und H. Staudinger ins Reintal ab und trafen schwere Plattenstellen in den unteren Partien der Wand.[10]) Diese zu vermeiden und einen zweckmäßigen, direkten Anstieg zum Gipfel zu finden, war das Vorhaben Höllerers, als er einige Wochen später die Tour im Anstieg wiederholte. Es gelang ihm auch, diese Schwierigkeiten zu umgehen und ohne Gefahren das Vollkar zu erreichen, aber es wird dies bei der Kompliziertheit des Terrains nur dem gelingen, der die Südflanke bereits kennt. Als Gipfelweg wird auch diese Route äußerst selten in Betracht kommen.

Wie bei der Inneren Höllentalspitze strahlt auch von der äußeren Spitze gen

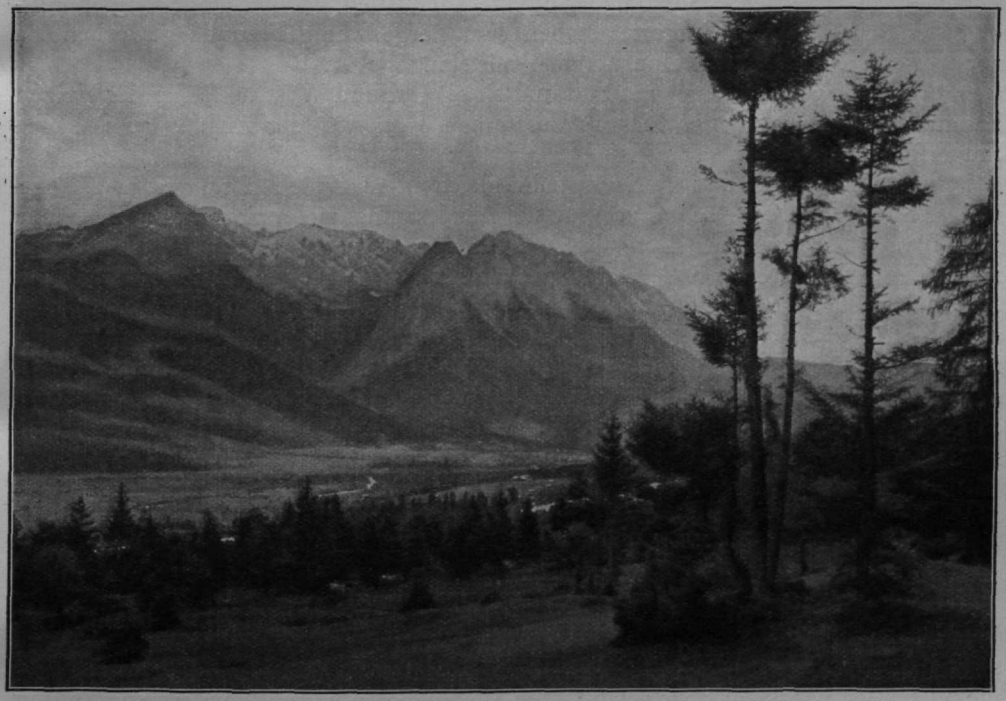
---

[1]) Nördl. Kalkalpen, S. 615. — [2]) Z. 1882, S. 427. — [3]) J. d. A. A.-C. I. 1897/98. — [4]) Z. 1894. — [5]) J. d. A. A.-V. M. 1901/02, S. 50. — [6]) Nördl. Kalkalpen, S. 630. — [7]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 423. — [8]) M. 1883, S. 115. — [9]) M. 1880, S. 174. Die Äußere Höllentalspitze ist zweigipfelig. Der mit dem Signal bezeichnete ist als Nebengipfel anzusehen. — [10]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 423.

Süden ein kurzer Seitenkamm aus, der mit einem kleinen, aber markanten Gipfelbau endet. Es ist der Kirchlgrat mit den beiden Kirchtürmen. O. Jäger hat zum öfteren diesen Grat zum Erreichen der Kammhöhe benützt.[1])

Die beiden turmartigen Erhebungen des Seitenastes fanden erst spät Verehrer. Den nördlich gelegenen, sogenannten Großen Kirchturm erstiegen H. Buchenberg und A. Zott im Jahre 1894,[2]) den unbedeutenden Kleinen Kirchturm erreichten 1903[3]) die Gebrüder Nonnenbruch.

Mit Ausnahme des Nordanstiegs auf die Innere Höllentalspitze wurden die Nordwände nicht angegangen. Mit der projektierten Hütte im Höllentalkar wird sich dies bald ändern.



Waxenstein und Blassenkamm vom Fuße des Krottenkopfes aus.

Wichtiger als alle diese Gipfelwege war die erste Überschreitung der drei Höllentalspitzen am 19. August 1881 durch L. Gerdeisen mit dem Führer J. Dengg.[4]) Sie stiegen vom Höllental durchs Matheisenkar auf und begannen von der Äußeren Höllentalspitze ihre Kammwanderung. Fünfzehn Jahre später wurde diese Wanderung wesentlich ausgedehnt. E. Diehl überkletterte von der Alpspitze aus den Kamm bis zur Inneren Höllentalspitze, und am 2. September 1897 vollführte F. Henning die noch gewaltigere Leistung einer Überschreitung des ganzen Blassenkamms.[5])

So war Barths Idee[6]) einer Wanderung von der Inneren Höllentalspitze zum Hochblassen glänzend verwirklicht. Auch hier wird den Kammwanderungen die Zukunft gehören.

Den unbedeutenden Felszahn der Vollkarspitze im Gratverlauf von der Äußeren Höllentalspitze zum Hochblassen erstiegen im Jahre 1896 E. Diehl und H. Hartmann.[7])

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 423. — [2]) M. 1894, S. 297. — [3]) Privatmitteilung. — [4]) Z. 1882, S. 419. — [5]) M. 1898, S. 19. — [6]) Nördl. Kalkalpen, S. 631. — [7]) M. 1897, S. 56.

Östlich der Vollkarspitze nimmt die breite Felsmasse plötzlich energischere Formen an. Der Grat schnürt sich zusammen, an die Stelle der Schrofenhänge treten im Süden und Norden senkrechte, glatte Wände, abenteuerliche Zacken entstarren dem jähen Grat, mit dem der Kamm östlich zu den vegetationsreichen Kuppen der Mittelregion niedersteigt.

Es ist der Hochblassen, ein mächtiger Gipfel, der den Schlußstein des Blassenkamms bildet. Nur wenige kennen den Riesen in seiner eigentlichen, trotzigen Gestalt. Stellt sich doch breit und eifersüchtig vor den übermächtigen Rivalen die Alpspitze und nur vom Schachen bietet sich ein verhältnismäßig guter Einblick auf diesen Berg.

Der Hochblassen ist von allen Ausgangspunkten nur mit langen, abspannenden Märschen zu erreichen. Sowohl der direkte Talaufstieg, wie der lange Umgehungsweg der Schranke des Ostgrates haben dem Berge wenig Freunde geworben, da noch dazu die Unterkunft eine herzlich mittelmäßige ist.

Alle die weiten Wege von Süd und Nord, Ost und West treffen in der kleinen Kammscharte, westlich des Massivs zusammen, von wo der Anstieg zum Gipfelbau erfolgt.

Der Hochblassen hat zwei ungefähr gleich hohe Gipfel. Der westliche, sogenannte Signalgipfel war schon zur Zeit der Landesaufnahme erstiegen und mit einem Signal versehen worden. Den Ostgipfel erstieg als erster H. von Barth mit dem Sohn des Raintalerbauern P. Blaisl im Jahre 1871.[1]) H. von Barth wählte wohl den längsten der Anstiege, den Weg über den Schönberg, den südlichen Umgehungsweg der östlichen Ausläufer. Vom Raintalerbauern ging's zum Stuiben empor, von hier überschritten sie den Hauptkamm an der »Scharte an der Mauer«, und mußten nach großem Höhenverlust die ganze Südflanke queren, bis ihnen das Vollkar wieder einen Aufstieg zum Grat gewährte. Den Übergang vom West- zum Ostgipfel beschreibt Barth in seiner kräftigen Weise.

Einen gänzlich anderen Weg eröffneten die Gebrüder Dengg im Jahre 1880.[2]) Sie verfolgten die östliche Gratmauer im Gegensatz zu ihren Vorgängern nördlich, das Grieskar aufwärts. Eine steile Schneerinne durchbricht die Nordabstürze. Durch diese erreichten sie die Kammhöhe und somit Barths Route.

Die praktische Verbindung der beiden Wege führten am 3. September 1880 H. Schwaiger und Führer J. Dengg durch.[3]) Zum Anstieg ans Gipfelmassiv wählten sie den kürzeren Weg durchs Grieskar, benützten aber dann nicht die Schneerinnen, die wohl den nächsten, aber gefährlichen Weg geboten hätten, sondern stiegen zum Verbindungsgrat zwischen Hochblassen und Alpspitze auf und querten auf Platten zum Hauptkamm hinüber. Nach kurzem Abstieg ins Vollkar gewannen sie ebenfalls Barths letzten Anstieg. Dieser Weg ist jetzt der normale.

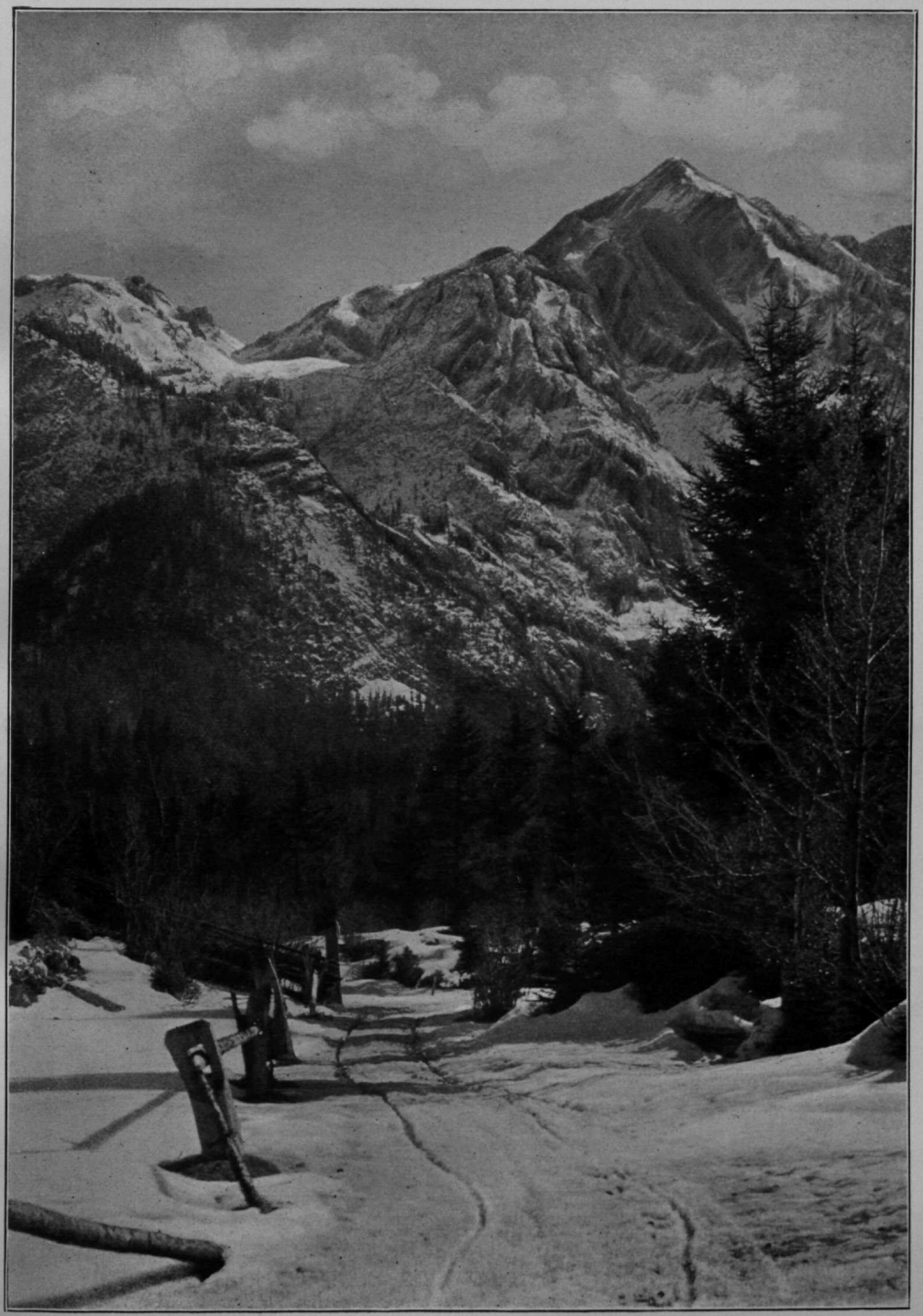
C. Babenstuber stieg ein Jahr darauf mit J. Dengg über die Wände zum Matheisenkar ab.[4])

Aber diese Route wird, wie der direkte Aufstieg vom südlichen Raintal, wegen der zu überwindenden Höhe wohl sehr selten ausgeführt werden.

Der zerhackte Ostgrat des Hochblassen gehört erst dem letzten Jahrzehnt der Ersteigungsgeschichte an. Bis dorthin hatte er nur die Bedeutung einer Schranke zwischen Schönberg und Grieskar. Er hat drei hervortretende Punkte: den östlichen, unbenannten Vorgipfel des Hochblassen, die Blassenspitze, ein eigentümliches, wildes Felsgerüste, und den Hohen Gaif, die breite, runde Kuppe über dem stillen, einsamen Stuibensee.

Der Hohe Gaif war bereits gelegentlich der Landesaufnahme betreten worden.

[1]) Nördl. Kalkalpen, S. 567. — [2]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 162. — [3]) Z. 1881, S. 116. — [4]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 163, und D. A.-Ztg., II. J., 2. Hbbd., S. 17.



Nach einer Naturaufnahme von L. L. Kleintjes. Bruckmann aut. et impr.

Alpspitze im Winter.

Die ersten Touristen waren O. Böhm aus Augsburg und Joh. Koser sen.[1]) Sie stiegen die harmlose Nordwand hinauf, die einen der schönsten Blicke auf den wilden Kamm gewährt.

Die Blassenspitze fand wohl wegen ihrer abweisenden Gestalt, die von Norden eine Ersteigung völlig auszuschließen schien, bedeutend später einen Bezwinger. J. Landauer und J. Koser opferten für die erste Ersteigung den weiten Weg und gelangten von Süden her ohne Schwierigkeiten auf den Felsen.

Aber die Kammhöhe und der Grat selbst blieben unbetreten. F. Henning bezwang als erster einen Teil dieses abschreckenden Stückes.[2]) Er stieg von »der Scharte an der Mauer« auf dem Grat zum Gaif empor, zwei auffallende Zähne südlich umgehend. 1899 überkletterte dann A. Heinrich, nachdem er unter den größten Schwierigkeiten vom Grieskar zur Blassenspitze aufgestiegen war, das Gratstück zum Hochblassen, wobei er zum ersten Male dessen östlichen Vorgipfel betrat.[3])

Das noch ausstehende Stück vom Gaif zur Blassenspitze gab eine harte Nuß zu knacken. Erst nach mehreren Versuchen gelang es im Herbst 1899 A. Heinrich, H. Leberle und G. Leuchs.[4]) Sie konnten aber den Grat nicht völlig überklettern, sondern mußten sich westlich des Hohen Gaif 40 *m* auf die Südseite abseilen und von den diesseitigen Schrofen wieder zum Grat aufsteigen. Sie dehnten ihre Wanderung noch bis zum Hochblassen und zur Alpspitze aus.

Vielleicht findet sich noch ein Kletterer, der mit der Überkletterung des Blassengrats auch eine Überschreitung des Blassenkamms verbinden wird.

Vom Hochblassen weg zieht nach Norden der bedeutendste Seitenkamm der Gruppe. Die schönen, ruhigen Formen der Alpspitze verleihen dieser Abzweigung ihren ausgesprochenen Charakter.

Die Alpspitze wurde schon früh betreten.[5]) Abgesehen von der unverbürgten Ersteigung durch einen Einheimischen wurde der Berg sicher bei der ersten Landesaufnahme bestiegen. Die Natur hat hier ihren Weg sehr offen gezeigt in der breiten, nach Osten geneigten Dreiecksfläche. Diese ist vom Stuiben leicht erreichbar. Auch die sogenannten Schöngänge, ein direkter Anstieg zu dieser Dreiecksfläche von Norden, wurden schon früh entdeckt und begangen.

Den Abstieg von der Spitze ins Höllental beschreibt O. Reschreiter.[6]) Einen ähnlichen Abstieg scheint F. v. Schilcher mit N. Grasegger im Jahre 1858 genommen zu haben.

Die Nordabstürze sind erst in allerletzter Zeit zum erstenmal von Menschen betreten worden. 1899 hat Herr von Below den Nordgrat überklettert, 1903 durchstiegen dann A. Adam und L. Puckshofer aus Garmisch die kurze aber sehr steile Nordwand.[7])

Es ist wunderlich, daß gerade die Alpspitze, bei der alle Faktoren zu einem häufigen Besuch gegeben wären: leichte Erreichbarkeit und Ersteigbarkeit und ein umfassender Blick ins Gebirge und ins Flachland, so wenig Erleichterungen besitzt. Die erst in den letzten Jahren etwas hergerichtete Hochalm bietet mit ihren kleinen Räumen ein sehr mangelhaftes Unterkommen für nur etwas anspruchsvolle Touristen.

Die Plattumrahmung.

Das Reintal schließt unvermittelt eine breite, latschenbewachsene Steilwand, der Schrecken der Zugspitzfahrer; denn der bequeme Pfad steigt nun steiler empor. Tief unter uns liegen die Schuttströme in harter, greller Beleuchtung zu Füßen der

[1]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 424, u. Ö. A.-Z. 1893, S. 197. — [2]) M. 1898, S. 18. — [3]) Privatmitteilung. — [4]) J. d. A. A.-V. M. 98/99, S. 45. — [5]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 163. — [6]) Z. 1882, S. 416. — [7]) Privatmitteilung.

Hochwannerwände. Die Tannen, durch deren Wipfel der graue Fels schimmerte, sind eine schwarzgrüne, finstere Masse. Durch die Krummäste der Latschen bricht der steinige Weg, ungedämpft knirscht der langsame, schwere Tritt im Geröll. Eine fremde, eigenartige Gebirgswelt, verwandt mit jener, die südwärts unser Auge bannt, öffnet sich mit dem Betreten des Hochplateaus.

Die Welt der jähen, unvermittelten Formen, der scharfen, wirren Kontraste liegt unter uns, verschwimmend im Sonnenglast. Statt hoher Felsmauern und tausendtürmiger Grate, ruhige, milde Wellenlinien, hoch oben das blitzende Weiß des Firns. Unbewußt sucht das Auge nach dem gewohnten, entschiedenen Abschluß. Eine armselige Kette von kleinen Türmen ist es, die im Westen den Ferner umsäumt. Nur ein massiger Klotz, mächtige Platten, die sich aus dem einförmigen Auf und Nieder in energischer Weise heben, erinnern an die vergangene Pracht.

Das Zugspitzplatt ist ein von West nach Ost leicht geneigtes Hochplateau, dessen oberste Regionen der große Schneeferner überdeckt, während die regellosen Kuppen teils noch eine kümmerliche Vegetation tragen. Die unscheinbaren Wände im Norden gehören der Zugspitze an. Über diese Flanke geht der gewöhnliche Heereszug. Jenseits der Weitung der Schneefernerscharte steigt der Schneefernerkopf an, dessen mächtiger, felsdurchsetzter Rücken den Ferner teilt. Ein zerhackter, gebrochener Grat leitet zu den Türmchen und Zacken der Wetterspitzen. Die kühne Figur der Plattspitze und die imposanten Platten der Gatterlköpfe bilden die südliche Umrahmung. Die Umgrenzung des Platts hat ungefähr die Form eines nach Osten offenen Hufeisens. Die beiden Bruchpunkte sind das Zugspitzeck, an welchem der Kamm nach Süden umbiegt, und die Mittlere Wetterspitze, wo die frühere, westöstliche Richtung wieder aufgenommen wird.

In der übermächtigen Nachbarschaft des Kulminationspunktes mußten naturgemäß die an und für sich unbedeutenden Gipfel der Plattumrahmung gänzlich verschwinden und so ist ihre Geschichte kurz und einfach.

Zwischen Zugspitzeck und Schneefernerkopf befindet sich die breite Schneefernerscharte. Ein einziges Bild lohnt ihren Besuch. Wie sich Ehrwald mit seinem weißen Kirchturm, inmitten der grünen, lebendigen Natur, im kantigen Rahmen eines mächtigen Felstors zeigt. Auch der Schneefernerkopf ist jedem zu empfehlen, der nicht bloß aus Zugspitzinteresse über das Platt stampft. Seine Aussicht ist auch für den wertvoll, der sonst nicht nach der Quantität des Gebotenen schätzt. Die leichte und bequeme Ersteigung lohnt sich außerordentlich. H. v. Barth, von dem die erste Schilderung stammt,[1]) fand bereits Steindauben vor, die offenbar von der Landesaufnahme herrührten. Der normale und auf diesen Gipfel einzig zweckmäßige Weg führt über den Ferner auf den Grat und von diesem zum breiten Gipfel.

Eine zweite Route fanden am 25. Oktober 1900 J. Enzensperger und A. Heinrich,[2]) indem sie den Südgrat bis zum Abbruch gegen die Nordwestliche Wetterspitze verfolgten, in die Südostwand einstiegen und das mächtigste der zahlreichen Schichtenbänder bis zum Übergang in den großen Schneeferner benützten. Einen praktischen Wert hat der Weg nur bei einer Wanderung von der Zugspitze über die Gipfel der Plattumrahmung. Das gleiche gilt von dem vollständigen Gratübergang von der Zugspitze zum Schneefernerkopf,[3]) den J. Enzensperger im gleichen Jahre ausführte. Der Südgrat des Schneefernerkopfes hat noch keinen Bezwinger gefunden.

Die Wetterspitzen blieben lange Zeit unbeachtet. Erst im Sommer 1894 erstieg

[1]) Nördl. Kalkalpen, S. 530. — [2]) I. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 59. — [3]) J. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 57.

P. Naumann[1]) den nördlichsten Zacken, der sich durch ein eigentümliches Felshorn auszeichnet. Die mittlere Spitze erhielt durch J. Enzensperger im Jahre 1900 den ersten Besuch.[2]) Beide Türme bieten kurze, scharfe Kletterein. Die sogenannten Östlichen Wetterspitzen, die fast im Firn des Ferners verschwinden, sind völlig bedeutungslos.

Den verhältnismäßig noch bedeutendsten Punkt der Wetterspitzen, das Wetterwandeck, besuchte H. v. Barth[3]) im Jahre 1871, indem er vom Schneefernerkopf das Firnfeld querte. Die Felsrippe, die vom Wetterwandeck gegen das Platt vorspringt, markiert die südöstliche Grenze des Ferners.

Der Dreigipfel der Plattspitzen,[4]) der östlich der Wetterscharte ansetzt, bot H. v. Barth wieder größere Schwierigkeiten. Ein erster Versuch, von der Wetterscharte über den Nordwestgrat mißlang, da Barth zu früh den Grat anstieg und im Nebel die Übersicht verlor. Acht Tage später war der Unermüdliche wieder zur Stelle. Über die der Nordwand eingelagerten Schneefelder und eine kurze Steilstufe erreichte er den Grat und über ein Band in der Südwand den Gipfel. Der abgehackte mittlere Turm wurde über den Grat mit Ausweichen in die Nordseite erreicht. Die Östliche Plattspitze, von Barth Gatterlspitze geheißen, erreichte dieser durch Queren der Südflanke. Einen Durchstieg durch das coupierte Terrain der Südseite fand H. Staudinger im Jahre 1894.[5])

Die Ersteigung der ganz verschwindenden Gatterlköpfe erfolgt meist über die Schrofen vom Feldernjöchl aus. Der Östliche Gatterlkopf, auch Sonnspitze geheißen, kann direkt vom Gatterl über den schweren Grat erstiegen werden.

Die Gegensätze berühren sich: Auf die ruhigen Formen des Platts jener ungeheure Absturz gegen Westen, die Wetterwand, gleich einer übermächtigen Zauberburg in ihrem geschlossenen, ungegliederten Aufbau, in den jäh zurückgebogenen Flanken. Das Glanzstück des Wettersteins, eines der Schaustücke der Nördlichen Kalkalpen.

Von der Schulter des Schneefernerkopfes weg reichen die kolossalen Abstürze bis zum Wetterwandeck, dem östlichsten Gipfel der Wetterspitzen, das ja hiervon seinen Namen hat. Auch dem oberflächlichen Beobachter fällt die markante Rippe auf, die sich von der Schulter des Schneefernerkopfes loslöst und sich in ihrem weiteren Verlauf wie eine Coulisse der Wand vorschiebt. Dadurch wird jene Karbildung hervorgerufen, die den einheitlichen Charakter der Wand stört. Dieses ausgedehnte Kar, die »Neue Welt« genannt, beginnt in der Höhe von ca. 2000 *m* und zieht sich von hier steil bis zur Grathöhe hinan. Wo das Kar durch die der Wand sich nähernde Rippe verengert wird, bricht es plötzlich ab und trichterförmig treten die Wände zusammen. Dadurch ist der natürliche Abfluß des Kars geschaffen. Schnee, Wasser und Steine haben hier in den Jahrtausenden ihren Weg in einer tiefen Schlucht gegraben, die unter den überhängenden Wänden des Trichters zur Holzerwiese herableitet. An dieser Stelle hat die Wand ihre geringste Höhe.

H. v. Barth war natürlich der erste, der auf das Problem der Wetterwand hinwies.[6]) Bei dem Besuche des Schneefernerkopfes erkannte er sogleich die Bedeutung dieses Weges als kürzeste Verbindungslinie zwischen Tal und Gipfel.

Den ersten bekannten Versuch machte Sigm. Ritter von Lössl[7]) mit dem Adlerwirt J. Guem aus Ehrwald im Jahre 1883. Selbstverständlich war die Stelle der geringsten Wandhöhe der Angriffspunkt. Sie stiegen das Couloir aufwärts, aber sie kamen nicht durch. Guem soll die Versuche mehrmals wiederholt haben und hierbei sowohl von der Kammhöhe wie von der Holzerwiese ausgegangen sein.

---

[1]) Z. 1895, S. 34. — [2]) J. d. A. A.-V. M. 99/00, S. 59. — [3]) Nördl. Kalkalpen. — [4]) Nördl. Kalkalpen, S. 5. — [5]) M. 1895, S. 94. — [6]) Nördl. Kalkalpen, S. 533. — [7]) Erschl. d. Ostalpen I, S. 139.

Im Jahre 1896 forcierten drei Münchener Herren, A. Fuchs, Erdmann und Eckart, den ersten Abstieg.[1]) Von der Schneefernerscharte fuhren sie ins Kar, die Neue Welt, hinab und gelangten so leicht bis an den Abbruch in die Schlucht. Die Kletterer seilten sich ab und konnten die schneeerfüllte Schlucht ohne übermäßige Schwierigkeiten bewältigen. Drei Jahre später folgte der erste Aufstieg.[2]) A. Heinrich und S. v. Reuß benützten zur Bezwingung der kurzen Wandhöhe des Trichters die rechte, also südliche Begrenzungswand. Außerordentliche Schwierigkeiten verzögerten die Tour so, daß kurz vor dem Betreten des Kars die Nacht hereinbrach und zu einem furchtbaren Freilager zwang. Ein Schneesturm, dem die beiden in der gewaltigen Wand schutzlos preisgegeben waren, erschöpfte sie völlig. Nur mit Aufgebot der letzten Kraft erreichten sie den Grat.

So war an dieser Stelle zwar Bresche gelegt worden. Beide Touren hatten aber bewiesen, daß hier eine Straße auf die Zugspitze nicht angelegt werden könne. Die Wetterwand hörte infolgedessen auf, für weitere Kreise Interesse zu besitzen.

Da fand im Jahre 1902 am 31. Mai Kooperator J. Hosp mit dem Führeraspiranten R. Spielmann eine neue Route,[3]) die die alten Hoffnungen auf den Ehrwalder Zugspitzweg wieder aufleben ließ. Der Ort der Versuche war diesmal die Rippe, die objektiven Gefahren weniger ausgesetzt war. Der erste glückliche Versuch wurde von der Kammhöhe durchgeführt. Drohende Lawinen trieben die Kletterer zur Eile, so daß sie das Holzereck bereits in einer halben Stunde erreichten. Eine geräumige Höhle, deren untere Fortsetzung eine Rinne bildete, sollte den weiteren Abstieg vermitteln; 39 *m* hoch mußten sich die beiden abseilen, um den Grund der Höhle zu erreichen. Die Rinne bot keine Schwierigkeiten und führte bis ca. 30 *m* ober dem Wiesgrund. Noch eine kurze Traverse nordwärts in steile Schrofen und der langgesuchte Ehrwalder Zugspitzweg war im Prinzip gefunden.

Allerdings konnte das Problem nur als bedingt gelöst betrachtet werden. Gg. Burger[4]) und K. Spielmann waren es, die mit der Umgehung der Abseilstelle vielleicht den Zukunftsweg zur Zugspitze eröffneten.

Sie verfolgten im allgemeinen hart links, östlich gehend, den Gratabbruch vom Holzereck bis zur Rinne, die zur Höhle leitet. Die Rinne betraten sie nicht mehr, sondern sie kletterten vom Beginn derselben auf schmalem Felsband ca. 100 *m* lang links und nahmen dann die terrassenförmig gestuften Felsen in Angriff, die keine übermäßigen Schwierigkeiten mehr boten und an vielen Stellen ein Durchkommen gewährten. So erreichten sie in schöner Kletterei das Holzereck und über die »Neue Welt« die Kammhöhe.

Da nach den liebenswürdigen Mitteilungen von Gg. Burger auch der Grat zur Schulter des Schneefernerkopfes gangbar sein dürfte, so ist endgültig ein schöner, prachtvoller Weg durch diese Wand geschaffen.

Mit der Mittleren Wetterspitze biegt die Wand plötzlich um. Ohne Unterbrechung, ohne irgendwelche Gliederung steht die Felsmauer über den Gründen der Ehrwalderalm. Bis zum Sommer 1903 war an dieser Stelle kein Versuch gemacht geworden.

Wieder waren wir zwei lange Tage auf der Zugspitze gesessen, im Sturm und Schnee, aber Gottlob allein mit dem liebenswürdigen Zugspitzwirt, Metereologen Kleiber, und wir hatten uns beschränkt, dem ab und zu sichtbaren Ostgipfel einen Besuch abzustatten und den übrigen Tag sehnsuchtsvoll in das graue Meer

---

[1]) M. 1896, S. 175. — [2]) Z. 1900, S. 49, u. J. d. A. A.-V. M. 98/99, S. 47. — [3]) Deutsche Alpenzeitung, 1902, Heft 14, S. 35. — [4]) Privatmitteilung.

hinauszublicken, das sich kaum merkbar an den weißen Schneeflächen abhob. Bei jedem Windstoß wuchs unsere Hoffnung, um in dem Grau baldigst wieder unterzugehen. Unsere Sehnsucht galt den Wetterspitzen und dem Wetterwandeck; d. h. nicht eigentlich den Gipfeln. Wir wollten bloß den Riesenabsturz gegen die Ehrwalderalm erst von oben ansehen, bevor wir ihn angingen. Die zwei schlechten Tage machten uns einen großen Strich durch die Rechnung. Denn wir waren nicht mehr freie Studenten mit unbegrenzter Zeiteinteilung, sondern trugen in zwei Tagen statt der Pickel wieder Karabiner. Endlich am 18. Juni sanken die Nebel hinab aufs Platt, hinunter in die Täler des Gebirges, unser Hausherr prophezeite schönes Wetter und um 12 Uhr 15 Min. ragte bereits der Brunntalkopf über uns. Wir hatten den Plan, die Wand von oben anzuschauen, aufgegeben und uns den besseren und einfacheren Teil erwählt, die Wand zu probieren. Freund Bachschmid, Schneider und ich waren auf dem Wege übers Gatterl nach Ehrwald. Niemand wußte, daß in Ehrwald beim Adlerwirt noch Freund Laßberg auf mich wartete.

So zogen wir den Plattweg entlang im gemütlichsten Tempo, freuten uns des schönen Tages und unseres freien Daseins und rasteten nicht wenig. Nur kurz vom Gatterl warf ich einen Blick auf die weiten, schneebedeckten Höhen und Tiefen des Platts. Ob wir uns wohl morgen sehen werden? Ich kannte die Wetterwand nur aus Bildern und Schilderungen, aber dies genügte, um dem Gelingen der Tour ein Fragezeichen vorauszusetzen. Unter solchen Gedanken kamen wir ans Feldernjöchl, wo sich Freund Schneider von uns trennte, um die stacheldrahtbeschützten Gatterlköpfe zu ersteigen. Die Hänge zum Issental liefen wir hinab, ich war begierig, den unbekannten Feind zu Gesicht zu bekommen. Die Schrofen rechts von uns wurden allmählich steiler, größere Wandpartien traten auf. Am Issentalsattel sahen wir die Wand im Profil, eine halbe Stunde später standen wir ihr gegenüber. So ziemlich in der Fallinie des Wetterwandeckgipfels mußte der Einstieg liegen. Die Geröllfelder schnitten hier weiter in den Felskörper ein, gangbare Schrofen leiteten ein Stück empor. Etwa 200 *m* westlich der Anstiegsstelle durchzog eine plattige, tief eingeschnittene Schlucht das Bergmassiv, deren Begehbarkeit außer Zweifel stand. Aber das Zwischenstück war allem Anscheine nach äußerst schwierig. Mit diesen dürftigen Kenntnissen zogen wir hinunter zur Ehrwalderalm. Erst heute waren die Senner aufgezogen, aber trotzdem fanden wir freundliche Wirte. Sie hatten eine Veranda erbaut und erzählten uns voll Stolz, wie fein man da heroben leben könne und wie feine Leute da heraufkämen. Wir waren zwar herzlich froh, daß wir keine feinen Leute sahen, aber jedenfalls ist der Besuch der Ehrwalderalm für niemand ein verlorner Tag. Abends zogen wir nach Ehrwald. Daß wir langsam gingen, dafür sorgte zu unserer Rechten die Riesenwand, die sich Schritt für Schritt verwandelte, Hoffnungen aufleben ließ und sie wieder zerstörte. Um 1/27 Uhr begrüßten uns v. Laßberg und Lewicki aus Garmisch. Unsere Schweigsamkeit und unser Reden, alles galt der Steilwand, die morgen aus ihrer tausendjährigen Ruhe aufgestört werden sollte.

Um 4 Uhr brachen wir auf. Wie gestern abend brauchten wir erhebliche Zeit, um den Lärchenwald zu durchsteigen. Das größte und auch wichtigste Hindernis, bildete ein Fernrohr, das Lewicki mitgebracht hatte und das dutzend Male in den Rucksack aus- und eingepackt wurde. Das Endresultat all unserer Bemühungen war die gestern geplante Route zu probieren.

Nach einer Viertelstunde Rast in der Ehrwalderalm stiegen wir das Issental hinan. Hier blieb Lewicki zurück, dessen Liebe zu der Wand eine platonische war, um von dort mit seinem Fernrohr unserem Versuche zu folgen. Bachschmid, v. Laßberg und ich begannen die Geröllhänge zur Wand anzusteigen und uns beständig leicht links, westlich haltend, kamen wir über die untersten Partien

leicht hinweg. In zwei Stunden gelangten wir an eine kleine Rippe. Die Wandpartien ober uns waren glatt und unzugänglich. Der erste entscheidungsvolle Punkt war da. Ein vielleicht 100 *m* langes Band mußte uns mitten in die Wand hineinführen, der eigentliche Kampf begann erst jetzt. Ein ständiges Sausen und Poltern bewies, daß wir uns in gefährliches Gebiet begaben. Freund Bachschmid wurde uns hier abtrünnig. Nach kurzem Entschlusse schlug er uns vor, allein weiter zu gehen, da die Schnelligkeit hier von größter Wichtigkeit sei.

Um 1/2 8 Uhr trennten wir uns. Laßberg und ich tasteten vorsichtig die Wände entlang. Es war nicht besonders schwer, nur das Schwirren und Sausen der Felsstücke, die in großem Bogen über unsere Schutzwehr, die mauerglatte Steilwand flogen, beunruhigte uns. Wir waren vielleicht 80 *m* horizontal in die Wand hineintraversiert. Da öffnet sich plötzlich der Mauergürtel, eine Kaminreihe schneidet tief ein und der prachtvolle Fels lockt unwiderstehlich. Wir zogen die Kletterschuhe an, verließen das Band und folgten dem verführerischen Weg, ohne Ahnung, daß wir unnötigerweise die drei schwersten Stunden des heutigen Tages antraten. Wer in der Lage war, neben dem ruinösen, gefährlichen, brüchigen Gestein festen, kernigen, weißen Fels zu sehen, wird unser Beginnen leicht verständlich finden. Die Freude war kurz. Nach 15 *m* standen wir in einem kleinen Geröllkessel. Wieder türmte sich der rote Fels vor uns auf. Wir wurden in die senkrechte Wand hinausgedrängt. Die Ruhepunkte wurden schlecht und wenig, die Sicherung war unmöglich. So klommen wir vielleicht noch 30 *m* hoch. Unser Bestreben, weiter westlich zu kommen, wo wir wieder einen Geröllkessel vermuten, scheiterte trotz einiger gewagter Experimente. Wir waren mitten in der Wand in einer gefährlichen Lage. Noch machten wir zwei Versuche, der brüchigen Wand einige Meter abzuringen, aber umsonst. Wir wollten und mußten wieder umkehren.

Um 11 Uhr standen wir wieder auf dem Band, wo uns vor drei Stunden Bachschmid verlassen. Unsere Energie war gebrochen, wir gaben die Tour auf. Aber wir wollten nur noch die paar Meter dem Bande entlang gehen, um uns für später eine ähnliche Lage wie vorhin zu sparen. So verfolgten wir das brüchige Gesims. Es wird uns klar, welch großen Fehler wir begangen. Eine kurze Steilwand überwinden wir, ein paar Schritte nach rechts, noch eine gestufte, plattige Kletterei und wir sind auf einem größeren Schneefeld, von dem aus bereits das Couloir sichtbar und offenbar leicht zu erreichen ist. Wir sprachen kein Wort vom Umkehren, wir rasteten nicht, wir aßen und tranken nicht: Der plötzliche Lichtblick auf den ungehofften Erfolg, der wie ein Strahl durch die Wolken fiel, trieb uns empor. Die Schlucht, die wir leicht erreichten, war durchwegs gut gangbar. Sie zog von Ost nach West. Sie wird dadurch gebildet, daß eine mächtige Rippe von der Wand in die Südseite vorspringt. Um 1/21 Uhr standen wir auf ihrem höchsten Punkt. Ein turmbesetzter Grat leitet zur eigentlichen Wand hinüber. Heute war ein Tag von Überraschungen. Tief unter uns gegen Westen dehnt sich inmitten der Wand ein mächtiges Kar aus, wohl noch von keinem lebenden Wesen betreten. In unheimlichen Wänden setzt die Plattumrahmung hier ab. Wir aber dachten, nunmehr ein leichtes Spiel zu haben. Eine breite, schneeerfüllte Schlucht durchzieht von West nach Ost die Gipfelwand, zu ihr leitet mühelos der Grat hinüber.

Doch es kam anders. Auf einen bösartigen Gratturm folgte eine unüberwindbare Stelle. Die Schneide selbst war nämlich ungangbar geworden, eine breite Schuttstraße hatte uns in die östliche Wand hinausgebracht. Ein kolossaler Felsblock, der diese Straße plötzlich sperrte, verwehrte uns trotz aller Bemühungen den Eintritt in die schneeerfüllte Schlucht, von der uns vielleicht noch 20 *m* trennten. Wir wurden gezwungen, die Wand anzugreifen. Diese hat absolut keine charakteristischen Punkte, an denen irgendwelche Orientierung möglich wäre. Durch eine Reihe von Kaminen

und Rissen trachteten wir möglichst gerade aufwärts zu kommen. Manchmal waren wir ganz nahe der westlichen Begrenzungswand der großen Schneerinne und konnten zu ihr hinabsehen. Wenn dann ab und zu Steinlawinen durch den weichen Schnee sausten und große Furchen zurückließen, priesen wir unser Glück, daß wir uns außer der Gefahr befanden.

Es war gegen 2 Uhr und wir vielleicht noch 100 *m* von der Kammhöhe entfernt. Gebieterisch machte der Magen seine Rechte geltend, da wir noch nichts außer dem Frühstück genossen hatten. In einer schutterfüllten Rinne lege ich den Rucksack ab, um getrocknete Früchte herauszunehmen. Da, das wilde ungestüme Rauschen in der Luft, ich drücke mich an die Wand, und fühle, wie mein linker Arm herabsinkt. Einen Moment legt sich ein Schleier um meine Augen. Laßberg ist gut weggekommen, aber mein Rucksack mit allen Habseligkeiten ist fort, das Seil ist wie mit dem Messer durchschnitten, ich kann meinen Arm im Schultergelenk nicht mehr bewegen. Für den Augenblick waren wir ratlos. Aber umkehren konnten wir nicht. Die düstere Wolkenbank, die über den Miemingern lag, verkündete Sturm, also hinauf um jeden Preis. Wohl ging es langsam und etwas schmerzlich, aber das eiserne Muß stand hinter uns. Eine Stelle scheint uns noch endgültig zurückzuschlagen. Eine Traverse nach links, dann ein Stemmkamin. Laßberg allein kann ihn nicht bezwingen und ist auch nicht imstande, mich bei der Traverse zu sichern. Noch einmal die Frage der Umkehr: 30 *m* ober uns muß der Grat sein. Drüben die drohenden Wolken, unter uns die ganze Höhe der Wetterwand. Da gab's keine Wahl. Ich machte die Traverse. Zehn Minuten später standen wir in einer kleinen Einschartung auf dem Kamm der Plattumrahmung.

Es war 4 Uhr vorüber. Wir schrieben unsere Tour ein und machten uns an den Abstieg. Unsere Kletterschuhe waren total hin. Da meine Genagelten irgendwo in den Wänden lagen, war der Weg durch den tiefen Schnee nicht eine der angenehmsten Beschäftigungen.

Abends um 6 Uhr saßen wir in der Knorrhütte, wo ich meinen Arm etwas verbinden ließ und mich dann an jenen ergötzte, die froh waren, morgen nicht auf die Zugspitze zu müssen, weil es zu schneien anfing.

Der Weg durch das lange, lange Reintal, das wir anderen Tages bei strömendem Regen hinauszogen, war für mich äußerst schmerzvoll, weil ich das dritte gepumpte Paar Kletterschuhe zerriß, durch dessen durchweichte Sohlen die spitzigen Steine drangen.

Fortsetzung im Jahrgang 1905.

Der Kaunergrat in den Ötztaler Alpen.

Von

Dr. Franz Hörtnagl.

Fernab von den gewohnten Pfaden der Modebergsteiger lenkt der begeisterte Hochtourist seine Schritte, er sucht seine Freude in stillen Hochlandskaren, wo ihn kein Mißton stört, wo er ungeschminkte Naturschönheit findet und unbekannte Berge auf pfadlosen Wegen sein Ziel sind. Reich lohnen sich die größeren Mühen und die schwerere Arbeit und wohl auch die Sorge an dem Gelingen, wenn man auf eine stolze Zinne zum ersten Male seinen Fuß gesetzt und dorthin vorgedrungen, wo bis jetzt nur die Berggeister hausten. Jedem wird das Herz höher schlagen, und er wird dauernde Erinnerungen mitnehmen, und wer einmal von diesem Zaubertrank gekostet, wird immer und immer wieder nach neuen, stillen Hochlandswinkeln streben, wo sich seine Seele so ganz erholen kann. Auch heute noch gibt es in den Alpen viele solche einsame Kämme und Täler, wo man mit der Natur allein sein kann, aber sie werden immer weniger und spärlicher.

Ein solches stilles Berggebiet, das vor allem zu begeistern vermag, ist der nur wenig bekannte Kaunergrat[1]) in den nördlichen Ötztaler Bergen. Wie kein zweiter

[1]) In den Alpenvereinsschriften wurde bisher stets die Schreibweise »Kaunsergrat«, »Kaunsertal« (vom Dorfe Kauns abgeleitet) beibehalten. Herr Dr. Hörtnagl gibt der Schreibung: »Kaunergrat« etc. den Vorzug und stützt sich auf ein Gutachten von berufener Seite, das wir im nachfolgenden zum Abdrucke bringen. Die Schriftleitung. — Dieses Gutachten lautet: »Es ist die unabweisbare Pflicht des Geographen und Kartographen, die Namensformen in der Gestalt anzugeben, wie sie im Munde der Bewohner des betreffenden Gebietes tatsächlich lauten. Nur so können die Kartennamen eine Verständigung der Reisenden mit den Einwohnern ermöglichen und zugleich wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Nun heißt es tatsächlich Kauns, aber die Bewohner nennen sich Kauner, nicht Kaunser, und das Tal heißt Kauner-, nicht Kaunsertal. Derartiges ist in Tirol ungeheuer häufig; z. B. heißt das oberhalb Stans im Unterinntale gelegene Joch Stanerjoch, nicht Stanserjoch (wie die Karte freilich unrichtig schreibt), der Wald bei Igls heißt Igler Wald, nicht Iglser Wald, u. s. w. u. s. w. Diesen Tatsachen hat sich der Kartograph unbedingt zu fügen, mag er für den Gegensatz zwischen dem Ortsnamen und seinen Ableitungen eine Erklärung wissen oder nicht. Doch liegt die Erklärung ungemein nahe. Viele unserer deutschen Ortsnamen sind nicht Nominative (»Wer-Fall«), wie Frankfurt (d. i. »die Frankenfurt«), Aschaffenburg u. s. w., sondern Casusformen (Beugungsformen); z. B. Göttingen ist Dativ (»Wem-Fall«) der Mehrzahl, alt Gottingum, eigentlich »bei den Göttingen«, »bei den Nachkommen des Gotto (Götz)« (die Silbe -ing bildet Sippen-, Nachkommenschaftsbezeichnungen), im Orte, wo die Sippe eines Gotto ansäßig ist«. Es ist nun ganz natürlich, daß für eine Ableitung von dem Ortsnamen nicht die Casusform des Namens, sondern der im Nominativ vorliegende Stamm Götting die Grundlage abgibt, also »der Göttinger«, genau so wie wenn der Ort Götting — solche gibt es ja auch wirklich — hieße. Göttingener zu sagen, wird sich niemand beifallen lassen, obwohl der Ort Göttingen lautet; wir würden eine derartige Bildung geradezu als eine gröbliche Verletzung unseres Sprachgefühles empfinden. Was in diesem Falle recht ist, müssen wir als billig auch für die Mehrzahl unserer tirolischen Ortsnamen auf s beanspruchen. Denn auch dieses s ist in allen jenen Fällen, wo es in der Ableitung weggelassen wird, Rest einer Beugungsform. Und zwar in den echt deutschen jener Namen, die übrigens spärlich zu sein scheinen, das -es, -s des zweiten Falles (wie Tages, tags); in den auf die romanische (z. T. sogar vorrömische) Bevölkerung zurückgehenden Namen dagegen jene Endung -es der Mehrzahl, welche z. B. in franz. les hommes usw. usw., und in zahlreichen Namen wie Buenos Ayres (»gute Lüfte«, wir würden im deutschen die Einzahl »gute Luft« vorziehen), franz. Eaux (»Gewässer, Quellen«), rhätoroman. Elles Cases (»Häusern«) noch klar zutage liegt. Daß auch hier die Endung bei der

Löcherkogel Rostizkogel Seekogel Watzespitze



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Kaunsergrat vom Pitztaler Jöchl.

Alpenkamm weist er Bergformen auf, die selbst das verwöhnteste Gemüt entzücken müssen, und deren Mannigfaltigkeit wohl sonst in keinem Winkel der Alpen zu finden ist. Eine große Schar von mächtigen Bergkolossen reiht sich zu einer gewaltigen Kette, jeder mit dem anderen an Großartigkeit wetteifernd, und jeder durch ganz besondere Eigentümlichkeiten sich so auszeichnend, daß man kaum einen mit dem andern verwechseln könnte. Wahrlich, sie sind es wert, die stolzen Riesen des Kaunergrates, daß man den langen Talweg nicht scheut, um auf ihre luftigen Scheitel zu gelangen. Nicht akrobatische Kletterstückchen oder große Waghalsigkeit verlangen diese Recken, wohl aber starke Arme und sicheren Fuß und vor allem des Bergsteigers ganzes Denken und Können. Jedem aber, der durch eigene Kraft und eigenes Wissen sich auf eine stolze Kaunerzinne emporgerungen, werden die ernsten Schönheiten dieser auserlesenen Berge unvergänglich eingeprägt bleiben.

Der Kaunergrat, auch Watzekamm genannt, ist jener gewaltige, von ungeheueren Bergriesen gebildete, ungemein bilderreiche Gebirgszug, der das Pitztal von dem Kaunertale scheidet. Er zweigt von dem zentralen Eisstocke der Ötztaler Gletscherwelt zwischen den beiden Königinnen derselben, der Wildspitze und Weißkugel, gegen Norden ab, dort, wo die Hochvernagtspitze ihr stolzes, eisiges Haupt erhebt und einen mächtig ausgeprägten, überwächteten Kamm über mehrere Gletscherköpfe zum tief unten eingesenkten Olgrubenjoche hinabsendet. Von dieser noch ziemlich übergletscherten Jocheinsattlung zieht sich nun der Kaunergrat meist in nordöstlicher Richtung zwischen den beiden tief eingesenkten Talfurchen der Pitztalerache und des Faggenbaches talauswärts dem Inntale entgegen. Schroffe, mächtige Felskolosse reihen sich aneinander, und dazwischen kämpfen in allen tieferen Schluchten und Karen die eisglänzenden, noch ziemlich bedeutenden Gletscherfelder um ihr gefährdetes Dasein. Ziemlich ungegliedert, nur kurze, unbedeutende Seitenkämme aussendend, streicht, meist zwischen 3200 und 3500 *m* Meereshöhe, die gewaltige Bergreihe in vielfachen Windungen nordwärts, sich nur

---

Bildung einer Ableitung wegbleibt, mußte für die einstigen Romanen ebenso selbstverständlich sein, wie es uns bei Göttingen usw. ist, und diese Empfindung, daß jenes -es, -s, ein unwesentliches Anhängsel sei und nicht zum Namenstamme gehöre, haben die deutschen Erben von ihnen überkommen, und sie bilden daher auch heute noch die Ableitung von solchen Namen ohne -es, -s. In diese Gruppe gehört wohl Kauns; wenigstens ist Herleitung aus deutschem Sprachgebiete bisher nicht gelungen, und die aus romanischem canes (etwa »Hundstal«) mindestens erwägenswert.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß in einzelnen Fällen das Sprachgefühl irre geworden ist und einem solchen -s Aufnahme in die Ableitung gestattet hat. Aber meist läßt sich zeigen, daß dann nicht die Ortsmundart selbst, sondern die mit ihr nicht vertrauten Städter, vielleicht auch Ämter, die Schuld an dem Verderbnis tragen. Lans bei Innsbruck (wohl vorrömischer, altvenetischer Name) bildet die Abteilung Lanner, Lanner Kopf, aber der Innsbrucker sagt nur Lanser Kopf; Schwaz, urkundlich Suates (ebenfalls altvenetisch), bildete ursprünglich nur die Ableitung Schwater, wie noch heute der Schwader Berg bezeugt, aber sonst hört man heute wohl nur mehr »der Schwazer«. In Fällen wie dem erstgenannten, schreibe der Kartograph »Lanner (Lanser) Kopf«; im übrigen richte er sich strenge nach der Ortsmundart; und zwar lasse er sich nur noch solche Ortsinsasen als Quelle für seine Namengebung dienen, welche weder durch Halbbildung, noch durch vielen Verkehr mit Ortsfremden in ihrem Sprachgefühl verdorben sind; ausdrücklich sei hervorgehoben, daß Bergführer und Wirte, welche durch die Karte und die Fremden schon vielfach an falsche Namensformen gewöhnt sind, heute nur mehr selten eine lautere Quelle für sprachliche Auskünfte bilden. Geistliche und Lehrer können, weil meist nicht im betreffenden Orte geboren und aufgewachsen, ebenfalls fast nie in Betracht kommen. Am allerwenigsten vertraue der Kartograph auf die sprachlichen Angaben früherer Kartenwerke.

Dem D. u. Ö. Alpenverein stünde es am allerwenigsten an, wollte er zu einer Verfälschung unserer Namengebung, selbst nur in Einzelheiten, die Hand bieten. Er wird sich ein nicht geringes Verdienst erwerben, wenn er in seinen Kartenwerken durch Beiziehung von Kennern der betreffenden Mundart auch in Bezug auf Namengebung Mustergültiges schafft und dadurch auch auf die Neubearbeitungen der Generalstabsblätter, die in dieser Beziehung gar manchem Wunsche Raum geben, günstigen Einfluß gewinnt.«

ganz allmählich absenkend. Erst ziemlich weit im Norden, beim unvergleichlichen Aufbau der Rofelewand nimmt der Kamm, entsprechend dem Verlaufe der beiden Begrenzungstäler, eine deutlich nordwestliche Richtung an; doch nur wenig ausgesprochene Gipfelbauten entragen noch seinem Scheitel, welche bald sanfteren Bergformen weichen, die sich weiterhin verflachen und in dem weiten Sattel des kaum mehr als 1500 *m* hohen Pillers (Pillerhöhe) ihr Ende erreichen.

Zwar steigt noch nordwärts des Pillers der massige, doch bis auf seinen Scheitel begrünte, 2513 *m* hohe Venetberg empor, der sich dann in hohen, waldigen Hängen zum Inntale zwischen Landeck und Imst absenkt, doch ist derselbe nur seiner gegenwärtigen Lage nach dem Kaunergrate zuzurechnen, von dem ihn in frühen Zeiten der Inn, der seinen Weg über den Piller genommen, mit seiner Talfurche geschieden haben soll. Nachdem sich nun der Fluß an der Nordseite des Berges herum in weitem Bogen ein neues Bett gegraben, steht der Venetberg als einsamer Bergstock da, der auf drei Seiten vom Inn umflossen ist und nur durch die etwa 1000 *m* tiefere Einsenkung des Pillers mit dem Kaunergrate in Verbindung steht; so möge er auch zu den Bergen des Kaunergrates gerechnet werden.

In seinem ganzen, ungefähr 38 *km* langen Verlaufe sendet der Kaunergrat nur unbedeutende Seitenkämme aus, welche nur ganz nahe am Hauptkamme einige bedeutendere Erhebungen tragen. Im übrigen aber ist die Kammlinie vielfach abgeknickt, manchmal auch sogar im spitzen Winkel. Die einzelnen Berge dieses gewaltigen Zuges zeichnen sich besonders durch ungemein massigen Aufbau aus, der sich zu oft äußerst schmalen Gipfelschneiden verjüngt. An diesen Kolossen hängen meist arg zerschründete Hängegletscher, nur mehr wenig vom Firn überkleidet, während in den obersten Karschluchten nur mehr kleine, stark ausgeaperte Eisfelder versteckt liegen. Gegenüber dem das Pitztal östlich begrenzenden Geigenkamme weist der Kaunergrat zahlreichere und tiefere Einschartungen auf, ja fast zwischen allen selbständigeren Gipfeln liegt eine tiefe Gratsenke; immerhin aber sind die Übergangsscharten mit Ausnahme der weiter nördlich gelegenen, noch immer mit mächtigen Eisfeldern gepanzert.

Der gesamte Kaunergrat ist in seiner ganzen Länge aus Urgestein aufgebaut, welches mächtige Sockel für die gewaltigen Gipfelriesen bildet. Diese selbst bestehen meist aus Hornblendeschiefer, welchem sie wohl ihre Schroffheit verdanken. So sind die Vordere Ölgrubenspitze, der Seekogel, die Watzespitze, der Schwabenkopf und die Verpeilspitze typische Gestalten aus Hornblendeschiefer, die Rofelewand und der Gfahlkopf noch viel mehr; auch in den Nordausläufern tritt vielfach diese Gesteinsart zutage, so im Tristkogel und Peuschelkopf, und sie bildet ganz im Norden die schwarzen Gipfelfelsen der beiden Äußeren Ölgrubenspitzen. Der steile Abfall des Bergunterbaues in der ganzen Länge des Zuges verhindert eine ausgesprochenere Talbildung, doch sind immerhin allenthalben kleinere, steilaufsteigende, talförmige Mulden in den Bergleib eingegraben. Da der Hornblendeschiefer zudem nur in ganz geringem Maße der Verwitterung preisgegeben ist, so finden wir im ganzen Kamme auch nur sehr wenige Schutt- und Blockfelder, diese müßten höchstens Überbleibsel von Moränen der fast verschwundenen Gletscher sein. Die Riesen des Kaunergrates werden noch lange Jahrtausende dem verheerenden Wirken der Naturgewalten widerstehen und hartnäckig ihre schroffen Formen behalten.

Wohl schon lange geht ein ziemlich reger Strom von Bergwanderern durch die beiden Täler zu Füßen des Kaunergrates, alles strebte aber nach dem Eisparadiese im Hintergrunde, selten nur blieb ein Blick eines einsamen Talwanderers an den stolzen Recken hängen, und diese wenigen mag wohl die allzu große Schroffheit dieser Gesellen abgeschreckt haben. Die verhältnismäßig tiefliegenden

Sohlen der beiden Täler machen zudem auch die Touren auf die zu gewaltiger Höhe aufgetürmten Bergriesen zu langwierigen, zeitraubenden Wanderungen, wozu noch der Umstand kommt, daß auch nur an den wenigsten Punkten für Übernachtung brauchbare Almhütten zu finden sind. In dieser Beziehung gleichen die Gipfelersteigungen im Kaunergrate einigermaßen den Touren in den höheren, unwirtlichen Regionen der Westalpen. Immerhin weisen die taldurchfurchten Seitenhänge des Kaunergrates manche gut brauchbare Almhütte auf, die, wenn auch nicht allzu hoch gelegen, doch eine wesentliche Erleichterung für manche Gipfelbesteigung bietet. So liegt in dem üppigen Almtale oberhalb Kaltenbrunn auf der Kaunertalseite die einfache Gallrutalm, weiter südlich im schönen Verpeiltale die Verpeilalm, während auf der Pitztalerseite nur das viel einfachere Arzleralpl, vielleicht auch die niedriger gelegene Tiefentalalm zur Unterkunft dienen können; doch kaum mehr als eine Stunde schönen Morgenweges kann man sich dadurch ersparen, während drunten im Tale viel bessere Unterkunft zu finden ist, und es auch dort, besonders im Pitztale, an Wirtshäusern nicht fehlt.

Das schöne Pitztal ist wohl noch immer eines der unzugänglichsten Täler des Ötztalerstockes, trotzdem sein Ausgang bei einer der Hauptstationen des Oberinntales ausmündet, und trotzdem sich die Sektion Braunschweig des D. und Ö. A.-V. und ihr verdienter Vorstand seit längeren Jahren schon alle Mühe geben, die Verkehrsverhältnisse zu bessern. Nicht einmal ein nur annähernd entsprechendes Sträßlein führt in das ungefähr 35 *km* lange Tal mit seinen zahlreichen Ortschaften und Weilern, nur ein meist unfahrbarer Karrenweg vermittelt den ziemlich bedeutenden Verkehr. Denn schon seit längerer Zeit zieht ein reger Touristenstrom durch die schmale Talfurche, und jeder, der einmal im Grunde des Pitztales geweilt, wird bald wiederkommen, ein Beweis für die Naturschönheiten, welche das schwer zugängliche Tal bietet. Wenn auch das mehrstündige, sehr einförmige Tal die Wanderung verleiden könnte, so wird doch jeder befriedigt im Talgrunde weilen. Nur bis Wenns, dem Hauptorte des Tales, führt von der Station Imst aus in etwa zwei Stunden ein annähernd fahrbares Sträßlein, doch wird ein rüstiger Fußgänger kaum später ans Ziel gelangen. Wenns ist ein ziemlich großes Dorf, welches ungemein anmutig mit seinen etwas altertümlichen Bauten an der mild gefurchten Westlehne des Tales liegt. Von hier aus ziehen sich die saftigen Wiesengründe gegen Südwesten hinauf auf die Senke des Pillers und hinunter wieder in das obere Inntal. Wenns bietet treffliche Unterkunft und dient als Ausgangspunkt für Ersteigungen des Venetberges oder der begrünten Berge südlich des Pillers.

Erst innerhalb Wenns beginnt das eigentliche Pitztal, indem sich die bis jetzt weitgedehnten Talgelände zu einer engen Furche zusammenschließen. Von hier ab bilden sämtliche Ortschaften des Pitztales nur mehr eine einzige Gemeinde. Auf dem holperigen, meist auf- oder absteigenden Karrenwege wandern wir durch kühlen Wald, zuerst hoch über der in wilder Schlucht tosenden Ache, dann aber am anderen Ufer über blumige Wiesen, vorbei an dem einfachen Wirtshause »zur Schön« zum ersten größeren Weiler der Talgemeinde, Ritzenried, das durch wenige, beieinander liegende, ärmliche Häuschen an einer Talkrümmung gebildet wird. Nach einer guten Wegstrecke taleinwärts erst erreichen wir das erste, bessere Gasthaus »zum Wiesle«,[1]) wo man treffliche Bewirtung und freundliche Unterkunft findet. Dieses sehr zu empfehlende Gasthaus kann zum Ausgangspunkte für lohnende, aussichtsreiche Wanderungen im vordersten Anteile des Kaunergrates benützt werden. Bis hierher sind wir in etwa 1 3/4 Stunden von Wenns aus fast beständig im engen Talgrunde gewandert, nur hie und da gestatten die steilen

[1]) In der Alpenvereinskarte ist dieses einzeln stehende Wirtshaus nicht genannt, es steht gerade dort, wo der Weg von der Söllbergalm herab in den Talweg einmündet.

Talflanken einen Ausblick auf die darüber thronenden Bergeshäupter. Weiter geht es in eine ungemein idyllische, mit üppiger Vegetation bewachsene Talschlucht hart am Ufer der tosenden Ache einwärts, dann aber treten die Talflanken etwas zurück und geben den Einblick frei auf die schöngeformte Gipfelreihe des Geigenkammes, der mit seinen eisdurchsetzten Felsgestalten das Pitztal im Osten begrenzt. Das zierliche Häubchen der Hohen Geige schmiegt sich traulich an den wilden, trotzigen Puikogel. Zur Linken, etwas höher als der Talgrund steht die erste kleine Kirche des Tales, »Zaunhof«, von wo aus die fruchtbaren Gelände etwas steil zum begrünten Sattel des »Lehners« aufsteigen, der jenseits durch das Leierstal ins Ötztal hinabführt.

Gleichmäßig einförmig geht es dann taleinwärts, an mehreren, aus wenigen Häusern bestehenden Weilern kommen wir vorbei, und schließlich betreten wir eine ungemein freundliche Talweitung, in deren Grunde auf einer kleinen Anhöhe die anmutige Kirche von St. Leonhard, und um dieselbe herum über die große Fläche zerstreut die einzelnen sauberen Häuschen liegen. Auf dieses liebliche Talbildchen guckt aus gewaltiger Höhe über dem steilen Talgehänge die düstere Rofelewand mit ihrer eisglänzenden Nordostflanke drohend hernieder, ein Anblick, der allein schon den einförmigen Weg aufwiegt. Noch bevor wir die Kirche erreichen (etwa 3½ Stunden von Wenns), nimmt uns das Gasthaus »zum Lisele« freundlich auf; selten wird jemand ohne kurze Rast dort vorbeieilen. Das ziemlich große Gasthaus bietet treffliche Unterkunft und bildet den Ausgangspunkt für die Touren auf die gewaltigen Recken des mittleren Kaunergrates, die Rofelewand und ihre nördlichen Trabanten, den Gsahlkopf und Tristkogel. Von hier aus wird nun auch der Talgrund freundlicher und anmutiger. An der Kirche vorbei überwinden wir die bewaldete Talstufe unterhalb der schön gelegenen Wallfahrtskapelle St. Maria und eilen an mehreren, in üppiger Talniederung liegenden Häusergruppen und dem Wirtshause »zur alten Post« vorüber. In fast gleichmäßigen Abständen liegen bald zur Rechten, bald zur Linken des ruhiger fließenden Talwassers die vielen einsamen Weiler, welche meist nur aus wenigen ärmlichen Häusern bestehen. Nach zwei Stunden langer, ziemlich einförmiger Wanderung erreichen wir endlich Planggeroß, den letzten größeren Weiler des Tales, dessen wenige zierliche Häuschen sich auf üppigem Wiesenplane am Westfuße des stolzen Puikogels um die kleine Kirche lagern. Ein gutes, dem Touristenverkehre angepaßtes Wirtshaus sorgt auch hier für treffliche Unterkunft. Planggeroß ist der beste Ausgangspunkt für die bedeutendsten Riesen des Kaunergrates, für die Watzespitze und deren beide Rivalen, den Schwabenkopf und die Verpeilspitze, führt doch durch das gegenüber herabkommende Planggeroßtal ein guter Steig in etwa 2½ bis 3 Stunden zur neuerbauten Kaunergrathütte der Akademischen Sektion Graz unseres Vereins hinauf, die in prächtiger Lage inmitten des herrlichen Dreigestirns ihren Platz gefunden.

Hinter Planggeroß führt das Tal noch ein gutes Stück weiter und wir gelangen, vorbei an den nur mehr aus wenigen Dächern bestehenden Weilern Tieflehn und Mandarfen, nach etwa ¾ Stunden nach Mittelberg, dem einzeln stehenden Gasthause im Hintergrunde des Tales, wo es seine beiden Zweigtäler auseinander sendet. Im Talaste zur Linken schimmert schon bedenklich nahe der gewaltige Absturz des Mittelbergferners, überragt von den mächtigen Eiskolossen in der Umrandung der Braunschweigerhütte, welche etwa 2½ Stunden entfernt hinter den schroffen Karlesköpfen verborgen liegt. Gegen Südwesten zieht sich das viel länger gestreckte Taschachtal, nur sehr allmählich ansteigend, einwärts, bis es die Zunge des Taschachferners erreicht, an dessen westlichem Rande, auf einem begrünten Kopfe, etwa 2½ Stunden von Mittelberg entfernt, das große Taschachhaus der Sektion Frankfurt a. M. des D. u. Ö. A.-V. inmitten der herrlichsten Eiswelt steht. Von hier aus

führt eine der aussichtsreichsten und lohnendsten Jochwanderungen, in nächster Nähe der gewaltigsten Eisriesen des Ötztalerstockes über das sanfte Ölgrubenjoch (3001 *m*) in etwa 3 1/2 bis 4 Stunden hinüber in den Hintergrund des Kaunertales, ins »Gepatsch«.

Gegenüber dem Pitztale ist das westliche Nachbartal, das Kaunertal, schon seit vielen Jahren durch die Tätigkeit der Sektion Frankfurt a. M., besonders ihres so verdienten Präsidenten Dr. Th. Petersen, dem Touristenverkehre erschlossen; es eignet sich auch wegen seiner viel geringeren Ausdehnung eher zum Eingang in die Ötztaler Bergwelt. Dadurch, daß das Inntal bei Landeck einen großen Bogen gegen Süden beschreibt, liegt der Ausgang des Kaunertales viel südlicher, und dasselbe erreicht fast nur die Hälfte der Länge des Pitztales; außerdem ist das Kaunertal in seinem ganzen Verlaufe viel breiter und sind die Talgehänge lange nicht so steil als dort. So kommt es, daß die Wegverhältnisse hier ungleich günstiger sind, und wohl nur die Hälfte der Zeit, etwa 6 Stunden, notwendig ist, vom Inntale aus den vergletscherten Hintergrund zu erreichen. Eine lustige Postfahrt bringt uns von Landeck durch das abwechslungsreiche Tal, vorbei an der denkwürdigen Stelle der Pontlatzerbrücke, nach Prutz, einem ziemlich bedeutenden Orte des oberen Inntales, der Talstation des Kaunertales, deren Häuser im letzten Jahre fast vollständig einem verheerenden Brande zum Opfer gefallen sind. Schon auf dem Wege hierher zeigt sich uns der Kaunergrat mehrmals durch seine herausfordernden Gestalten, von denen sich besonders der trotzige Tristkogel und der nicht minder wilde, etwas kleinere Pauschlerkogel hervortun und der sonst etwas eintönigen Gegend großen Reiz verleihen. Von Prutz aus führt ein guterhaltenes, brauchbares Fahrsträßlein ins Tal hinein, welches nur selten größere Steigungen zu überwinden hat. Meist im Schatten duftigen Waldes schlängelt es sich im Talgrunde, oft knapp an den unsicheren Ufern des wilden Faggenbaches taleinwärts; stetig wechseln die Bilder, die dem Wanderer aus dem Talgrunde entgegen leuchten. Zuerst blicken, solange das Tal seine südöstliche Richtung beibehält, über dem links oben liegenden, waldumrandeten Wallfahrtsorte Kaltenbrunn die kühnen Recken des Peuschelkopfes, Tristkogels und Gsahlkopfes, wie Gebilde aus einer anderen Welt, in das taufrische Tal hernieder, dann erscheinen nach einer Talbiegung plötzlich die erschreckenden Nordabstürze der nicht minder kühnen Felszacken des Schweikert und Hochrinnekopfes und schließlich bietet sich noch ein unvergleichliches Bildchen dem Wanderer dar: der düstere Schwabenkopf guckt mit seinem schmalen Haupte neugierig aus dem waldumstandenen Ausgange des Verpeiltales nieder. Bald darauf, nach sehr kurzweiliger Wanderung, haben wir Feuchten, wohl den einzigen, größeren Ort des Tales, erreicht. Schon früher öffnete sich der Blick auf den eisstrotzenden Hintergrund des Tales, wo die stolze Weißseespitze mit ihrem vergletscherten Nordabfalle wie eine Königin thront und ein selten schönes Bild hervorzaubert, ein Bild, so lieblich und großartig, daß es schon längst vielen bekannt geworden.

In Feuchten finden wir treffliche Bewirtung und Unterkunft im ausgezeichneten Gasthause Praxmarers, der einst als Führer Petersens auch seinen redlichen Teil zur Erschließung jenes Berggebietes beigetragen hat und jetzt noch sowohl durch Bewirtung der zahlreichen Touristen in Feuchten, als auch als Wirt des Gepatschhauses mithilft. 2 3/4 Stunden erfordert der äußerst anregende Weg von Prutz herein, den man aber auch im Postwagen des Gasthauses überwinden kann. Hinter Feuchten wird das Sträßlein etwas weniger breit und schwerer zu befahren, immerhin kann man aber in einem leichten Wagen wohl bis ins Gepatsch ohne besondere Gefährdung vordringen. Doch auch die Fußwanderung durch dieses herrliche Tal ist äußerst lohnend, leuchtet doch bald da, bald dort wieder ein schöngeformtes Felshaupt aus versteckten Höhen hernieder, und winkt doch ohne

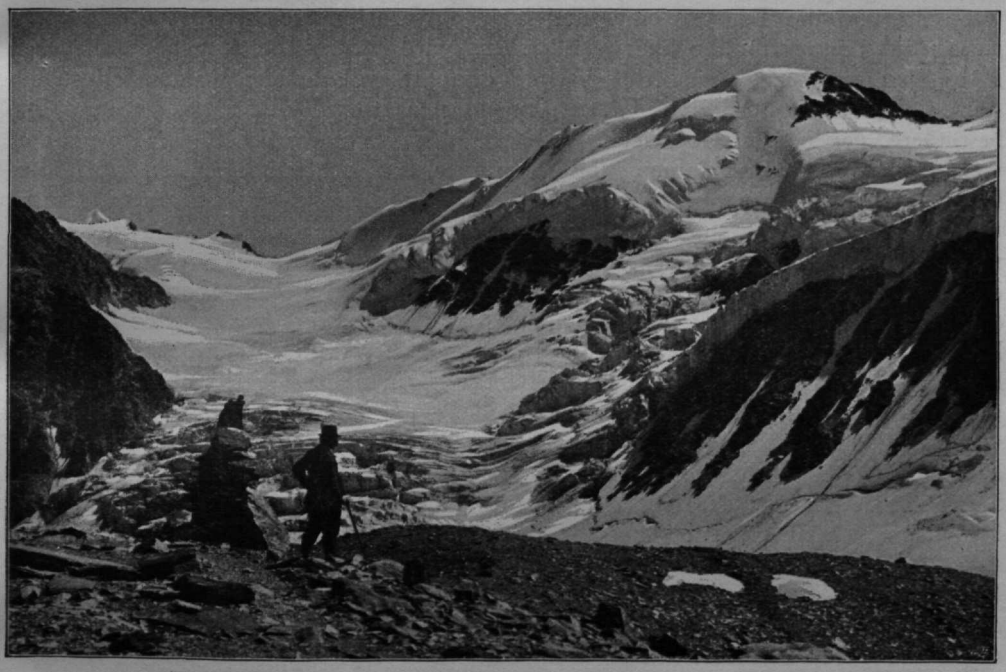
Unterlaß die herrliche Weißseespitze im Hintergrunde mit unwiderstehlicher Gewalt. Bald über duftige Wiesen, bald im düsteren Wald geht es an nur wenigen Hütten vorbei; bald rauscht dort, bald da ein mächtiger Wasserfall über die den Seitentälern vorgelagerten Felsstufen hernieder. Schließlich erreichen wir, zuletzt in einem kurzen, etwas steileren Anstiege nach etwa 3 1/2 Stunden das Gepatschhaus.

Wohl selten mehr wird man einen herrlicheren Platz für ein Unterkunftshaus finden, wie »das Gepatsch«. Schon im Jahre 1873 durch die Sektion Frankfurt a. M. hergestellt, hat die zuerst einfache Hütte durch Zu- und Umbauten ein ganz anderes Gepräge erhalten, und gleicht jetzt einem kleinen, wohlgehaltenen Alpengasthofe, in welchem man trefflich aufgehoben ist. Unvergleichlich ist die Lage dieser Unterkunftsstätte. Nahe dem Fuße des gewaltigen Gepatschferners steht auf einem von knorrigen, alten Zirben umstandenen Talkopfe der schmucke Bau, vor sich den herrlichen Anblick des mächtigen Gletscherabsturzes und der stolzen Weißseespitze, hinter sich die sanften, dunkelbewaldeten Fluren des Kaunertales. Das in den letzten Jahren sehr viel besuchte Gepatschhaus ist wahrlich ein Plätzchen, wo jedem wohl sein muß.

Zwischen diesen beiden Talfurchen nun zieht sich von der Senke des Ölgrubenjoches die gewaltige Kette des Kaunergrates nordwärts. So vielfache Herrlichkeiten derselbe in seinem Schoße birgt, versteckt er doch manches vor den neugierigen Blicken der Außenwelt, nur hie und da läßt er seine Schönheiten in die Talfurchen hinableuchten. Aber nur kurze, gleich wieder verschwindende Bilder bieten sich hier dem Talwanderer, und doch ist dies gerade das schönste, was der Kaunergrat aufzuweisen vermag. So erblickt man von der Reichsstraße, welche von Landeck durch das obere Inntal führt, schon unterhalb des Dorfes Fließ drei mächtige Gestalten tief drinnen im Süden — Gsahlkopf, Tristkogel und Peuschelkopf sind es, welche kühn und drohend ihre schmalen Scheitel in die Lüfte strecken. Ein anderes herrliches Bildchen, wie ein Hochgebirgsmärchen, ist der Anblick der unvergleichlich kühnen Nordostflanke der Rofelewand vom tiefen Talgrunde des Pitztales vor St. Leonhard; doch nur kurze Zeit ragt das erschreckende Berggebilde wie in unmeßbare Höhen empor, dann verschwindet es spurlos vor unseren Blicken. Ein anderes Schaustück bietet sich im Kaunertale dem erstaunten Bergfreunde am Ausgange des Verpeiltales, durch dessen waldige Lücke das unvergleichlich kühne Horn des Schwabenkopfes drohend aus dem Hintergrunde hervorlugt. Überwältigend schön ist auch der Rückblick auf dem Wege von Mittelberg zur Braunschweigerhütte auf den Hintergrund des Rifflsees, wo zur Linken das zartgeschwungene Firnhaupt des Rostizkogels, die mächtige, doppelgipflige Watzespitze zur Rechten, und dazwischen, drohend wie ein Gebilde der Unterwelt, das schwarze Felshorn des Seekogels hoch zum Himmel streben. Auch im Kaunertale hat der Wanderer, der im Talgrunde dahineilt, ein herrliches Bild im Hintergrunde stets vor Augen, das ihn selbst die mächtig wallenden Eisstürze der Weißseespitze nicht übersehen lassen — die stolze Vordere Ölgrubenspitze streckt drohend und herausfordernd ihre schlanke, schwarze Felsgestalt dem Himmel entgegen. Alles dies sind Talblicke, wie man sie selten in den weiten Alpen findet und wie sie herrlicher nicht gedacht werden können.

Trotzdem haben diese beredten Zeugen der Schönheit des Kaunergrates nur wenige Bergwanderer angelockt; Unzählige sind ahnungslos an dem Schönsten vorbeigezogen, um die ausgetretenen Pfade der weiten Gletscherfelder aufzusuchen. Auf einzelne aber, besonders auf einsame Bergwanderer, hat der Kaunergrat immer eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt. Schon im Jahre 1862 hat Weilenmann, der verdienstvolle Alpenpionier, einen Versuch der Ersteigung des höchsten Gipfels, der Watzespitze, gemacht, nachdem er die Schönheiten des Kaunergrates bei mehr-

facher Durchwanderung der beiden Grenztäler und bei seinem mehrmaligen Übergang über das Ölgrubenjoch kennen gelernt hatte. Auch auf Franz Senn, den bekannten Erforscher der Eiswelt des Ötztales, hat der Kaunergrat eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt, und es ist wohl die erste Ersteigung des Hauptgipfels dieses Kammes seinem Betreiben zuzusprechen. Doch all dies waren nur vereinzelte, teilweise mißlungene Versuche, bis endlich Altmeister Theodor Petersen, der verdienstvolle Erschließer des Kaunertales, der Schönheiten des Kaunergrates gewahr wurde und nicht rastete, bis eine stolze Zinne nach der andern zu seinen Füßen lag, so daß er mit Recht auch als der Erschließer des Kaunergrates anzusehen ist. Doch nur einige wenige folgten in den nächsten Jahren den Spuren des nun greisen Vorkämpfers.



Partie unter dem Ölgrubenjoch.

Jetzt ist der Kaunergrat uns ein lieber, trauter Bekannter geworden, das Schreckhafte dieser Bergriesen ist verschwunden und nur das Schöne übriggeblieben. Mögen auch weitere Kreise dieser Schönheiten teilhaftig werden, und der bis jetzt so stiefmütterlich behandelte Bergzug ernstere Würdigung finden, und möge auch das herrlich gelegene Bergheim der Akademischen Sektion Graz inmitten der drei stolzesten Riesen seinen Teil zur Erleichterung dieser schönen Touren beitragen.

1. Die Vordere Ölgrubenspitze, 3394 *m*.

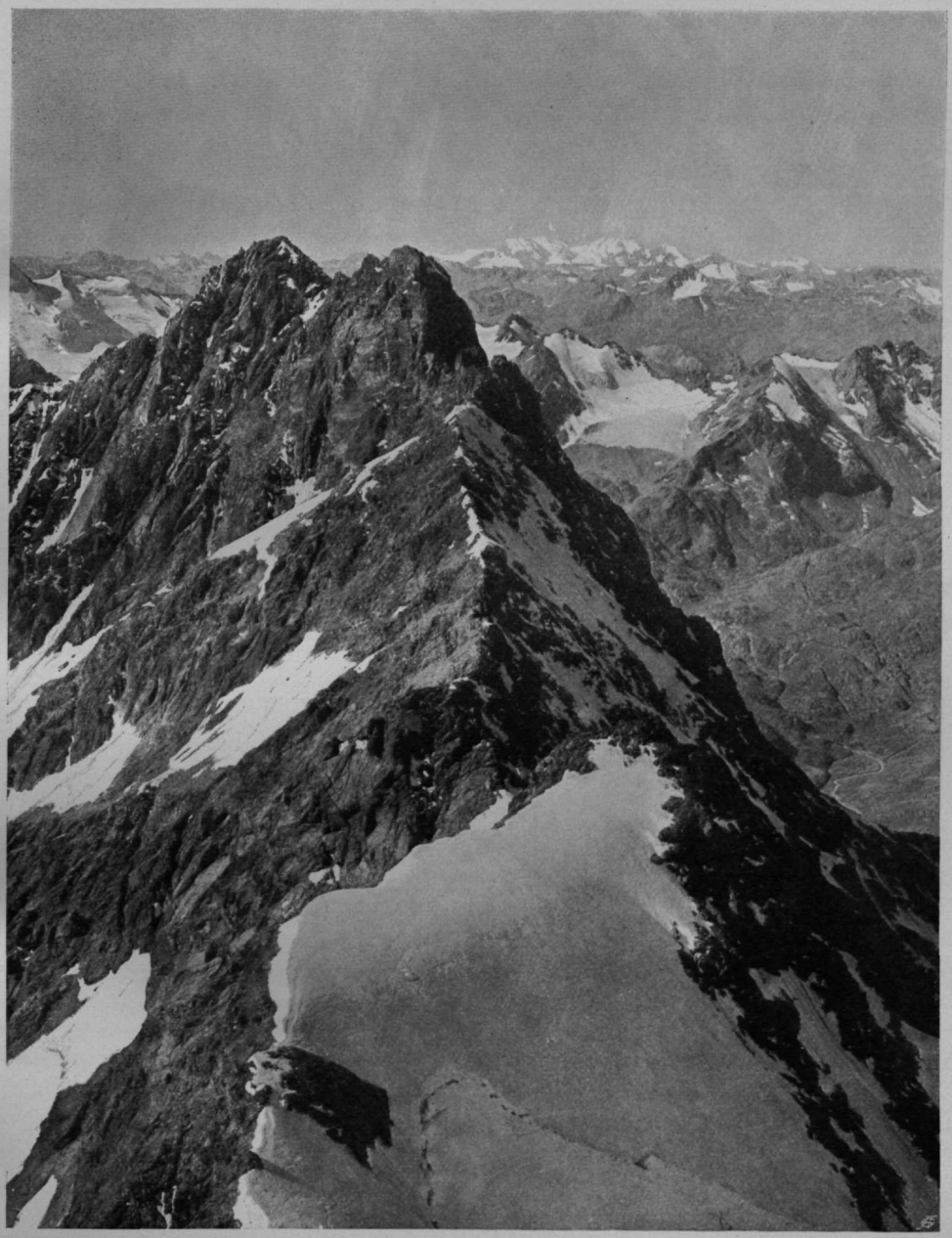
Der erste bedeutende Gipfel, der mit düsterem Bau dem Kamme knapp nördlich vom Ölgrubenjoche entragt, ist die Vordere Ölgrubenspitze, die mit ihrer kecken, doppelgezackten Gestalt eines der herrlichsten Häupter des Kaunergrates darstellt. Zwei gewaltig steile, fein zugespitzte Felsobelisken türmen sich knapp nebeneinander, unvergleichlich kühn zum luftigen Äther, und an ihren schwarz glänzenden Felsflanken gleiten die Blicke hinab zu tief drunten eingebetteten,

blauschillernden Eismulden. Der südliche Gipfel ist etwa um 2 *m* höher und bedeutend weniger schroff; immerhin kann man aber seine schwächste Seite, die er gegen Süden richtet, eine steile Wand nennen. Eine sehr schmale und scharfe Scharte trennt die beiden Gipfel. Glatte, glänzende Wände fallen fast senkrecht zum östlich eingebetteten Vorderen Ölgrubenferner ab, dessen arglüsterne Eiszungen gierig zu den dunkeldräuenden Felsen hinauflechzen. Nicht weniger steil und glatt sind die westlichen Abstürze des stolzen Gipfelpaares und eine in manchem Teile überhängende Flucht setzt nördlich als Gratfortsetzung nieder. Nicht nur die ergreifend großartige Fernsicht auf die unermeßlichen Eisfelder der zentralen Ötztaler Berge nahe im Süden, mit den gewaltigen Eisriesen im Hintergrunde, auch die viel freundlicheren Tiefblicke in die düster grüne Sohle des Kaunertales lohnen eine Ersteigung; schon die herrlichen Nahbilder, die beim Aufstiege stetig um uns wechseln und die Tour zu einer ungemein abwechslungsreichen gestalten, wären genug des Lohnes für die kleine Mühe. Es wird wenige Berge geben, an deren Ersteigung man sich mit solcher Freude erinnert, wie an die Vordere Ölgrubenspitze. Die herausfordernde Gestalt, mit der sie gegen das Kaunertal und insbesondere gegen das Gepatschhaus blickt, hat schon früh die Bergwanderer, welche in jene Gegend kamen, auf sie aufmerksam gemacht, ja sogar auch Einheimische für sich gewonnen. So wurde dieser herrliche Gipfel bereits am 17. August 1876[1]) von den Führern Johann Praxmarer und Ignaz Schöpf erstiegen, welche vom Gepatschhause aus durch das kleine Hochkarl nördlich vom Ölgrubenjoch die Grathöhe am Südfuße des Berges erreichten und diesen über die Südseite erkletterten. Am 22. August 1879[1]) erstieg ihn Praxmarer zum zweiten Male mit Franz Graf Schaffgotsch, ebenfalls auf dem erwähnten Wege. Eine weitere Ersteigung führten drei Tage später[2]) Baptist Hämmerle, Friedrich Rusch und Julius Volland mit Praxmarer aus, welche einen anderen Zugangsweg bis zur südlichen Scharte einschlugen. Vom Ölgrubenjoche stiegen sie ein kurzes Stück auf der Westseite zurück, querten auf den vom P. 3224 gegen Westen abziehenden Seitenkamm in nordwestlicher Richtung hinaus, erreichten dann diesen Punkt im Hauptkamme und drangen über die Kammhöhe bis zum Südfuße der Ölgrubenspitze vor, um diese auf dem gewöhnlichen Wege zu erklimmen. In den folgenden Jahren wurde die Vordere Ölgrubenspitze noch öfters vom Gepatschhause aus erstiegen, darunter auch von Damen; alle Partien waren unter der Führung Praxmarers ausgezogen. Dr. Theodor Petersen, der am 7. September 1883[3]) ebenfalls mit Praxmarer diesen Gipfel erstieg, führte damit bereits die neunte Ersteigung aus.

Den viel schwierigeren, nur wenige Meter an Höhe nachstehenden Nordgipfel erstieg zum ersten Male am 8. August 1881[3]) J. P. Farrar aus London mit Praxmarer über den Grat vom Südgipfel her; nachher wurde dieser noch zweimal betreten, und zwar durch Frhr. von Lichtenberg[4]) und am 24. August 1895[4]) durch Frau Rosa Zöhnle-Traunstein mit dem Führer Josef Penz, welche ebenfalls vom Südgipfel aus über den Grat auf den Nordgipfel vordrangen.

Der beste und einzig bis jetzt ausgeführte Aufstiegsweg auf den Südgipfel führt von der südlichen Scharte aus über die Südflanke und ist kaum zu verfehlen. Die südliche Scharte erreicht man vom Gepatschhause aus, indem man dem Ölgrubenjochwege etwa 1½ Stunden folgt und dann ungefähr in 2500 *m* Höhe auf Steigspuren gegen Nordosten der kleinen Mulde des Schafkares zustrebt, welche rasch ansteigt. Im Grunde des Kares ragt als kühne Felsgestalt der schöne Gipfel empor, zu dessen südlicher Einschartung ziemlich steile, firnbedeckte Rinnen emporziehen. Über lockeres Geröll erreicht man dieselben und über sie die Grathöhe

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1885, S. 375—378. Erschl. d. Ostalpen, II, S. 304. — [2]) Privatmitteilung. — [3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1885, S. 378. — [4]) Ö. A.-Z. 1901, S. 76.



Naturaufnahme von F. Benesch. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Kaunergrat: Vordere Ölgrubenspitze und Bernina von der Blickspitze.

knapp am Südfuße des Gipfels (2 St.). Hierher kommt man auch, wenn man vom Taschachhause dem Ölgrubenjochwege bis zu dem vom Joche herabziehenden Gletscheraste folgt und über eine Geröllgasse zu den südlichen Eisflanken des mächtig aufragenden Ölgrubenkopfes (P. 3320 d. Alpenvereinskarte) emporsteigt, dessen Gipfel man unschwierig erreicht (3 St.). Eine kurze Felskletterei über den luftigen Grat leitet in wenigen Minuten zum Südfuße des Hauptgipfels. Die steile, nur scheinbar schwierig zu begehende Südflanke des Berges ist in der Nähe ziemlich gegliedert und bietet einen unschwierigen Weg über Bänder und Geröllrinnen, die nur an wenigen Stellen durch kurze Felsabsätze unterbrochen sind; schließlich erreicht man, einen südöstlichen Vorzacken zur Rechten lassend, über ein Schuttband und eine Blockrinne den höchsten Punkt (25 Minuten). Der Übergang zum Nordgipfel ist eine interessante, äußerst anregende, wenn auch ziemlich schwierige Gratkletterei und erfordert etwa ½ Stunde.

Am 23. September 1900[1]) erstiegen Dr. Adolf Hintner, Dr. Josef Pircher, Dr. Adolf Posselt und der Verfasser beide Gipfel der Vorderen Ölgrubenspitze, indem sie wahrscheinlich zum ersten Male die Taschachhütte zum Ausgangspunkte nahmen, vom Sechsegertenferner unterhalb des Ölgrubenjoches zum Ölgrubenkopf emporstiegen und über den kurzen Grat den gewöhnlichen Südanstieg erreichten. Über den Verbindungsgrat wurde auch der Nordgipfel betreten, von dem die einen auf demselben Wege zurückkehrten, während Dr. Hintner und der Verfasser den neuen, schwierigen Abstieg über die Nordostseite des Berges zur tief eingesenkten Scharte und weiterhin über den Hinteren Eiskastenkopf zum Blickschartl bewerkstelligten.

Wir folgten vom Nordgipfel aus zuerst der stark ausgeprägten Plattenkante bis zu einer auffallenden Ecke, wo diese senkrecht abzufallen beginnt; dann querten wir auf äußerst glatten, griffarmen Platten gegen rechts in die Wand hinab, die dann wieder gegen links in eine steile, überhängende Plattenrinne auslaufen. Nur sehr schwierig konnten wir einen mehrere Meter hohen Überhang abwärts überwinden und standen nun in einer steilen Felsnische, aus der nur nach rechts oben zu, wieder über einen Überhang ein Ausweg war. Mit vereinten Kräften nur konnten wir diesen überwinden und gelangten so wieder auf die Gratkante hinaus, die hier durch eine weit überhängend abfallende Steilwand gebildet wird. Eine mächtige, etwa 30 *cm* von der Wand abstehende, senkrecht gestellte Platte gibt hier die Möglichkeit des Abseilens über den darunter befindlichen, unüberkletterbaren Überhang. Am doppelten Seile, versichert durch unser zweites, ging es hangelnd, frei in der Luft abwärts und nur unserer ziemlichen Körpergröße gelang es, am Ende des 25 *m* langen Abseilseiles einigermaßen Halt zu finden. Nach 1½ stündiger schwerer Kletterarbeit hatten wir den Grund der Scharte erreicht. Bei einem allfälligen Aufstiege über diese Wandstufe müßte hier der Weg etwas östlich unterhalb der Scharte durch Hinausqueren in die Plattenflanke gesucht werden, doch ist auch dort ein Emporkommen fraglich. Zu dieser Scharte kommt man, wenn auch sicherlich sehr schwierig, auch vom hintersten Winkel des Ölgrubenferners von Südosten herauf durch eine steile, eisbedeckte Plattenrinne, in das Blickkar dürfte hingegen von ihr aus kaum ein möglicher Weg hinabführen. Wir verfolgten den Kamm gegen Nordosten weiter, der mit sehr kühnen Plattenzacken gekrönt, selbst äußerst schmal, uns nach einstündiger, scharfer Kletterei auf den Hinteren Eiskastenkopf (P. 3293 der Alpenvereinskarte) und weiter zum Blickschartl brachte.

Andere Wege auf den Nordgipfel der Vorderen Ölgrubenspitze mögen schwerlich ausführbar sein, wenigstens laden seine ungeheueren düsteren Flanken kaum zu einer Ersteigung ein.

---

[1]) Ö. A.-Z. 1901, S. 21.

2. Die Blickspitze, 3398 *m*.

Knapp nördlich des gewaltigen Nordostabfalles der Vorderen Ölgrubenspitze macht der Kaunergrat einen scharfen Bogen gegen Osten, wobei er äußerst scharfe, plattige Zacken auf seiner zarten Plattenschneide trägt. Der höchste Punkt dieser Schneide ist der Hintere Eiskastenkopf (3293 *m*), eine an und für sich ziemlich bedeutende Gipfelerhebung, deren Selbständigkeit aber durch die beiden Riesen, zwischen denen er aufragt, stark beeinträchtigt wird. Über einen anfangs nicht leicht gangbaren, vom östlichen Vorkopf ab aber unschwierigen Kammrücken senkt sich die Grathöhe zu einer sanft gewellten Scharte, dem Blickschartl (ca. 3200 *m*), ein, auf der sich der Vordere Ölgrubenferner und der Blickferner berühren. Aus letzterem baut sich gegen Osten mit ihrer nicht allzusteil geneigten Westflanke die schöne Blickspitze auf. Dieselbe ist ein ungemein massiger, weit hinauf übergletscherter Felskopf, dessen Kämme nur wenig aus der Firnbekleidung hervortreten. Der Gipfel bildet einen langgestreckten, nordsüdlich verlaufenden Blockkamm, dessen höchster Punkt am Südende aufragt und dann eine scharf abfallende Felsrippe als Grenzsporn zwischen den Vorderen Ölgrubenferner und den Hinteren Eiskasten hinabsendet. Die Blickspitze ist leicht ersteiglich und wegen ihrer selten schönen, ungemein umfassenden Aussicht äußerst lohnend.

Die erste Ersteigung dieses höchsten Gipfels im hinteren Kaunergrat führte am 25. September 1874[1]) Dr. Theodor Petersen mit dem Führer Alois Ennemoser aus, indem sie von der Taschachhütte den Hinteren Eiskastenferner erreichten und über diesen dem Südfuße des Blickspitzmassives zustrebten. »Über steile Klippen und lose Blöcke« bewerkstelligten sie dann an der Südseite des Berges ihren Anstieg, »immer die gangbarste Richtung einhaltend«, wobei sie auf einen kleinen Vorgipfel (wahrscheinlich P. 3281 der Alpenvereinskarte[2]) gelangten und an der Westseite des Grates den höchsten Gipfel erreichten. Sie benötigten vom Gletscher auf fast zwei Stunden Zeit. Den Abstieg vollführten sie gerade nach Westen hinab »über die obersten Felsen« zum Blickferner und verfolgten diesen bis zu dem Eisrücken, der gegen den Blickkopf hinauszieht, an seinem unteren Ende aber sehr steil abbricht, so daß sie zum Ausweichen in den südlichen Schenkel des Ferners gezwungen wurden, über welchen sie dann mit schwieriger Arbeit schräg zur Moräne unter der Vorderen Ölgrubenspitze und ins Blickkar hinabgelangten; zu diesem Abstiege benötigten sie 1½ Stunden Zeit.

Weiterhin dürfte die Blickspitze wohl öfters erstiegen worden sein, doch finden wir in der alpinen Literatur keine Aufzeichnungen; eine Eintragung im Fremdenbuche von Mittelberg besagt, daß Dr. Hans Meyer aus Meißen am 18. Juli 1876 die Blickspitze mit Führer erstiegen habe, doch ist über den Weg nichts in Erfahrung zu bringen. Am 14. August 1900[3]) führte Dr. Franz Trnka aus Innsbruck mit dem Führer Josef Karlinger einen Neuanstieg auf die Blickspitze über den Ostgrat aus, wobei sie über den Hinteren Eiskastenferner die östlich eingesenkte Firnscharte erreichten und anfangs über steilen Firn, dann über ziemlich schwierige Felspartien und Blöcke, zuletzt wieder über Firn den Gipfel gewannen. Im Abstiege erreichten sie über verschneites Geröll an der Westseite den Blickferner und das Blickschartl, von wo sie über den Vorderen Ölgrubenferner heimkehrten. Wohl denselben Weg führten am 24. September des gleichen Jahres[4]) Dr. Adolf Hintner,

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1875, S. 69. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1876, S. 197—200. — [2]) In der Alpenvereinskarte ist der Gratansatz von der Vorderen Ölgrubenspitze her viel zu weit südlich eingezeichnet, der in Wirklichkeit ziemlich nahe dem Gipfel in kurzen Felsen zum Südgrate dieses Berges aufsteigt. — [3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 271. — [4]) Ö. A.-Z. 1901, S. 22. 8. Jahrb. d. A. A.-K. Innsbruck, S. 74.

Dr. Josef Pircher, Dr. Adolf Posselt und der Verfasser aus, welche ebenfalls vom Hinteren Eiskastenferner aus zur östlichen Scharte emporstiegen, nachdem sie den kühnen Plattenzacken des Mittleren Eiskastenkopfes (3262 *m*) zum ersten Male erklettert hatten, und den Gipfel über den Ostgrat erreichten. Der Abstieg wurde wegen starker Ausaperung der vom Blickferner weit gegen den Gipfel hinaufziehenden Eisflanke etwas weiter nördlich vom Gipfelgrate über die mühsamen Blockhalden der Westseite genommen und über den Blickferner und das Blickschartl der Vordere Ölgrubenferner betreten.

Der beste und leichteste Zugangsweg auf diesen äußerst lohnenden Gipfel führt vom Taschachhause aus (ungefähr 3 Stunden). Man folgt dem Ölgrubenjochwege, bis man unterhalb der Ausmündung des Vorderen Ölgrubenferners angelangt ist. Über mäßig steile Moränenhänge erreicht man dessen östlichen Rand in etwa 1½ Stunden. Immer an der Ostseite des Gletschers sich haltend, steigt man über das sanft emporleitende Firnfeld bis zu dem nahe den Felsen der Blickspitze eingesenkten Firnsattel (Blickschartl) im nordöstlichen Winkel, und betritt dann in nördlicher Richtung den sanften Blickferner, dessen zweifache Eiszunge gegen das Kaunertal ins Blickkar und in das nördlich davon eingebettete Wurmkar hinabhängt. Über die immer steiler werdende Eislehne und schließlich auf rutschigem Geröll erklimmt man etwas mühsam den Gipfelgrat etwas nördlich vom höchsten Punkte. Der ganze Weg ist leicht und ohne jede Schwierigkeit auszuführen. Die Ersteigung der Blickspitze über den Ostgrat ist bedeutend schwieriger als auf dem Westwege, doch bietet er für einen geübten Bergsteiger keine wesentlichen Hindernisse und ist viel abwechslungsreicher. Man wendet sich vom Taschachhause aus etwas früher als bei der vorher beschriebenen Tour vom Sechsegertenferner gegen Norden dem schon vom Taschachhause aus sichtbaren Hinteren Eiskasten zu (1½ Stunden), an dessen westlichem Rande man am besten durch eine Gletschergasse die obere Gletschermulde erreicht, welche weiterhin dann keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legt. Im Hintergrunde steigt ein mäßig steiler Firnhang zuletzt steiler zur Scharte empor, welche man unschwierig gewinnt (5/4 Stunden). Von der Scharte geht es anfangs an der schmalen Firnschneide, welche den Felsgrat überhöht, aufwärts, schließlich wird aber diese zu einer steilen Kante, welche gegen rechts emporzieht und an der Nordseite der Felsen eines mächtigen, überhängend abfallenden Gratkopfes sich verliert. Dort leiten dann steile, ziemlich schwierige Felsen zu den leicht gangbaren Blockfelsen nahe des Gipfels hinauf, der dann über ein kurzes Schneefeld betreten wird (1 Stunde). Die vorerwähnte Scharte ist, wenn auch etwas schwieriger, auch vom Mittleren Eiskastenferner aus zugänglich.

Ob der Nordgrat des Berges einen Aufstieg zuläßt, müßte erst versucht werden, immerhin erscheint eine Ersteigung ausführbar, wodurch vielleicht ein Übergang zur nördlich aufragenden, nicht minder schönen Eiskastenspitze gefunden werden könnte. Vom Kaunertale herauf führt hingegen wohl kein einziger, leicht ausführbarer Weg zur Blickspitze; am ehesten wäre hierbei der südliche Schenkel des Blickferners aus dem Blickkare[1]) herauf zu überwinden, vielleicht gestattet auch der nördliche Schenkel des Blickferners ganz nahe den Westabstürzen der Eiskastenspitze aus dem Wurmtale einen Aufstieg auf die nördliche Grateinsenkung oder auf den Blickferner selbst, was aber immerhin mit Schwierigkeiten verbunden sein dürfte. Das Blickkar erreicht man vom Gepatschhause aus, indem man talauswärts wandert und über den spärlich bewaldeten Talhang schräg aufwärts steigt. Hat man einmal die obere Firnmulde des Blickferners erreicht, so ist dieselbe nach allen Richtungen hin gut gangbar.

[1]) In der Alpenvereinskarte steht der Name Blickkar an unrichtiger Stelle, denn diese Bezeichnung kommt dem Kare südlich des Blickkopfes zu, während das dort so bezeichnete Kar dem Wurmtale angehört.

3. Die Eiskastenspitze, 3371 *m.*

Als schöner, mächtig aufgebauter Gipfel mit einer südlich aufgelagerten Firnkuppe verbirgt dieser Bergkoloß derart seine prächtige Gestalt in den Hintergrund seiner Kare, daß man ihn nirgends vom Tale aus sieht und erst von den umliegenden Höhen wahrnimmt; nur seine stolzen Nordwestabstürze zeigt er unverhüllt gegen das Wurmtal hinab. Von Ersteigungen ist nichts bekannt geworden, doch prangt auf diesem aussichtsreichen Gipfel ein mächtiges trigonometrisches Signal, bestehend aus einem breit fundierten Steinmanne und einer verwitterten, dicken Stange, so daß sicherlich dieser Gipfel derjenige ist, welchen im Jahre 1853 der Mappierungsoffizier erstiegen und als Blickspitz verzeichnet hat. Welchen Weg er dabei genommen, ist nicht klar geworden, seine Aufzeichnungen sagen nur, daß er von »Kauns« aus über den Wurmtalerbach aufwärts, schließlich von Süden her den Gipfel in acht Stunden erreichte. (Ob unter dem Ausgangspunkte Kauns wirklich das heutige Dorf Kauns gemeint ist, scheint mir zweifelhaft, da dieser Weg in acht Stunden kaum ausführbar sein dürfte, nachdem der Talweg bis zum unteren Ausgange des Wurmtales mindestens 4½—5 Stunden beansprucht, hingegen aber die Zeitangabe für »Feuchten« passen würde.) Was den letzten Gipfelanstieg betrifft, so ist es immerhin möglich, daß die Scharte südlich des Gipfels überschritten und von Süden her der Gipfel erreicht wurde; viel eher aber erscheint mir eine Ersteigung auf dem in der Alpenvereinskarte eingezeichneten Wege vom Taschachtale aus über den Mittleren Eiskastenferner begreiflich, wo sicherlich keine Schwierigkeiten in den Weg treten. Dieser ist nun auch der einzige Weg, der eine ganz leichte Ersteigung ermöglicht.

Vom Taschachhause aus wandert man auf dem Hüttenwege abwärts, bis dieser den vom Sechsegertenferner abfließenden Bach überschreitet, oder auch indem man direkt von der Hütte aus die Moränen am Ausgange des Ferners quert und auf der anderen Seite nur wenig absteigend talauswandert (½ Stunde). Dann geht es über steile, teilweise bewachsene Hänge zum Ausgange des Mittleren Eiskastens empor (1¼ Stunden), dessen Eis man am besten in der Mitte betritt. Dem weiter oben zutage tretenden, die ganze Gletscherbreite einnehmenden Eisbruch weicht man am besten an der Nordseite desselben aus und gelangt so auf den muldenartig ausgebreiteten, obersten Gletscherboden (¾ Stunde), von dem aus etwa in der Mitte der nördlich aufragenden Felsmauer eine kurze Schneerinne zur oben lagernden Firnkuppe emporleitet, welche unschwierig den Gipfel erreichen läßt (¾ Stunden). Etwas weiter, dafür landschaftlich schöner dürfte ein Umweg über den Hinteren Eiskastenferner sein, wobei man wie auf dem Blickspitz-Ostgratwege bis zur östlichen Firnscharte vordringt, nördlich auf den Mittleren Eiskastenferner hinabsteigt und gegen die Eiskastenspitze hin quert, welche Tour leicht mit der Ersteigung der Blickspitze über den Ostgrat verbunden werden kann und dadurch eine hübsche Tagestour vom Taschachhause aus darstellt. Einen nicht allzu schwierigen Weg dürften auch die vom mittleren Anteile des Wurmtales heraufziehenden, nahe dem Gipfel auf den Grat mündenden Rinnen der Kaunerseite bilden, doch ist dieser Aufstieg jedenfalls sehr mühsam.

An die Eiskastenspitze reihen sich im weiteren Kammverlaufe gegen Norden hin eine größere Anzahl etwas weniger bedeutender Graterhebungen an, welche an und für sich zwar ganz schöne Gipfelgestalten darstellen, bei dem Raum dieser Beschreibung aber notwendig übergangen werden müssen. Es sind dies der Wurmtalerkopf (3228 *m*), der den Knotenpunkt des bei Mittelberg mündenden Rifftales bildet, und an dessen Nordwestabsenkung das leicht zu begehende Wurmtalerjoch (3119 *m*) eingeschnitten ist, ferner die beiden ziemlich mächtigen Habmes-

köpfe (3237 *m* und 3288 *m*) und endlich der ziemlich bedeutende, schon an die übrigen Riesen des Kaunergrates erinnernde Löcherkogel (3322 *m*), ein gewaltiger Felskopf, an dessen Flanken die Firnflächen fast bis zum Scheitel emporziehen. Nördlich davon ist die gut zum Übergang zu benützende Einschartung des Rostizjoches (3081 *m*) zu erwähnen, welche aus dem mittleren Teile des Riffltales in den mittleren Anteil des Kaunertales hinüberführt.

4. Der Rostizkogel, 3407 *m*.

Als luftige Felsschneide schwingt sich aus dem düsterkalten Rostizjoche der Scheitel des Rostizkogels zu gewaltiger Höhe empor. Dunkelgefärbte Felsen bilden zu beiden Seiten des Grates steile Flanken, westlich in eine steile, noch in das Rostiztal hinabmündende Eisschlucht, östlich zum mittleren Schenkel des Löcherferners eine gut gestufte Wandflucht bildend, welche stetig an Höhe verlierend, wie ein Keil gegen Osten zu zwischen die beiden nördlichen Gletscherschenkel hineingetrieben erscheint. Der Gipfel des Rostizkogels selbst ist eine zartgeschwungene Firnschneide, deren südliches Ende sich an den obersten Felsrand der Südwand anlehnt, nach Norden aber, immer breiter werdend, flach in den sanften, nördlichen Gletscherarm übergeht, vorher aber noch einen breiten Firnsattel bildet, an welchem sich der in das Watzekar hinabhängende Rostizferner und der Löcherferner berühren. Von der Ferne gesehen, ist der Rostizkogel ein mächtiger, mit feinen Linien gezeichneter Firndom. Er bietet eine umfassende Rundsicht und seine Ersteigung ist nicht schwierig und äußerst lohnend.

Die erste Ersteigung führte am 23. August 1893[1]) Dr. Theodor Petersen mit den Führern Johann Praxmarer und Serafin Lentsch aus, wobei sie aus dem Kaunertale durch das Rostiztal aufstiegen, das Rostizjoch überschritten und über die Felsen der Südseite den Gipfel erkletterten. Den Abstieg nahmen sie über die Schneemauer des Gipfels gegen Osten hinab, wo sie dann durch eine breite Firnrinne den Gletscher wieder erreichten. Eine weitere Ersteigung führten am 22. Juli 1900 Amalie und Otto Zotti und der Verfasser aus, welche von Mittelberg über den Rifflsee zum Schartl beim »Schneidigen Wandl« aufstiegen, an der Südflanke des Seekogels auf den nördlichen Schenkel des Löcherferners hinüberquerten und über den vom Gipfel gegen Nordosten ziehenden Firnkamm den Rostizkogel erreichten. Im Abstiege führte sie wieder ein neuer Weg zu Tale, indem sie einige Meter über die Felsen gegen Süden hinabkletterten und dann schräg gegen Osten abwärts die Südflanke querten, bis eine breite Schneerinne das Hinabkommen auf den mittleren Schenkel des Löcherferners gestattete. Die dritte Ersteigung führte am 20. August 1900 Dr. Otto Hähnle aus Stuttgart mit dem Führer Rudolf Mark von Feuchten durch das Rostizkar und über das Rostizjoch, also auf dem Wege der ersten Ersteiger dieses schönen Kaunergipfels durch.

Keiner dieser Wege bietet nennenswerte Schwierigkeiten, immerhin kann man aber diesen Gipfel sicherlich nicht als leicht bezeichnen. Vom Kaunertale aus ersteigt man am besten das Rostizjoch, umgeht auf der Ostseite den nördlich dieses Joches aufragenden Gratzacken über Firn- und Schutthänge und gelangt zum Fuße der südlichen Abstürze, die zwar steil, doch gut gestuft, gerade zum Gipfel emporleiten (5/4 Stunden vom Joche aus). Leichter, doch etwas weiter, dürfte beim letzten Gipfelanstiege ein Umweg über die östlich der keilförmigen Südwand hinaufziehende Schneerinne sein, durch welche man bis zur Gipfelkuppe emporsteigen kann. Diesen Aufstieg erreicht man auch vom Riffltale aus, wobei man gegen das Rostizjoch

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 1.

emporsteigt, vom Gletscherrande aus aber dem mittleren Schenkel sich zuwendet, der in gemeinsamer Zunge mit dem nördlichen Schenkel gegen das »Schneidige Wandl« herabzieht. Vom Westfuße dieses Felsbaues erreicht man leicht den Eisleib des Gletschers, der anfangs etwas steiler emporführt, aber gut gangbar ist.

Der schönste Aufstieg ist jener über den nördlichen Schenkel des Löcherferners, der sich gegen Südwesten zuletzt als schmaler Firngrat in die Gipfelkuppe fortsetzt. Zu diesem Gletscherfelde gelangt man entweder von der oberen Mulde des Riffltales aus, indem man gleich nach der Ersteigung der Talstufe in nordwestlicher Richtung zum »Schneidigen Wandl« emporsteigt, das man an seinem Südfuße umgeht, und dahinter in der Schuttmulde zum ausgeaperten, neben der Seekogelwand herabziehenden Gletscher emporsteigt, oder viel abwechslungsreicher und näher schon von der Seemulde aus über die Scharte zwischen dem »Schneidigen Wandl« und der Seekogelsüdwand. Etwas oberhalb dieser Scharte leiten knapp am Fuße der Südwand schmale Geröllbänder fast eben hinüber auf den sanft hinaufziehenden Gletscherarm, der ohne Mühe zur breiten Kammeinsattelung emporführt. Über die zuletzt ziemlich schmale, doch wenig steile Firnschneide erklimmt man schließlich ohne allzugroße Schwierigkeiten bei herrlichen Tiefblicken und gewaltiger Rundschau den höchsten Gipfel. Die Ersteigung des Rostizkogels beansprucht von Mittelberg (oder auch von Planggeroß) aus etwa 4½—5 Stunden.

Durch die Erbauung der neuen Kaunergrathütte ist für den Rostizkogel ein neuer Zugang erschlossen worden, der schon seit längerer Zeit ausgeforscht und im Jahre 1903 zum ersten Male durchgeführt wurde. Von der herrlich gelegenen Hütte führt uns ein Steig in wenigen Schritten auf das Eis des Planggeroßferners, den man auf der gewöhnlichen Watzespitzroute bis zum Ostfuße des Gletscherabsturzes gegen Süden hinüber überschreitet; dann sucht man den südwestlichsten, in weiter Firnmulde ausgebreiteten Winkel auf und erklimmt die wenig hohe Firnflanke im Hintergrunde dort, wo sie am wenigsten steil zum Kamme zieht. Jenseits betritt man fast eben das oberste Becken des Seekarlferners, den man möglichst hoch überschreitet und über einen kleinen Felskopf, der an der Abzweigung des Seekogelgrates dem Kamme entragt, oder durch die Scharte neben denselben den nordöstlichen Firnsattel des Rostizkogels erreicht. Durch diese in 3½—4 Stunden ohne wesentliche Schwierigkeiten ausführbare, an herrlichen Bildern und weiten Ausblicken so reiche Gletscherwanderung wird das Gebiet der so schön gelegenen Hütte noch um einen schönen Berg bereichert und außerdem sind dadurch noch verschiedene Übergangsmöglichkeiten in den Hintergrund des Pitztales und auch ins Gepatsch geboten. So kann man vom Rostizkogel entweder nach Mittelberg absteigen, oder über das Rostizjoch oder auch durch das Watzekar das Kaunertal erreichen.

5. Der Seekogel, 3350 *m*.

Nordöstlich vom Rostizkogel, vom Kammverlaufe als ein scharfzerzackter, stolz sich auftürmender Felsgrat vorgeschoben, ragt der wildeste Recke des Kaunergrates, das Wahrzeichen des Riffltales, der einzig schöne, unvergleichliche Seekogel auf. Kaum schmäler kann man sich einen Bergriesen vorstellen und kaum steiler können die Flanken eines Urgebirgsgipfels sein. Sein Körper bildet eine ungemein zarte, zerrissene Felsschneide, die zu beiden Seiten in erschreckend steilen Wänden abstürzt. Von Osten oder Westen betrachtet, ragt er wie ein schroffer, gewaltiger Zahn empor, von Norden gesehen, gleicht seine Gestalt einer schwarzen, düsteren Riesenmauer. Dieses sein Aussehen hat sogar die Talbewohner bereits schon lange auf ihn aufmerksam gemacht, und jeder im Hintergrunde des Pitztales kannte den Seekogel und zweifelte an seiner Ersteiglichkeit; und fürwahr, auch erfahrene

Bergsteiger konnten lange genug über die Möglichkeit einer Ersteigung im Unklaren sein, wenn sie auch den stolzen Gesellen von allen Seiten angestaunt hatten. Der Seekogel hat keine schwache Seite, wie viele andere schroffe Berge und bei dem Aussehen des Berges ist es erstaunlich, daß überhaupt eine Ersteigung ohne die schärfsten Schwierigkeiten möglich ist.

Der Seekogel hat auch schon seine Geschichte: Nach Aussage der älteren Führer im Pitztale sei ein Aufstieg schon mehrfach von Gemsjägern versucht worden, die sich durch Kühnheit hervortun wollten. Sie folgten wohl den Gemsen, welche die steilen Platten der Südostseite als ihr unbestrittenes Reich betrachten, aber auf den Gipfel des Seekogels wird niemals eine Gemse hinaufkommen. Es ist anzunehmen, daß damals wohl der Kamm östlich des Gipfels von Süden herauf über die Platten erreicht worden ist. Im Jahre 1895 schrieb Karl Schmidt-Helmbrecht aus München eine Aufzeichnung in das Fremdenbuch von Mittelberg, daß er am 19. August mit dem Führer Hieronymus Eiter den Seekogel erstiegen habe. Über den Weg gibt er an, daß sie nach mehrstündigem Versuche, über die Nordseite den Gipfel zu erklimmen, die Wächten im Hintergrunde des Seekarlferners überschritten und auf die Südseite gekommen seien, wo sie über einen messerscharfen Grat mit stundenlanger, waghalsiger Kletterei bis auf den Gipfel vordrangen. Nachträglich stellte sich aber heraus, daß damals der Gipfel auch nicht annähernd erreicht wurde und die verschiedenen Angaben der beiden Beteiligten über die Seite des Aufstieges lassen neben anderen Umständen den sicheren Schluß zu, daß die vorerwähnte Aufzeichnung in Bezug auf Erreichung des Gipfels der Wahrheit entbehrt.

Die erste Ersteigung des Seekogels wurde am 20. Juli 1899[1]) von Hans Margreiter und dem Verfasser ausgeführt. Dieselben verließen um 3½ Uhr früh Planggeroß und stiegen, ohne Mittelberg zu berühren, zum Riffisee auf, von dessen Mulde aus sie zur Scharte beim »Schneidigen Wandl« emporgelangten. Von dort wandten sie sich der Südwand des Berges zu, in der sie zuerst über den leicht gangbaren Kamm, dann über eine Felsstufe auf das steil abfallende, schräg gegen Südosten abwärtsziehende Plattendach emporstiegen, dieses in nordöstlicher Richtung schräg aufwärts verfolgten bis zu den senkrechten Felsen etwa 20 *m* unter der Grathöhe, dann über ein Plattenband und über senkrechte Plattenstellen den Gratkopf gerade oberhalb des »Schneidigen Wandls« erreichten. (Eine Stunde.) Weiterhin wurde gegen Westen die äußerst scharfe Gratschneide verfolgt, welche bei zeitweise ungeahnt schwieriger und ungemein ausgesetzter Kletterei auf den höchsten Gipfel leitete. (Eine Stunde.) Sie fanden auf der bequemen Gipfelfläche auch nicht eine Spur einer früheren Anwesenheit, nicht einmal zwei übereinander gelegte Steine, was die angeblichen früheren Ersteiger sicherlich auf dem höchsten Gipfel ausgeführt hätten. Jene erbauten aus den reichlich herumliegenden, flechtenbewachsenen Steinen zwei ungefähr meterhohe Steinmänner, den einen in der Mitte der fast ebenen Gipfelfläche, den anderen gegen Südosten an den Rand hinaus, damit man denselben vom hinteren Riffltale aus gut sehen könnte, und hinterlegten in beiden Blechbüchsen mit den Ersteigungsdaten. Die beiden Steinmänner stehen noch heute und es wurden auch bei den folgenden Ersteigungen die Karten unversehrt darin gefunden. Beim Abstiege kehrten sie auf demselben Wege über den Grat zurück, überkletterten noch, um der sehr schwierigen Plattenwand an der Südseite des Gratkopfes auszuweichen, diesen ziemlich auffallenden Gratpunkt und gelangten von der östlich davon eingesenkten Scharte durch eine kaminähnliche Schlucht zu den Plattenhängen nach Süden hinab.

[1]) Ö. A.-Z. 1899, S. 256. Gebirgsfreund 1900, Nr. 5.

So hat auch der letzte, wohl der widerhaarigste Geselle im Kaunergrat sein Haupt beugen müssen. Der bei der ersten Ersteigung ausgeführte Anstiegsweg führt, wie erwähnt, von der Scharte des der Südwand tief drunten angelehnten »Schneidigen Wandls« aus, welche man von der Mulde des Riffltales hinter dem See über steile Grashänge und zuletzt über Blockwerk in etwa 1½ Stunden erreicht, über die Südflanke des Ostgrates, und über diesen zum höchsten Gipfel. Von der Scharte aus benützt man zuerst die gegen den Seekogel in nördlicher Richtung hinanziehende Gratrippe, welche leicht emporleitet. Oben geht diese in einen steilen Plattenabbruch aus, der in seinem unteren Teile gerade hinauf erklettert, dann aber auf einem schmalen, steilen Plattendache gegen Westen hinaus gequert wird, bis man nach etwa hundert Schritten auf die oberen, weniger steilen Plattenhänge gegen Osten emporgelangen kann, welche der mauergleichen Gipfelwand südöstlich vorgelagert sind. Am Ostrande dieser Hänge steigt man nun zuerst über Blockwerk und leichtere Kletterstellen aufwärts, bis dieser, der zuerst einem undeutlichen Grate ähnelt, sich in der obersten Wand verliert. Man klettert nun möglichst weit empor und wendet sich dann gegen Osten in eine Plattenrinne, in der der Aufstieg ziemlich schwierig weiterhin von statten geht. Etwa 20 *m* unterhalb des Grates zweigt gegen Westen ein kurzes, breites Band ab, das in glatte Platten ausläuft und schließlich in einer Plattennische endet, von der einige glatte, sehr schwierige Wandstellen zur Grathöhe emporführen. Der leichtere Anstieg auf den Grat aber geht von der vorerwähnten Plattenrinne gerade zum Grate hinauf, wobei man nach und nach etwas gegen Osten gedrängt wird. Schließlich erreicht man dort in einer fast senkrechten, kaminähnlichen Schlucht die tiefe, kaum meterbreite Scharte, von der man über nicht allzu schwierige Kletterstellen in kurzer Zeit den nächsten Kopf erklimmt, zu dem auch der andere Aufstieg heraufführt.

Von hier aus kann man den höchsten Gipfel noch nicht sehen, da ein mächtiger Gratkopf weit draußen im Westen etwa in der Mitte des zu überkletternden Kammes vorsteht. Der Grat wird hier gleich schmal und ausgesetzt, doch ist er eine kurze Strecke gut gangbar; dann aber wird er äußerst scharf, zu beiden Seiten fallen die Flanken wohl genau senkrecht weit hinab in die Tiefe. Dieses Stück ist zuerst wohl fast ½ *m* breit und pflastereben, so daß man bei vollster Schwindelfreiheit gut aufrecht gehen kann, bald aber schließt sich eine zackige Felsschneide an, die nach wenigen Metern mit einem ungefähr 6 *m* hohen Überhang zu einer scharfen Scharte abbricht, der an den Platten der Südseite umgangen wird. Weiterhin ist der Grat ungemein scharfrandig und von messerscharfen Platten gebildet, die nach Norden weit überhängen, gegen Süden aber in einer Neigung von ungefähr 60° niederziehen. Hart an der Gratkante geht es hangelnd weiter, bis ein senkrecht aufstehender Turm den Weiterweg sperrt. Über zwei abgesprengte, doch festsitzende Platten, die einen Riß bilden, geht es an die Nordseite hinaus und über schwierige Plattenstellen und eine sehr ausgesetzte, glatte Querstelle wieder auf den Grat zurück. Ohne weitere Schwierigkeiten leitet dann die Kammhöhe bis auf den mächtigen, in der Mitte des Grates aufragenden Kopf, wo man erst noch weit im Westen, durch einen nicht minder scharfen Grat getrennt, den eigentlichen Gipfel gewahrt.

Man folgt der Plattenkante ein gutes Stück, bis der Grat wieder schärfer wird, doch ohne ein wesentliches Hindernis in den Weg zu stellen, bis zu einem kleinen Kopfe leitet. Hinter diesem ist plötzlich eine tiefe Scharte, die einzige große im ganzen Kamme eingeschnitten, deren Überwindung wieder harte Kletterarbeit erfordert. Dabei benützt man zuerst für 2 *m* die Nordseite, geht dann auf die Südseite über, wo eine steile Plattenrinne und dann schräg gegen

Westen ein überhängender, kurzer Plattenriß zu den steilen Platten hinableiten, welche gegen den Grund der Scharte hinziehen. Am unteren Ausgange des Plattenrisses liegt ein fast würfeliger Block auf den Platten, der den Abstieg etwas erleichtert. Bevor man noch die tiefste Stelle erreicht, kommt man wieder für kurze Zeit auf die Nordseite, wo ein etwa 2 *m* hoher Kamin hinabzieht und schließlich leichtes Blockwerk die Gratsenke erreichen läßt. Gegen den Gipfel zu steigen nun nach einem kurzen, leichten Gratstücke zwei mächtige Abstürze übereinander empor; der erste ist eine gelbe, glatte Wand, in deren Mitte ein Riß emporzieht, der oben gegen links hinaus auf ein schmales Band mündet, von wo aus man bei einem »Loch« die steile Plattenflucht des Grates erklettert. Der zweite Absturz wird von der schmalen Gratkante selbst gebildet. Zuerst ist ein kleiner Überhang bei kleinen Griffen sehr schwierig zu überwinden, dann führt ein schmales Plattenband in die Nordseite hinaus, wo man dann wieder leichter den Grat erreicht. Nunmehr ist der Gipfel nicht mehr weit und die Hauptschwierigkeiten sind zu Ende. Auf der scharfen Gratschneide geht es lustig noch ein Stück weit, dann wird nach einer winzigen Scharte der Grat breiter, und leichte Felsen leiten auf den bequemen Gipfel.

Der ganze Aufstieg auf den Seekogel ist von solcher Abwechslung und solcher Mannigfaltigkeit, wie man sie wohl nirgends sonst findet, doch sind manche Stellen sehr schwierig, an welche sich nur tüchtige Kletterer heranwagen können; was aber den größten Eindruck auf den Ersteiger hervorruft, ist die geradezu einzig dastehende Ausgesetztheit, welche auf der oft zu luftigen Grathöhe den Kletterer in Spannung erhält. Immerhin bietet das feste Plattengestein sichere Kletterei.

Die zweite Ersteigung dieses schwierigsten und wildesten Gipfels des Kaunergrates führten am 29. Juli 1902[1]) Jakob Albert, Alois Bock, Dr. Fritz Lantschner und Karl Mayer aus Innsbruck auf dem gleichen Wege wie die Erstersteiger durch. Sie benötigten von der Scharte beim »Schneidigen Wandl« aus etwa drei Stunden zum Aufstiege und benutzten den schwierigen Plattenhang am Gratkopfe sowohl zum Aufstiege als auch zum Abstiege.

So schwierig und ausgesetzt dieser Weg auch ist, so ist er doch wohl der einzige, der mit einiger Sicherheit zu begehen ist; alle anderen Seiten des Seekogels sind Probleme, die auch für die jetzt so weit vorgeschrittene Bergsteigertechnik in manchen Teilen unausführbar bleiben werden. Die Südwand ist vor allem von unvergleichlicher Unnahbarkeit; glatte, genau senkrechte Platten bilden den Hauptanteil derselben, in der nur ganz oben von Osten herauf ein Schuttband hinzieht, das aber noch weit unter der Grathöhe sich in den Wänden verliert. Auch die Nordseite ist von ähnlicher Steilheit und noch dazu in ihren kleinsten Rissen und Plätzchen derart mit Eis verwehrt, daß ein Emporkommen gerade zum Gipfel fast ausgeschlossen erscheint; eher noch könnte ein Aufstieg vom Seekarlferner auf den Ostgrat versucht werden, vielleicht gerade dort, wo auch der Südanstieg auf die Grathöhe führt.

Der Westgrat des Berges, wohl ebenso schmal wie der östliche, ist mit vielen, oft mächtig überhängenden Türmen geziert, welche unüberschreitbare Hindernisse zu bieten scheinen; und doch hat es unermüdliche und vor nichts zurückschreckende Kletterfertigkeit zustande gebracht, das schier unmöglich Scheinende möglich zu machen: auch dieser Kamm hat seine Erlöser gefunden. Am 7. September 1903 gelang es meinem Freunde Ingenuin Hechenblaikner in Begleitung von Alois Harpf, den wildzerrissenen, an Schroffheit seinesgleichen suchenden Westkamm des Seekogels in mehrstündiger, hartnäckiger Kletterarbeit im Abstieg zu überwinden, welche Tour er folgendermaßen schildert:[1]) »Vergessen war aller Hunger und Durst, da

[1]) Ö. A.-Z. 1904, S. 112.

wir im Westgrate ober dem ersten Abbruche standen. Was tun? Rechts die Nordwand, ein fürchterlicher Plattenschuß, links eine Kaminreihe, die scheinbar in einem weiten Überhange endete und viel, sehr viel Luft, dann lange nichts, endlich weit unten Schnee und Eis sehen läßt. Leicht geht es eine Zeitlang durch diese hinunter, ein Band führt rechts mitten in den Überhang hinein, plötzlich endete es und 30 *m* darunter ist die ersehnte Scharte sichtbar. Man möchte vor Wut hinunterspringen; das Seil würde gerade reichen, aber dann, wenn die andern Abbrüche ebenso tückisch sein würden? Die Kaminfortsetzung wird versucht, vielleicht ist da ein Ausweg durch den Überhang. Es geht. Ein Plattenband führt zu einer hohen Nische, zwar oben überhängend, aber mit festen Querspalten versehen. Harpf ist schon, von mir versichert, hinuntergeklettert und steht auf einem breiten Bande. Rasch steige ich nach, mich mehr in den Spalten hinunterhangelnd; da stößt mein freibaumelnder Fuß ganz leicht an einen großen eingekeilten Block, er fällt, schmettert ober Harpf an den Fels und fliegt dann, seinen Hut streifend, in weitem Bogen auf dem Gletscher tief unten auf. Ich weiß nicht, ob im Falle eines besseren Treffers wir auch so krachend auf das Eis gefallen und wildzersplitternd in eine Kluft gesaust wären. Zur Scharte leitet das Band. Turm auf Turm folgt, bald auf den scharfen Kanten, bald wieder im brüchigen Gestein der Nordwand geht es weiter. Endlich ist die tiefste Scharte erreicht. Wir wollen zum Seekarlferner hinab. Quergänge an bösen Platten, schmale Risse bringen uns auf einem Felssporne der Randkluft auf 30 *m* nahe. Ich lasse Harpf am Seile den Eishang hinunter und, jenseits der Randkluft mich versichernd, konnte er mir ruhig zuschauen, wie ich Stufe auf Stufe haue. Jubelnd schlage ich die letzte, ein Sprung und ich stehe drüben. Der stolze Seekogel war überschritten.«

Im Aufstiege dürfte dieser Weg wohl noch viel schwieriger zu überwinden sein und er kommt auch schon wegen des schlechten Zugangsweges als Aufstiegsroute kaum in Betracht. Der Ostgrat wird daher immer der eigentliche Weg auf den schlankgebauten Seekogel bleiben.

6. Die Watzespitze, 3533 *m*.

Als ausgebreiteter Felsstock baut sich die Watzespitze, der gewaltigste und höchste Gipfel im Kaunergrate, mit mächtigen Pfeilern zu zwei stattlichen, weit voneinander abstehenden Felspyramiden auf, die durch eine tiefe Senke voneinander geschieden sind. An den Flanken zwischen beiden Gipfeln fallen von der Scharte gegen Osten und Westen zwei steile, zerrissene Hängegletscher zu Tal. Das gewaltigste an diesem Bergkolosse ist seine Nordflanke, die in breiter Wucht gegen das Madatschjoch und den Madatschferner wohl mehr als 500 *m* niederstürzt. Der Südgipfel (3505 *m*) ist an Gestalt dem nördlichen Hauptgipfel ziemlich ähnlich. Wie alle höheren Erhebungen dieses Kammes weist die Watzespitze vor allem eine unvergleichlich ausgebreitete Fernsicht auf, die sich nicht nur auf die Eiswelt im Süden und Westen und auf die Felsketten der Nordtiroler Berge beschränkt, sondern weit darüber hinausschweift und insbesondere auch liebliche Tiefblicke in die ringsum sich erschließenden Talfurchen gestattet. Vor Jahrzehnten war die Ersteigung dieses Berges über die noch mit mächtigen Firndecken bekleideten Gletscherfelder wohl bedeutend leichter; jetzt aber ist er auf allen Wegen infolge der starken Ausaperung als schwierig zu bezeichnen, wenn auch einem geübten Berggeher keine ernstlichen Hindernisse im Wege stehen.

Als der höchste und auffallendste Gipfel im Kaunergrate hat die Watzespitze schon in den ersten Jahren des touristischen Zeitalters die Aufmerksamkeit der Bergwanderer, welche in jene Gegend kamen, auf sich gezogen. Bereits Weilen-

mann hat am 10. Juli 1862[1]) einen Versuch ihrer Ersteigung unternommen und zwar wollte er dem Riesen vom Kaunertale aus über die Westseite zu Leibe rücken; doch dieser Versuch scheiterte bereits weit draußen an der Schulter des Westgrates, die ihm unersteiglich scheinen mußte. Der erste, der auf dieses stolze Haupt seinen Fuß gesetzt, war der Führer Alois Ennemoser, der auf Geheiß des Kuraten Franz Senn den Versuch einer Ersteigung machte. Er war am 29. September 1869[2]) früh morgens von Planggeroß allein, nur mit Eisen und Pickel bewaffnet, ausgezogen und hatte den Planggeroßferner erreicht, dessen breite Spalten ihm oft unangenehm wurden. Schließlich gewann er nach längeren Mühen und Gefahren den Sattel zwischen beiden Gipfeln und über die Felsen zuerst an der Westseite, dann am Grate selbst den Hauptgipfel. Er hinterließ auf dem höchsten Punkte eine Flasche als Zeichen seiner Ersteigung. Über den Abstieg berichtet Kurat Senn, daß Ennemoser noch die südliche Spitze erklettern mußte und dann über einen der beiden (?) Watzeferner in das Kaunertal hinabgelangte, von wo aus er erst spät am Abend zurückgekehrt sei. (Welchen Weg dieser dabei genommen, und ob er wirklich die südliche Spitze erreicht hat, ist etwas unklar, da Dr. Petersen, der nach seiner Angabe die erste Ersteigung des Südgipfels in Begleitung des Ennemoser später ausführte, nichts davon erwähnt.)

Kaum ein Jahr später, am 22. September 1870,[3]) erstieg Moritz von Statzer aus Wien mit Alois Ennemoser und Gabriel Spechtenhauser ebenfalls von Planggeroß aus über den Planggeroßferner und den Sattel die Watzespitze, wobei sie auf dem mit tiefem, weichem Schnee bedeckten Gletscher zwei steile Stellen überwinden mußten und schließlich über eine 58° geneigte Firnwand den Sattel zwischen beiden Gipfeln in 3½ Stunden von der Moränenmulde im Planggeroßtale aus erreichten und über den Felsgrat in weiteren 55 Minuten den Gipfel betraten. Der Abstieg wurde in kaum mehr als zwei Stunden bis zu den Gletschermoränen hinab bewerkstelligt. Wieder ein Jahr später, am 1. August 1871,[2]) erstiegen die Engländer W. M. und R. Pendlebury und C. Taylor mit den Führern Josef Santeler und Gabriel Spechtenhauser ebenfalls über den Planggeroßferner die Watzespitze, im Abstiege aber schlugen sie einen neuen Weg vom Sattel zwischen beiden Gipfeln über den »starkgeneigten, in der Tiefe eine Strecke lang von breiten Klüften durchfurchten, dann zwischen schroffe Klippen eingebetteten Watzeferner« zum Watzekare hinab ein, welcher Weg sich als sehr schwierig und zeitraubend erwies.

Die vierte Ersteigung führte am 28. Juli 1874[3]) Dr. Theodor Petersen mit den Führern Alois Ennemoser und Vinzenz Gfall aus, wobei sie auf dem gewöhnlichen Wege in vier Stunden vom Beginn des Gletschers bis zum Gipfel vordrangen, und zum Sattel zurückgekehrt, nach einem vergeblichen Versuche über den Watzeferner gerade hinabzusteigen, schließlich auf den Südgipfel kletterten. Den schwierigen Abstieg, den sie von dort hinab in das Watzekar genommen, schildert Dr. Petersen folgendermaßen: »Wollten wir nicht auf die Pitztalerseite zurückkehren, so blieb nur die Passage über den gewaltigen Klippenwall übrig, welcher südwestlich in einem Abfall von 3—4000 Fuß, also länger wie irgend ein anderer in unserer Gebirgsgruppe, zum Watzekare hinabsinkt und dem Watzespitz von dieser Seite, in der Nähe wie in der Ferne gesehen, ein so überaus gewaltiges Aussehen verleiht. Mittlerweile war es 2 Uhr geworden, also keine Zeit mehr zu verlieren. Wenn wir uns auch zeitweilig etwas mühsam über glatte Felsen herablassen mußten, so ging es doch anfangs ziemlich rasch abwärts. Nachher blieb keine andere Wahl, als ein etwa 600 Fuß langes, enges Couloir zum Weiterkommen

[1]) Aus der Firnenwelt, S. 103 ff. Erschl. der Ostalpen II, S. 307. — [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1870/71, S. 111; 1876, S. 195 u. 224. — [3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1876, S. 193—196, 224. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1875, S. 69.

zu benutzen. Der Weg war schwierig und zeitraubend. Lois behutsam voraus, um die sicherste Leiter zum Hinabsteigen an den Felsen zu finden, Vinzenz, ein sehr kräftiger Bursche, mit dem Seile langsam nachgebend, bis Loisl und ich wieder festen Fuß gefaßt. Es war der schlimmste Abstieg, dessen ich mich auf meinen Fahrten in den Ötztaler Alpen erinnere.«

Nun hatte die Watzespitze 25 Jahre lang Ruhe, wenigstens ist in dieser Zeit von einer Ersteigung nichts bekannt geworden. Erst am 13. August 1899 wurde sie wieder von den Innsbruckern Ludwig Prochaska und Fritz Stolz erstiegen, von denen der letztere am folgenden Tage durch jähen Absturz an der nahen Seekarlschneide so plötzlich aus seinem tatenreichen Leben gerissen wurde. Seither erfreut sich dieser schöne Bergkoloß einer größeren Beachtung. Am 13. August 1900 standen Karl Berger, Dr. Wilhelm Hammer und Otto Melzer, am 1. September des gleichen Jahres Jakob Albert, Robert Peer, Emmerich und Ferdinand Sarlay auf seinem Scheitel. Alle diese benützten den Planggeroßferner zum Aufstiege und gewannen über den Sattel und die Gratfelsen den Gipfel. Bei den ersten Ersteigungen war der Sattel von Osten herauf leicht über eine etwas steile Firnflanke zu erreichen, in den letzten Jahren aber wurde die steile Eisflanke, noch mehr aber die große, drohend überhängende Wächte, welche die Sattelhöhe ziert, ein ernstes, oft nur sehr schwer zu überwindendes Hindernis.

Den beiden einheimischen Führern Johann Dobler und Hieronymus Eiter gebührt das Verdienst, einen neuen Weg ausgekundschaftet zu haben, der eine Umgehung der berüchtigten Sattelwächte und mithin eine bedeutende Erleichterung der Tour ermöglicht. Sie erreichten nämlich am 24. August 1901 mit Philipp Freud aus Wien die Watzespitze von der obersten Mulde des Planggeroßferners aus über die östlich vom Gipfel herabziehende Blockrinne. In Unkenntnis über diesen neuen Weg erstiegen am 27. Juli 1902 Karl Mayer und Dr. Fritz Lantschner den Gipfel noch über die Scharte. Der neue Weg durch die Felsrinne wurde noch zweimal durchgeführt und zwar am 16. August 1902 von Dr. Walter Benscher mit den Führern Hieronymus und Johann Eiter und am 28. August 1902 durch Dr. Adolf Posselt, Paul Weitz und den Verfasser. Seither, und wohl auch für die Zukunft, dürfte dieser Weg der gebräuchlichste geworden sein.

Alle diese Ersteigungen wurden über die Ostseite ausgeführt, die viel schwierigeren Westabfälle haben die Bergwanderer wenig angezogen, doch wurde auch von dort aus einige Male die Erklimmung der Watzespitze in Angriff genommen. Am 15. August 1897[1]) hatten Ferdinand Henning, Emil und Karl Sommer aus München von Feuchten aus durch das Madatschtal den Madatschferner erreicht, mit der Absicht, »den Westgrat« zu versuchen. Henning schreibt darüber folgendes: »Wir stiegen durch eine etwa 200 *m* hohe, teilweise mit blankem Eise erfüllte Rinne unter Stufenschlagen zum Westgrate hinauf. Der erste Teil des Grates wurde vollständig im Geschröfe der Südseite umgangen. Kurz vor einer südlich abzweigenden Seitenrippe stiegen wir wieder zum Grate empor und erreichten bald den Punkt 3402 der Alpenvereinskarte. Nun verfolgten wir den Grat, dessen Begehung sich immer schwieriger gestaltete, weiter bis zum westlichen Vorgipfel (3411 *m*), der in seiner Form zwar nicht besonders selbständig ist, von anderen Spitzen aus gesehen aber zweifellos als Nebengipfel der Watzespitze erscheint. Wir kletterten am Grate noch etwa zwei Stunden weiter, ungefähr bis zur Mitte zwischen Vor- und Hauptgipfel, wo wir den Rückzug beschlossen, da das Wetter eine äußerst drohende Gestalt angenommen hatte. Wir kletterten am Grate zurück und stiegen dann kurz vor der vorerwähnten Seitenrippe durch eine große Rinne

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 280.

zur Zunge des Watzeferners hinab.« Die erste, vollständig ausgeführte Ersteigung von der Kaunerseite führte am 5. August 1902 Richard Platzmann von Gera mit dem Führer Johann Praxmarer durch, welche vom Madatschtale aus zuerst den untersten Teil des Westgrates in Angriff nahmen, bei Punkt 3411 zum Watzeferner hinabstiegen, diesen schräg aufwärts überquerten und schließlich über den im oberen Teile leichten Südwestkamm den Südgipfel betraten, von wo sie über den Sattel zum Hauptgipfel vordrangen.

Im Jahre 1903 endlich gelang es am 15. August Karl Berger, Eduard Franzelin und Ingenuin Hechenblaikner, den ganzen Westgrat der Watzespitze bei stürmischem Wetter zu überwinden, welche Tour sich auch schon ohne den Sturm als eine der schärfsten und längsten in den Ostalpen erwies. Ich gebe hier den Ausführungen Karl Bergers Raum, der mit so begeisterten Worten diesen Weg schildert, wie es sonst wohl niemand gekonnt: »Ohne besondere Schwierigkeiten hatten wir den Punkt 3403 des Westgrates von Südwesten herauf erreicht. Nun übersahen wir den ganzen Grat; derselbe ist anfangs wagrecht und prangt im Wechsel glanzvoller Wächten und dunkler Türme, dann krümmt er sich in überhängenden Gebilden, wie ein Hahnenkamm zum Gipfel auf; infolge der vielen Hindernisse, die uns von ihm schieden, war die Vorstellung, ihn vor Anbruch der Nacht zu erreichen, schwer zu gewinnen. Von hier ab wurden wir beständig in Spannung gehalten. Ein Turm nach dem anderen stellte uns scheinbar glattes, rotbraunes Gemäuer in den Weg; — vergeblich! Dem einen kamen wir auf Schleichwegen in die Flanke und erklommen ihn an ihr durch überhängende Spalte, den anderen gingen wir an seiner Stirnseite an. Und wie sich so alles Unmöglichscheinende ergab, da wurden wir übermütig, da freute uns der furchtbare Sturm, der uns manchmal an die Felsen drückte, daß die Arme entlastet wurden, und gleich darauf wieder unsere ganze Kraft in Anspruch nahm. Wir fühlten uns mit Wonne unserer Aufgabe voll gewachsen. Rasch nahten wir dem Gipfel, weit rascher als wir geglaubt hatten. Nun hielten wir uns mit dem linken Arm, wie an einem Geländer, an einer Wächtenwölbung, die nicht gangbar war, und traten mit den Füßen tief in den steilen Schnee; dann mußten wir an dünnen, stufenweise an hoher Wand niederführenden Leisten auf den jähen Firn hinab, der von Süden heraufreichte. Auf einem wagrechten Gratstücke war Hechenblaikner nahe daran, von einem unerwarteten Windstoße in die Nordwand hinausgeschleudert zu werden. Uns zur Rechten lag das reine Firnfeld, das zwischen Süd- und Nordgipfel niedergeht und mit seinen Furchen aussah, wie ein von oben nach unten gespanntes Tuch. Der Südgipfel überhöhte uns nicht mehr viel, doch standen wir nun an der dem Hauptgipfel vorgelagerten Turmgruppe, die vom ganzen Aufstiege das fraglichste zu sein schien.«

»Wir wurden in die Nordwand hinausgedrängt. An scharfkantig angebrochenem, teils überhängendem Fels hingen wir über Eisfluchten und Platten. Etwa 100 *m* von der Wand überschauten wir, ihre tieferen Teile verbargen sich uns unter Überhängen. Es blieb uns die Wahl, entweder in eine schmale Scharte hinaufzusteigen, oder einem zwar großen, doch losen Blocke zu trauen, der uns anbot, auf der Nordseite noch ein Stück weiter und dann hinauf zum Grat zu kommen; wir taten das erstere. Einer nach dem anderen nahm im Reitsitz die Scharte ein, durch die der eisige Sturm raste wie ein wildes Tier. Mit Selbstüberwindung hieß es in dieser Lage ausharren und ruhig das Seil handhaben. Einer nach dem andern hangelte auf der Südseite an bauchigem Fels hin, mit den Händen krampfhaft in einem wagrechten Spalt weitergreifend, mit den Füßen in der Luft baumelnd. Die Griffe waren groß, allein für diese Übung fast zu flach; doch Gefahr war keine, weil die Sicherung nicht besser sein konnte. Nun hielt

uns nichts mehr auf; ungeduldig, rascher wurde unsere Bewegung. Den Gipfel hatten wir früher fast wie etwas Unerreichbares gefühlt, und nun wir ihm nahe waren, wurde die Geduld von der Freude gebrochen. Vom Punkt 3403 bis zum Gipfel hatten wir vier Stunden gebraucht.« — —

Der beste Zugang zum Haupte der Watzespitze, besonders seit Erbauung der Kaunergrathütte am Nordostfuße des Berges, ist der Weg über den an der Ostseite emporziehenden Ferner. Von der Hütte aus quert man den vom Madatschjoche herabkommenden Gletscherarm bis nahe an den Fuß des Ostspornes, der in gewaltiger Plattenwucht zur Watzespitze emporsteigt, dann wendet man sich gegen Südosten der talauswärts aufragenden Seekarlschneide zu und ersteigt über einen nur mäßig überfirnten Gletscherhang die obere, weit gedehnte Mulde des Ferners. Auf dieser angelangt, wendet man sich gleich am Rande wieder gegen Südwesten und steuert jenem meist ganz eisigen Gletscherrücken zu, der in der Mitte des vom Watzespitzmassive herabkommenden Schenkels anfangs mit schwacher Steigung, später aber ziemlich steil emporsteigt. Ohne wesentliche Schwierigkeit, besonders mit Beihilfe der Steigeisen, gelangt man so zum Rande der unteren Gletscherterrasse empor. Die hier schräg verlaufenden, oft mächtigen Spalten überwindet man in nordwestlicher Richtung und erreicht so den Grund der meist mit weichem, tiefem Schnee erfüllten Mulde, in welcher man dann gegen Südwesten dem Winkel zusteuert, den der in wilden Eisbrüchen herabkommende Eisleib mit den östlichen Felsen des Südgipfels bildet. In diesem Winkel leiten immer steiler werdende Lawinenhänge zu einer schmalen Gletschergasse empor, welche an ihrer rechten Seite von glatt gescheuerten Felsen flankiert wird. In dieser meist vollständig ausgeaperten, von zahlreichen Querspalten durchzogenen Gasse geht es bei großer Steigung, stufenschlagend, sehr schwierig empor, die über den Spalten auftretenden Eisüberhänge erfordern zeitweise ernste Eisarbeit. Oben weitet sich diese Gasse wieder zu einer Firnflanke aus, die zwar steil, doch gut gangbar in die weite, obere Terrasse des Gletschers emporführt. Dies ist jene große Firnmulde, welche zwischen den Felsen der beiden Gipfel östlich eingebettet und meist mit tiefem, weichem Schnee erfüllt ist. Gegen Westen streicht sie, in immer steiler werdende Firnhänge ausgehend, die nach und nach einer Eisflanke weichen, zu den kurzen Plattenfelsen der Scharte empor, von der die oft mächtig überhängende Wächte drohend herablugt.

Der alte Weg steigt hier zur Scharte auf und zwar am besten zur tiefsten Senke nahe den Felsen des Hauptgipfels, doch ist gerade dort die Wächte am mächtigsten entwickelt, und ihre Überwindung am schwierigsten. Etwas leichter kann diese weiter südlich überstiegen werden, doch muß man dabei unterhalb gegen den Südgipfel hin den steilen Schneehang oberhalb der hier zu Tage tretenden Plattenfelsen queren. Von der Scharte leiten gut gestufte Felsen zuerst an der Westseite des Grates, dann mehr die Ostseite oder den Grat selbst benützend, auf den höchsten Gipfel empor. Bei aperen Felsen ist der neue Weg über die etwas ostwärts vom Gipfel zur oberen Gletschermulde herabziehende Felsrinne bedeutend sicherer und weniger zeitraubend als der über die Scharte. Dabei quert man die Mulde in gleicher Höhe bis zum gegenüberliegenden Nordrande, wo eine kurze, steile Schneezunge zum unteren Ende der nicht zu verwechselnden Aufstiegsrinne emporzieht. Dann klimmt man über die ausgewaschenen Platten im Grunde der Rinne, oder etwas östlich davon, weit empor, bis diese gegen Westen abbiegt. Dort klettert man über gut gestufte Felsen gerade in nördlicher Richtung empor oder quert gegen Osten in die von Firnflecken bedeckte, steile Flanke des Ostgrates hinaus, wandert dort über Firn und leichtes Blockwerk zum Ostgrat hinan, über den man nach kurzer Zeit den Gipfel gewinnt. Die Kletterei ist im allgemeinen

nicht schwierig, immerhin können die oft übereisten Plattenstellen im mittleren Teile des Aufstieges erhebliche Schwierigkeiten bieten. Die Ersteigung der Watzespitze auf dieser Route nimmt von der Hütte aus je nach Verhältnissen drei bis vier Stunden in Anspruch, bei schlechten Verhältnissen kann sie aber auch bedeutend längere Arbeit kosten. Der Südgipfel ist von der Scharte zwischen beiden Erhebungen ohne wesentliche Schwierigkeit über die Grathöhe mit leichter, etwa halbstündiger Kletterei zu erreichen.

Dies sind wohl die einzigen Wege, die von der Ostseite auf die Watzespitze führen, wenn man einen vielleicht nicht allzu schwierigen Weg vom südlichsten Winkel des Planggeroßferners aus über den Südgrat oder auch über die sanft zum hintersten Watzekar niederstreichende Südflanke des Südgipfels nicht in Betracht zieht. Die Anstiege der Westseite sind alle viel schwieriger und bedeutend anstrengender; am leichtesten wäre sicherlich der bis jetzt noch nicht ausgeführte, sehr weite Umweg über die südliche Felsflanke auf den Südgipfel; der Watzeferner selbst ist in den letzten Jahren derart zerklüftet, daß auf ihm wohl schwerlich ein Emporkommen möglich ist, wohl aber könnte man den untersten, unüberwindbaren Absturz am untersten Teile des Westgrates und über die obersten, steilen Eisflanken am Südwestkamme des Südgipfels umgehen. Die Überkletterung des Westgrates selbst ist eine Tour allerschärfsten Ranges. Ob auch der gewaltige Nordpfeiler der Watnespitze vom Madatschjoche der modernen Bergsteigerkunst zum Opfer fällt, muß die Zeit lehren, sicherlich gehört zu diesem Unternehmen hochgradiger, beinahe vermessener Wagemut.

Durch die Erbauung der Kaunergrathütte wird sicherlich in der Zukunft der schönen Watzespitze größere Beachtung als bis jetzt zu teil werden, wie sie dieser herrliche Riese wohl verdient.

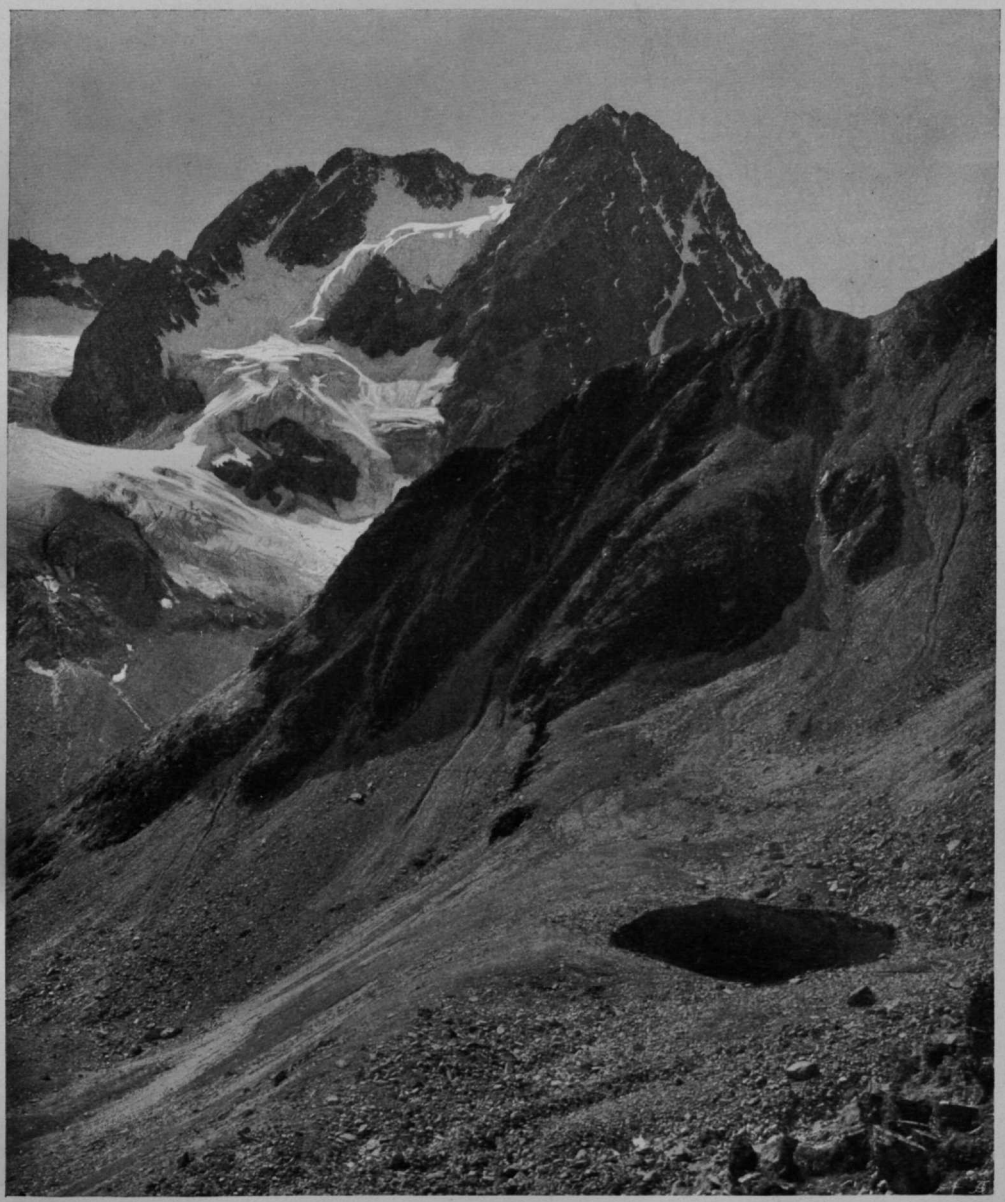
7. Der Schwabenkopf, 3379 *m.*

Am Fuße des grausen Nordpfeilers der Watzespitze lagert die schneeige Senke des Madatschjoches, aus der sich dann in langem, geschwungenem Grate der Schwabenkopf gegen Norden zu gewaltiger Höhe aufbaut. Dieser ist ein mächtiger Bergkoloß, wie man ihn selten in den Ostalpen findet, und zudem von einer seltenen Formenschönheit. Er ist neben dem Seekogel der trotzigste Geselle im Kaunergrate und seine wildeste Seite zeigt er dem Beschauer im Kaunertale, wo er durch die Senke des Verpeiltales mit herausfordernder Miene hervorlugt. Als drohender Eckpfeiler türmt er sich von einem massigen Felssockel zu einem gigantischen Horne auf, das, Schrecken erregend, in das tief eingesenkte, an seinem Fuße sich gabelnde Verpeiltal niederblickt. Die Nordseite des Schwabenkopfes bildet eine breite, vielfach von Rippen und Rinnen durchzogene Felsflucht von gewaltiger Höhe und Steilheit und nicht minder steil stürzt an der Ostseite die eisdurchzogene Felswand zum weltabgeschiedenen, wild zerissenen Verpeilferner nieder. Trotz seiner ziemlich schlanken Gestalt ist der Schwabenkopf viel massiger aufgebaut als seine viel zierlichere Nachbarin, die Verpeilspitze. Er entragt nicht dem Hauptkamme des Kaunergrates, sondern ist von diesem nordwestlich vorgeschoben, und steht mit ihm durch einen schmalen zerrissenen Kamm in Verbindung. Der schöne Gipfel war noch vor wenigen Jahren sehr berüchtigt und galt als der schwierigste Berg im Kaunergrate, in Wirklichkeit aber ist er kaum schwieriger als seine Nachbarn im Süden und Osten. Immerhin ist seine Ersteigung ziemlich mühsam und erfordert sichere Felsgeher, dafür aber lohnt jeden der unvergleichliche Ausblick auf die wilden Hochlandswinkel in nächster Nähe.

Der Schwabenkopf wurde zum ersten Male am 6. August 1892[1]) von Dr. Theodor Petersen mit den Führern Johann Praxmarer und Johann Penz über die schwierigen Felsen der Südseite des Westgrates erstiegen, nachdem man bereits am 22. Juli 1889 einen vergeblichen Versuch unternommen hatte. Damals hatten sie vom Verpeiltale aus durch das Kühkarl den Madatschferner erreicht und waren über ein steiles Firnfeld auf den vom Madatschjoche zum Schwabenkopf hinziehenden Kamm gelangt, von wo aus sie den nördlichen Schenkel des Planggeroßferners und das Schwabenjoch betraten. Nach einem Versuche, in den östlichen Wänden des Schwabenkopfes durchzukommen, wo übereiste Platten ein Weiterkommen verwehrten, mußte die Tour abgebrochen werden. Da von dieser Seite eine Ersteigung nicht ausführbar schien, so wurde dann bei einem weiteren Versuche die Südseite des Berges in Angriff genommen. Wie beim ersten Versuche erreichten sie durch das Verpeiltal den Hintergrund des Kühkarls und stiegen über steiles Geröll zu dem kleinen, der Südwand des Schwabenkopfes angelagerten Gletscherfelde empor, welchem sie dann möglichst weit hinauf bis nahe zum Westgrate folgten. Über den weiteren, schwierigen Anstieg auf den plattigen, teilweise brüchigen Felsen der Südseite berichtet Dr. Petersen folgendermaßen: »Über Geröll und Schnee waren wir schon so ziemlich hoch vorgerückt, als die steile Schneerinne sich auskeilte und nur noch unheimlich abschüssige Felswände sich vor uns auftürmten. Jetzt hatte die Hauptarbeit zu beginnen. Jeder Schritt vorwärts mußte durch Klettern gewonnen werden, wobei übrigens meine beiden Gefährten, wie schon manches Mal, sich wieder als vortreffliche Felsgänger bewährten. Wir kamen verhältnismäßig rasch vorwärts, anfangs nahe dem gegen das Verpeiltal hinausragenden Westgrate, bis nach drei Viertelstunden bei einem turmartigen Aufbaue nach der Südseite ausgewichen und durch einen Kamin, dem mehrere folgten, emporgestrebt werden mußte. Das Seil leistete mehrmals gute Dienste und schon zwei Stunden nach Verlassen des erwähnten Schneefeldes wurde der Scheitel des Berges zwischen dem westlichen Vorgipfel und dem mittleren Hauptgipfel erreicht und letzterer kurz nach 11 Uhr betreten.« Der Abstieg wurde auf dem gleichen Wege in das Verpeiltal ausgeführt, wofür man bis zum kleinen Gletscher fünf Viertelstunden benötigte.

Durch die Schwierigkeiten des durchgeführten Aufstieges war der Schwabenkopf bald für die Einwohner und Sommergäste von Feuchten bekannt und berüchtigt geworden, mehrmals schlugen in den kommenden Jahren Ersteigungsversuche auch mit einheimischen Führern fehl. Bald nach der ersten Ersteigung, am 21. August 1892,[2]) erreichten, von Dr. Petersen auf die Tour aufmerksam gemacht, Emil Munk und Richard Oppenheimer mit den Führern Johann und Karl Penz auf dem gleichen Wege den stolzen Gipfel, bewerkstelligten aber einen neuen Abstiegsweg zum Planggeroßferner. Dr. Petersen schreibt darüber: »Da die Felswände der Ostseite des Schwabenkopfes infolge der anhaltenden Wärme des letzten Sommers von den früher vorhandenen Eisüberzügen frei geworden, konnte die Gesellschaft zum Planggeroßferner absteigen, von wo sie über das Madatschjoch wieder ins Verpeiltal und nach Feuchten zurückkam.« Welchen Weg diese damals eingeschlagen, konnte nicht ermittelt werden, wahrscheinlich aber benützte man den jetzt am besten zu begehenden, zum Hauptkamme führenden Verbindungsgrat, dessen Zacken man vielleicht an der Ostseite ausgewichen war; möglich ist aber auch, daß die Gesellschaft an der Südseite des Grates gegangen ist. Eine weitere Ersteigung mit neuem Zugangswege führte am 2. Juli 1895[3]) R. Fr. von Lichtenberg mit den beiden Führern Penz aus, indem sie vom Verpeiltale der

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 362 ff. — [2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1894, S. 2. — [3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 7.



Naturaufnahme von F. Benesch. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Kaunergrat: Watzespitze von Nordosten.

Nordwestseite des Berges zustrebten, über eine große Schneerinne, nicht allzu schwierige Felsen und schließlich über ein auffallend breites Band den Westgrat des Schwabenkopfes erreichten und an der Südseite auf dem alten Wege zum Gipfel gelangten. Im gleichen Jahre wurde der Schwabenkopf noch zweimal erstiegen, am 29. Juli von Eduard Lanner aus Wien mit Johann Penz und Josef Pichler und am 19. August durch Albrecht Schmidt aus Frankfurt mit dem Führer Karl Penz; beide Partien sind auf dem Wege Petersens auf- und abgestiegen, so berichten die vom Verfasser auf dem Gipfel vorgefundenen Karten. Alle diese Ersteigungen wurden von der Kaunerseite über nicht ungefährliche, ziemlich schwierige Wege ausgeführt.

Am 11. August 1897[1]) erreichten Ferdinand Henning und Emil Sommer aus



Verpeilspitze und Schwabenkopf von Norden.

München den Schwabenkopf zum ersten Male vom Planggeroßferner aus über den viel bequemeren Weg auf dem zum Hauptkamme ziehenden Südostgrate, der wohl der einzige für zukünftige Ersteigungen in Betracht kommende Zugang ist. Ob dieser nicht schon bei der zweiten Ersteigung im Abstiege begangen wurde, ist zweifelhaft, doch wahrscheinlich. Merkwürdig ist auch die Tatsache, daß die Erstersteiger dieses stolzen Gipfels trotz vorheriger Auskundschaftung und eines unternommenen Versuches dort abgeschreckt wurden, und dafür dann den viel schwierigeren Südanstieg durchführten. Henning und Sommer erreichten vom Schwabenjoche aus den Kammabzweigungspunkt des Schwabenkopfes im Hauptgrate, kletterten auf der Höhe weiter bis zum südöstlichen Gipfel, um dann auf einem Bande der Südseite zum Hauptgipfel vorzudringen. Den Abstieg nahmen diese damals auf einem neuen Wege gerade hinunter über die Felsen der Südwand zum Rotenkarlferner. Weitere

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 280.

Ersteigungen des Schwabenkopfes auf dem alten Wege führten am 25. August 1897 Ludwig und Wilhelm Goltermann aus Frankfurt mit den beiden Führern Penz und am 25. Juli 1901 Dr. Josef Sandler mit Johann Penz aus. Auf dem neuen Wege erreichten fernerhin Jakob Albert und Ingenuin Hechenblaikner den Schwabenkopf am 19. August 1902 und am 27. August des gleichen Jahres Dr. Posselt, Paul Waitz und der Verfasser, indem sie über die Südwand des Westgrates aufstiegen und über den Südostgrat zum Planggeroßferner hinüberkletterten. Außerdem erreichten nach einer Aufzeichnung im Feuchtener Fremdenbuche Dr. Otto Hähnle und der Führer Josef A. Maas am 26. Juli 1902 diesen Gipfel auf dem Südwestwege.

So hat es der berühmte und berüchtigte Schwabenkopf nicht einmal auf ein Dutzend Ersteigungen in den ersten zehn Jahren gebracht, wohl deshalb, weil der unvergleichlich schöne, nicht allzu schwierige Zugang vom Planggeroßferner niemandem bekannt war, die übrigen Aufstiege aber zu langwierig und gefährlich sind. Jener benützt den Südostgrat des Berges, durch welchen der Schwabenkopf mit dem dort bedeutend niedrigeren Hauptkamme zusammenhängt. Dabei wandert man von der Kaunergrathütte über Schuttfelder und Blockterrassen zum nördlichen Schenkel des Planggeroßferners empor, zu dessen Firnmulde man am besten nahe den Felsen der Verpeilspitze durch ein mäßig geneigtes Firntal aufsteigt. Dann überschreitet man den fast ebenen Gletscherboden in nordwestlicher Richtung auf den westlich vom weißen Schwabenjoche aufragenden Felskopf zu, in dessen Südflanke man zuerst über Firn, dann über Geröll und schließlich über einige flache, kurze Rinnen emporklettert. Den obersten Aufbau des Gratkopfes überwindet man am östlichen Rande der niedergehenden Plattenflucht. Weiterhin verfolgt man den zum Schwabenkopf hinaufziehenden, mit Zacken gezierten Kamm gegen Nordwesten, überklettert die ersten Türme mit leichter, anregender, etwas ausgesetzter Kletterei, bis man bei einer tieferen Scharte, hinter welcher der mächtig aufgebaute Südostgipfel in die Höhe ragt, gegen Süden in die Hänge hineinsteigt, wo zuerst etwas unangenehme Querstellen in dem aus übereinander getürmten Blöcken bestehenden Gestein, bald aber ein breites, gut gangbares Band an der Südseite des Vorgipfels herum bis in eine kleine Mulde führt, die südlich am Hauptgipfel eingelagert ist und eine leichte Ersteigung desselben zuläßt. Die Kletterei auf diesem Kamme ist nicht besonders schwer, etwas ausgesetzt, doch sind die Felsen mit so guten Griffen versehen, daß sie wohl gefahrlos passiert werden; etwas unangenehmer ist der erste Teil der Querung in dem Blockgestein der Südseite. Diese Tour, die sich leicht mit der Ersteigung der Verpeilspitze verbinden läßt, erfordert von der Hütte aus kaum zwei Wegstunden, vom gewöhnlichen Einstiege zur Verpeilspitze am Planggeroßferner nur noch etwa fünf Viertelstunden und ist äußerst abwechslungsreich durch den stetigen Wechsel in der Umgebung.

Diesen gewöhnlichen Aufstieg kann man auch von der Kaunerseite aus benutzen, indem man entweder über das Madatschjoch oder den Kamm etwas nördlich davon auf den nördlichen Schenkel des Planggeroßferners gelangt (drei Viertelstunden vom Joche bis zum Fuße des Schwabenkopfes), oder auch ohne diesen Umweg zu machen, indem man vom Hintergrunde des Kühkarls, des südlichen Seitenastes des Verpeiltales, nach Erreichung der Zunge des dort herabfließenden Madatschfernerteiles anfangs über steile Schutthänge und dann durch eine der zwischen Plattenfelsen eingeschlossenen Geröllrinnen zum kleinen, der Südwestseite des Schwabenkopfes angelagerten Rotenkarlferner emporsteigt, von dem dann etwa in seiner Mitte eine etwas steile, doch kurze Firnrinne gegen Osten hinauf bis zum Grat führt. An der Scharte betritt man fast eben das Firnfeld des Planggeroßferners ganz nahe dem Südfuße des Schwabenkopfsüdostgrates, von wo aus man in etwa einer Stunde den Gipfel erreicht.

Viel schwieriger und gefährlicher ist der Weg der ersten Ersteiger über die Felsen der Südseite des Westgrates. Derselbe führt vom früher erwähnten, kleinen Rotenkarlferner, der sich gegen die Südseite des Westgrates weit emporzieht, über die Plattenfelsen zuerst gerade gegen den Westgrat empor, wendet sich dann auf plattigen Stellen schräg östlich aufwärts, immer ziemlich tief unter dem Westgrate. Die untersten Plattenfelsen sind am schwierigsten zu überwinden, weiter oben geht es leichter zu einem auffallenden Grataufbau des Westgrates empor, an dessen Südfuße man herumquert und über leichte Kletterstellen in die südliche, kleine Gipfelmulde hineingelangt. Der ganze Weg vom Rotenkarlferner aus beansprucht mindestens zwei Stunden Kletterarbeit. Viel plattiger als auf diesem Wege sind die Felsen der Südwand gerade zum Gipfel hinauf und außerdem auch viel höher und steiler. Der Weg über die Nordwestseite, der ebenfalls auf den Westgrat führt, ist nicht viel schwieriger, doch etwas länger. Ob die Nordwand einen Aufstieg zuläßt, ist fraglich, eher noch könnte die etwas weniger hohe, vereiste Ostseite zu erklimmen sein.

8. Die Verpeilspitze, 3427 *m*.

Ostlich vom Schwabenkopfe, durch das tief eingesenkte Schwabenjoch geschieden, ragt, die nördliche Firnmulde des Planggeroßferners im Osten begrenzend, der langgestreckte Aufbau der Verpeilspitze auf. Sie ist ein formenschöner, zarter, mit Eisbändern verzierter Felsbau, dem ein neckisches Häubchen aufgesetzt erscheint; lieblichere Formen wird man nirgends mehr in solch reicher Auswahl beisammen finden. Die Linien des Berges sind so zart gezeichnet und seine Gestalt so formenschön, daß man sich an seinem Anblicke wohl niemals satt sehen kann. Durch die zarte Eisbänderung ihres schlanken Leibes ist sie von allen Seiten so auffallend, daß man sie nirgends mit einem ihrer Nachbaren verwechseln könnte. Besonders lächelt sie mit ihren reinen Formen dem Wanderer auf dem Geigenkamme zu und selten wird man Lieblicheres in den Bergen erschauen. Den zarten Aufbau verdankt die Verpeilspitze den drei fast senkrecht abfallenden Flanken, die in drei scharfen, luftigen Felskämmen aneinander stoßen. Trotz der Steilheit ihrer Seiten ist diese Berggestalt nicht gar so spröde, immerhin aber verlangt sie bei ihrer Bezwingung ziemliche Kletterarbeit. Die Fernsicht wetteifert mit der Rundschau von der Watzespitze aus, der sie wenig nachsteht.

Die erste Ersteigung führten am 4. September 1886[1]) Dr. Theodor Petersen und Anna Voigt aus Erfurt mit den Führern Stefan Kirchler, Johann Penz und Johann Praxmarer über die Südwestseite und den Südostgrat durch. Dieselben stiegen durch das Verpeiltal zum Kühkarl empor und erreichten über Geröllfelder den Rotenkarlferner und durch eine steile Firnrinne die nördliche Bucht des Planggeroßferners, welche sie gegen den Fuß der Verpeilspitze hin querten. Über den letzten Gipfelanstieg schreibt Dr. Petersen folgendes: »Vom Südostabhange (soll wohl heißen Süswestabhange) steigen wir jetzt in die steil über uns aufgetürmten Felsen hinein. Unter Benützung eines weit aufwärts ziehenden, gut zu beschreitenden Felsbandes kommen wir weiter oben rasch voran; auch die Hindernisse zweier Kamine werden leicht überwunden und in wenig mehr als zwei Stunden vom Gletscherrande weg ist die Spitze glücklich erobert.« Diese Angaben sind ungenau, zum Teil auch unrichtig, so daß man auf den eigentlichen Weg, den die Partie genommen, kaum einen sicheren Schluß ziehen kann. Wahrscheinlich wurde damals schon der jetzt gebräuchliche Weg über die ganz südlich emporziehende Schuttrinne und das lang-

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 1 und 2.

gezogene Band zum Südostgrate als Aufstieg benützt. Nach dieser ersten Ersteigung ist elf Jahre lang nichts mehr über die Verpeilspitze aufgezeichnet; ob in diesen Jahren eine Ersteigung stattgefunden, läßt sich nicht ermitteln. Auch auf dem Gipfel wurden für diese Zeit keine Karten vorgefunden, obwohl die Aufzeichnungen der ersten Ersteiger noch vorhanden waren.

Einen anderen Aufstieg führten am 11. August 1897[1]) Ferdinand Henning, Emil und Karl Sommer gerade durch die Felsen der Südwestseite durch, worüber Henning folgendes berichtet: »Anstatt auf den bis jetzt zum Anstiege benützten Südostgrat loszusteuern, stiegen wir von der zwischen Südost- und Westgrat unter dem Gipfel gelegenen Gletscherbucht in die Felsen ein. Dieselben waren zunächst gut gangbar, wurden aber immer steiler und waren schließlich vereist, so daß wir gezwungen wurden, ein Stück in einer steilen, sehr hart gefrorenen Schneerinne aufwärts zu steigen. Bald gestattete uns das Terrain wieder den Einstieg in die Felsen, über die wir nunmehr, wenn auch schwierig und exponiert auf eine aus dem Gipfelmassiv gegen Südwesten vorspringende, kurze Seitenrippe gelangten. Diese verfolgten wir bis zu einem Geröllsattel und stiegen dann über kleinere Wandstufen und durch Rinnen zum Gipfelgrate empor.« Beim Abstiege kehrten die Herren zu dem erwähnten Geröllsattel zurück, um dann über ein bequemes Schuttband den Südostgrat zu betreten, von dem sie dann ohne Schwierigkeiten zum Planggeroßferner hinabgelangten. Die nächstfolgende Ersteigung dieses schlanken Gipfels führten am 12. August 1899 Arthur Ledl, Ludwig Prochaska und Fritz Stolz auf dem gewöhnlichen Wege über den Südostgrat durch. Einen weiteren neuen Anstieg bewerkstelligte am 18. Juli 1900[2]) Theodor Schimmelbusch mit dem Führer Franz Klotz aus Sölden über die Südwestseite und den oberen Teil des Westgrates. Dabei benützten dieselben jenes tief eingeschnittene, in der Fallinie des Gipfels herabziehende Rinnencouloir, durch welches sie, sich links haltend, mit harter Stufenarbeit zum Westgrate emporgelangten und über zwei Vorköpfe den Gipfel in zwei Stunden erkletterten. Den Abstieg nahmen sie auf demselben Wege.

Von einer ganz anderen Seite erreichten die nachfolgenden Ersteiger der Verpeilspitze den Gipfel. Jakob Albert und Ingenuin Hechenblaikner führten am 19. August 1902 die erste Ersteigung über die gewaltige Ostwand durch. Dieselben stiegen von Planggeroß aus über Köfels auf einem schlechten Almpfade in das kleine Köfelsertälchen empor und erreichten durch dasselbe den Neururerferner und auf ihm den Fuß der stolzen Gipfelpyramide. Nördlich von der Fallinie des Gipfels sich haltend, gelangten sie über mit Neuschnee bedeckte Platten zum letzten, steilen Aufbau. Nun folgte stellenweise eine nicht leichte Kletterei, die durch Vereisung und Stufenarbeiten noch erschwert wurde. Im oberen Teile benützten sie auch teilweise den gegen das Verpeiljoch hinziehenden Kamm und gewannen dann schließlich über eine Firnschneide, welche den oberen Anteil dieses Nordostgrates bildet, den Gipfel. Zu dieser Ersteigung brauchten sie von Planggeroß aus nur sechs Stunden Zeit. Den Abstieg nahmen sie auf dem gewöhnlichen Wege, auf dem auch am folgenden Tage Dr. Adolf Posselt, Anton Schönbichler, Paul Waitz und der Verfasser den Gipfel erreichten, wo sie durch ein heftiges Gewitter überrascht und zu eiligem Rückzuge gezwungen wurden. Von allen diesen Touren finden sich Aufzeichnungen auf dem Gipfel, andere Karten wurden nicht vorgefunden. Nachher soll die Verpeilspitze noch einmal erreicht worden sein und zwar bei Gelegenheit eines Überganges über das Verpeiljoch, wobei der Gipfel über den südlichsten Winkel des Neururerferners und den Südostgrat gewonnen wurde.

Der beste Zugang zur Verpeilspitze führt vom nördlichen Schenkel des

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 280. — [2]) Ö. A.-Z. 1900, S. 250.

Planggeroßferners aus über die Westseite des Südostgrates und über diesen selbst. Weit zur Rechten, fast am südlichen Rande der breiten Südwestwand zieht eine steile, doch gut gangbare Schuttrinne in östlicher Richtung empor, zu der der Gletscher fast gleich hoch wie in der Fallinie des Gipfels hinaufzieht. Durch diese im Frühsommer meist mit Schnee erfüllte Rinne geht es ohne besondere Schwierigkeiten bis zu einer Geröllscharte, die in einer Seitenrippe eingesenkt ist, empor, von der die Blicke gegen Süden in die tiefe Karmulde fallen, in der die Hütte liegt. Von dort wendet man sich auf einem breiten Geröllbande nordwärts, kommt unter einem wasserüberronnenem Überhange vorbei und erklettert dahinter in östlicher Richtung die Felsen, um über den Überhang hinaufzugelangen. Oberhalb ist ein



Verpeilspitze von Osten.

kleines, teilweise schneeerfülltes Schuttkar eingelagert, das mäßig steil bis gegen die Grathöhe emporzieht. In diesem steigt man aufwärts, nimmt aber allmählich eine mehr nordöstliche Richtung an und gelangt schließlich durch eine schluchtartige Felsgasse auf den Südostgrat des Berges, der dort durch einen breiten Firnrücken gebildet wird. Dieser verbreitert sich zu einem kleinen Schneefelde, das gegen die schroff abfallende Gipfelhaube emporzieht. Vom obersten Ende dieses Schneefeldes leitet eine kurze Rinne schräg gegen Nordwesten empor zu einer scharfen Scharte, durch welche man die rinnendurchfurchte Westseite des obersten Gipfelbaues betritt. Dort geht es schräg, mehrere Rinnen querend, mit oft nicht ganz leichter Kletterei aufwärts, bis man schließlich durch eine etwas breitere Gasse gegen Südosten zum Gipfelgrate emporklettert, der dann breit in wenigen Minuten zum höchsten Punkte führt. Die Ersteigung bietet im allgemeinen eine nicht allzu schwierige Kletterei, doch können bei vereisten Felsen die Rinnen der Westseite

oft harte Arbeit fordern. Für den ganzen Aufstieg vom Gletscherrande weg braucht man etwa eine Stunde. (Die akademische Sektion Graz des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, die Eigentümerin der Kaunergrathütte, beabsichtigt, durch eine Weganlage die Ersteigung dieses hehren Gipfels zu erleichtern.)

Was die anderen Aufstiege betrifft, so sind dieselben viel langwieriger und schwieriger. Am ehesten käme noch ein Aufstieg über die Ostseite des gewöhnlichen Anstiegsgrates in Betracht, da dort vom südlichsten Winkel des Neururerferners nur mäßig steile und nicht besonders hohe Firnhänge bis zum befirnten Kamme emporziehen, die ein Hinaufkommen unschwer gestatten. Der Aufstieg über die Ostwand, welche gegen den zweiten Schenkel des Neururerferners niedergeht, ist bedeutend schwieriger, übereiste Platten und glatte Eishänge sind die Haupthindernisse. Nicht viel leichter sind die Aufstiege über die Südwestflanke gerade empor zum Gipfel, wobei man von der breiten Firnrinne in der Fallinie des höchsten Punktes entweder gegen den gewöhnlichen Anstieg oder auch auf den Westgrat vordringt. Die erwähnte Firnrinne ist zu Zeiten auch ziemlich steingefährlich. Vielleicht könnte auch der zum Schwabenjoch herabziehende Grat einen nicht allzu schwierigen Zugang zum Gipfel bilden. Die schauerlichste Flanke zeigt die Verpeilspitze gegen Nordwesten, die fast senkrecht zum zerrissenen, durch Felsstufen unterbrochenen Verpeilferner abstürzt und wohl kaum einen Aufstieg zuläßt.

Hier möchte ich noch einer Dreigipfeltour Erwähnung tun, welche durch Erbauung der Kaunergrathütte ermöglicht wurde, und welche jedem rüstigen und tüchtigen Bergwanderer dringend anzuraten ist, wenn ihm ein herrlicher Sommertag beschieden ist und er sich ordentlich in den Kaunerbergen umschauen will: Er benütze hierbei die frühen Morgenstunden, um auf der Watzespitze unter den erwärmenden Strahlen der Morgensonne zu frühstücken, erreicht dann leicht in den Vormittagsstunden noch die Hütte wieder, mache ferner einen Nachmittagsspaziergang auf die Verpeilspitze, um dann schließlich noch das letzte Aufleuchten der Abendsonne, die mit ihren rosigen Strahlen die eisblinkenden Ketten ringsum vergoldet, auf dem Schwabenkopfe anzustaunen; von den Eindrücken des verlebten Tages wird dann jeder in der trauten Hütte, die er noch leicht vor Anbruch der Nacht erreicht, sanften Schlummer finden.

9. Die Rofelewand, 3352 *m*.

Weit gegen Norden vorgerückt, entragt dem Kaunergrate, durch Kühnheit ihres Aufbaues alle anderen übertreffend, die mächtige Rofelewand, der formenschönste Bergkoloß des Kammes. Sie gleicht einer schmalen, aufgestellten Riesenmauer und ihre beiden, ziemlich weit voneinander abstehenden Gipfelzacken ragen wie Türmchen am oberen Rande empor, die ein langer, ungemein plattiger Kamm mit einander verbindet. M. Zeno Diemer schildert sie folgendermaßen:[1]) »Die Rofelewand ist eine glänzende Erscheinung: eine doppelgipflige Schneide, die beiden steilen Flanken mit kleinen Fernern behangen, die Nordwand durch Schneebänder horizontal gestreift, das Ganze turmartig in die Höhe gerückt — ein ungemein stolzes, majestätisches Standbild.« — Das herrlichste an der Rofelewand ist ihr riesenhafter Aufbau, mit dem sie aus niedrigen Vorbergen ihr gewaltiges Haupt erhebt. Ganz vereinzelt steht die Riesenmauer im nördlichen Kammteile, alle anderen Erhebungen bleiben tief unter ihr. Dadurch bietet sie dem Ersteiger eine Fernsicht, die wohl ihresgleichen sucht. Unbehindert nach allen Richtungen schweifen die Blicke in die umliegenden, duftig grünenden Talfurchen und hinauf

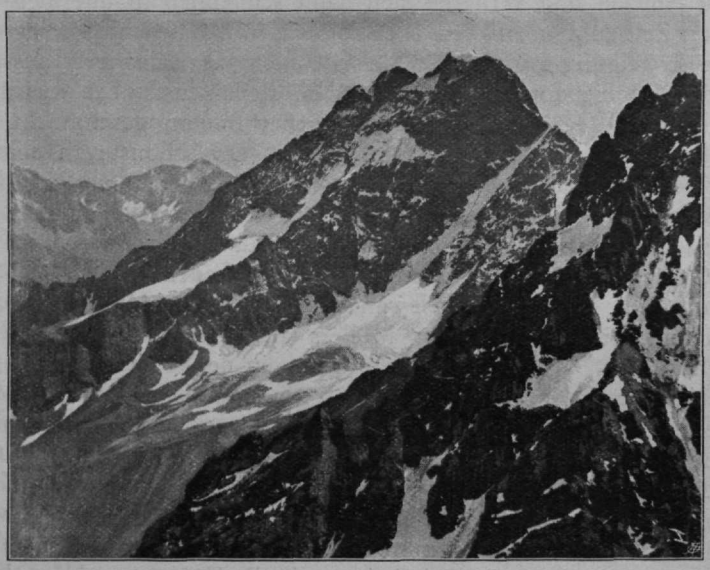
[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 202.

zu den Bergkämmen und -Spitzen und verlieren sich dann schließlich in unermeßliche Fernen, wo noch von Zeit zu Zeit aus dem Nebeldunste weißglänzende Riesenhäupter auftauchen. Die Ersteigung ist von der Südseite nicht allzuschwierig auszuführen, immerhin aber bieten die dort zu überwindenden, steilen Eisflanken meist harte Arbeit; dafür aber ist der Weg mit abwechslungsreichen Bildern geschmückt, die, stetig wechselnd, immer aufs neue den Geist erfrischen. Das schönste an der Rofelewand ist die unvergleichliche, eisstrotzende Nordostwand. Beflankt von zwei mächtigen Felsbauten, welche die Gipfel tragen, stürzt in gewaltiger Steilheit eine durch eingestreute Felsinseln zeitweise unterbrochene Eiswand nieder, und zwar von solcher Höhe und Glätte, wie man sie kaum bald wieder finden wird.

Die erste Ersteigung der schönen Rofelewand führte am 26. Juli 1873[1]) Dr. Theodor Petersen in Begleitung Dr. Isidor Müllers aus Landeck, des Postmeisters Kaspar Neuner und des Wirtes Alois Neururer mit den Führern Alois Ennemoser, Joseph Kirschner und Gottlieb Rauch aus. Die aus sieben Mann bestehende Gesellschaft verließ St. Leonhard vor drei Uhr früh und erreichte über die Arzleralm die Moränen des Totenkarlferners. Uber den weiteren Anstieg berichtet Dr. Petersen:[2]) »An der linken Seite des Gletschers arbeiten wir uns darauf in den Felsen empor und gelangen an den Fuß eines steilen Schneefeldes. Wir rücken jetzt nordwestlich voran, die Steigung nimmt beträchtlich zu und erfordert das Hauen von ziemlich vielen Stufen. Endlich haben wir die Höhe erreicht und schauen zur Verpeil- und Watzespitze hinüber, von denen wir durch wilde Schluchten und überschneite Gehänge getrennt sind. Noch etwas mehr nördlich wird umgebogen und zu der steilen, überschneiten Eisrinne herangetreten, welche uns noch vom nahen Gipfel trennt. Wiederum müssen an der bis 50° geneigten Wand Stufen geschlagen werden. Doch schon nach einer halben Stunde ist das Couloir überwunden und der höchste Kamm erreicht, vom Gipfel trennt uns nur mehr ein kurzer, allerdings schneidiger Firngrat. Mit Lois betrete ich zuerst die luftige Kante und befinde mich wenige Minuten später auf der Höhe der Rofelewand, deren erste Ersteigung also glücklich bewerkstelligt ist. Wir begeben uns noch auf den nahen, wenige Fuß niedrigeren, östlichen Gipfelpunkt hinüber, von dem man das ganze Pitztal überschaut, und studieren die hellbeleuchtete Landschaft.« (In der »Erschließung der Ostalpen« hat sich hier bei der Anführung dieser Ersteigung manche Unrichtigkeit eingeschlichen: Vor allem war C. Benzien aus Berlin nicht an der Tour beteiligt, weiterhin ist der angeführte östliche Gipfelpunkt nicht der Ostgipfel und es hat auch diesen nicht ein Jahr vorher der Gemsjäger Gottlieb Rauch erstiegen, der nach Petersen nur den Weg bis zum »vorderen Gipfel« [vielleicht Südschulter] ausgekundschaftet hat.) Der Abstieg wurde damals auf dem gleichen Wege durchgeführt und in nicht ganz drei Stunden St. Leonhard wieder erreicht.

Nach dieser Ersteigung ist lange nichts über die Rofelewand bekannt geworden. S. Simon aus Interlaken, der im Monat Juni 1893 behufs Aufnahme der Alpenvereins-Karte mehrere Wochen in diesem Gebiete weilte, gibt im Fremdenbuche von Feuchten unter den von ihm erstiegenen Berggipfeln auch die Rofelewand an, doch ist nicht zu ermitteln, auf welchem Wege und in welcher Begleitung er diese Tour ausgeführt hat. Weiterhin erstieg Otto Melzer aus Innsbruck am 13. August 1894[3]) allein diesen mächtigen Gipfel auf einem ganz anderen Wege. Über diese Tour schreibt er folgendermaßen: »Über den Totenkarlferner gelangten die ersten Ersteiger unschwer (?) auf den Westgrat und über ihn in kurzer Zeit auf den Gipfel der Rofelewand. Mir schien jedoch eine Überschreitung desselben bei dem tiefen Neuschnee, der allenthalben die Spalten verdeckte, nicht ratsam, und

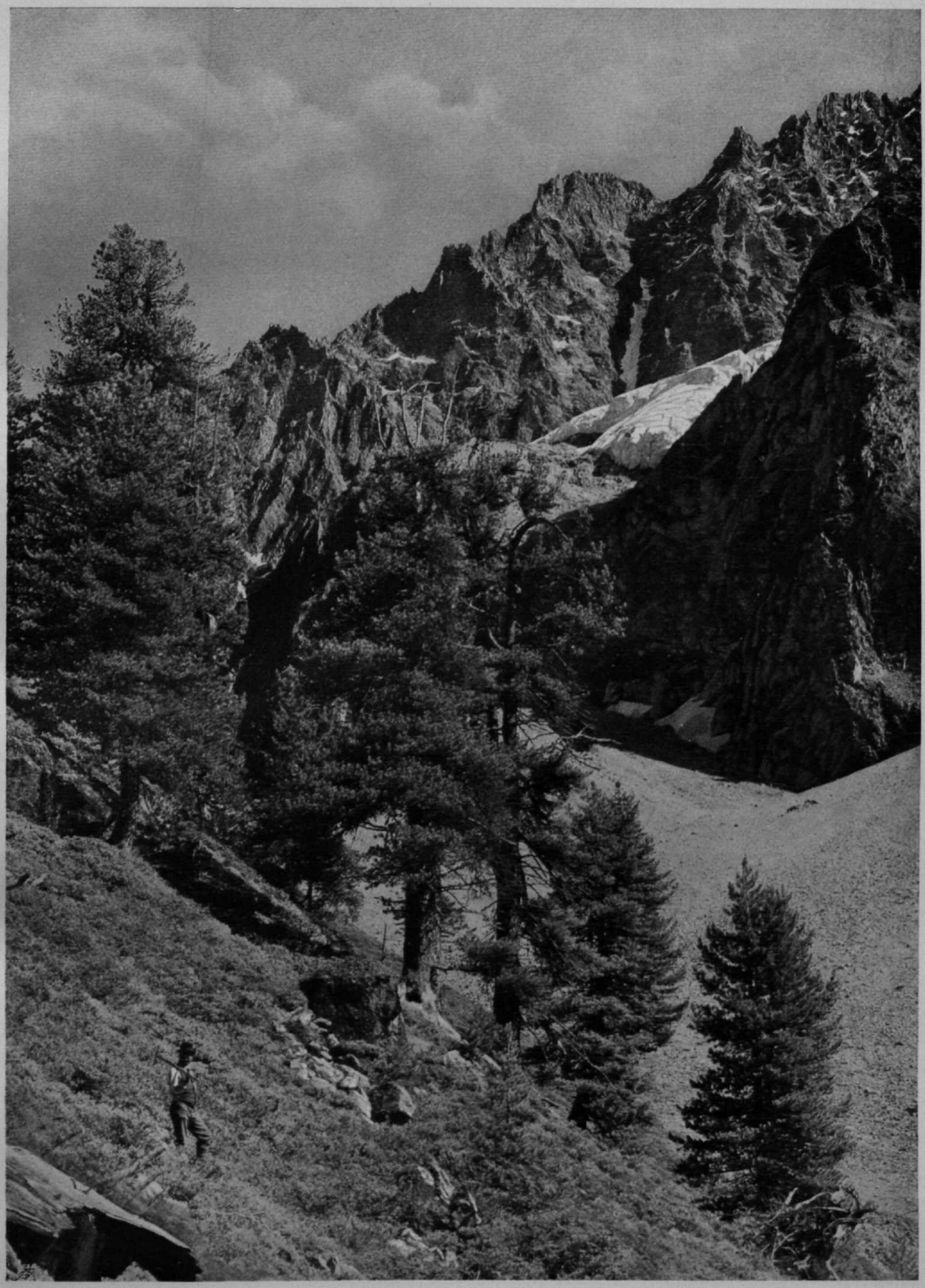
[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 285, 1876, S. 228. — [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 286. — [3]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 31.



Rofelewand von Norden.

ich entschloß mich auch, den Anstieg aus dem rechts vom Ferner befindlichen Schuttkare zu versuchen. In kurzer Zeit hatte ich dasselbe erreicht. Über steile, schneebedeckte Schutthänge ging es mühsam aufwärts, bis ich endlich am Fuße des Massivs stand. Einem breiten, gut gangbaren Bande folgend, erreichte ich am Ende desselben einen Felsgrat, der steil zum Ostgipfel emporzieht. Eisiger Nordwest und Nebel erschwerten das Klettern über denselben sehr, und als ich nach Verlauf von 1½ Stunden den Ostgipfel betrat, begann es zu schneien. Über den nach Westen ziehenden Kamm weiterkletternd, erreichte ich endlich um 12 Uhr den Hauptgipfel. Nach kaum 5 Minuten trat ich wieder den Rückweg an. In der Scharte zwischen Ost- und Westgipfel verließ ich den Grat und erreichte, über eine steile Firnhalde abfahrend, bald das erwähnte, breite Band. Von hier aus ging es auf demselben Weg nach St. Leonhard zurück.« Der Aufstieg ging also mit Umgehung des Totenkarlferners nördlich davon durch das kleine Plattenkar vor sich, von dem aus die vom Ostgipfel gegen Südosten herabziehende Gratrippe gewonnen und auf ihr der Ostgipfel (ca. 3300 *m*) wohl zum ersten Male erklettert wurde. Weiterhin wurde der Verbindungsgrat zwischen beiden Gipfeln überschritten. Dies ist wohl eine der denkwürdigsten Touren aus der Jugend des leider so früh dahingeschiedenen Mannes.

Eine weitere Ersteigung der Rofelewand führten am 13. August 1897 Ferdinand Henning, Emil und Karl Sommer aus München auf dem Wege der ersten Ersteiger durch die Firnrinne durch, doch nahmen sie dabei vom Kaunertal ihren Ausgang und erreichten die vorerwähnte Rinne vom Schweikertferner aus. Nach Ersteigung des Hauptgipfels überkletterten sie noch den Kamm zum Ostgipfel hinüber und kehrten über die südlich angelagerte Firnschulter und den Schweikertferner wieder zurück. Drei Jahre später, am 17. August 1900, erstieg Dr. Otto Hähnle aus Stuttgart mit dem Führer Rudolf Mark den herrlichen Gipfel auf dem gleichen Wege durch die Eisrinne, doch verließen sie diese etwa in der Mitte und kletterten über die Felsen stellenweise sehr schwierig gerade zum Gipfel empor. Außerdem fand sich im Gipfelsteinmanne eine Karte mit dem Namen Hermann Bock, M. Budrick, Hans Teply und Wachter, welche am 19. August 1901 bei guten Schneeverhältnissen wahrscheinlich über die Eisrinne den Gipfel führerlos erstiegen. Am 26. Juli 1902 gelangten Jakob Albert, Alois Bock und Karl Mayer aus Innsbruck vom Totenkarlferner aus über das Lawinenkar und die Scharte zwischen beiden Gipfeln auf die Rofelewand, um auf dem gleichen Wege abzusteigen und durch das Hirschpillkar ins Pitztal hinab zu eilen. Einen etwas anderen Aufstiegsweg nahmen am 19. August 1902 Anton Schönbichler, Paul Waitz und der Verfasser, indem sie den

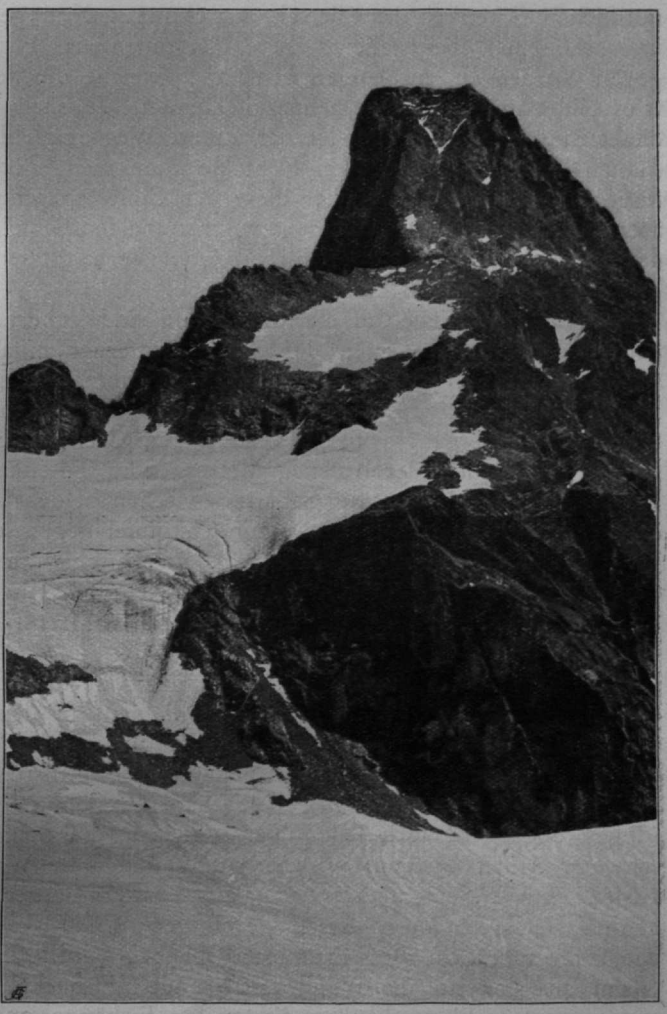


Naturaufnahme von F. Benesch. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Kaunergrat: Im Inner-Verpeil.

Totenkarlferner bis in seine oberste Mulde verfolgten und erst von dort aus über die einmal von Felsen unterbrochenen Schneebänder gegen das Lawinenkar hinaufquerten, am südlichen Rande desselben auf die Schulter aufstiegen und über die Scharte und den scharfen Kamm den Hauptgipfel betraten, ein Weg, der großenteils die Lawinengefahr im steilen Kare vermeidet.

Die bis jetzt angeführten Ersteigungen benützten alle die Südseite des gewaltigen Berges. Dieselbe ist sowohl vom Pitztal aus, als auch von der Kaunerseite zu erreichen. Innerhalb von St. Leonhard, gegenüber dem Weiler Piösmos, wo der Talweg das rechte Ufer gewinnt, zweigt das Almsteiglein zur Arzleralm hinauf ab. Dasselbe leitet in vielen Kehren zu einer von spärlichen Lärchen und Zirben umsäumten Wanne empor, um dann wieder gegen Südwesten aufwärts zur nicht mehr weit entfernten, an steiler Lehne liegenden, einfachen Almhütte zu führen. Weiterhin geht man zuerst auf gutem Steige, dann über Weiden und Gestrüpp gegen Süden in das Almkar empor, in dessen Hintergrunde zur Rechten sich die gewaltige Rofelewand auftürmt. Durch eine Geröllrinne ersteigt man eine Karstufe, die unter dem Rofelewandostgrate lagert, und hält nun auf die im Hintergrunde aufragende Nordwand des Gametzkogels zu, an deren Fuße der schmale, mäßig steil gegen Westen emporziehende Totenkarlferner sich ausbreitet. Denselben kann man überall leicht betreten und ohne besondere Gefahr überschreiten. Nahe den Felsen der Rofelewand steigt man auf ihm westlich empor und kann nun schon vom unteren Teile durch Schutt und Plattenhalden zum Lawinenkare aufsteigen, oder erst von der obersten Gletschermulde aus knapp unterhalb der Felsen, welche von der Südschulter niederstürzen, über meist breite Schneebänder, welche nur einmal durch eine Felsstufe unterbrochen sind, zum Südrande des Lawinenkares hinüberqueren. Weiterhin hält man sich am besten möglichst nahe der Schulter, da dort die Hänge meist noch etwas Firn aufweisen, während das übrige Kar gewöhnlich ganz kahl gefegt ist und zum Aufstiege im oberen Teil



Rofelewand von Westen.

mühsame Stufenarbeit erfordert. Im Hochsommer aber, wo noch alles vom Firnschnee überdeckt ist, muß man umsomehr den etwaigen Lawinen ausweichen und den südlichen Rand benützen. Von der Schulter geht es ohne Schwierigkeit auf dem immer breiter werdenden Kamme und schließlich in weiter Firnmulde zur Scharte zwischen beiden Gipfeln empor. Der Kamm, der von dieser zum westlich aufragenden Hauptgipfel führt, ist äußerst scharf und plattig, besteht aber aus sehr festem Gestein. Man hält sich am besten hart an die Gratkante und erreicht mit sehr schwindeliger und sicher nicht leichter Kletterei die Gipfelhöhe und über einen kurzen, leichten Felskamm den wenig westlich aufragenden, an der Nordseite mit einer Firnkappe verzierten höchsten Punkt.

Auf der Südschulter der Rofelewand kann man auch vom Schweikertferner aufsteigen. Dieses gegen das mittlere Verpeiltal hinabsehende, doch hoch droben schon absterbende Gletscherfeld erreicht man über steile Geröllhänge am besten nahe dem Hochrinnekopfmassiv; auch bietet dasselbe bei der Überschreitung keine Schwierigkeit. Auf dem Wege zur Rofelewand steigt man nicht gerade auf den Gipfel zu, sondern verfolgt die Hauptmasse des Gletschers, bis ein von Firnstreifen unterbrochener Felssporn unterhalb der Südschulter das Hinüberkommen auf den nördlichen Schenkel des Gletschers gestattet. Nun geht es gegen Osten empor und schließlich über steilere, apere Platten auf das Firnfeld der Südschulter, oder gegen Norden zu zur langen Firnrinne, welche die Fortsetzung dieses Gletschertales bildet und nahe am Hauptgipfel endet. Je nach den Schneeverhältnissen in dieser Rinne ist der eine oder der andere Weg empfehlenswerter. Auch von dem südlich des Gipfels lagernden Firnfelde kann man über Plattengeschröfe zur Firnrinne hinübersteigen und über diese den Gipfel erreichen. Unter allen Umständen aber bleibt der von der Scharte zwischen beiden Gipfeln emporziehende Felskamm der sicherste Weg, wenn auch bei guten Verhältnissen die Ersteigung durch die Firnrinne leichter sein kann.

Andere Aufstiege auf die Rofelewand sind sicherlich sehr schwierig, vielleicht könnte die westlich gegen den Schweikertferner hinabziehende Gratkante einen sehr schwierigen Kletteraufstieg gestatten, kaum möglich aber erscheint der Abbruch des Hauptgrates gegen die nordwestliche Scharte, die einen nicht allzuschwierigen Übergang vom Schweikert- zum Gschwandtferner vermittelt. Ziemlich schwierig ist auch der Aufstieg Melzers vom Totenkarlferner auf den Ostgipfel. Der Kamm von diesem zur Scharte zwischen beiden Erhebungen ist leichter, als der zum Hauptgipfel, auch die vom Ostgipfel gegen das Firnfeld herabziehenden Felsen gestatten nicht allzuschwierig ein Durchkommen. Ob eine Erkletterung des Ostgipfels über den mit mächtigen Türmen und oft auch senkrechten Abstürzen gezierten Ostgrat möglich ist, muß wohl erst ein Versuch klarlegen.

Erschreckend steil und unnahbar glatt türmt sich die Nordostwand der Rofelewand mit ihren gleißenden Eisflanken in die Lüfte, dem Beschauer sicher Ehrfurcht einjagend. Kaum jemals wird man in den Alpen etwas Gewaltigeres sehen, und doch wird jeder, der aus der Nähe diese Wand betrachtet, im Geiste die zarten Linien einzeichnen, die ein etwaiger Aufstieg über diese Wand nehmen müßte. Kein erfahrener Bergsteiger wird zweifeln an der Möglichkeit eines Aufstieges, doch wird auch jeder überzeugt sein, daß Schritt für Schritt dort oben mit schwerer Arbeit erkämpft werden muß; und diese Wand hat schwere Arbeit gekostet. Am 4. September 1903 gelang es Karl Berger, Eduard Franzelin und Ingenuin Hechenblaikner, diesen gewaltigen Abfall zu bezwingen, eine Tour, die wie keine andere in ihrer Erinnerung bleiben wird. Sie erreichten von der Tiefentalalm aus den an die Wand anstoßenden Eisbuckel des Gschwandtferners und stiegen stufenschlagend über die steilen Eishänge zu den ersten Felsen empor.

Franzelin schildert den Weiterweg folgendermaßen:[1] »Ein schmales Felsband führt uns nach einigen Metern zu einem schrägen Riß, welchen wir zum Aufstieg benützten. Nach etwa 15 *m* haben wir die glatte Stelle hinter uns und leichter geht es auf das Band hinauf. Voll Spannung haben wir auf den Augenblick gewartet, der uns Aufschluß geben soll darüber, ob es möglich sei, das Band zu begehen oder nicht; im letzteren Falle bliebe uns allerdings nichts anderes übrig, als umzukehren. Aber wir sind vorderhand wenigstens beruhigt: Das Band ist zwar sehr abschüssig und steil, scheint sich aber bis hoch hinauf fortzusetzen. Hechenblaikner kommt nun an die Reihe. Langsam lasse ich das Seil durch die Finger gleiten, während er in den harten Firn Stufen schlägt. Die Sonne verschwindet hinter dem Ostgrate des Berges, was uns nur angenehm ist, denn das Stufenhauen kostet manchen Schweißtropfen, da der Firn oft dem Eise Platz macht. So kommen wir, sehr vorsichtig steigend, immer höher hinauf. Rechts geht das Band in eine äußerst steile Eisflanke über, an deren anderem Ende sich ungangbare Felsen befinden. Also gerade hinauf! Dort befindet sich das Ende des schauerlichen Plattengürtels, der die Nordostwand des Berges in ihrer Mitte umschnürt. Links sehen wir, daß es unmöglich ist, hinaufzukommen, denn soweit wir den Plattenpanzer überschauen können, ist er wie blankgescheuert und an manchen Stellen mit einer feinen Eishülle überzogen. Ich stehe unter einem Überhang in zwei Stufen und sehe nur manchmal dünne Eissplitter rechts von mir heruntersausen. Unangenehm ist es, in dem kalten Schatten lange zu warten, und froh bin ich, daß auch endlich die Reihe an mich kommt. Ich biege vorsichtig um die Ecke und sehe nun meine Gefährten, wie sie, an die Wand gelehnt, meiner harren. Einige mit Eis überzogene Platten trennen mich von ihnen: eine Stelle schlimmster Art. Ich bewundere meinen Freund, welcher sie als erster überschritten hat, denn viel Arbeit, Kraft und Sicherheit hat sie gefordert. Tritte und Griffe mußten erst aus dem Eise herausgemeißelt werden, welches nur dünn über den Fels liegt und nur schwache Hiebe erleidet. Jetzt könnten wir nach links hinauf über ein steiles Eisfeld auf die Einschartung zwischen die beiden Gipfel gelangen, aber wir wollen den Sieg vollständig haben und direkt zum Ziele gelangen.« .

»Berger fällt das letzte Stück im Vortritte zu. An einer steilen Schneehalde geht es nach rechts hinüber zu einem an die Wand gelehnten kleinen Zacken, vor welchem sich ein schmales Schuttplätzchen befindet. Von hier aus wollen wir wieder auf das Band gelangen, zu welchem Zwecke wir 2 *m* absteigen müssen. Ungemein luftig ist der Quergang um den Zacken herum. Am Ende desselben ist wieder Eis: ein erstarrter Wasserfall; große und kleine Zapfen hängen über die Felsen herunter, und nur eines kleinen Anstoßes bedarf es, um manchen derselben aus der kalten Höhe in die sonnenumflossene Tiefe zu befördern. Auch hier sorgt der treue Pickel für einen Halt für Füße und Hände. Das Band wird nun auch rechts von einer niederen Felsrippe begrenzt und wird jetzt zur flachen Rinne, welche äußerst steil aufwärts zieht; einige Meter unter uns bricht das Band ab, und erst auf dem Gletscher ruht der staunende Blick. Solche Tiefen hatten wir noch nie geschaut. Vorsichtig schlägt Berger die Stufen; ein solch unvermittelter Abbruch verfehlt auch auf den Kühnsten seinen Eindruck nicht. Nach etwa 50 bis 60 *m* verlassen wir die Rinne und steigen über die rechtsseitige Begrenzung derselben hinauf; brüchige Felsen führen uns auf einen kleinen Absatz — das Ende der Rinne. Noch etwa 15 *m* Fels, dann steht man auf der Firnhaube, welche sich ununterbrochen zum Gipfel hinaufwölbt. Meine Gefährten sind bereits über der Wölbung des Firndomes verschwunden, nur die herunterkommenden Schnee-

[1] Ö. A.-Z. 1904, S. 8 u. 9.

stücke verraten mir die Tätigkeit des Führenden. Um 11½ Uhr mittags stehen wir auf dem Gipfel, jauchzend und voll Freude im Herzen verkünden wir der Bergwelt unseren Sieg.«

10. Der Gsahlkopf, 3279 *m*.

Knapp nordwestlich der Rofelewand, nur durch eine tiefe Gratsenke getrennt, ragt der an Höhe etwas nachstehende, dafür aber viel schlankere Gsahlkopf, in der Alpenvereinskarte »Grieskogel« genannt, empor. In luftiger Steilheit baut er sich als schlankgeformter, schöner Gipfelbau zum blauen Äther auf; er wird wohl durch die Nähe der bedeutend höheren Rofelewand etwas in den Schatten gestellt, weiß sich aber nach allen Richtungen hin Geltung zu verschaffen. Seine Flanken können sich an Steilheit mit jenen der Rofelewand messen. Der Aufbau des Berges bildet eine dreikantige Pyramide, die sich scharf nach oben verjüngt. Mit seiner unnahbaren Westwand beherrscht der Gsahlkopf den Hintergrund des kleinen Gsahltales, dessen Ferner tief zu seinen Füßen ruht. Von seinem nicht allzuschwer zu erreichenden Scheitel aus bietet er eine herrliche Rundsicht, die durch die südöstlich aufragende Rofelewand nur wenig beeinträchtigt wird.

Die erste Ersteigung führten am 6. August 1894[1]) Max Peer und Ludwig Prochaska aus. Dieselben verließen St. Leonhard um 5 Uhr früh und stiegen über die Tiefentalalm zu dem zwischen Tristkogel und Gsahlkopf östlich eingebetteten kleinen Tiefentalferner empor (10½ Uhr). Über den weiteren Anstieg berichten jene folgendermaßen: »Nach Überwindung der Randkluft standen wir am Fuße eines Felskopfes und gewannen nach dessen Überkletterung den Grat. Über diesen ging es nun in genau südlicher Richtung bei geringer Steigung zum Fuße des Gipfels, der in zwei Absätzen sehr steil gegen diese Seite zu abfällt. Teils über Felsen, teils über mit Neuschnee bedeckten Firn gelangten wir zum zweiten Absatze, von hier mit mühsamer Stufenarbeit und zuletzt kurzer Kletterei zur Spitze (2½ Stunden). Bei tadellosem Wetter genossen wir von hier eine wahrhaft prächtige, weitumfassende Rundsicht. Der Abstieg wurde über den Gsahlferner (eigentlich Tristkogelferner) zur Gallrutalm und hinab ins Kaunertal ausgeführt.«

Eine weitere Ersteigung führten am 26. Juli 1902 Anton Schönbichler und der Verfasser aus, welche von der Gallrutalm über den Tristkogelferner, also wohl auf dem Abstiegswege der ersten Ersteiger, den Aufstieg in nur 3½ Stunden bewerkstelligten. Dieselben gelangten nach Überschreitung des Tristkogelferners von jenem Gletschertale aus, in welchem dieser mit dem Gsahlferner zusammenhängt, über Firnfelder und Blockhalden auf den breiten, fast eben dahinziehenden Nordgrat des Gsahlkopfes, der hier als breiter Rücken ein Stück über Blöcke und Schneefelder nach Süden führt. Dann decken nach und nach immer steiler werdende Schneehänge die Westseite und der Kamm beginnt sich jäh aufzutürmen; weiter oben entragt ihm ein zackiges Felsgerüst. Nun geht es an der Westflanke bei gutem Firn nicht allzu schwer schräg unterhalb des Grates aufwärts, und man erreicht zuletzt über einen sehr steilen, ausgesetzten Schneehang ein breiteres Firnfeld, das schon oberhalb der am Kamme zutage tretenden Felsen dem eigentlichen Gipfel anlagert. Nun strebt man an der bereits kühn aufragenden Gratkante in die Höhe, überklettert einen den Weg sperrenden Gratblock durch einen Kamin und erklimmt schließlich über eine ungemein luftige, wohl 60° geneigte Firnkante die Felsen des Gipfels, die mit kurzer, nicht ganz leichter Kletterei zum höchsten Punkte führen. Bei weichem, rutschigem Schnee dürfte die Westflanke wohl kaum

[1]) Ö. A.-Z. 1894, S. 292.

benützt werden können, bei blankem Eise harrt dort langwierige, mühsame Stufenarbeit. In diesen Fällen kann man wohl lieber versuchen, den die Grathöhe zierenden Felszacken zu überklettern, was ziemlich schwierig, doch schon von den ersten Ersteigern durchgeführt worden ist. Die Ersteigung ist auch bei guten Firnverhältnissen wegen der großen Neigung der Hänge ziemlich schwierig, bei schlechtem Schnee können sich die Schwierigkeiten außerordentlich steigern.

Am 11. August 1903 erhielt der Gsahlkopf einen neuerlichen Besuch durch Karl Berger, Eduard Franzelin und Ingenuin Hechenblaikner, welche von der Tiefentalalm aus auf dem Wege der ersten Ersteiger den Gipfel erreichten, um dann über den gegen die Rofelewand hinziehenden Südostkamm, der vorher nicht begangen war, abzusteigen. Über leicht gangbare Felsen, lockeres Blockwerk und leichtes, plattiges Gestein gewannen sie die Scharte und kamen von ihr gegen Nordosten durch eine steile Firnrinne auf den Gschwandtferner hinunter. Der Südostgrat gewährt jedenfalls den leichtesten Aufstieg auf den Gsahlkopf; sein unteres Ende erreicht man leicht vom Kaunertale aus über den Schweikertferner, schwieriger von der Pitztalerseite durch die steile Firnrinne. Andere Wege werden kaum auf diesen schmalen Gipfel führen, denn unnahbar sehen seine Flanken aus, besonders die gewaltige Westwand; auch die gegen Südwesten zum Hochrinnekopf (3116 *m*), einer ziemlich bedeutenden, schmalen Felsschneide im westlichen Seitenkamme, hinziehende Gratrippe zeigt in ihrem obersten Anteile vom Gipfel herab einen mächtigen, wohl kaum zu überwindenden Überhang.

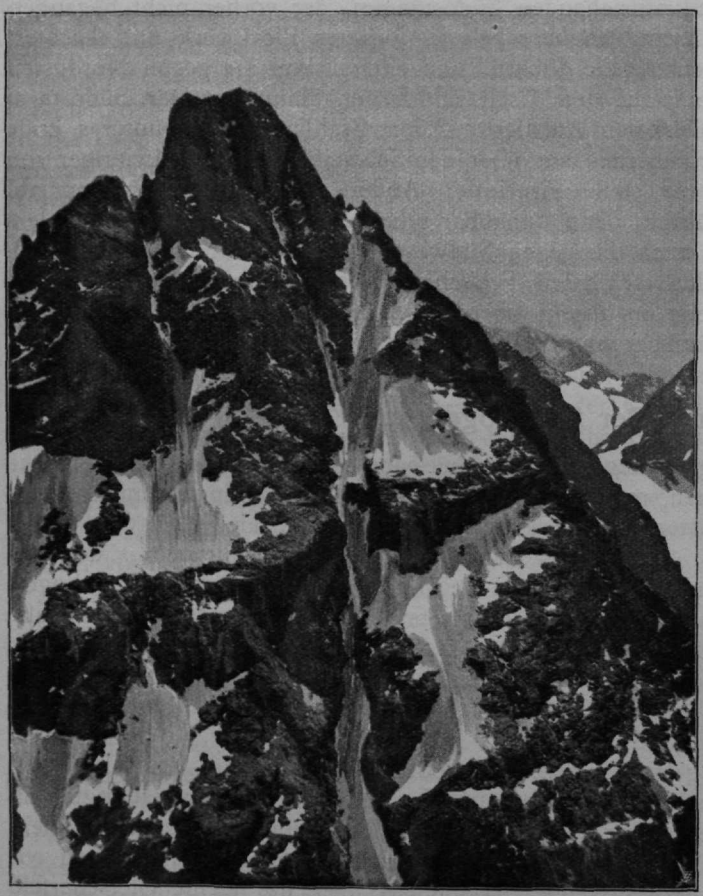
11. Der Tristkogel, 3058 *m*.

Mit seinem mächtigen, kegelförmigen Felsbaue ist der Tristkogel eine echte Kaunergestalt; seine stolzen, meist senkrechten Seiten fallen tief in die umliegenden Kare hinab. An sein düsteres Haupt knüpft sich auch eine kleine Sage, die mir einst ein Hirt erzählte: »Vor Jahren hat ein Senner der Gallrutalm, der das Wildern nicht lassen konnte, einen Jäger, der ihn in den Wänden des Tristkogels auf der Tat ertappte, hinabgeschossen. Der verstümmelte Leichnam sei am Fuße der Felsen mit durchschossener Brust aufgefunden worden, des andern Geist aber irre heute noch, geplagt von den Gewissensqualen, in jenen Wänden herum, wo seine Gebeine bleichen.« Das Reich des Tristkogels ist seit altersher von den Einheimischen gefürchtet und gemieden.

Die erste Ersteigung dieses massigen Felsbaues führten am 22. Juli 1899[1]) Hans Margreiter und der Verfasser über die Nordseite aus: »Wir nächtigten in der Tiefentalalm und stiegen vor 5 Uhr früh auf dem wenig betretenen Steiglein gegen das Wallfahrtsjöchl empor. Noch vor Erreichung des Joches wandten wir uns am hintersten Winkel des Neubergerhochtales über das kleine Gletscherfeld gegen Süden dem Kamme zu, der den Pauschlerferner von diesem trennt. Jenseits querten wir auf Grasbändern durch steile Wände hinüber, nichts an Höhe verlierend, und gelangten schließlich nach einem schwierigen Quergange durch plattige Felsen auf das oberste Firnbecken des Pauschlerferners und auf diesem zu der Scharte zwischen dem Tristkogel und dem nördlich davon kühn aufragenden Pauschlerkogel (9 Uhr). In kühnen, steilen Wänden strebt die Turmgestalt des Tristkogels aus der Scharte empor. Über harten Firn stiegen wir zuerst ziemlich steil gerade hinan, wandten uns dann auf einem breiten, steilen Schneehange, der die Nordwand des Tristkogels ziert, gegen Westen hinaus, bis eine eingefurchte, zeitweise firngeschmückte Felsrinne den Hang durchzieht. Nun ging

[1]) Ö. A.-Z. 1899, S. 256, 1900, S. 197.

es wieder gerade hinauf über steile Platten, bis ein breites, steiles Felsband, knapp unterhalb der senkrechten Gipfelwand, einen Einstieg in den obersten, vereisten Teil der obenerwähnten Rinne gestattet. In dieser klettern wir nun über Eis und glattgewaschene Felsstellen schwierig empor, bis sich die Rinne unmittelbar unter dem Gipfel ausweitet und senkrecht wird. Ein schwieriger Quergang bringt uns gegen rechts hinaus zu einer Felsnische, von der ein überhängender, flacher Kamin sehr schwierig hinaufführt. Durch eine kleine Scharte, wenige Meter westlich des Gipfels, erreichen wir bald den höchsten Punkt (10 Uhr). Da wir keinen leichteren Weg vom Gipfel herab ausforschen konnten, stiegen wir auf demselben Wege wieder zur Scharte hinunter und eine lustige Abfahrt über die weite Firnrinne gegen Westen brachte uns bald zu den obersten Weideböden der Gallrutalm und zu dieser selbst.«



Nordwand des Tristkogels.

Eine weitere Ersteigung dieses schwer zugänglichen Gipfels führte am 13. September 1902 Ingenuin Hechenblaikner über die Südwand durch, über welche Tour er folgendes berichtet: »Ich wanderte von der Tiefentalalm durch das Tal einwärts zum Tiefentalferner. Noch bevor ich diesen erreichte, wandte ich mich der Südwand des Tristkogels zu. In der Fallinie des Gipfels einsteigend, gelangte ich über ein Rasenband in eine öfters schluchtartige Rinne, welche ich solange verfolgte, bis sie in einem Überhange endigt. Dann querte ich über Platten nach links und konnte durch einen überhängenden Kamin mit eingeklemmtem Blocke auf eine weniger steile Wandpartie gelangen. Darauf folgte der letzte, steile Aufbau zum Gipfel, der schwierig zu überklettern war. Von der Alm aus brauchte ich 3 Stunden 30 Min. bis auf den Gipfel. Ein heranziehendes Gewitter hieß mich mit möglichster Geschwindigkeit gegen die nördliche Scharte hinabsteigen und zur oberen Hütte der Tiefentalalm hinunterlaufen, wo ich bis auf die Haut durchnäßt ankam.«

Andere Ersteigungen wurden nicht ausgeführt. Der Weg über die Nordseite ist vielleicht etwas leichter, immerhin aber bieten die oft übereisten Platten, weiter-

hin dann die steile, nur mit spärlichem Eise erfüllte Plattenrinne und schließlich der letzte Aufstieg zum Gipfel manche nicht unerhebliche Schwierigkeit. Der Zugang zur Nordseite kann entweder vom Pitztale, oder auch über die Gallrutalm vom Kaunertale genommen werden. Auf beiden Seiten ist die Scharte nördlich des Tristkogels leicht zu erreichen. Von St. Leonhard im Pitztale steigt man zur Tiefentalalm auf und kann von dort entweder durch das Gschwandttal einwärts wandern und im Hintergrunde, wo sich das Tal in weitere Kare auflöst, in westlicher Richtung über steile Gerölli- und Weidehänge zum Pauschlerferner aufsteigen, oder viel bequemer auf dem Pfade zur oberen, am Neubergsattel gelegenen Almhütte emporwandern und etwas unterhalb des Kammes, der vom Pauschlerkogel zum Neubergsattel herabzieht, gegen Süden die Gestrüpphänge queren und über Geröllfelder den Pauschlerferner erreichen. Hier erst bekommt man den eigentlichen, schönen Aufbau des Tristkogels zu Gesicht. Das sanft geneigte Gletscherfeld leitet zur Scharte empor. Von der Gallrutalm steigt man im südlichen Talschenkel zum Tristkogelferner hinauf und in das von der Scharte herabziehende Firntal, ohne die Zunge des Tristkogelferners, der von Süden herüberstreicht, zu betreten.«

Nördlich vom Tristkogel, durch die Pauschlerscharte davon getrennt, ragt ein verkleinertes Ebenbild dieses Berges, der schmucke, düstere Pauschlerkogel (2936 *m*) auf, der in seinem Aufbaue noch ganz an die Riesen des Kaunergrates erinnert, aber wegen seiner geringen Höhe mit denselben nicht mehr wetteifern kann. Immerhin ist dieser Felskopf selbständig, wie wenig andere Gipfel, ebenso wie auch ein noch weiter nordwestlich aufragendes, schmales Felshaupt, der Peuschelkopf (2915 *m*), welche durch die flache Senke des Wallfahrtsjöchls (2788 *m*) und durch mehrere Blockköpfe voneinander getrennt sind. Der weitere Kammverlauf nördlich vom Peuschelkopfe ist ein sanfter, nur unbedeutende Köpfe tragender Gratrücken, nur noch weit draußen in den Äußeren Ölgrubenspitzen (2890 *m*) finden wir eine kleine Andeutung der düsteren Felsriesen des Kaunergrates.

Die Berge des Kaunergrates, sagt Karl Berger, werben nicht gleich den anderen Ötztaler Bergen mit jenem weichen Reize für sich, der Firnformen eigen ist; ihre Schönheit ist nicht allgemein verständlich, weil sie für viele bedrückend sein dürfte. Hart und scharf sind fast alle Züge, die sich zwischen dem Pitztale und dem Kaunertale in die Höhe richten. Doch in die Kare, die im Banne des Ungeheuerlichen ruhen, scheint sich alles Liebliche geflüchtet zu haben und scheu zu bergen. Vornehm zurückgezogen in ihre Hochtäler, werfen diese Gipfel nur selten, wie Könige, ein Almosen, einen Abfall ihrer Pracht herab zu den gewöhnlichen Straßen dieser Erde. Und ich könnte meinen lieb gewordenen Kauner Bergen kein besseres Geleitwort geben, jenen Riesenkolossen, deren Schönheit mir ins Herz geschlichen. Wem Kummer die Seele bedrückt, oder wer so ganz von des Lebens Qualen Ruhe haben will, er möge hinaufsteigen in den Kaunergrat und sich dort Ruhe und Lebensfreude holen; er braucht nicht die allzu bösen Eisflanken und Felswände aufzusuchen, schon in den Hochtälchen und Karmulden zeigt sich das Liebliche dieses wilden Hochgebirges, das in unserer Seele hellen Widerhall findet.

Wanderungen im westlichen Teile der Pfunderer Gebirgsgruppe.

Von

Maurilius H. Mayr.

Dort, wo im stolzen, eisumspülten Talschlusse des Unterbergtales die mächtigen, firngepanzerten Paladine des höchsten Berges des Zillertales ihre Flanken gegen Himmel bauen, löst sich vom Gipfel der 3056 *m* hohen Hochwartspitze ein malerisch zerrissener Felskamm los, der, anfänglich in rein westlicher Richtung zur Grabspitze ziehend, in mächtigem Sprunge zur Senke des Pfundererjoches (2574 *m*) abfällt. Südlich dieses Joches erhebt sich das kühne, trotzige Zackenpaar der Sandjochspitze (2780 *m*), einem mächtigen Eckpfeiler gleichend, von welchem sich der Grat einerseits in wilden Türmen zur edelgeformten, zweigipfeligen Wilden Kreuzspitze (3135 *m*) aufbäumt und weiter zur Plattspitze zieht, anderseits das flurengeschmückte Valsertal auf seinem linken Ufer begleitend zum trotzigen Wurmaulkopf (3018 *m*), der mächtigen Rotwand und der geröllumflossenen Gaisjochspitze leitet. Während die eigentliche Gebirgsgruppe der »Zillertaler« mit ihren eisstarrenden »Gründen«, stolzen Hochgipfeln, kecken Felszinnen, dem liederfrohen Mund seiner Bewohner und last not least schönen Mädchen einen weitklingenden Ruf besitzt — ein globe trotter wollte sogar bei den Botokuden das Lied: »Zillertal, du bischt mei Freid« gehört haben —, ist ihr als Pfunderer Gebirgsgruppe bekannter südlicher Teil soviel wie unbekannt. Und dies ganz mit Unrecht! Wenn auch hier wie so oft im Leben der Spruch »das Bessere ist der Feind des Guten« Anwendung finden kann — und als das »Bessere« kann hier die eigentliche Zillertalergruppe mit ihren komfortablen Hütten und kühnen Weganlagen bezeichnet werden —, so findet sich auch im »Guten« so mancher schöne Erdenwinkel, der einen Besuch lohnt. Auch in den Pfunderer Bergen ladet mancher trotzige Geselle den kletterfreudigen Alpenfahrer zu frisch-fröhlichem Kampfe, manch einsames Hochtal mit unergründlich tiefen, riesigen Augen der lieben und schönen Alpenwelt gleichenden Seen lockt jenen Erdenpilger, der im Schauen der reinen Gottesnatur sein Herz zu sonnigen Höhen erheben will!

Ich habe in den Sommern der Jahre 1902 und 1903 dieses Gebiet in vielfachen Wanderungen durchstreift; die Eindrücke, die mir da geworden, sind in den folgenden, bescheidenen Schilderungen niedergelegt. Diese werden vielleicht dem Leser nicht alles das geben können, was dieser mit allem Zauber einer verschwenderischen Natur ausgestattete Teil der Alpen mir gegeben hat: die Schuld liegt dann, wie ich gerne einbekennen will, bei mir, der ich am Ende meiner Schilderungen mit dem Chronisten der Sperlingsgasse sagen will: »Wie abgeblaßt und wie schal sieht alles aus, was ich niederschreibe, wie farbenbunt und frisch erlebte es sich.«

Als Einbruchsstationen für dieses Gebiet sind zu nennen: Sterzing, Freienfeld, Mauls (Stationen der Brennerbahn) und Mühlbach (Station der Pustertalerlinie), im Talinnern geben im Pfitschertale Kematen und insbesonders St. Jakob, in welchem



Naturaufnahme von M. H. Mayr.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Rotes Beil von Nordwesten.

das vorzüglich geleitete Gasthaus Rainer auch verwöhnten Ansprüchen genügen dürfte, in dem von Mühlbach nach Norden ziehenden Valsertale Vals — dieses wohl nur in ziemlich bescheidenem Maße — Unterkunft. An Schutzhütten ist das ganze ausgedehnte Gebiet sehr arm: es steht nur eine einzige — die Sterzingerhütte im Burgumertale — zur Verfügung Obdach heischender Bergfahrer. Auch diese, von der Sektion Sterzing des Ö. T.-K. in der dankenswerten Absicht, der aussichtsreichen Wilden Kreuzspitze einen größeren Besuch zu sichern, erbaute Hütte läßt so manches zu wünschen übrig. Die Schuld liegt in Verhältnissen, deren Änderung der genannten Sektion nicht möglich ist: die Hütte wird vielfach von mit den einfachsten Regeln einer Hüttenordnung nicht vertrauten Personen besucht und von diesen, die den Eintritt oft mit einem kräftigen Fußtritt erzwingen, meistens in ganz verwahrlostem Zustande zurückgelassen. In späterer Jahreszeit findet sich überall Unterkunft in den hochgelegenen Heustadeln.

Ich habe vielfach Sterzing selbst als Ausgangspunkt meiner Bergfahrten gewählt, dieselben haben sich dann aber immer zu ziemlich bedeutenden Dauermärschen entwickelt.

1. Rotes Beil, 2950 *m*[1]), — Röteck, 2931 *m*.

An einem heißen Sonnabend des Monats Juli 1903 (oder war's August — der Verfasser hat, wie er hier entschuldigend bemerken will, die viel gerügte Angewohnheit, über seine Bergfahrten nur in seltenen Fällen Aufschreibungen zu machen) fuhr er auf seinem, um einen recht faden Ausdruck zu gebrauchen, Stahlroß ins Pfitschertal, in der Absicht, einem schon lang auf seinem Programme stehenden Gipfel — dem Roten Beil — an den Leib zu rücken. Der Weg längs des rauschenden, in wilden Kaskaden von Stein zu Stein eilenden Baches wird demjenigen, der ihn zum ersten Male wandelt, schön und unterhaltend dünken, wer ihn öfters begeht, wird ein kleines Gefühl der Langeweile, und mag er ein noch so großer Naturenthusiast sein, kaum zu unterdrücken vermögen. Diese Langweile wird kaum vermindert, wenn der Wanderer, wie Verfasser, sein Rad von der Archerbrücke bis zur Wöhre im Schweiße seines Angesichts schieben und von talauswandernden Talbummlern verschiedene, teils spöttische, teils unverkennbar vom Mitleide über »Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse« oder »Nicht recht bei Trost sein« diktierte Bemerkungen über die wenig gebräuchliche Kombination von Rad, Eispickel und Steigeisen oder Ausrufe wie »Ach Herrje, wo wollen denn Sie bei diesem Wege mit dem Rade eigentlich hin«, hören und verdauen muß. — Ein »Gott sei Dank« begrüßt die überwundene Steilstufe der Wöhre und von hier aus geht's mit dem Rade prächtig weiter und in flotter Fahrt St. Jakob entgegen. Unweit des einsamen Weilers Finkenast öffnet sich der Blick auf den noch fernen Talschluß. So oft ich denselben schon geschaut, immer wieder haftet mein Blick in seligem Genießen auf den Riesen, die den Grenzwall bilden gegen das liederverklärte Zillertal. So auch heute.

Der Weg führt fast eben über den Talboden weiter. Der Sage nach war das ganze Pfitschertal bis zur Wöhre ein See, dessen Fluten das hoch am Berghange liegende Kematen umspülten. Ein älterer Mann, der mich öfters in diese Regionen begleitete, weiß zu erzählen, daß eines Tages in einem besonders schneereichen Winter aus dem steilen Talkessel zwischen Hühnerspiel und Rollspitze, von dem der Volksmund sagt, »im Sifinal gehen 77 Lawinen, alle durch ein Tal«, alle 77 Lawinen mit einem Male in den See stürzten und dieser, ob solchen Segens von oben mit Recht erzürnt, nichts Besseres zu tun wußte, als bei der Wöhre mit

[1]) In den Namen und Höhenangaben folgt der Verfasser der Generalstabskarte.

einem weithin hörbaren »Pfitsch« auszubrechen, woher der Name dieses Tales. Si non e vero e ben trovato! Der Volksmund mit seiner Sage hat auch hier ziemlich das Richtige getroffen. Nach Prof. Blaas' Geologischem Führer durch Tirol bietet sich hier ein schönes Beispiel einer gewaltigen Dammstufenbildung, welche durch einen Bergsturz veranlaßt worden ist und das innere Pfitschertal zu einer, die Eisacksohle um ca. 500 *m* überhöhenden Talstufe ausgebildet hat. — Oberhalb der Gehöfte von Ried soll, wie die Sage weiter berichtet, der Seeausfluß gewesen und dort soll seinerzeit eine durch ihn betriebene Schmiede gestanden sein.

Die Sonne war schon längst schlafen gegangen, als ich in St. Jakob eintraf. In Rainers Gasthaus wird auch der verwöhntere Reisende alles finden, was ihm den Aufenthalt angenehm machen kann: eine vorzügliche Bewirtung, freundliche Bedienung und die denkbar besten Betten. Letzterer Vorzug hat leider nur den einen Nachteil, daß der weniger pflichtbewußte Alpenfahrer leicht geneigt ist, in dem in verschwiegener Morgenstunde sich häufig abspielenden Kampfe zwischen »Aufstehen und Nichtaufstehen« mit einem »es wird so regnen« unterliegt und diese beschämende Niederlage mit einem, ober der zum Fenster hereinschauenden Grabspitze tanzenden Wölkchen entschuldigt. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß der sorgende Herbergsvater in seine Betten Kieselsteine legen soll, auch nicht, daß meine Wenigkeit zu den »Unterliegenden« gehört hatte.

Bei Morgengrauen des folgenden Sonntags stapfte ich meinem Ziele — dem Roten Beil — zu, das ich durch das Tälchen des Meiselbaches und auf einer mir noch unklaren Route erreichen wollte. Still und einsam war's, nur der nahe Pfitscherbach murmelte unablässig und erzählte von all den Wundern, die er dort oben gesehen. Die einzelnen Gehöfte, die stumm im werdenden Morgen dalagen, verrieten noch nichts von der Anwesenheit ihrer Bewohner.

Dort, wo am linken Ufer des Pfitscherbaches ein eingezäunter Anger unter den felsigen Hängen liegt und einige Mühlen von menschlichem Fleiße Kunde geben, überschritt ich den Bach und fand sofort ein Steiglein, das mich durch hochstämmigen Lärchen- und Fichtenwald steil, dafür aber auch schnell zur Höhe führte. Tritt man aus dem Walde, so fesselt zur Rechten sofort die kühne, aus braungelbem Glimmergestein steil aufgerichtete Pyramide der Zwölferspitze (2555 und 2636 *m*), zur Linken ziehen die arg zersägten Pletzenspitzen vom Roten Beil gegen Norden, dieses selbst läßt sich von hier aus nur schwer bestimmen; großartig entwickelt sich der Rückblick auf die gegenüberliegende Gruppe des Schrammachers mit ihren gleißenden Gletschern und grau schimmernden Gneisplatten. — Der einfachste und bequemste Anstieg zum Gipfel des Roten Beils leitet von der tiefsten Gratscharte (Hochsäge) über den Westgrat. Ich wollte den Stier bei den Hörnern packen und vom obersten, noch ganz mit Schnee erfüllten Kare direkt über den Nordwesthang den Gipfel erreichen. Eine, wie es schien, ganz harmlose Schneezunge, die oben in eine geröllerfüllte Rinne auslief, führte hoch hinauf. Nach ziemlich mühseligem Steigen über das lockere, plattige Geröll erreichte ich diese Schneekehle, die aber aus beinhart gefrorenem und so steilem Lawinenschnee bestand, daß ich es nach einigem Stufenschlagen vorzog, in die plattigen Felsen zur Rechten auszuweichen. Über das, was mir da weiter passierte, will ich lieber den Schleier christlicher Nächstenliebe, — was ich auch andern abgeblitzten Leidensgenossen nicht versage —, ziehen. Ich mußte schließlich einen schnöden Rückzug antreten und war herzlich froh, als ich das früher arg verlästerte Geröll wieder unter meinen Füßen spürte. Dieser »Schritt vom Wege« hatte mich ziemlich Zeit gekostet und ich tat nun das, was vom Anfang an am vernünftigsten gewesen wäre, ich schlug den Weg zur früher erwähnten Scharte ein, die ich über lockeres Geröll erreichte. Von ihr aus führte mich eine mühelose, stellenweise etwas

Vorsicht heischende Kletterei über den, gegen das Engbergtal in Hängen von beachtenswerter Höhe und Steilheit abstürzenden Westgrat auf den von einem Steinmanne gekrönten Gipfel des Roten Beils. Durch meine früher kurz erwähnte Niederlage war mir nicht nur klar geworden, daß es mit meinen alpinen Fähigkeiten nicht zum Besten stünde, sondern es hatte sich mittlerweile das Wetter so zum Schlechteren gewendet, daß ich auf dem Gipfel außer treibenden Nebelfetzen wenig zu sehen bekam. Ich lag einige Zeit an den Steinmann gelehnt, machte mit dem Inhalte meines Schnerfers intimere Bekanntschaft, schaute dem Spiel der treibenden Nebel zu, hörte die leise klagenden Laute, mit welchen der Wind dieselben begleitete, ab und zu ein Blick auf die Eisbrüche des Hochfeilers, dann wieder alles Grau in Grau. Ein Geduldspiel in nahezu 3000 *m* Seehöhe, bei dem schließlich ich der unterliegende Teil war! Den Abstieg nahm ich über den im kecken Sprunge zur 2634 *m* hohen Gliederscharte niedersetzenden Nordgrat. Nach halbstündiger, nicht sonderlich schwieriger Kletterei stand ich in der Scharte und beschloß, da sich das Wetter wieder besserte, die Fortsetzung meiner Wanderung bis zum Röteck, 2931 *m*. Bei einer Besteigung der zwischen Rotem Beil und Röteck aufragenden Engbergspitze hatte ich mich überzeugt, daß ein direktes Verfolgen des felsigen Grates zum Röteck mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre, da die Engbergspitze gegen das Röteck zu in einem 40—50 *m* hohen, senkrechten, fast überhängenden Abbruch abfällt; ich zog es daher vor, an der Südseite durch eine Geröllrinne tief in das Engbergtal abzusteigen und erreichte von hier aus über grobes, vielfach mit Granaten durchsetztes Geröll die Scharte westlich vom Röteck und über das Trümmerwerk des Westgrates das Röteck selbst, 1½ Stunde nach Verlassen des Roten Beils (12 Uhr 35 Min.).

Was mir ein neidischer Wettergott auf dem Roten Beil nicht gönnte, wurde mir hier in reichem Maße zuteil. Eine Aussicht, großartig im einzelnen, harmonisch im ganzen, lohnte die geringen Mühen meiner auch sonst genußreichen Wanderung. Das Glanzstück bilden die Gipfel des Tuxer Kammes und der Hochfeiler.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand schon längst erreicht, als ich mich zum Abstiege wandte. Ich kehrte zur Scharte im Westgrate zurück, verließ hier den Grat und stieg nach Norden ab, anfänglich über ein mäßig geneigtes Firnfeld, dann nach einer sehr komplizierten Route durch die Nordwand, wenn die aus steilen, von vielen Stein- und Lawinenschlägen glatt gescheuerten Platten, steilen Eiskehlen und brüchigen Wandstufen und Geröllanhäufungen bestehende Lehne die Bezeichnung »Wand« verdient. Der Abstieg erforderte peinlichste Aufmerksamkeit, da das Gestein bei bedeutender Neigung von unheimlicher Beweglichkeit ist; viele Meter hohe Wandstufen machen den Eindruck, als ob sie bei der geringsten Berührung einstürzen würden. Mit einem Gefühle großer Erleichterung verließ ich diese fatale Wand, stieg vom Boden, da das Tal bei Punkt 2119 eine ungangbare Schlucht bildet, wieder ca. 100 *m* in die Höhe, bis ich einen guten, das Unterbergtal hinausführenden Steig erreichte, und war gegen 4 Uhr wieder in St. Jakob.

Einige Wochen später stattete ich dem Roten Beil, ein bekanntes Sprichwort umkehrend, »bist du wo schlecht aufgenommen, mußt du balde wieder kommen«, diesmal in Begleitung meiner Frau und ihres Bruders, wieder einen Besuch ab. Die prächtigen Spätsommertage des Jahres 1903 ließen uns keine Niete ziehen: eine herrliche Rundsicht war es, die wir dort droben genießen konnten.

2. Felbespitze, 2856 *m*.

Wenn der Wanderer, der das Pfitschertal durchzieht, zum Weiler Platz kommt, fesselt zur Rechten die Felbespitze mit ihren gelbbraunen, plattigen Schieferwänden,

welchen noch in späterer Sommerzeit leuchtende Schneeflecken anhaften, das Auge. Die Ersteigung dieses Gipfels gelang mir in später Nachmittagstunde eines Julitages des Jahres 1902, als mich eine forstliche Begehung hoch in die Waldungen des Überwasserkares gebracht hatte. Die Besteigung ist ohne Schwierigkeiten von der Scharte zwischen Grabspitze und Felbespitze und über deren Südwestgrat auszuführen. Ich beging den Fehler, mich zu sehr an die Südostseite zu halten, und kam da in einem ganz mit schlüpfriger Erde ausgepolsterten, vielfach mit mächtigen Eiszapfen garnierten Schlund in eine ziemlich unangenehme Lage. Auf dem Gipfel selbst war gar nichts zu sehen. Erst spät abends traf ich in St. Jakob ein.

3. Grabspitze, 3058 *m*.

Pfauchend und zischend fährt der Nachmittagzug Ala—Kufstein vor jene Station, die in weithin sichtbaren Lettern den Namen Sterzing trägt. Aus dem Gewimmel von zahllosen Fremden, die den Zug verlassen, löst sich die Gestalt des mir auf vielen Bergfahrten lieb gewordenen Freundes E. Lucerna aus Gries los, der mich zu fröhlicher Bergfahrt besuchte. »Wohin soll's gehen«, war nach kräftigem Händedruck die erste Frage meines Freundes. Für mich war die gerade südlich von St. Jakob im Pfitschertale in prallen Wänden den dunklen Wäldern und lichten Alpenmatten entsteigende Grabspitze schon lange einer jener Berge gewesen, dessen Besteigung ich je eher je lieber durchführen wollte. Ich brauchte meinem Freunde gar nicht viel »lange Zähne« zu machen, so war er mit meinem Vorschlage einverstanden und bald darauf stapften wir, beschienen von einer geradezu unbarmherzigen Augustsonne des Jahres 1902 — mein Freund behauptete in seinem Pessimismus, den er sonst gerne mir in die Schuhe schiebt, die Sonne habe gerade uns zuleide ihren Stand um einige 1000 *km* der Erde näher gerückt — unserem heutigen Ziele, als welches wir die Sterzingerhütte des Ö. T.-K. bestimmt hatten, entgegen. So manches Scherzwort verkürzte uns den Weg ins Pfitschertal, aber auch von manch ernster, todestrauriger Begebenheit im Bereiche dieses Tales konnte ich erzählen: von dem Todessturz eines jungen Holzarbeiters in den »Wiesener Köfel«, jener durch wenigen, spärlichen Baumwuchs unterbrochenen Wandflucht, die den Eingang ins Pfitschertal bewacht und diesem einen so großartigen und mächtigen Eindruck verleiht, von der furchtbaren Lawine, die vier Heuzieher von den klar am Firmament sich abhebenden Piercherstadeln zur Tiefe riß, von dem armen Holzknecht, der, die Macht über seinen Schlitten verlierend, am steilsten, ganz vereisten Stück der Wöhre sein Leben an einem vorspringenden Steine zerschellte. Tiefergreifende Bilder aus dem Leben der Älpler!

In dem im Jahre 1902 wohl nur bescheidenen Ansprüchen genügenden Wirtshause der Wöhre, welches für diese Örtlichkeit den ganz merkwürdig anmutenden Titel »zum Elefanten« führt, erquickte uns ein kleiner Imbiß, dann wanderten wir weiter; dort wo eine rote Markierung nach rechts weist, bogen wir vom Fahrweg ab, gelangten zum Weiler Burgum und durch das Burgumertal zur ca. 2500 *m* hoch gelegenen Sterzingerhütte. Es war 8 Uhr abends, die ersten Sterne standen über der zweigipfeligen Kreuzspitze, als wir die Schwelle der Hütte überschritten.

Hüttenleben, Hüttenlust! Wer kennt sie nicht die vielen frohen Stunden, die ein behagliches Hüttchen bietet, während draußen Stürme toben; bei wem haben sich nicht ungeahnte Kochkunstkräfte entwickelt, die anzuführen der alpine Chronist ebensowenig vergißt, wie diesen oder jenen schwierigen Kamin, und in deren Betätigung die kritischesten Epikureer kaum etwas auszusetzen haben. Warm wird mir's immer ums Herz, wenn ich an solche Stunden zurückdenke! Es gibt aber auch ein — Hüttenleid! Wir haben's da oben durchgekostet. Nicht aus Verschulden

der besitzenden Sektion Sterzing des Ö. T.-K. befand sich die Hütte in einem Zustande, den man gemeiniglich nicht als einladend bezeichnet. Wilderer, Mineraliensammler, die es mit einer Hüttenordnung nicht allzu genau nehmen, waren Ursache, daß wir lange Zeit unter Fluchen und Wettern waschen und scheuern mußten, daß uns der Schweiß auf der Stirne stand; erst als die Geisterstunde hereinbrach, konnten wir ins Bett kriechen. Die ganze Nacht schlug schlafstörend ein Fensterbalken ans Fensterkreuz, und da jeder von uns darauf paßte, daß der andere den Balken festmachen würde, konnten wir beide, so paradox es auch klingen mag, »vor lauter Faulheit« nicht schlafen.

Wenig erquickt verließen wir am nächsten Morgen um 5 Uhr die Hütte und stiegen jener tiefen Einsenkung rechts ober der Hütte zu, die in der Scheidewand zwischen Burgum und Großbergtal eingeschnitten ist und welche uns als der günstigste Weg ins Großbergtal, aus dessen Hintergrund sich die Grabspitze aufbaut, schien. Es waren keine besonders geistreichen Gesichter, die wir oben machten, als wir sahen, daß die Talsohle des Großbergtales tief unter uns lag und zur Erkenntnis dessen kamen, daß wir mit der Wahl der Sterzingerhütte für die Grabspitze ein rechtes Hirschauerstückchen gemacht hatten. Wir mußten wohl an die 300 *m* tief absteigen, bis wir den Talboden erreichten, dort führt weit hinauf gegen das Pfundererjoch ein Steiglein, welches wir mit Freuden begrüßten und so lange verfolgten, bis wir ein ziemliches Stück hinter einer in jäher Steilheit zum Westgrat der Grabspitze ziehenden, noch vielfach mit Lawinenresten erfüllten Rinne dem Massive der Grabspitze zu Leibe rücken konnten. In ziemlicher Höhe ober uns, auf einem ebenen Fleckchen sahen wir eine Rinderherde, die mit dem saftigen Braun ihrer Leiber das frische Grün der Matten freundlich belebte, friedlich grasen. Steigspuren, die unweit eines Wasserlaufes durch eine grasige Rinne (links von ihr massenhaft Edelweiß) zu diesem ebenen Boden hinaufführten, wiesen uns den Weiterweg und wir erreichten jene Terrainstufe, die gegen das Tal von senkrechten, ganz braungelb gefärbten Glimmerschiefer-Wänden begrenzt ist. Statt nun dieser in mäßiger Neigung zum Südgrat unserer Spitze ziehenden Terrainstufe zu folgen und so ganz bequem und mühelos den Südgrat zu erreichen, ließen wir uns, um rascher an Höhe zu gewinnen, verleiten, uns zu früh nach links zu wenden, um die ober uns den Hang durchsetzenden Wandgürtel zu durchklettern. Wir kamen da in eine recht unangenehme Lage. Das Gestein ist bei bedeutender Steilheit wie überall in dieser Gegend von außerordentlicher Brüchigkeit, wir waren genötigt, da einige ziemlich riskierte Schritte unternommen werden mußten, sogar das Seil in Verwendung zu nehmen. Endlich erreichten wir den Südgrat und teils über diesen, teils durch die von schmalen Rasenbändern durchzogene Ostwand mühelos den Vorgipfel und über den fast ebenen Grat den 3058 *m* hohen Hauptgipfel der Grabspitze.

Ein ganz zerfallener, schon halb verwitterter Steinmann, eigentlich ein Steinzwerg, kündete die Anwesenheit früherer Besucher an; aber keine Karte, keine auf anderen Gipfeln oft so unangenehm empfundenen Reste abgehaltener Gipfelgelage sagen uns, daß wir es mit einem gut besuchten Gipfel zu tun haben. Was aber einer versäumt, wenn er diesen prächtigen, mit wenigen Mühen und gar keinen Gefahren zu erreichenden Berg nicht ersteigt, weiß wohl nur derjenige zu würdigen, der auf ihm gestanden ist. Wie auf allen Bergen dieser Gruppe ist das Glanzstück der Aussicht wieder die Zillertaler-Gruppe, großartig wirkt der Blick auf die gewaltige Nordseite der Wilden Kreuzspitze, lieblich jener auf das zu Füßen des Beschauers liegende Kirchlein von St. Jakob und das weit im Valsertale liegende Vals.

Wem's nicht nach schöner Aussicht allein, sondern auch nach schwieriger Kletterei gelüstet, versuche den Anstieg über den sehr steilen Nordostgrat oder den direkten Anstieg von Südosten. Auch geologisch ist der Aufbau der Grab-

spitze durch seine äußerst verwickelte Lagerung interessant. An der Westseite zieht, knapp an den Gipfelfelsen beginnend, ein kleiner Gletscher zu Tal.

Nach einem ausgiebigen, nahe an zwei Stunden währenden Gipfellenz, traten wir die Heimfahrt, und zwar größtenteils auf dem Wege unseres Anstieges an. Von der Großbergalpe führte uns ein fast parkartiger Weg ins Pfitschertal, erst spät abends trafen wir in Sterzing ein. Als der Zug meinen Freund ins sonndurchglühte Etschtal entführte, konnten wir uns sagen: »Es waren keine verlorenen Stunden, die wir da oben zugebracht«.

Ich will es nicht unterlassen, eindringlich zur Ersteigung dieses Gipfels, der auch durch den Adel seiner Formen einen beachtenswerten Platz in den Gipfelgestalten des Pfitschertales einnimmt, aufzufordern. Dieselbe kann nicht nur auf der von uns gewählten Route über den Südgrat, sondern auch von St. Jakob aus, indem man, die Abstürze der Viedspitze umgehend, durch ein trümmererfülltes Hochtal den Gletscher und über diesen den Gipfel selbst gewinnt, erfolgen.

Für unseren Anstieg empfiehlt es sich, entweder in Fossendroß, oder, wenn nach der Heumahd die hochgelegenen Stadeln der Großbergalpe Unterkunft bieten, in einem derselben zu übernachten; wer dies scheut, kann in Kematen, wo Hofers Gasthaus ganz gute Unterkunft gibt, Nachtquartier beziehen.

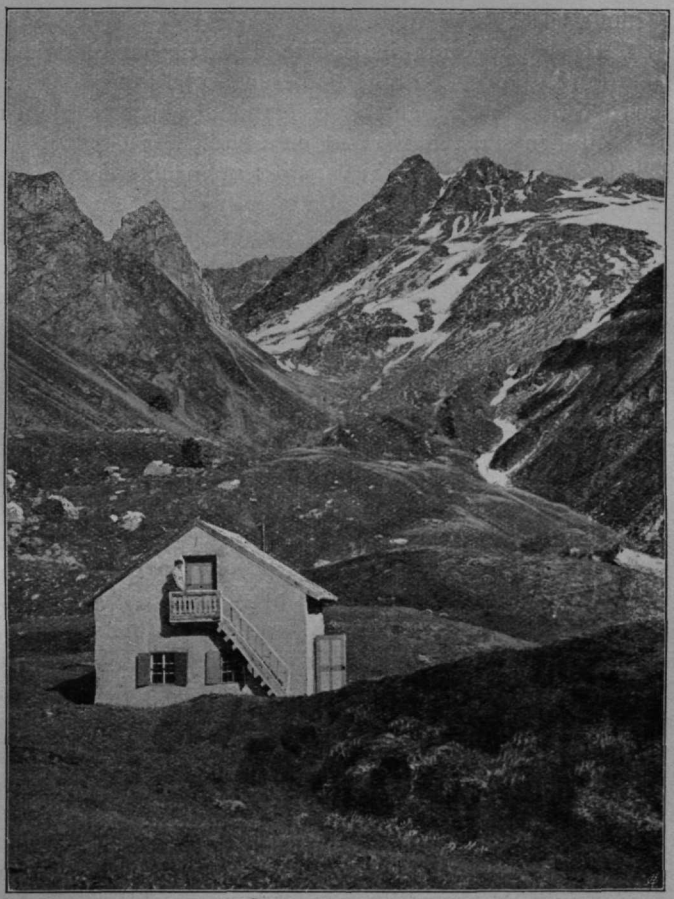
4. Die Wilde Kreuzspitze, 3135 *m.*

Unter der Dreizahl der Dreitausender der Pfunderer Berge, Grabspitze, Kreuzspitze und Wurmaulkopf, die in einem fast geometrisch genauen, gleichseitigen Dreiecke angeordnet sind, ragt die Wilde Kreuzspitze nicht nur durch die größte Höhe hervor, in noch viel höherem Maße gebührt ihr die Palme durch den Adel ihrer Formen und die große Schönheit ihrer umfassenden Aussicht. Als stolzes Zwillingspaar strebt sie aus den grünen Matten der Burgumeralpe zur Höhe, ihre Flanken schmückt dort der kleine Burgumergletscher — neben jenem der Grabspitze der einzige in der Gruppe — und noch in später Jahreszeit künden Schneeflecken von der Rauheit winterlicher Stürme; als kühnes, fast überhängendes Horn überhöht sie die klaren Fluten des vielgerühmten, sagenumwobenen »Wilden Sees«; in einem wildzerrissenen Felsgrat, dessen Anfang das kecke Felsgebilde der Sandjochspitze bildet, baut sie sich, von dieser Seite wohl den großartigsten Eindruck machend, von Norden auf. Die leichte Ersteigbarkeit, die prachtvolle Aussicht, die bei der völligen Isoliertheit dieses Gipfels von großartigem Umfange und getrost zu einer der ersten Tirols zu zählen ist, haben schon frühzeitig das Auge unternehmungslustiger Touristen auf sie gelenkt. Während aber die Zahl der jährlichen Besucher anderer Aussichtsberge nur mit dreistelligen Ziffern ausgedrückt werden kann, dürfte es schwer sein, jene der Kreuzspitze auf eine zweistellige zu bringen. Auch seit Errichtung der Sterzingerhütte, die den Besuch der Kreuzspitze zu einem anstrengenderen Vormittagsspaziergang macht, ist es kaum viel anders geworden.

Ich habe diesen schönen Gipfel von Süden und von Norden erstiegen, habe ihn einmal über seinen langen Westgrat erreicht, immer war mir die Wanderung in seinen Flanken und Graten eine Quelle der reinsten Freude; mit der bescheidenen Schilderung dieser Fahrten will ich einem Aschenbrödel in der herrlichen Alpenwelt Tirols meinen Dank abstatten.

Eine Dienstesverrichtung machte am 7. August 1902 meine Anwesenheit im hintersten Maulsertale notwendig. Aus Gründen, deren Erörterung hier weder möglich noch notwendig ist, konnte ich erst mit dem, Sterzing 3/4 4 Uhr früh passierenden Eilzug gegen Süden fahren. In Graßstein, der ersten Haltestelle, verließ ich den Zug und wanderte im dämmernden Morgen auf der staubigen Reichsstraße einen

Teil der eben durchfahrenen Strecke zurück nach dem idyllisch auf dem Schuttkegel des Maulserbaches gelegenen Dörfchen Mauls. Durch den Maulsergraben, dessen Bachbett und Ufer von argen Hochwässern erzählen könnten, gelangten wir — mein Begleiter war der Waldaufseher Plank in Mauls, der als verlässlicher Führer für Touren von Mauls aus bestens empfohlen werden kann — bis nahe zum Valserjoch, von dort aus mußte ich eine längere dienstliche Begehung der Ritzeiler Wälder vornehmen, die uns bis nahe an die Holzvegetationsgrenze führte. Der schönes Wetter versprechende Tag und die verhältnismäßig frühe Vormittagsstunde ließen mir den Entschluß, dem »Wilden See«, von dem ich schon so viel gehört hatte, einen Antrittsbesuch abzustatten, nicht schwer fallen. In nicht endenwollender Wanderung über die steilen Hänge der Gansöralpe gelangten wir zur Scharte zwischen Domenar- und Sattelspitze — diese ist von Mauls aus auf viel kürzerem Weg durch den Gansörgraben direkt zu erreichen — und von ihm aus über die obersten Alpenböden der Labesebenalpe an die Ufer des »Wilden Sees«. Da lag er vor uns, glitzernd und gleißend im hellen Sonnenlichte »als Spiegel der azurnen Wölbung«; hell warf er das Bild der Kreuzspitze zurück, die einem riesigen Wächter gleich ihr schimmerndes Kleinod bewachte. Wendet sich der Blick nach Süden — in voller Pracht ragen die klippigen Zacken der Dolomiten, einer Fata morgana gleich, farbig in goldenem Lichte gegen Himmel. Lange standen wir still und schweigend, und auch meinem Begleiter — einem einfachen, schlichten Bauersmann — leuchteten die Augen vor Freude und Entzücken über das herrliche Bild. Und er begann zu erzählen von den vielen Merkwürdigkeiten des vom Volksmunde mit dem Zauber des Geheimnisvollen umgebenen Hochsees. Wie er bei herannahendem Unwetter wallt und zischt wie ein riesiger Hexenkessel, wie er brüllt und tobt, als wollte er die engen Fesseln seiner Ufer sprengen, so zwar, daß man sein Wüten bis nach Mauls und sogar bis in das, durch hohe Bergeskämme von ihm getrennte Wiesen im Pfitschertale höre und er so für die Bewohner ein untrügliches Wetterzeichen sei, besser wie das beste Barometer oder der schönste Rheumatismus,



Wilde Kreuzspitze mit der Sterzingerhütte.

Angaben, die mir auch von anderer Seite allen Ernstes bestätigt worden sind. Auch von einem in die Tiefen des Sees verbannten Bauern aus Schabs, der anno neun einen französischen Obersten aus Habsucht erschlagen, erzählte er; wenn es dann dem seine Missetat in der eisigen Umarmung des Sees büßenden Bauern am Seegrund zu langweilig wird und er nach dem sonnigen Lächeln der oberirdischen Natur Sehnsucht trägt, sprengt er seine Fesseln und kommt »tief aus dem kühlen Grunde, aus dem kristallenen Verließ« an die Oberwelt und kann nur durch Worte geweihter Männer zurückgebannt werden.

Hoch ober dem See lockte die Kreuzspitze! Nicht langer Überlegung bedurfte es, unsere Wanderung bis auf diesen Gipfel fortzusetzen; auf dem Ostufer umgingen wir den See und wandten uns dann direkt dem nicht mehr fernen Gipfel zu; nach 1½ Stunden standen wir auf dem südlichen Gipfel der Wilden Kreuzspitze (2 Uhr). Der Empfang, den wir oben genossen, machte dem Namen unseres Gipfels alle Ehre, er war so wild, daß wir es vorzogen, nach einem ganz kurzen Umblick, der uns die Schönheit der Aussicht mehr ahnen wie sehen ließ, schleunigst Reißaus zu nehmen. Mein Begleiter wollte durch das Sengestal Mauls erreichen, ich stieg gegen Burgum ab. Von Norden und Westen kam ein drohendes Ungewitter herangebraust.

> . . . in kahlem Felsenkranze
> Riesig hoch umhergetürmt,
> Seh' ich, wie in wildem Tanze
> Fesselloser Taumel stürmt.

Fürwahr wie ein Bacchantenzug wild dämonischer Naturgewalten, zu welchen das fahle Zucken der Blitze und das scharfe Geknatter des Donners stimmungsvolle Begleitung gab, kam es heran. Ich lief so schnell wie möglich den Geröllhang hinunter, jedoch noch immer zu langsam, um dem jetzt mit aller Macht hereinbrechenden Unwetter zu entfliehen. Ein schwerer Regen entströmte den schwarzen Wolken, tiefer Nebel hüllte alles in dämmerndes Grau, und der kurze, knatternde Knall der elektrischen Entladungen gab mir die beängstigende Gewißheit, mitten im Gewitter zu stehen. Ich kauerte mich so gut als es ging an einem Felsen nieder und ließ den ganzen Aufruhr der Natur an mir vorüberbrausen. So schnell als er gekommen, so schnell verflog er. Als der aussichtraubende Nebel, der einem windzerzausten Riesenvorhang gleich die Natur verhüllte, zerriß, duckte ich mich unwillkürlich nieder, da vor mir einsturzdrohend ein gigantisches, gelbbraunes Felshorn sichtbar wurde. So überraschend war mir dieser ganz unvermutete Anblick dieses abenteuerlichen Gebildes — es ist der nördlichste Punkt jenes klippenreichen Kammes, der im Punkt 2785 der Generalstabskarte seine höchste Höhe erreicht und die Scharte nach dem Großbergtale um ca. 150 *m* überhöht —, daß ich mich lange Zeit von seinem Anblick nicht trennen konnte. (Die Ersteigung des höchsten Punktes ist mir im Sommer 1903 ohne die geringsten Schwierigkeiten über den Nordwestgrat gelungen, jene des Nordgipfels dürfte ziemlich schwierig sein.) Schon drei Viertelstunden nach Verlassen der Wilden Kreuzspitze stand ich bei der Sterzingerhütte, freundlich lachte die Nachmittagsonne, klar und reingefegt tauchte die Kreuzspitze in den blauleuchtenden Himmel. Götterfriede über der ganzen Natur!

Nach längerem Aufenthalt — dem ersten im ganzen Tag — trat ich die Heimreise durchs Burgumertal an. 6 Uhr abends, 4 Stunden nach Verlassen der Kreuzspitze, traf ich in Sterzing ein. Mehr wie ein Jahr später stand ich, diesmal in Begleitung meiner Frau und meines Schwagers, neuerdings auf dem Gipfel der Kreuzspitze. Ein geradezu scheußliches Wetter, ein eisiger Wind und tiefer Nebel, vertrieb uns bald von dieser Hochzinne.

Ein drittes Mal erreichte ich am 7. September 1903, einem herrlichen Herbsttage, wie solche im Sterzinger Gebiete um diese Jahreszeit keine Seltenheit sind,



Nach einer Aufnahme von M. H. Mayr.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Felbe- und Grabspitze von Norden.

den für mich bisher immer so unliebenswürdigen Gipfel. Als Anstieg benützte ich den Westgrat, den ich so ziemlich seiner ganzen Ausdehnung nach verfolgte. Ich verließ um 1/26 Uhr früh mit dem Rade Sterzing; von Wiesen, am Eingange ins Pfitschertal, führte mich eine dienstliche Verrichtung in die höchstgelegenen Partien des Leitnerwaldes, der sich gegenüber Afens in die Höhe zieht. Einmal hoch droben, ließ es mir keine Ruhe mehr, auch noch höher zu wandern, und da mich die Kreuzspitze schon zweimal so unwirsch empfangen hatte, wollte ich es noch ein drittes Mal mit ihr versuchen. Und diesmal gelang's! Auf gutem Alpenweg, der vom Tulferer Fahrweg rechts abzweigt, an einer rastlos pochenden Mühle vorüber, erreichte ich über die große Blöße des Leitnerwaldes die in einem ganz ebenen, kleinen Talkessel liegende Öttlbergalpe (ca. 2100 *m*), von welcher aus ich über steile, ganz mit leuchtendem Edelweiß übersäte Graslehnen direkt dem Rücken zustrebte, der von der Überseilspitze nach Südost zieht. Ohne diesen Rücken zu verlassen, gelangte ich zur wenig ausgesprochenen Erhebung der Ochsenalpenspitze (2698 *m*), dann teils auf dem Grate bleibend, teils ungangbare Strecken in den Seitenhängen umgehend, erreichte ich jene tiefe Einsattlung, von welcher der Westgrat des Kramers ansetzt. Über diesen Grat gelangte ich unschwierig auf den aussichtsreichen Gipfel des Kramers, 2946 *m* (12 Uhr 5 Min.), dem ich schon in tiefer Winterszeit (16. Dezember 1902) über seine Südhänge einen Besuch abgestattet hatte. Ohne weiteren Aufenthalt auf diesem Gipfel, der seiner ganzen Form nach den Eindruck eines vulkanischen Berges macht, verfolgte ich, immer angesichts einer tadellosen Rundschau, den gut gangbaren Grat und stand nach kurzer Zeit auf dem mit 2991 *m* bezeichneten Punkt der Generalstabskarte. Mit einem Gefühle tiefer Wehmut konnte ich unter mir den kleinen Burgumergletscher sehen, auf dem sich, soweit Menschen beurteilen können, der Beginn jener Tragödie abgespielt hat, der zur traulichen Weihnachtszeit 1902 zwei in der Blüte voller Manneskraft stehende Menschen zum Opfer fielen. Aus dem Getriebe der Großstadt war Niemetz herausgeeilt, der Freiheit der Berge entgegen, der kalte Tod riß ihn und seinen treuen Führer erbarmungslos in die Tiefe, bevor sie noch Gipfelfreuden genossen hatten. Der Abstieg über die Ostseite des Punktes 2991 gestaltete sich ziemlich bedenklich, da dort das Gestein außerordentlich brüchig und die Steigung ziemlich bedeutend war. Von der tiefen Einsattlung zwischen diesem Punkt und dem eigentlichen Westgrat der Kreuzspitze erreichte ich ohne weitere Schwierigkeiten den Südgipfel und nach einigen Minuten den etwas höheren, mit einer gewaltigen Wand nach Westen abfallenden Nordgipfel der Wilden Kreuzspitze (1 Uhr 50 Min.).

Während in meinem Kochapparat ein Gulasch der Vernichtung entgegenschmorte, hatte ich vollauf Muße, die über alles herrliche und weitumfassende Rundschau zu bewundern. Ich glaube kaum weit irre zu gehen, wenn ich den Blick von der Kreuzspitze, der unbehindert durch nahe gelegene höhere Bergzüge ins weite Alpenland schweifen kann, zu den schönsten in den ganzen Ostalpen zähle. Fernher grüßen Großglockner- und Venedigergruppe, düster drohend erscheint die Hochgallgruppe, hier zum Greifen nahe die stolze Reihe der Zillertaler, dort, ein ununterbrochenes Gletschermeer, die Stubaier und Ötztaler, dann anschließend die Eiswüsten der Ortler- und Adamellogruppe und gegen Süden — wohl das Glanzstück der ganzen Aussicht — das vielgestaltige Klippenmeer der Dolomiten, ein »märchenhaft versteinerter Zauberwald«, vom Rosengarten bis zu den fernen Lienzer Dolomiten, unter ihnen besonders schön in schreckhafter Steilheit dem Gewoge der Berge entragend die Drei Zinnen. Freundliche Abwechslung in dem an großartigen und ernsten Bildern erdrückend reichen Rundblick gewährt der Tiefblick nach dem Städtchen Sterzing und dem von freundlich heraufgrüßenden Orten belebten Ratschingestale. Fast vergaß ich vor Schauen und Staunen mein

ganzes Essen, erst als ein lieblicher Gulaschduft die reine Herbstluft diskret durchzog, wurde ich daran erinnert, auch für den Magen zu sorgen. Vor mir eine über alles schöne Aussicht, im Topfe einen vorzüglichen Schmaus — mit keinem König hätt' ich heute getauscht! Mit schwerem Herzen nahm ich Abschied von diesem gottbegnadeten Stück Erde und stieg um 2 Uhr 20 Min. zum Wilden See ab. Auch heute, wie schon so oft in früheren Tagen, stand ich noch lange an seinen Ufern. Leise plätscherten die Wellen, wie kleine Täubchen gaukelten die weißen Wellenkämme, ein leises Flüstern ging über seine Oberfläche — war's ein Seufzen des auf seinen Grund Verbannten, war's ein Singen und Raunen jener Geister, mit welchen die Menschensage die lichten Höhen belebt?

Kaum 100 *m* oberhalb des westlichen Seeufers ist eine tiefe Einsattlung eingeschnitten, die den besten und nächsten Zugang ins Sengestal bildet. Auch ich schlug diesen Weg ein, der anfänglich über steilen Alpenboden zur obersten Ochsenalpe und dann als guter Steig zum Kaserplatz und zum breiten Alpenweg und über Niederflans zur Station Freienfeld führt. Von Niederflans bog ich nach links ab (rote Marke an einem großen Steine rechts vom Wege!) und erreichte um 5 Uhr 15 Min. Mauls.

Ich kann meine Schilderung der Wilden Kreuzspitze nicht ohne den Wunsch schließen, daß dieser Berg in Zukunft jene Würdigung und Beachtung in der Touristenwelt findet, die er vollauf verdient. Seine Besteigung ist sowohl von der hochgelegenen Sterzingerhütte im Burgumertale, als auch von Freienfeld oder Mauls (Stationen der Brennerbahn) durch das romantische, waldreiche Sengestal und an dem Wilden See vorüber oder vom Valsertale aus über die Labesebenalpe ohne Schwierigkeiten — höchstens bieten die schiefrigen Hänge der oberen Bergpartien einige Anstrengung — auszuführen. Noch unbegangen ist der von wilden Türmen gekrönte Nordostgrat, der 500 *m* tief zum Sandesjoch abfällt und von dort aus sich neuerlich in einer außerordentlich abenteuerlich geformten Zackenreihe zur wahrscheinlich noch unerstiegenen Sandjochspitze, deren keckes Gebilde auch zwischen den beiden mächtigen Berggestalten der Kreuz- und Grabspitze eine auffallende Erscheinung ist, auftürmt.

5. Weiße Geis, 2442 *m*, Sattelspitze, 2669 *m*, Domenarspitze, 2718 *m*.

Aus dem nach Südwesten offenen, prächtige Alpenmatten tragenden Hochtale Gansör entstreben diese Gipfel und bilden einen, wenn auch nicht großartigen, so doch lieblichen Hintergrund für das reizend gelegene Alpendörfchen Mauls. Ohne zu bedeutender Höhe aufzustreben, bilden diese Berge durch ihre weit vorgeschobene Lage prächtige Aussichtspunkte und mit geringen Schwierigkeiten können ihre Scheitelpunkte erreicht werden.

Die letzten Sterne funkelten noch matt schimmernd auf einem tadellos blauen Himmelsgewölbe, als ich am 15. Juni 1903 Sterzing mit dem Rade verließ. Eine dienstliche Angelegenheit führte mich in das unweit Mauls in das Maulsertal einmündende Sengestal. Der Tag war schön, daher der Entschluß, nach Beendigung meiner Dienstesobliegenheiten eine kleine Gipfelwanderung auszuführen, bald und leicht gefaßt. Als erstes Ziel galt mir die Weiße Geis, deren helleuchtende Gipfelfelsen hoch ober dem Sengestale den sehr steilen Alpenmähdern entragen. Ich nahm den Anstieg über die Westseite und schier unerreichbar schien mir der Gipfelgrat. So manchen Schweißtropfen kostete es, bis ich ihn — schwer bepackt mit meinem photographischen Apparat — endlich erreichte und neben den weißen Kalkfelsen der Weißen Geis stand. Ohne mich lange aufzuhalten, verfolgte ich den ganz berasten, nur stellenweise von Geröll und kleinen Felspartien durchbrochenen Grat zur Sattelspitze. Unterwegs fesselte der Blick auf den Talschluß

des hintersten Sengestales das Auge, besonders ist es die unbenannte schlanke Spitze nördlich des Sattels zum Valsertal — Punkt 2740 *m* der Generalstabskarte — mit ihrer steilen, noch vielfach mit Schnee bedeckten Südflanke, die der Landschaft einen Zug ins Wilde und Großartige gibt. Leider vergällte ein tosender Sturm jeden Aufenthalt, nur mit Mühe und Not und unter Anwendung aller möglichen Finessen gelang mir eine Aufnahme des Talschlusses. Dann wanderte ich wenig vergnügt weiter. Von der Sattelspitze, die über den Kamm mühelos erreicht wurde, stieg ich nach Norden über einen mit plattigem Geröll bedeckten Hang ab und gelangte, mich der Domenarspitze zuwendend, ohne Schwierigkeiten, nur etwas behindert durch den tiefen, ganz weichen Winterschnee und geärgert durch heftigen Wind auf den breiten Gipfel der Domenarspitze. Der Rundblick von ihm aus ist weit und durch die Abwechslung der schönen Alpenmatten des Valsertales, die teilweise noch tief im »Winterschlafe« liegen, mit den wilden Gestalten des Wurmaulkopfes und seiner Nachbarn von malerischer Wirkung. Prachtvoll ist der Blick auf die Dolomiten. Um ein Bild des Wurmaulkopfes zu erlangen, stieg ich ziemlich tief gegen die Labesebenalpe ab und verbarg mich, um mich und meinen photographischen Apparat vor dem in heftigen Stößen tobenden Sturm zu schützen, hinter einem mächtigen Stein, dessen Eignung als Schutzwall auch von verschiedenen Vierfüßlern erkannt worden ist, wenigstens zeigten nicht gerade wohlriechende Visitkarten eine ziemliche Frequenz dieser Stätte. Ich wollte so ganz behäbig auf den Moment einer recht guten Beleuchtung warten, aber heute war schon ein Pechtag: die Beleuchtung wurde immer schlechter, leichtes Schneegestöber setzte ein, und als mir ein tückischer Windstoß den Objektivdeckel von der zur Aufnahme fertigen Kamera fortwehte, packte ich, Grimm und Groll im Herzen, zusammen und stieg wieder aufwärts. Ich konnte es mir jedoch nicht versagen, meinem Liebling im Kranze dieser Berge, dem Wilden See, einen Besuch abzustatten. Das Erreichen dieses mit allen Schönheiten des Hochgebirges ausgestatteten Fleckchens Erde kostete mich ziemlich viel Mühe und Anstrengung, da bedeutende Schneemassen das Vorwärtskommen erschwerten. Der Wilde See selbst war noch in tiefer Wintersruhe, eine mächtige Eisdecke verhüllte seine so klaren Fluten, überall lagen mächtige Lawinenreste an seinen Ufern. Der Eindruck erdrückender Melancholie wurde mächtig gesteigert durch tief herabhängende Nebelfetzen, kein Laut, nicht einmal das fröhliche Rauschen der in späterer Zeit in den See eilenden Sturzbäche unterbrach die Todesstille. Ich stand lange und ließ dieses großartige Bild tiefer Trauer auf mich wirken: Dantes 32. Gesang aus dem ersten Teil seiner göttlichen Komödie kam mir unwillkürlich in den Sinn! — —

Südlich des Wilden Sees ragt eine doppelgipfelige, unbenannte Spitze (Punkt 2740 *m*) empor, die Felsen ihres Nordgrates stürzen direkt in den See; die Form dieses Berges ist von der Valserseite wenig beachtenswert, dafür ist ihr Anblick, wie ich schon früher bemerkte, von Senges aus von bedeutender malerischer Wirkung. Ich erstieg beide Gipfel, indem ich zuerst über die außerordentlich steile Rasenlehne des Osthanges auf den Südgipfel und von diesem über den Grat auf den Nordgipfel gelangte. Den Abstieg nahm ich wieder nach Osten und wanderte dann über die tiefe Einsenkung südlich dieses Punktes in das hinterste Sengestal und über den Kaserplatz und das ganze Sengestal nach Freienfeld. Abends 7 Uhr traf ich nach 15stündiger Abwesenheit, während welcher ich kaum eine Stunde der Rast gewidmet hatte, in Sterzing ein.

6. Plattspitze, 2672 *m*.

Vom Westgrat der Wilden Kreuzspitze löst sich bei Punkt 2991 nach Süden ein Grat los, der über Punkt 2740, dessen zierliches Felshorn einem östlichen

Seitental des Sengestales entragt und demselben einen so malerischen Eindruck verleiht, über die Sattel- und Domenarspitze zur Dreihornspitze, und von dieser mit einem sehr zerklüfteten, arg zersägten Felskamm zur Plattspitze zieht. Diese ist weder durch Höhe noch durch besonders schöne Formen ausgezeichnet; wenn ich trotzdem auch diesem Gipfel einige Zeilen widme, so liegt der Grund darin, daß er mit der leichten Ersteigbarkeit eine glänzende Aussicht verbindet.

Ich habe ihn am 30. Mai 1903 unter noch ganz winterlichen Verhältnissen vom Valserjoch aus erstiegen. Ich war in früher Morgenstunde mit dem Rade nach Mauls gekommen und wanderte von dort — mein Begleiter war der Waldaufseher Joh. Plank — in dienstlicher Angelegenheit zum Valserjoch. Von diesem aus stiegen wir über den im untern Verlauf ganz berasten, südlichen Rücken zur wenig hervortretenden Rensenspitze und über den felsigen Südwestgrat weiter zur Plattspitze. Die Wanderung längs desselben war gar nicht so ohne. Der Grat zeigte sich vielfach überwächtet, dort wo ein Weiterkommen nicht möglich war, wurden wir zu einigen recht kritischen Traversen an den vereisten, steil zur Tiefe schießenden Seitenhängen gezwungen. Dafür konnte aber den einzelnen, sich entwickelnden Scenerien am Grate, mit ihren steilen Schneekehlen, großen Wächten und vielfach noch vorhandenen Eiszapfen, die gleich riesigen Vorhängen die Granitfelsen umkleideten, die Bewunderung nicht versagt werden. Der Gipfel war eine einzige Schneehaube, aus der nur einzelne größere Felsblöcke fürwitzig herausguckten, eine riesige Wächte hing absturzdrohend über den steilen Südhang hinaus. Die Aussicht ist so schön und harmonisch, besonders der Blick auf die nahen Dolomiten so überraschend, daß niemand, der das sonst ziemlich langweilige Valserjoch überschreitet, den Besuch der Plattspitze versäumen soll. Den Abstieg nahmen wir über die Westseite gegen Gansör, der uns beiden genug zu schaffen machte. Manchesmal brachen wir weit über die Hüften in den ganz morschen Schnee, oft brauchten wir lange Zeit, um uns wieder aus einer verwehten Terrainmulde herauszuarbeiten, so manch sorgender Blick galt der ober uns lawinendrohenden steilen Lehne. Dieser schneeerfüllte Kessel, der uns zu so schwerer Arbeit nötigte, ist ein großes Trümmerfeld, das einstens der Sage nach eine schöne, blühende Alm gewesen ist. Ein arger Bösewicht — der Pfeiffer Huisele, der im Quälen der Menschheit boshafte Freude empfand und dem viele durch unbändige Naturgewalten entstandene Verheerungen in die Schuhe geschoben werden, hatte einmal in einem Einfall besonderer Tücke den halben Berg in diese schöne Alm geschoben. Wie die Sage weiter zu erzählen weiß, war dieses mit dämonischen Zaubergewalten ausgestattete Menschenkind so manches Mal nahe daran, vernichtet zu werden, aber nie soll es ihm, nach seinem eigenen Geständnis, so schlecht gegangen sein, als wie er im Eggertal, dessen verheerende Schuttströme auch seiner Missetat zugeschrieben werden, verwandelt in eine Fliege, in einen Rahmkübel stürzte. Die etwas sparsame Bäuerin leckte die herausgefischte Fliege ab — guten Appetit! —, der Zauberer war der beängstigenden Meinung, mit Haut und Haar verspeist zu werden. Nach einem, nur der Plage der Menschheit gewidmeten Leben erreichte ihn endlich sein Schicksal und er wurde, der Berührung der Erde, die ihm immer wieder neue Zauberkräfte verlieh, entzogen, in einem großen, mit Öl gefüllten Kessel zu Tode gekocht.

Unsere Mühe nahm erst mit dem Schnee ein Ende; über den Gansöralpenweg erreichten wir Mauls und ich traf noch in früher Nachmittagstunde in Sterzing ein.

7. Wurmaulkopf, 3018 *m*, Rotwand, 2935 *m*.

Von der mehrfach erwähnten, einem Gebilde aus dem Dolomitenreiche ähnelnden Sandjochspitze zieht sich in einem nach Westen offenen Bogen der

Grat über die ebenfalls absonderlich geformten Berggestalten der Rübespitze und des Eselskopfes zum trotzigen Wurmaulkopf, 3018 *m*. Sein nächster Nachbar nach Süden ist das Massiv der Rotwand, das sich zwischen den beiden Einsattlungen — des Joch in der Enge und der Steinbergscharte — nahezu an 3000 *m* erhebt. In einer Länge von rund 2 *km* zeigt dieses Bergmassiv fast gar keine Gliederung und macht daher einen außerordentlich mächtigen und gewaltigen Eindruck.

Sind schon die an der touristisch ziemlich begangenen Route (Pfitschertal—Zillertal) gelegenen Berggipfel wenig bekannt und trotz der leichten Erreichbarkeit so gut wie gar nicht besucht, so ist dies mit dem, das Valser- vom Pfunderertale scheidenden Höhenzuge, in welchem diese beiden Berge liegen, in noch höherem Maße der Fall.



Rübespitze und Torwand.

Schon lange standen Wurmaul und Rotwand, die durch ihre schönen und gewaltigen Formen mein Auge oft gefesselt hatten, auf meinem Programme. Der ganze Sommer 1902 ging dahin, ohne daß ich mein Vorhaben hätte verwirklichen können, erst als der Sommer 1903 zur Neige ging und eine ununterbrochene Reihe der schönsten Tage brachte, wurde mir die Ausführung eines lang gehegten Wunsches möglich. Am 1. September 1903 verließ ich in Begleitung meiner Frau mit dem Rade Sterzing. Eine genußreiche Fahrt durch den taufrischen Morgen brachte uns nach Mauls, wo wir im vorzüglichen Gasthofe Staffler zur Stärkung für weitere Beschwerden einen kleinen Imbiß nahmen.

Der Weg zum Valserjoch, über welches wir in das Valsertal gelangen wollten, bietet so wenig, daß ich die Schilderung desselben wohl ruhig übergehen kann. Ich will es aber nicht unterlassen, an dieser Stelle auf einen alpinen Spaziergang aufmerksam zu machen, der auch verwöhnteren Touristen vollauf Befriedigung verschaffen wird. Es ist dies die Wanderung über das, das Valserjoch um ca. 170 *m* überhöhende Alpenplateau, bekannt unter dem Namen Spingeser-Ochsen-

boden, das die wenig hervortretenden Erhebungen des Hinteren Berges, Punkt 2118, und der Kampelespitze trägt, und von welchem aus der Wanderer eine prachtvolle Aussicht auf die zum Greifen nahen Dolomiten genießen kann.

Die Ungewißheit, wo wir eigentlich unser Nachtquartier würden aufschlagen können — alle in dieser Hinsicht eingezogenen Erkundigungen blieben ohne befriedigende Antwort —, ließen uns unsere Schritte beeilen. Die letzten Strahlen der in voller Pracht untergehenden Sonne vergoldeten die Kämme, die unser morgiges Ziel sein sollten, als wir die letzte Steilstufe, die uns von der Fannealpe noch trennte, hinanstiegen, und erst als bereits tiefe Schatten das friedliche Tal bedeckten, konnten wir die in einem ganzen Dorfe von Heustadeln liegende Sennhütte der Fannealpe betreten, leider nicht bewillkommt von freundlichen Worten eines freundlichen Senners, die uns die rauchigste und kleinste Hütte sonst sofort zu einem angenehmen Aufenthalt machen können. Diese Alpe dient als bäuerliche Sommerfrische; auf allen geöffneten Türen der verschiedenen Baulichkeiten konnten wir Bettzeug sehen, das zum Auslüften an die frische Alpenluft gehängt war. Diese Sommerfrischler schienen, wie uns dünkte, auf ihre Wohnräumlichkeiten mit eifersüchtigen Augen zu wachen und in uns nicht sehr willkommene Eindringlinge in ihre Idylle zu sehen. Nach vielem Hin- und Herfragen fand sich endlich ein etwas liebenswürdigeres »Weibets«, das uns einen noch unbewohnten Heustadel zeigen konnte, auf den wir dann, froh, diese Frage gelöst zu haben, zusteuerten. Dann ging's, nachdem eine Besichtigung unserer Herberge zu allseitiger Zufriedenheit ausgefallen war, ans Abkochen. Eine vorzügliche Erbswurstsuppe und nicht minder vorzügliches Pickelsteinerfleisch ließen uns die ziemlich unerquicklichen Erörterungen der letzten Viertelstunde leicht vergessen.

Wir saßen noch lange im Freien und gaben uns ganz der weihevollen Stimmung hin, die im allmählichen Einschlummern der Natur liegt. Von fernher klang Glockenlaut einer heimkehrenden Rinderherde, ab und zu ein lustiges Wort aus der nahen Sommerfrische, ein fröhliches Zirpen einer vorwitzigen Grille, dann erstarben auch diese Laute, und als am tiefdunklen Firmament die ersten Sterne aufflammten, war tiefe Stille überall, nur das Wasser sprudelte ohne Rast und Ruh und in ewiger Frische dem fernen Strome zu.

Auch wir krochen ins Heu. Tiefes Dunkel herrschte noch, als wir am nächsten Morgen beim unsicheren Scheine der Laterne taleinwärts schritten. Die Alpe Fanne mit ihren Erholung heischenden Insassen lag noch in stiller Ruhe, nur der Brunnen plätscherte leise. Während der Talweg am rechten Bachufer dem Talinnern zustrebt, führt unser Weg am linken Talufer unserem Ziele zu. Ein ganz kleines Steiglein, beginnend gegenüber der Alpe, leitet uns zu den ersten von der Alpe aus sichtbaren Stadeln, dort bogen wir nach rechts ab und strebten über steile, von Edelweiß förmlich übersäte Rasenhänge, die uns rasch aufwärts brachten, zur Höhe. Das Steiglein endete bei zwei, gleich Adlerhorsten an einem Felsbande angeklebten Heustadeln, von diesen geht's pfadlos weiter. Unter dem Joch in der Enge lassen wir uns zu kurzer Frühstücksrast nieder, die uns, weil wir seit früher Morgenstunde mit nüchternem Magen marschieren, doppelt gut mundet. Das letzte Stück zum Joch in der Enge ist ziemlich mühsam, lockere Geröllhänge lassen den Weg doppelt steil erscheinen; wir sind froh, endlich auf dem ebenen Boden des Joches zu stehen. Der Blick, der sich hier eröffnet, lohnt allein reichlich für die Mühen des etwas eintönigen Aufstieges. Eingebettet zwischen den felsigen Klippen der Rotwand und einem äußerst abenteuerlichen Zacken ist die ganze Örtlichkeit an sich von großer malerischer und romantischer Wirkung, gehoben wird dieselbe noch durch den großartigen Blick auf die gegenüberliegende Hochfeilergruppe, die in diesem Rahmen wie ein riesiges Gemälde aussieht. Das Joch in der Enge ist merkwürdigerweise

nicht der tiefste Punkt des Gratverlaufes. Um zu dem im Norden aufragenden Wurmaulkopfe zu gelangen, müssen wir ein Stück absteigen; der letzte Anstieg ist ganz harmlos und führt über einen mäßig geneigten Grashang zum felsigen Grat und über diesen etwas schmal zum Gipfel. Fünf Stunden nach Verlassen unserer gastlichen Herberge standen wir auf dem höchsten Punkte. Die Aussicht ist jener von der Wilden Kreuzspitze so ähnlich, daß ich es wohl unterlassen kann, dieselbe hier zu wiederholen. Jenen überwältigenden Eindruck, den der Beschauer gewinnt, jenes wechselvolle Spiel zwischen Licht und Schatten, zwischen weißem Firn, kahlem Fels und grünen Matten, das das Auge immer wieder anzieht und mag es noch so oft diese Schönheiten geschaut haben, kann keine Feder beschreiben, kein Maler malen! Großartig ist der Tiefblick über die gewaltige Nordostwand und der Blick auf die gegenüberliegende Grabspitze, Kreuzspitze und Rotwand. Wenn ich noch anführe, daß durch nichts das tiefe Blau des Spätsommerhimmels getrübt wurde, wird jeder unsere Freude über unsere leichte, schöne Wanderung begreifen.

Nach längerem Aufenthalte verließen wir den Gipfel und stiegen auf dem gleichen Wege ab. Für mich stand noch die Rotwand im Programme. Vom Wurmaulkopf aus konnte ich mich überzeugen — und ich glaube kaum irre gegangen zu sein —, daß nicht der nördlichste Punkt (in der Generalstabskarte mit 2937 *m* bezeichnet) der höchste Punkt des Kammverlaufes der Rotwand ist, sondern ein weiter südlich gelegener, der in der Karte mit 2935 *m* eingezeichnet erscheint. Die Erreichung des nördlichsten Punktes schien mir durch eine Rinne und gangbare Felsen von Nordwesten ohne allzugroße Schwierigkeiten möglich, mir lag es aber daran, den höchsten Punkt zu erreichen. In der dritten von oben gerechneten, mit grobem Geröll erfüllten Rinne stieg ich unter ziemlichen Mühseligkeiten so hoch hinauf, bis ein wilder, düsterer Felswinkel ein Weiterkommen unmöglich machte. Da ich diese Rinne auch über die glattgescheuerten Platten nach rechts nicht verlassen konnte und verschiedene Versuche meinerseits scheiterten, zog ich den Rückzug vor und versuchte es mit der nächst unteren Rinne. Diese Rinne führte mich zum Ziele. Das letzte Stück des Westhanges der Rotwand ist bei bedeutender Neigung von außerordentlicher Brüchigkeit, seine Begehung kostete mich manchen Schweißtropfen. Auf dem Grate stieg ich ein Stück in die Ostwand hinaus und erreichte über schmale Rasenbänder die Schneide und längs dieser den mit 2935 *m* bezeichneten Punkt. Meine Enttäuschung war keine geringe, als mir der als trotziges Felshorn im Norden aufragende Gipfel höher erschien. Die Erwägung aber, daß mein Urteil vom Wurmaulkopf aus doch das richtigere sein mußte, und daß gewöhnlich jener Gipfel, auf dem man nicht steht, höher erscheint, tröstete mich einigermaßen. Wegen der Aussicht allein wird man auf die Rotwand nicht steigen, man genießt dieselbe vom viel leichter erreichbaren Wurmaulkopf in viel großartigerer Weise, für mich zählt aber die Ersteigung dieser gewaltigen Bergflucht trotzdem zu einer ganz interessanten Erinnerung. Den Abstieg nahm ich auf demselben Weg, auf welchem ich heraufgekommen war. Nach dreistündiger Abwesenheit traf ich wieder bei meiner Frau ein, um 5 Uhr abends waren wir in Vals, zwei Stunden später in Mühlbach.

Was ich an anderer Stelle von der Grab- und Kreuzspitze gesagt habe, kann ich auch vom Wurmaulkopf wiederholen. Während aber für jene Gipfel die Unterkunftsverhältnisse gute sind, wird sich ein Besucher dieses Gipfels in dieser Hinsicht mit nicht allzuhoch geschraubten Ansprüchen an die Besteigung machen müssen.

8. Im Altfaßtale.

Während die Gruppe der Kreuzspitze und ihrer benachbarten Gipfel einen ernsten und großartigen Eindruck macht, der sich oft zu einem solchen von erdrückender

Erhabenheit steigert — ich erinnere nur an die gewaltige Nordwestwand der Grabspitze mit ihren blauschimmernden Chloritschieferbändern oder an das Bild der Kreuzspitze von Norden —, schließt jener Bergzug, der das Altfaßtal — ein Seitental des Valsertales — umspannt, ein Bergidyll ein. An der Seefeldspitze, 2717 *m*, beginnend, zieht ein Grat zur Gaisjochspitze, deren Granittrümmerwerk von himmelstürmenden Titanen aufgetürmt erscheint, ein Grat zieht in mehr südöstlicher Richtung zum 2576 *m* hohen Fallmetzer. Was diesem Tälchen einen besonderen Reiz verleiht und eine Wanderung in sein Inneres zu einem hervorragenden Naturgenuß macht, sind seine Seen und die lieblichen Alpenmatten, mit welchen es abschließt. Wer nach alpinen Erfolgen strebt, wird diesen Erdenwinkel links liegen lassen, wer aber ein Stück unberührter Natur mit all ihren Reizen und Schönheiten kennen lernen will, versäume den Besuch nicht.

Der Nachmittag des Festes Peter und Pauli 1903 brachte mich in Begleitung Joh. Planks von Mauls nach dem zerstreut auf einem mächtigen Schuttkegel liegenden Örtchen Vals. Das am unteren Ende liegende Gasthaus Masl sollte uns für die Nacht des Leibes Atzung und Herberge geben. Da wir beide ziemlich anspruchslosen Gemütes sind und von Anfang auf besondere leibliche Genüsse in diesem verlassenen Erdenwinkel nicht rechneten, fiel beides zur Zufriedenheit aus, nur schwuren wir uns, nicht so bald wieder »Kitzerbraten« zu essen. Früh morgens 4 Uhr brachen wir auf. Als unser erstes Ziel hatte ich die Gaisjochspitze, 2641 *m*, bestimmt. Hinter der Kirche steuerten wir jener bis zum bewaldeten Südrücken unserer Spitze reichenden Mulde zu, aus welcher der den Schuttkegel von Vals bildende Wildbach seinen Ursprung nimmt. Die Wanderung bis zum Südgrat und über diesen, der bis hoch hinauf berast ist, bietet so wenig, daß ich darüber kurz hinweggehen kann. Erst der letzte Teil des Grates zur Gaisjochspitze, der aus riesigen Granitblöcken besteht, wird interessanter. Anfänglich geht's auf dem Grate selbst ganz gut weiter, dann werden aber die Granitblöcke so mächtig, daß der Sprung von einem zum andern nicht mehr möglich ist und das Überklettern dieser Steintrümmer so zeitraubend wird, daß wir es vorziehen, unsern Weiterweg in der von Rasenbändern durchzogenen Ostseite zu suchen. 8 Uhr 30 Min. stehen wir auf dem höchsten Punkte. Die Aussicht ist, wie dies bei der völlig freien, ganz nach Süden vorgeschobenen Lage des Berges nicht anders zu erwarten ist, umfassend und großartig. Insbesondere fesselt im Süden die formenreiche Welt der Dolomiten, die mit all ihren Zacken und Zinnen, Eisrinnen und Schuttströmen vor uns liegt, immer wieder das Auge; noch im Kleide des winterlichen Schnees leuchtend, ragen im Norden Kreuzspitze, Grabspitze, Wurmaulkopf und Rotwand zur Höhe, für liebliche Abwechslung in diesem Bilde sorgt der Blick auf den weiten Talboden des Eisacktales mit Brixen: dort unten grünt schon der Wein und die Kastanie, hier oben ist die Natur erst im Erwachen aus tiefem Winterschlafe, dort unten die im Alltagsgetriebe hastende Menschheit, hier oben die goldene Freiheit!

Nach 3/4 stündigem Aufenthalte gingen wir zur nahen Gurnatschspitze hinüber und von ihr über den Nordgrat weiter ohne besondere Schwierigkeiten zu Punkt 2592 der Generalstabskarte. Meine Absicht war, längs des Grates bis zur Seefeldspitze und Bretterspitze zu wandern; als wir aber auf dem Punkte 2592 standen, lockte tief unter uns der »Große See« im Altfaßtale so verführerisch, daß wir nicht widerstehen konnten, zu ihm abzusteigen. Wo sich der Grat zum kühn geformten, schier überhängenden Fensterlekofel auftürmt, verließen wir ihn und standen kurze Zeit darauf am Ufer des zum Teile noch in Eisesbanden liegenden Sees. Die Lage dieses Sees ist eine äußerst liebliche, das tiefdunkle Grün seiner Fluten steht im malerischen Gegensatz zu den grauen Schuttströmen der Berghänge, vereinzelte

Schneeflecken aus rauher Winterszeit deckten noch die Alpenmatten, von fernher grüßen, getaucht in blendendes Sonnenlicht, die wohlbekannten Grödner Dolomiten. Eine drohende Wolke, die unbeachtet von Norden herangekommen war und einen stürmischen Abschluß unserer heutigen Wanderung verhieß, mahnte uns zur Eile. Von der nächsthöheren Talstufe sprudelt ein kleiner Sturzbach, heute noch tief bedeckt von Lawinenresten, in den See. Durch diese kleine Schneerinne stapften wir dem Talschlusse zu. Der Rückblick von der den See überragenden Stufe auf den See selbst, die Fernsicht auf die Dolomiten, die ganz wie aus einer anderen Welt zu dem großen, düsteren Felstor hereinblicken, war von so malerischer Schönheit, daß ich es trotz der schon fallenden schweren Regentropfen und dem gewitterschwangeren Wolkengetümmel ober uns nicht unterlassen konnte, meinen photographischen Apparat herauszusuchen und ein Bild aufzunehmen.

Der Alpenkessel, in welchem der »Mittlere See« und der »Kleine See« eingebettet liegen, war noch in tiefem Schnee, von den Seen selbst war nichts zu sehen, nur zwei größere ebene Flächen in dem welligen Talschluß ließen ihre Lage ahnen. Wie schön mag's hier wohl im Hochsommer sein, wenn all die Matten prangen im bescheidenen, aber um so lieblicheren Schmuck der Alpenflora und freundlich belebt werden von friedlich grasenden Rinderherden. Wir hatten leider nicht viel Muße, uns Betrachtungen darüber hinzugeben, denn das schon einige Zeit drohende Ungewitter kündete seine Entladung mit einigen heftigen Donnerschlägen an. Mein Begleiter wandte sich zur Seefeldspitze, ich wollte auch noch die Bretterspitze besuchen und begann über ihre Südwestseite anzusteigen. Der tiefe, ganz morsche Schnee behinderte sehr das Fortkommen, stellenweise brach ich bis zu den Hüften ein, als ich aber auf der Bretterspitze, 2698 *m*, stand, bereute ich diesen kleinen Abstecher nicht. Zu langem Aufenthalt war freilich keine Zeit mehr, einen Blick auf die tief unter mir liegende Kirche von Pfunders, einen Blick auf den im fahlen Schein der zuckenden Blitze düster und drohend erscheinenden Wurmaulkopf, dann eilte ich, begleitet von schwerem Hagelschlag, zur nahen Seefeldspitze, 2717 *m*, hinüber, wo mein Begleiter wartete. Das nun mit aller Heftigkeit hervorbrechende Ungewitter, dem wir schonungslos preisgegeben waren, zwang uns zu einem ganz verzweifelten Dauerlauf bis zur Tschiffernaunalpe, unter deren Dach wir notdürftig Unterschlupf fanden, um einen kleinen Imbiß zu nehmen und ein Nachlassen des Unwetters abzuwarten. Das erstere Vorhaben konnten wir mit den kargen Resten des Inhaltes unserer Schnerfer ausführen, letzteres mußten wir bald aufgeben, da das Wetter immer noch schlechter wurde. So traten wir wieder hinaus in den Aufruhr der Natur und liefen, so schnell es ging, dem Tale zu, und da auf ein Besserwerden überhaupt nicht zu rechnen war, entschieden wir uns, unsere noch für zwei Tage berechnete Tour aufzugeben und noch heute über das Valserjoch in die Heimat zurückzukehren. Der Weg zum 600 *m* ober Vals liegenden Joch war von endloser Dauer, der Weststurm peitschte einen eisigen Regenschauer erbarmungslos auf uns arme Bergfahrer, die wir schon längst keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Zitternd und frierend überschritten wir das Valserjoch, zitternd und frierend liefen wir im Eilschritt nach Mauls hinaus. Ich fuhr noch mit dem Rade nach Sterzing und traf dort um 7 Uhr abends ein.

Aus der Fanis-Tofanagruppe.

Von

Dr. Victor Wolf von Glanvell.

Finstere Nacht ist es, ununterbrochen rasselt und stampft der Eilzug dahin, bald mit gleichmäßig sich wiederholenden Stößen, bald jäh in eine Biegung sich hineinlegend; weiße und grüne Lichter huschen durch die Dunkelheit, da, dort ein Pfiff, und wieder sind wir mit dem Rollen der eilenden Räder allein. Die Augen sinken allmählich zu und, ehe wir es recht wissen, sind wir drüben zwischen Wachen und Träumen. Längst vergangene Stunden tauchen empor, Tage, die wir draußen in den Bergen verlebt. — Und wenn in den folgenden Blättern alte, lang verblaßte Erinnerungen wieder aufgefrischt werden, so geschieht dies nur, weil wir hoffen, daß auch anderen in Zukunft dort ähnlich schöne Tage beschieden sein mögen.

Noch vor zehn Jahren wußte niemand etwas von der Fanis-Tofanagruppe; wer nahm sich auch die Mühe, wenn er vom Joche im Gemärk (Cima banche 1544 *m*) die Ampezzanerstrasse gegen Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) abwärts fuhr oder staunend an der Straßendrehung (le Torniche, 1419 *m*) von Peutelstein (Podestagno) stand, nach jenen Bergen zu fragen, welche sich rechts von den Tofanen vordrängen? Und jenen verschwindend wenigen, welche durch das Val Travenanzes zum einsamen Col dei Bos, 2310 *m*, hinaufstiegen oder über den sonnigen Col de Lotschia (Tadegapaß, 2144 *m*) wanderten, fiel es ebenfalls nicht ein, in jene stillen Kare, seitab vom begangenen Wege, einzudringen und den ernsten Bergeshäuptern ringsum zuzustreben. So blieb die Fanis-Tofanagruppe ungekannt, wie so manches, was nur wenige Schritte vom gewohnten Pfade erfordert. Meinen Freunden und mir war es beschieden, als erste Bergsteiger in dieses Gebiet einzudringen und unvergessene Stunden in den stillen Hochtälern zu verleben. Nachfolger aber haben wir bis jetzt so gut wie keine gefunden. Es hat freilich auch nicht an Leuten gemangelt, welche behaupteten, fast alle der von uns zum ersten Male betretenen Gipfel bereits mehr oder minder lange vor uns — natürlich auf unseren, aus unseren Veröffentlichungen entnommenen Wegen — bestiegen zu haben. Aber kein Steinmann und keine sonstige Spur auf den Bergen, kein Hinweis in der Literatur hat uns von der Tätigkeit dieser bescheidenen, nur im Verborgenen wirkenden Bergsteiger berichtet. Und so dürfen wir sie wohl mit gutem Gewissen mit jenen »Unbekannten« auf eine Stufe stellen, von welchen gewisse, von neidischen Mitmenschen verfolgte Leute vorkommendenfalls ihre »Erwerbungen« gemacht haben wollen.

Eine topographische Darstellung der Fanis-Tofanagruppe zu geben, ist wohl unnötig; die beigefügte kleine Karte läßt alles Wissenswerte entnehmen. Die Ersteigungsgeschichte wird in Kürze jeweils beim einzelnen Gipfel ihren Platz finden:

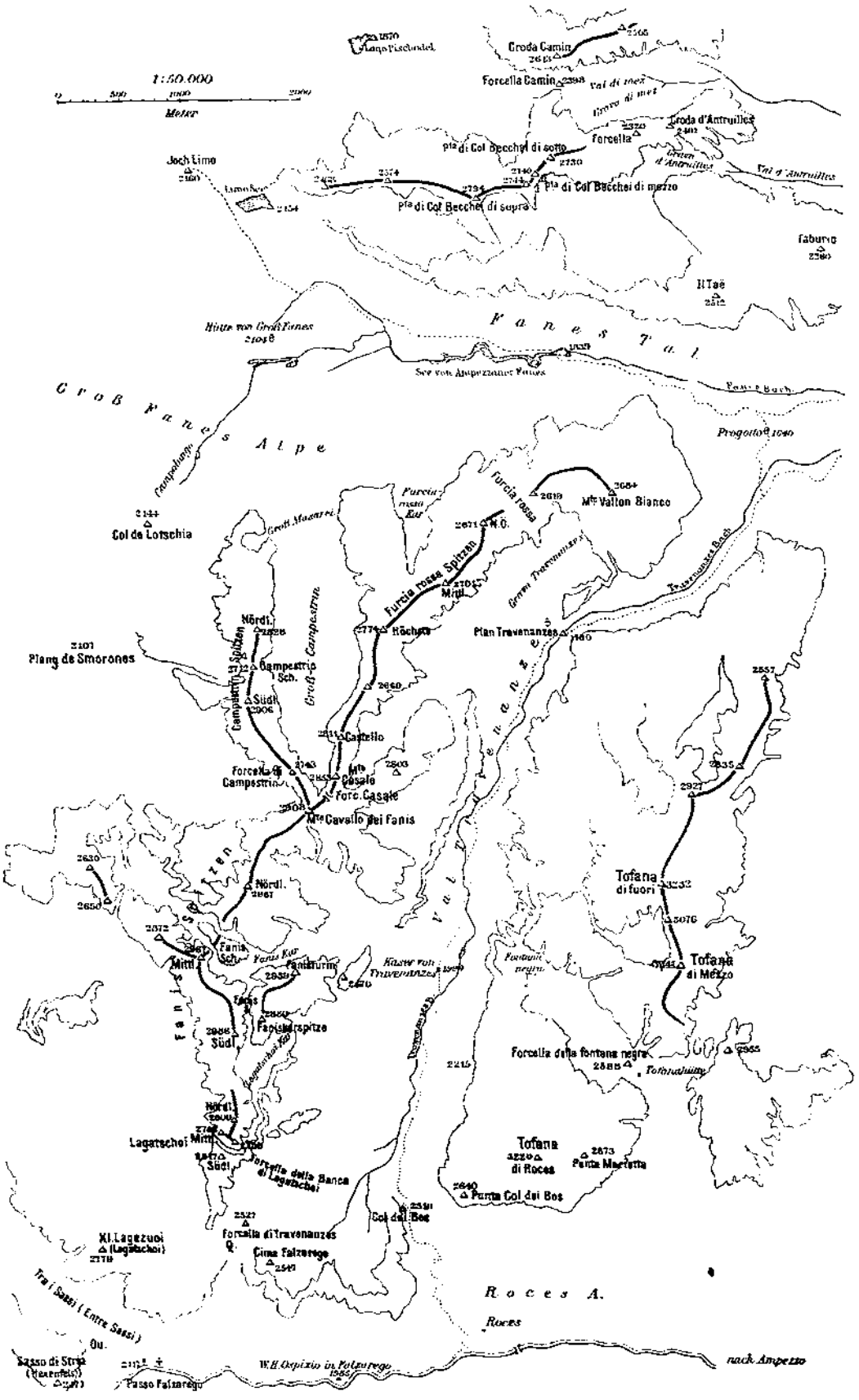
die Vernachlässigung unserer Gruppe seitens der Bergsteiger und in der Literatur[1]) bürgt dafür, daß diese Bemerkungen keine allzulangen sein werden. Nicht unerwähnt darf übrigens bleiben, daß die touristische Erschließung der Gruppe noch lange keine vollständige ist; neue Anstiege wären gar viele zu machen und im südwestlichen Teile erheben sich sogar noch unerstiegene Gipfel, vom Castello, 2811 *m*, im Hauptzuge ganz zu schweigen.

Die Fanisspitzen; Col dei Bos, 2310 *m*.

In der Spezialkarte und topographischen Detailkarte[2]) erscheint nur der angeblich höchste dieser drei Gipfel, 2986 *m*, die Mittlere Fanisspitze, als »Fanisspitz« bezeichnet; die beiden anderen, beide 2967 *m*, haben keine Namen erhalten; wiederholte Beobachtungen haben uns jedoch zur Überzeugung gebracht, daß in Wirklichkeit nicht die Mittlere, sondern die Südliche Fanisspitze der höchste Punkt des ganzen Zuges ist, die Höhenzahlen beider Gipfel in den Karten also zu vertauschen sind.[3]) Was Ersteigungen dieser Berge betrifft, so dürfte die Mittlere Fanisspitze, 2967 *m*, bereits frühzeitig von Hirten oder im Auftrage der Militärvermessung betreten worden sein, obwohl man von einem touristischen Besuche nie etwas gehört hat. Freund Günther Freiherr von Saar und ich erstiegen sie am 13. August 1898 zum ersten Male über die Ostwand,[4]) von irgend welchen Nachfolgern haben wir nichts vernommen. Die erste Ersteigung der südlichen Spitze, 2986 *m*, vollführte ich mit meinem alten Berggefährten J. Appenbichler am 19. Juli 1897;[5]) am 2. September 1903 erfolgte die zweite Ersteigung durch jur. K. Goedel und med. R. Kaltenbrunner[6]) ebenfalls vom Fanissattel, 2730 *m*, aus. Der Verbindungsgrat zur mittleren Spitze ist zweier Zacken halber wohl unüberschreitbar. Die Nördliche Fanisspitze, 2967 *m*, scheint bis heute unbetreten zu sein, ist aber zweifellos — namentlich von der Fanisscharte aus — leicht zu erreichen.

Es war verhältnismäßig spät — die Uhr zeigte bereits 7¾ Uhr morgens —, als ich in Gesellschaft J. Appenbichlers am 18. Juli 1897 unser wohlvertrautes Standquartier Neuprags (Möslbad, 1327 *m*) verließ, und ein weiter Weg lag vor uns, da wir am Abend in der Kaser, 1999 *m*, von Travenanzes einzutreffen gedachten. Ein ungefüger Riesenturm westlich der Tofanen war das eigentliche Ziel unserer Pläne, und als der regennasse September des Jahres 1896 alle Bergeshoffnungen zunichte machte, hatten wir beschlossen, im kommenden Sommer dem wilden Gesellen energisch auf den Leib zu rücken. Vorläufig war die Sache allerdings noch wenig erfreulich: unmittelbar, nachdem wir den schwarzgrünen, damals noch durch kein modernes Hotel verunzierten Pragser Wildsee, 1496 *m*, zu Schiff überquert hatten, hieß es auf wenig gutem Steige über endloses Gerölle dem engen Felspasse des »nabigen Loches« zuzustreben, um dann rechts gewendet am kleinen »Seebel«, 2099 *m*, vorbei über karrenartige Stufen, wie auf einer Riesentreppe, der breiten Einsenkung der Mauern (Forcella di Cocodain, 2330 *m*) näherzukommen. Wir hatten einander natürlich versichert, es falle keinem ein, bei dieser Julihitze rasch zu gehen, und so standen wir bereits um 10 Uhr 37 Min. auf der Einsattlung. Eine kurze Rast bis 10 Uhr 40 Min. ward gehalten und dann ging es weiter: jenseits hinab und am Lago grande di Fossis, 2139 *m*, wo wir von 11 Uhr bis ½ 12 Uhr blieben, sowie am Lago piccolo vorbei zum kleinen Lago di Remeda rossa und ein wenig

[1]) Am meisten findet man über die Gruppe noch in P. Grohmanns »Wanderungen in den Dolomiten« (Wien 1877), u. z. auf S. 92—108, 165, 166, 296, 297, 303—305. — [2]) Ebenso in G. Freytags Übersichtskarte der Dolomiten (östl. Blatt). — [3]) Vergl. Ö. A.-Z. XXI, S. 266. — [4]) Ö. A.-Z. XXI, S. 266, 267; Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 113. — [5]) »Dolomitenführer«, S. 129; Ö. T.-Z. XVIII, S. 120; »Hochtourist« III, S. 143. — [6]) Ö. A.-Z. XXVI, S 33.


1:50.000
Meter
Croda Camin
Forcella Camin
Val di mez
Croda d'Antruilles
Forcella
Pla di Col Becchei di sotto
Pla di Col Becchei di mezzo
Pla di Col Becchei di sopra
Joch Limo
Val d'Antruilles
Taburio
Il Taë
Fanes Tal
Hütte von Groß Fanes
See von Ampezzaner Fanes
Groß Fanes Alpe
Progotto
Col de Lotschia
Furcia rossa
Mte Valton Bianco
Furcia rossa Spitzen
Mittl.
Röchete
Plan Travenanzes
Plang de Smorones
Nördl.
Campestrin Sch.
Südl.
Groß Campestrin
Castello
Forcella di Campestrin
Mte Casale
Forc. Casale
Mte Cavallo dei Fanis
Nördl.
Fanis Sch.
Mittl.
Fanis Kar
Fanisturm
Fanis
Fanisherspitze
Südl.
Val Travenanzes
Tofana di fuori
Tofana di Mezzo
Forcella della fontana negra
Tofanahütte
Lagatschoi
Mittl.
Südl.
Forcella della Banca di Lagatschoi
Tofana di Roces
Punta Marietta
Punta Col dei Bos
Col dei Bos
Forcella di Travenanzes
Cima Falzarego
Kl. Lagazuoi (Lagatschoi)
Roces A.
Roces
Tra i Sassi (Entre Sassi)
Sasso di Stria (Hexenfels)
Passo Falzarego
W.H. Ospizio in Falzarego
nach Ampezzo

aufwärts zur kreuzgeschmückten Höhe, der Forcella di Girables, 2182 *m*. Steil senkt sich vor uns der Hang hinab gegen das Val Campo croce, jenseits dessen sich mächtig in zerhackten Ketten die Fanis-Tofanagruppe aufbaut. Wir aber bogen bald vom breiten, steinigen Wege links ab und folgten einem steilen Pfade, welcher uns über »i Troi« (die Löcher) bereits um 12 Uhr 32 Min. zur großen Hütte la Stua, 1695 *m*, brachte. Damit waren wir unten an der schäumenden Acqua di Campo croce, und rasch ging es nach einviertelstündigem Aufenthalte den Karrenweg talaus gegen die Ampezzaner Straße. Als wir aber die einsame Hütte von Son Pauses, 1548 *m*, erreicht hatten, wollte es uns gar nicht behagen, daß wir noch bis zur Straßendrehung (le Torniche, 1419 *m*) von Peutelstein hinauswandern sollten. Wir meinten etwas abkürzen zu können, wenn wir über die am anderen Bachesrande liegende Hütte von Antruilles direkt gegen Ponte alto di Progoito hinstrebten. Gedacht, getan; eine neu erbaute Brücke brachte uns ganz nach Wunsch zu der Hütte hinüber, wo wir von 1 Uhr 17 Min. bis 2 Uhr 20 Min. Mittagsrast hielten; dann ging es eine Zeitlang leidlich gut weiter. Aber der Pfad wurde allgemach undeutlicher und war endlich ganz verschwunden. Durch dick und dünn mußte man nun weglos über einen dicht bewachsenen Waldrücken hinüber zum schönen Wiesengrunde des Pian di Iuova, 1354 *m*; langsam zogen wir ihn talein, überall nach einer Brücke über den breiten Fanesbach spähend; so waren wir bis dorthin gekommen, wo der Boden stärker zu steigen begann und der Bach aus enger, steilrandiger Schlucht hervortoste. Es war uns gänzlich klar: wollten wir nicht weit zurückgehen, wozu es bei der ziemlich vorgerückten Stunde denn doch etwas zu spät war, so mußten wir hier wohl oder übel über das Wasser. Bedenklich schauten wir bald das zwar nicht tiefe, aber anständig breite Wasser, bald uns an: durchwaten? Freilich, besser als der Länge nach hineinplumpsen war dies doch. Rasch verschwanden Schuhe und Strümpfe in den ohnedies wohlgefüllten Rucksäcken und nun trat ein jeder anderswo den »frischen« Gang an; leidlich gut ging es von Stein zu Stein bis in die Mitte, aber dann kam das tiefere und reißende Stück. Und kalt war das Wasser, schon fast unerträglich. »In d'r Stadt könnt' m'as im Sommer wie d'n Wein verkauf'n«, versicherte Appenbichler. Doch was half es? Wir mußten hinüber, so sehr auch Kälte und spitze Steine an den Beinen »kneipten«. Jenseits erreichten wir bald den Karrenweg und auf ihm in wenigen Schritten Ponte alto di Progoito, 1458 *m*. Ahnungslos blickt der Wanderer über das morsche Geländer und bleibt gebannt stehen: Wohl mehr als 60 *m* schießen senkrechte, oft vorgeneigte Wände in die Tiefe, aus welcher traumverloren grünes Wasser heraufrauscht. Üppige Moospolster, Blumen und Krummholzzweige hängen über den Abgrund herein und wiegen sich in der Abendluft; wie lockend und leicht scheint das Hinabgleiten zu sein! — Gleich darauf teilen sich die Wege. Der mittlere führt zur abgelegenen Alpe Progoito[1]), 1640 *m*, hinauf, über welcher sich drohend die riesige Plattenwand des Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, erhebt; rechts zieht das enge Fanestal zu den sonnigen Hochkaren von Groß-Fanes hinauf. Unser Weg geht links: wir stehen am Eingange von Travenanzes. Nach einer Rast von 4 Uhr bis 4 Uhr 42 Min. geht es ein Stück fast eben durch schütteren Wald dahin, dann folgt eine kühne Brücke, 1476 *m*, über den Travenanzesbach und nun steigt der Weg am Nordfuße der Tofana di fuori, 3232 *m*, in einer Schleife gegen links empor. Linker Hand öffnet sich das wilde, aus dem Tofanastocke herauskommende Val le Valle und wenn wir zurückschauen, so erblicken wir, vom Abendsonnenscheine verklärt, die Riesengestalt der Hohen Gaisl (Croda rossa, 3148 *m*) über dunklen Wäldern aufragen. Dann führt der Pfad nahezu eben am rechten Bach-

[1]) Nicht »Progoite«, wie in der Spezialkarte und topographischen Detailkarte zu lesen ist.

ufer talein: gelbrote Riesenwände am anderen Ufer, unübersehbare graue Mauern, über welche da und dort ein Wasserfall herabsprüht, ober uns; und zu Füßen Geröll, mächtige Blöcke und Schnee. Das ist das Val Travenanzes. Nach einiger Zeit biegt das Tal gegen Südsüdwest um; auf zwei schwankenden Holzprügeln balancieren wir über das brausende Talwasser hinüber, noch ein wenig aufwärts und wir stehen vor einem ebenen Wiesengrunde, durch welchen sich friedlich der Bach schlängelt: Plan Travenanzes, 1780 *m*. Links die dunkelfarbigen, fast bis zu uns herabreichenden, vielfach gebänderten Wände der Tofanen, rechts über hohen Schuttströmen senkrechte, gelbe und rote Felsen, vor uns ein sanft ansteigender Talgrund, aus welchem von grüner Matte eine kleine Hütte herabschaut. Aber rechts von ihr schneidet ein praller Riesenturm in den reinen Abendhimmel hinauf, silbern legt sich ein Schneeband um seinen Scheitel und drunter stürzen lotrechte Mauern in die Tiefe; ja, er ist es, der uns hergelockt hat, der Fanisturm, 2939 *m*! Stumm schauen wir zu dieser Gigantensäule, die selbst in dem Wunderlande der Dolomiten kaum ihresgleichen findet, empor und schweigend setzen wir unseren Weg fort, an geeigneter Stelle über den Bach hinüber und Pfadspuren folgend talein. Schutt hat oftmals den schönen Wiesengrund verdorben; nachdem wir an einigen hausgroßen Blöcken vorbeigekommen sind und eine Ecke, 1816 *m*, passiert haben, müssen wir neuerlich über das Wasser. Dann geht es auf deutlichem Wege geradenwegs der Kaser zu. Wir finden ein einsames, großes Kreuz, 1961 *m*, auf grünem Wiesenplane und kurz danach — es war inzwischen 3/4 7 Uhr abends geworden — stehen wir vor der Kaser, 1999 *m*, von Travenanzes.

Ihre Bewohner, italienische Hirten aus der Gegend von Belluno, nahmen uns freundlich auf, aber sonst waren wir von diesem »Bergschlosse« mächtig enttäuscht. Wohl ist die Hütte gemauert und ziemlich regensicher gedeckt, aber an Bequemlichkeiten bietet sie so viel wie nichts. Der offene Raum zu ebener Erde dient dem ewig glockenbimmelnden Vieh als Unterkunft, der obere, zu welchem von außen eine mit einem kleinen Söller endigende Treppe hinaufführt, ist durch eine Querwand in zwei Teile geteilt: der vordere enthält in einer Ecke rechts die Feuerstelle, Holz, sowie einige Bänke; der rückwärtige Teil besteht aus zwei, mit dürftigem Heu versehenen Kämmerlein zum Schlafen. Aber über alles wild und großartig ist die Lage dieser Hütte. Unmittelbar rechts von ihr ragt über mageren Weiden ungefüg der gewaltige Fanisturm (Torre Fanis, 2939 *m*) in die Lüfte, an welchen sich weiter rechts der ganze, das Tal im Westen begrenzende klippenreiche Bergzug bis zum breiten Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, schließt. Hinter uns die Türme und Nadeln des Lagatschoizuges, daneben die sanfte Einsenkung des Col dei Bos, 2310 *m*. Im Osten aber zunächst die rot und gelb gebänderte Steilwand der Tofana di Roces, 3220 *m*, hernach die grauen Klippen der Tofana di fuori, 3232 *m*. Zwischen beide senkt sich eine breite Trümmermulde herab, die unten in einer schwarzen Steilwand abbricht, über welche ein silbriger Fall herabschleiert, um mit dem jungen Travenanzesbache vereint dem ruhigen Monte Vallon Bianco zuzueilen.

Oft und oft sind wir auf dem kleinen Altan der Hütte gestanden, wie wir es — zuerst spöttisch lächelnd — von den Hirten gesehen, und haben talaus geblickt zum stillen Plan Travenanzes. Der Schleierfall der Fontana negra gab die Musik dazu und immer wieder war es uns, als müsse etwas ganz Wundersames auftauchen auf der kleinen, grünen Fläche dort unten und heraufkommen zu uns. Und es ist auch gekommen: leise und unmerklich tief hat sich der Zauber dieses stiller Erdenwinkels in unsere Herzen eingeschlichen, die Erinnerung an frohe, glückliche Stunden im trauten Freundeskreise. Mochte Sonnengold über das Val Travenanzes flimmern und hurtiger Wolkenschatten über seine Spitzen huschen, mochte verderbendrohendes Gewölk hinter dem Monte Vallon Bianco hervorbrechen und fahler

Blitzesschein den nachtschwarzen Himmel erhellen, mochte Schnee die ganze Landschaft decken — wir wurden nicht müde, hinauszuschauen und reinen Frieden mitzunehmen für kommende Tage. Das war unser Glück im Val Travenanzes.

Die Nacht war nicht allzu erfreulich: Appenbichler und ich lagen auf dem Heu in dem uns von den Hirten bereitwilligst eingeräumten einen Kämmerlein. Kaum war das Licht verlöscht, so ward es auf meinem Gesichte lebendig, leichte Kavallerie schien unverdrossen verwickelte Übungen auszuführen; dann ward es ruhiger und nur mehr einzelne Nachzügler setzten in langen Sprüngen ihren abgezogenen Genossen nach. Hochbefriedigt wollte ich eben einschlafen, als die feindlichen Reiter bei Appenbichler einen Sturmangriff unternahmen; gar bald kratzte mein Gefährte derart, daß die Bodenplanken in Bewegung gerieten, dazu halblaute Tiroler Flüche. Endlich ward es ihm zu dumm: »I geh' zum Feuer und setz' mi in a Kist'n,« erklärte er wütend, »fress'n laß i mi nit;« und fort war er. Als der Wecker um 5 Uhr früh des nächsten Tages schnarrte, fand ich meinen Mann richtig taschenmesserartig zusammengeklappt an der Feuerstelle hocken und — schnarchen. »Sogar bis daher sind's kommen die wallischen Viecher«, brummte er mürrisch. Das Frühstück fiel mehr kläglich aus, denn Milch gab es keine, und was wir tagsvorher im Abenddunkel für schöne Kühe gehalten hatten, entpuppte sich im Morgenlichte als eine Herde Ochsen. Nun, es war zu ertragen, zumal uns ein wolkenloser Morgen einen herrlichen Tag verhieß. Schwer bepackt zogen wir also um 5¾ Uhr ab, unser Ziel war das westlich der Kaser gelegene Faniskar, von welchem aus wir dem Fanisturme beizukommen gedachten. Steinige Pfadspuren ließen uns rasch im Zickzack an Höhe gewinnen; oben unter kleinen Felsabsätzen etwas nach links querend, erreichten wir bald einen ebenen, grünen Boden, 2214 *m*, unter dem eigentlichen Eingange in das Faniskar. Hier fand sich Wasser und nach kurzem Aufenthalte stiegen wir weiter, umgingen in einer Schleife nach rechts auf grasigem Boden den untersten Karabsatz und blieben dann in dessen Grunde. Furchtbar ernst und öde ist die Gegend: links die unheimlich drohende Gestalt des Fanisturmes, 2939 *m*, von welchem rechts eine steile, blauschimmernde Eisrinne herabschießt; dann folgt der mächtige Bau der Faniskarspitze, 2880 *m*, im Hintergrunde die Mittlere Fanisspitze, 2967 *m*. Nichts regt sich in der gewaltigen Öde und würde nicht die Morgensonne die Zinnen ringsumher freundlich vergolden, es könnte einem fast bange werden. Nicht lange dauerte es und wir kamen auf Schnee; auf einem flachen Blocke sitzend, musterten wir unser Ziel. Aber die Felsen vor uns sahen gar nicht ermunternd aus und namentlich eine hohe, gelbe Wand ziemlich weit unten wollte uns nicht gefallen. Wenn es uns gelang, das breite Schneeband zu gewinnen, welches hoch oben den ganzen Turm auf der Nord-, West- und Südseite umzieht, dann waren wir durch. Aber wie dasselbe erreichen? Schon wollte ich vorschlagen, über die vorerwähnte Eisrinne die kleine Scharte (Fanisturmscharte) im Westen des Turmes zu gewinnen und von dort aus weiter zu sehen, als es mit einem Male in derselben lebendig wurde: ein Hagel größerer und kleinerer Steine prasselte von den wasserüberronnenen Turmwänden herab und sauste in tollen Sprüngen über den steilen, vereisten Schnee. »Jetzt wär's fein d'rinnen«, bemerkte Appenbichler, als wieder Stille eingetreten war; auch ich hatte vorläufig genug und wollte mir lieber die »andere Seite« des Berges betrachten. Einträchtig stapften wir also weiter. Der alte Schnee ermöglichte ein bequemes Vorwärtskommen und bald hatten wir den hintersten Grund des Faniskares erreicht. Steile Firnhalden,[1]) von größeren Schründen durchsetzt, zogen hier allseits zu den Wänden empor, die abweisend das Kar umstehen. Ein mächtiger Felsbau, durch

[1]) Alle Karten übergehen dieselben.

einen mit abenteuerlichen Zacken gekrönten Grat mit der Mittleren Fanisspitze verbunden, erregte hier unsere besondere Aufmerksamkeit: die Südliche Fanisspitze, 2986 *m*. »Pack'n m'r den Lotter an«, schlug Appenbichler vor und mir war's auch recht; vielleicht, daß man von ihm aus eine schwache Stelle am Fanisturme erspähen konnte. Zunächst wandten wir uns also dem breiten Schneesattel (Fanissattel, 2730 *m*) östlich unseres Berges zu, welcher denselben von der Faniskarspitze trennt, und erreichten denselben über guten Firn bereits um 8 Uhr. Im warmen Sonnenscheine hingestreckt, gab's da eine wohlige Rast und neugierig musterten wir die uns ganz unbekannten, vielgestaltigen Spitzen im Süden des Sattels. Um 9 Uhr ging es weiter. Weil die Felsen unmittelbar ober dem Sattel nichts weniger als einladend aussahen, stiegen wir auf Schutt erst etwas gegen Südwest ab und gewannen so den Beginn einer nach rechts hinaufziehenden Rinne, welche uns auf eine lange, stark geneigte Schutterrasse brachte; ein in der sonst gutartigen Rinne eingekeilter Block mußte schwierig an der rechten Seitenwand auf haltlosem Gesteine umgangen werden. Auf die Gerölterrasse münden von oben einige Kamine. Durch einen rechts befindlichen, nicht hohen, aber weiten und überhängenden Spalt gewannen wir einen kurzen, ober der eben verlassenen Terrasse aufgebauten Grat, welchem wir nach links, bis zu seinem Ansatze an den eigentlichen Bergeskörper, folgten. Hier etwas rechts und über sehr steile Wandstufen zuerst gerade, dann etwas nach rechts emporkletternd, erreichten wir schuttbedeckte Schrofen und über dieselben den langen Gipfelgrat (11 Uhr) der Südlichen Fanisspitze, 2986 *m*.

Von einer früheren Ersteigung keine Spur. Ein solider Steinmann wurde gebaut, welcher die Ersteigungskarte aufnahm. Dann machten wir uns um 11 Uhr 15 Min. an den Abstieg, welcher sich genau auf unserem Anstiegswege vollzog; bereits um 12 Uhr 14 Min. trafen wir am Fanissattel, 2730 *m*, bei unseren zurückgelassenen Sachen ein. Nach einem kleinen Imbiß wurde aufgepackt und nun fuhren wir um 12 Uhr 47 Min. fröhlich die endlose Schutthalde hinunter, welche vom Fanissattel gegen Süden hinabzieht; unten querten wir beinahe wagrecht in jenes große Kar (Lagatschoikar) hinüber, welches (auf der Spezialkarte und topographischen Detailkarte ganz unrichtig gezeichnet) im Westen von den Lagatschoispitzen umstanden wird. Üppig schwellendes Gras wechselt mit wenig geneigten Felsplatten und auf einer derselben ließen wir uns gerne zu einer kurzen Rast nieder. Freilich, was wir da von der Südseite des Fanisturmes, 2939 *m*, sahen, war nichts weniger als erfreulich: der oberste Teil der Südwand, etwa von der Höhe der Fanisturmscharte, schien gangbar zu sein, aber die gewaltigen Abstürze darunter schlossen jede Hoffnung auf einen erfolgreichen Angriff aus. Kein Zweifel, ich mußte wiederkommen, wollte ich den trotzigen Turm erobern. Als Entschädigung für diese unangenehme Erkenntnis ward uns jedoch damals ein anderer vergnüglicherer Anblick beschieden. Unter den Wänden der Faniskarspitze tauchte nämlich mit einem Male ein großes Rudel Gemsen — wir zählten deren über 50 — auf und begann gemächlich die von uns kürzlich passierte Schutthalde hinaufzuspringen. Obwohl sich die Tiere, unter denen wir viele junge bemerkten, ersichtlich Zeit ließen, so waren sie doch in weniger als zehn Minuten auf dem Fanissattel und verschwanden dann eines nach dem andern. Ich beneidete sie um ihren Training, während Appenbichler viel darum gegeben hätte, in diesem Augenblicke statt seiner geliebten Pfeife ein anderes »Feuerrohr« zu besitzen. Langsam und gemächlich nach Südosten weiterwandernd, erreichten wir um 2¾ Uhr den Übergangspunkt gegen Falzarego, den Col dei Bos, 2310 *m*; herrlich ist von ihm aus der Blick auf das Silberhorn des Antelao, 3263 *m*, den langen Zug der zersplitterten Croda da lago, im Vordergrunde der Nuvolau mit den Cinque torri, 2362 *m*, darüber der kastellartige Pelmo, 3169 *m*. Eine aus groben Blöcken roh aufgebaute



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Fannisturm (Torre Fannis).

Mauer bezeichnet die Grenze der Weidegründe von Travenanzes; dann ging es endgültig in die Tiefe, erst noch auf deutlichem Steige, dann über eine steile, blumendurchwirkte Wiese, roten Zeichen folgend gerade hinab. Ein Wasserrinnsal wird gegen rechts zu gequert und bald darauf biegen wir von dem Wege, der uns viel zu früh zur Falzaregostraße bringen würde, rechts ab und folgen einem dürftigen Steiglein durch schütteren Wald; weiches Moos dämpft den Schritt und rote Alpenrosen lugen allenthalben aus dem Grün hervor. Zuletzt ein steileres Stück und wir stehen auf der Fahrstraße, welcher wir nur wenig aufwärts zu folgen haben; um 3½ Uhr nachmittags zogen wir im Ospizio in Falzarego, 1985 *m*, ein.

Still und friedlich sitzt es sich in der kleinen Laube vor dem Hause mitten im Alpenrosengebüsche. Die wuchtige Tofana di Roces, 3220 *m*, ist das Wahrzeichen der Gegend und auf der anderen Seite, im Westen, versinkt die Sonne hinter dem Passo di Falzarego, 2117 *m*. Glockenklingend kehren die Herden heim und nicht lange danach folgt linde Nacht einem schönen Sommertage.

Erst ein Jahr später kehrte ich zurück; ein vielerprobter treuer Gefährte war diesmal mein Begleiter: Dr. Günther Freiherr von Saar. Die Kaser von Travenanzes, 1999 *m*, war verlassen gewesen und feierlich hatten wir mit all unseren Habseligkeiten von ihr Besitz ergriffen. Am Morgen nach der glücklich gelungenen ersten Ersteigung des Fanisturmes, 2939 *m*, schnurrte um 5 Uhr der Wecker, langsam kleideten wir uns an, frühstückten und zogen endlich um 6 Uhr 10 Min. aus. Unser Ziel war wiederum das Faniskar und wir steuerten, in demselben angelangt, seinem hintersten Grunde zu, wo eine steile Schneerinne zur Fanisscharte (zwischen Mittlerer Fanisspitze links und Nördlicher Fanisspitze rechts) emporzieht. Geröll und Schnee brachten uns an den Eingang der Rinne (8 Uhr 14 Min. bis 8 Uhr 25 Min.) und kurze Zeit ging es in derselben auch leidlich gut aufwärts; dann wurde die Rinne immer enger und steiler, tiefe Klüfte trennten den Schnee von den Randmauern, und als nun gar ein besonders jähes Stück folgte, wo der Schnee zum schmalen Grate zusammengeschmolzen war, so daß man die Stufen quer über die Kante hauen mußte, ward uns die Sache zu bunt: in alter Kletterlust nahmen wir uns vor, sobald als möglich in die Felsen der Mittleren Fanisspitze auszubiegen und über dieselben deren Gipfel zu erreichen. Zwei schotterige Bänder ziehen aus unserer Rinne in die Ostwand unseres Berges hinaus; wir waren bereits dem oberen derselben nahe gekommen und querten nun auf ihm ein gutes Stück gegen links. Die Felsen oberhalb waren gar nicht besonders steil und hatten aus der Ferne ziemlich harmlos ausgesehen; in der Nähe ließ freilich ihre Festigkeit viel zu wünschen übrig und überdies waren sie dachziegelartig nach abwärts geschichtet: Grund genug, in den Rucksack zu greifen und die treue Leine daraus hervorzuholen. Immer glaubte man, nach wenigen Metern werde es besser gehen, um an Ort und Stelle wieder die gleiche Erfahrung zu machen; schlecht waren die Stände und so wird man es begreifen, daß wir aufatmeten, als wir um 9 Uhr 50 Min. den Gipfel, 2967 *m*, der Mittleren Fanisspitze betraten. Einige Holzprügel und ein zerfallener Steinmann, welcher aber keinerlei Nachrichten enthielt, gaben Kunde, daß der Gipfel schon vor uns betreten worden sein mußte. Die Aussicht ist, wie man schon aus der Lage des Berges vermuten konnte, prachtvoll und es wäre vollständig zwecklos, sie schildern zu wollen; ein Glanzstück aber ist der Niederblick auf St. Cassian (Armentarola, 1542 *m*), das friedlich inmitten ausgedehnter grüner Matten in der Tiefe ruht. Nach einem Aufenthalte von fünf Viertelstunden verließen wir den Gipfel. Begreiflicherweise hatten wir wenig Lust, die schon im Aufstiege so unerfreulichen Schrofen der Ostwand auch noch im Abstiege auszukosten, und so sahen wir uns nach einem anderen Rückwege um. Derselbe war bald gefunden: ohne Schwierigkeiten stiegen wir über den stellenweise noch verschneiten

Rücken gegen Nordosten ab, querten unten über ein Schneefeld etwas nach rechts und standen bereits nach 20 Minuten auf der Fanisscharte. Die Schneerinne, welche von da in das Faniskar hinabzieht, gefiel uns aber oben so wenig, daß wir den zunächst folgenden Kopf auf seiner Nordseite über gute Schrofen etwas absteigend umgingen; von der so gewonnenen Einschartung knapp vor der Nördlichen Fanisspitze, 2967 *m*, brachte uns eine Geröllrinne in fröhlicher Abfahrt mühelos hinab in das Faniskar und um 1 Uhr 5 Min. betraten wir die Kaser von Travenanzes.

Leider war unsere Zeit für dieses Jahr abgelaufen und es hieß scheiden. Unser Proviant und alles übrige wurde sorgfältig verpackt, gerecht verteilt und um 4½ Uhr nachmittags ging es fort. Langsam zogen wir talaus; wo immer es möglich war, wurde die wirklich ganz ungemütlich schwere Last abgelegt und manch liebem Berge ein froher Abschied zugewunken. Vom Plan Travenanzes, 1780 *m*, grüßten wir nochmals den Herrscher der Gegend, unseren stolzen Fanisturm, 2939 *m*, und die freundliche Kaser auf grünem Hügel. Tiefer Abendschatten lag bereits im Tale, als wir uns dem Ponte alto di Progoito, 1458 *m*, näherten; hoch über allem aber glühte wie ein funkelnder Rubin der Felsbau der Hohen Gaisl, 3148 *m*, in die dämmrige Landschaft. Vom ebenen Pian di luova, 1354 *m*, wo wir von 6 Uhr 52 Min. bis 7 Uhr 7 Min. rasteten, hieß es noch ein gutes Stück steil aufwärtssteigen, um zur Straßendrehung von Peutelstein zu gelangen; dann trabten wir schweigend die herrliche Ampezzanerstraße hinan. Um 8 Uhr 5 Min. abends traten wir über die Schwelle des traulichen Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*).

Fanisturm (Torre Fanis, 2939 *m*).

Bei der Südlichen Fanisspitze, 2986 *m*, von ihr durch den Fanissattel, 2730 *m*, getrennt, löst sich aus dem langen Bergzuge, welcher Travenanzes im Westen begrenzt, ein kurzer, nach Nordosten vorspringender Seitenast ab. Er trägt zwei Erhebungen: zunächst die doppelgipflige Faniskarspitze, 2880 *m*, um sich dann jenseits der Fanisturmscharte (Forcella della Torre Fanis) zur schönsten und kühnsten Berggestalt dieses Gebietes, dem Fanisturme (Torre Fanis, 2939 *m*) aufzuschwingen, an dessen Ostfuße die Kaser von Travenanzes, 1999 *m*, liegt. Weder die Spezialkarte noch die topographische Detailkarte kennen für einen dieser beiden Gipfel einen Namen, eine Höhenzahl enthalten sie nur für den Fanisturm. Im Laufe der Zeiten ist dieser öfters umworben worden, doch bis zum Jahre 1898 immer vergeblich. Die zweite Ersteigung des Fanisturmes — über die erste wird im folgenden berichtet werden[1]) — gelang am 6. August 1899 K. Doménigg und G. W. Stopper auf einem von dem unserigen etwas verschiedenen Wege.[2]) Von der Fanisturmscharte aus wie wir in die Südwand des Berges hineinquerend, erkletterten sie den rechtsseitigen der drei dieselbe durchschneidenden Kamine, welcher oben mit Blöcken versperrt und vereist, sie (nach zweistündiger Kletterei) direkt zum Gipfel brachte; im Abstiege benützten sie unseren Abstiegsweg. Weitere Besteigungen dieses stolzen Berges sind mir nicht bekannt geworden. Die Faniskarspitze, 2880 *m*, wurde am 2. September 1903 durch jur. K. Goedel und med. R. Kaltenbrunner (in 1½ Stunden) vom Fanissattel aus mittels nicht leichter Kletterei erstiegen;[3]) sie ist jedenfalls auch — und vermutlich leichter — von der Fanisturmscharte aus zugänglich.

Eine genaue Rekognoszierung am 11. August 1898 hatte Freund Günther und mir die Überzeugung verschafft, daß dem Fanisturme nur von der Fanisturmscharte aus beizukommen sei; der Zugang zu dieser über die Faniskarspitze (also

[1]) Vergl. Ö. A.-Z. XXI, S. 264—266, »Hochtourist« III, S. 142, 143, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 113. — [2]) »Hochtourist« III, S. 143. — [3]) Ö. A.-Z. XXV, S. 263 (die dort angegebene Höhenzahl ist jedoch die des Fanisturmes).

vom Fanissattel aus) deuchte uns zu langwierig und ebenso konnte die von der Scharte nach Süden herabziehende, enge, mit Überhängen, Eisresten und dergleichen verzierte Schlucht wegen ihrer offenbaren Steingefährlichkeit nicht einen Augenblick in Frage kommen. Es blieb also nichts übrig als die nach Norden absinkende Eisrinne, obwohl ich mich in Erinnerung an meine vorjährigen Beobachtungen nur mit einigem Mißbehagen für sie entschließen konnte. Als am Morgen des 12. August 1898 der Wecker um 6½ Uhr früh losging, war unser erstes, nach dem Wetter zu sehen; blauer Himmel wölbte sich über dem Tale und nach den Schneefällen der vergangenen Tage durften wir wohl auf sicheres Wetter hoffen.

Um 7½ Uhr waren wir marschbereit; vor die Hüttentür hingen wir für alle Fälle unser Vorhängschloß, bargen den Schlüssel unter einem flachen Steine der Wand und dann ging es fort. Schon nach 1 Uhr 10 Min. standen wir im Faniskare bei einem auffallend großen Blocke knapp unter dem Ausgange der zur Fanisturmscharte emporleitenden Eisrinne. Immer steiler werdender Schnee brachte uns zu ihrem Beginne und nun begann die Sache ernsthaft zu werden. Da wir in den Felsen große Schwierigkeiten erwarteten, bat ich Günther, in der Rinne den Vortritt zu übernehmen und die allfällig notwendige Stufenarbeit zu besorgen. Eingedenk des Anblickes vom vergangenen Jahre, hielten wir uns so lange als möglich in der Randkluft zur Rechten, zumal die von den häufigen Steinfällen glasig gefegte Fallrinne sich mehr in der Nähe der Turmfelsen befand. Bald ward die Rinne steiler und zwang uns, die ungangbare Randkluft zu verlassen und stufenschlagend in der Rinne selbst vorzudringen; unheimlich drohend streben zur Linken die wassergeschwärzten, senkrechten Wände des Turmes empor, endlos dehnt sich der Schneehang nach unten und surrend hüpfen die losgeschlagenen Schneeschollen über ihn hinab. Vor uns, bereits von der Sonne beschienen und scheinbar zum Greifen nahe, die Fanisturmscharte; nur wenige Meter mehr und die Steilheit muß abnehmen. So glaubt man, aber immer wieder erneuert sich dies trügerische Spiel. Da ein Krachen und Sausen in der Höhe, eisern faßt die Rechte den Pickel, während die Augen den Punkt zu finden suchen, welcher das Verderben entsandte. Zu spät! schon sind sie da die tückischen Geschosse und, ehe wir es noch recht wissen, tollen sie bereits tief unter uns in das Kar hinab. Das war wieder einmal knapp; aber zum Glücke war das Grobzeug rechts und links von uns zur Tiefe gefahren und auch von den kleineren Splittern hatte uns keiner getroffen. In fieberhafter Eile arbeitet Günthers Pickel, dieweil ich angestrengt nach oben Auslug halte, um ja rechtzeitig warnen zu können. Endlich wird die Neigung geringer, der Schnee weicher, und um 11 Uhr 20 Min. stehen wir auf der ersehnten Scharte.

Ein schneefreies, trockenes Plätzchen war bald gefunden und eine gemütliche Rast folgte; »zachmachender« Speck und anderes entstieg des Rucksackes Tiefen zur Stärkung für einen noch bevorstehenden harten Strauß. Aber allzulange litt es uns nicht untätig; um 11 3/4 Uhr brachen wir neuerlich auf. Diesmal durfte nur ein Rucksack und wegen des Neuschnees auch ein Pickel mit, deren Beförderung nunmehr Günther zufiel. Von der Scharte weg ging es einige Meter rechts an der Turmwand in die Höhe, wodurch wir ein Schuttband erreichten, welches uns unschwer nach rechts in die Südwand hinausleitete. Noch vor dessen Ende stiegen wir über plattige, graue Schrofen geradeaus etwa 50 *m* empor, bis die Felsen, nunmehr gelbrot gefärbt, lotrecht einsetzen. Drei Risse ziehen hier durch das Gemäuer hinauf. Den rechtsseitigen vermieden wir, weil massenhaft Schnee von den Vortagen in seinem tiefen Grunde lag; wir selbst standen am Beginne des mittleren und, da er sich zunächst ganz gut anließ, wir überdies in den zur Linken nicht hineinsehen konnten, so beschlossen wir, gleich hier anzufassen. Anfangs ging es auch nach Wunsch bis zu einer kleinen Höhlung, über welcher ein mächtiger, dunkler Über-

hang herabdräute; hier war es mit dem leichten Vorwärtskommen aus und ein Weiterweg, wenn überhaupt, bloß über die keineswegs einladend aussehende Wand zur Rechten möglich. Die Genagelten mußten den Kletterschuhen weichen, und nachdem ich die vollen 38 *m* unseres Seiles abgewickelt hatte, machte ich mich an die Arbeit. Zunächst in einem Bogen nach rechts in die außerordentlich steile Wand hinaus, dann auf winzigen Haltepunkten gerade empor; ganz oben, schon in der Nähe des breiten Bandes konnte ich wieder nach links zurück, in den hier ganz seichten Kaminspalt. Nur wenige Meter trennten mich noch von der guten Stand verheißenden Bandfläche, als mich Günthers Ruf »Seil aus« traf. Was tun? Nur einen Augenblick überlegte ich; »nachkommen«! Und als ich genug Seil eingezogen hatte, half mir eine Zugstemme links vom Spalte auf das Band hinauf. Ein befreiender Atemzug; »gewonnen,« schreie ich hinunter, »wie geht's?« Aber der unten hat wenig Lust, auf solche überflüssige Fragen Antwort zu geben, den interessieren die nach auswärts geneigten Tritte und Griffe jetzt viel mehr und nur eine kurze, nicht gerade salonfähige, aber deutliche Erwiderung folgte. Nicht lange darnach rudert Günther pustend zu mir herauf. Wenige Schritte auf dem Bande nach links bringen uns zu einer vortretenden Felsrippe, vor welcher ein flacher Winkel, die Fortsetzung des linken Kamines, hinaufschneidet. Plattig und voll von Neuschnee, ist er wenig angenehm; oben muß man rechts aus ihm heraus und über die freie Wand empor. Aber bald nahm die Steilheit ab, noch etwas Schrofen und Schutt und um 1 Uhr 20 Min. schüttelten wir uns auf dem geräumigen Gipfel tief bewegt die Hände.

So war es also doch gelungen! Ein jahrelang von uns beiden gehegter Wunsch war nun endlich erfüllt, einer der stolzesten Gipfel war unser geworden. Ein kunstvoller Steinmann ward gebaut und fröhliche Juchzer kündigten den Bergen ringsumher unseren Sieg. Inzwischen aber hatten sich finstere Wolken angesammelt und aus war es mit Himmelsblau und Sonnenschein. Uns freilich gelüstete begreiflicherweise nicht im geringsten nach einem Gewitter auf dieser Höhe und so traten wir bereits um 1¾ Uhr den Rückzug an, ich als zuletzt Absteigender in Kletterschuhen, während Günther seine Bergschuhe anlegte, um Schnee und Gerölle besser hinwegräumen zu können. Bald waren wir auf dem breiten Bande unten und hier verzichteten wir gerne auf unseren Aufstiegsweg und beschlossen, die geradeaus hinabziehende (von unten aus gesehen also linke) Kaminreihe zu benützen. Sie erwies sich als leidlich gut kletterbar, bis auf einmal ein etwa 3—4 *m* hoher, weiter und plattiger Überhang unsere Eile mäßigte; ohne langes Zaudern wurde um einen Zacken linkerhand ein doppelter Rebschnurring gelegt, das Seil durchgezogen und gleich darnach waren wir unten. Hier aber war der Kamin bereits völlig wasserüberronnen; nach etwa 10 *m* teilt ihn eine Rippe; durch den linken Ast ergoß sich ein ganz artiger Wasserfall, so daß wir sofort im rechten verschwanden. Doch wie fatal! Unten mußte man, zwar nur für wenige Meter, in den linken Ast hinüber und man landete so, gründlichst gewaschen, auf den grauen Schrofen. Günther stieg rasch noch ein Stück gegen rechts hinauf, um den beim Anlegen der Kletterschuhe stehengelassenen Pickel wieder abzuholen, und um 3 Uhr 56 Min. standen wir abermals auf der Fanisturmscharte. Nach einer Rast von 7 Min. ging es weiter. Die gerölligen Schrofen der Faniskarspitze, welchen riesige Blöcke aufsitzen, und welche ober senkrechten Absätzen gegen unsere Eisrinne abdachen, waren eine eindringliche Mahnung zur tunlichsten Eile. Denn wie es werden würde, wenn etwa ein Regenguß das ganze Arsenal großer und kleiner Geschosse da oben in Bewegung setzte, wagten wir gar nicht auszudenken. Ich voran, wo erforderlich, die Stufen verbessernd, eilten wir hinunter; am Ausgange der Rinne sausten wir in pfeilschneller Fahrt zum Kare hinab, querten dasselbe und ließen

uns am jenseitigen Hange auf einem weichen Grasfleckchen nieder (5 Uhr 39 Min. bis 6 Uhr 5 Min.). Jetzt schreckst du uns nicht mehr, drohender Turm uns gegenüber mit deiner finsteren Eisrinne, wir spotten deiner und deiner Waffen, sind ja doch wir Sieger geblieben.

Um 6 Uhr 40 Min. abends betraten wir unsere liebe Kaser, bald flackerte ein lustiges Feuer auf der Herdstelle und geheimnisvoll brodelte es darüber. Einer unscheinbaren Schachtel entstieg zum Nachtische eine köstliche Torte und wir ließen, auf luftigem Altan vor der Hüttentüre sitzend, fröhlich die Becher aneinanderklingen. Und der Trinkspruch galt ferneren, glücklichen Fahrten.

Nördliche, 2828 *m*, und Südliche, 2906 *m*, Campestrinspitze.

Vom Monte Cavallo, 2908 *m*, zweigt erst gegen Nordwesten, dann genau nach Norden ein mächtiger Grat ab, welcher durch die breite Forcella di Campestrin, 2743 *m*, mit dem Hauptkamme zusammenhängt; zwei hohe Spitzen, Campestrinspitzen (Cime Campestrin) genannt, entragen diesem Seitengrate, welcher weder in der Spezialkarte noch in der topographischen Detailkarte einen Namen hat und nur die Höhenzahlen für die eben erwähnten Gipfel enthält. Von der ersten Ersteigung und Überschreitung derselben[1]) soll in den folgenden Zeilen erzählt werden; ob wir seither Nachfolger gefunden haben, weiß ich nicht.

Es war ein recht sonderbar aussehendes Kleeblatt, welches am 31. Juli 1899 um 8 Uhr früh das freundliche Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) verließ und auf der herrlichen Ampezzanerstraße gegen Peutelstein (Podestagno) wanderte; wären die Eispickel nicht gewesen, hätte man in bedenkliche Verlegenheit kommen können, ob die drei übermütigen Gesellen als Touristen oder als Vagabunden anzusprechen seien. Der eine von ihnen, Gottlieb Willibald Stopper, von uns seiner Kopfbedeckung wegen kurzweg »Zipflhuber« genannt, stach durch seine Mittelgröße sichtbarlich von den beiden anderen Bohnenstangen, Karl Doménigg und meiner Wenigkeit, ab; im übrigen aber bemühte er sich redlich, es uns beiden berggewohnten Freunden gleichzutun und, wie ich gleich verraten will, mit solchem Eifer, daß wir ihn binnen kurzer Zeit zur Mäßigung ermahnen mußten. Leider, wie es scheint, ohne nachhaltigen Erfolg. — Bald nachdem man Ospitale verlassen hat, öffnet sich links jenseits des Felizon das Val grande, aus welchem die wilden Zacken des Pomagagnonzuges herausblicken; man überschreitet — linker Hand ein Kreuz mit Prachtblick auf den Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, vor uns — den schönen Ponte del Ancona, 1494 *m*, und nun beginnt die Straße sich zu senken. Nicht lange dauert es, so zweigt links der bekannte Fußweg (la curta) ab und gleich danach steht ebenfalls links ein malerisches Bauernhaus. Wo sich die Straße endgültig nach Süden dreht (le Torniche, 1419 *m*), verläßt man sie — rechts etwas höher leuchtet aus dunklen Tannen das Jagdschloß St. Hubertus hervor — und folgt einem steilen Pfade hinunter auf den ebenen Grund, 1354 *m*, des Pian di luova, den ernst und groß der Taë, 2260 *m*, Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, und Col Rosa, 2164 *m*, hoch droben die Ausläufer der Tofana di fuori, 3232 *m*, umstehen. Der Fahrweg, auf welchem wir uns so befanden, übersetzt zuerst (auf dem Ponte del Pian di luova) die Acqua di Campo croce und geht dann auf das rechte Ufer des Fanesbaches über; bald stehen wir, 9¼ bis 9½ Uhr, vor dem Ponte alto di Progoito, 1458 *m*. Diesmal hielten wir uns rechts in das Fanestal hinein. In der Tiefe donnerte und tobte der Bach, welcher hier einen sehenswerten Wasserfall bildet, dieweilen wir durch Wald anstiegen; die mächtige Plattenwand des Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, zur Linken,

[1]) Ö. A.-Z. XXII, S. 107, 108; »Hochtourist« III, S. 142.

die grüngesprenkelte Steilwand des Taë, 2260 *m*, zur Rechten sind die Torsäulen zum Eingange nach Fanes. Bald ward die Steigung des bereits herzlich schlecht gewordenen Weges geringer, das Tal weitete sich ein wenig und urplötzlich standen wir vor einem schmalen, langgezogenen Wasserspiegel von schwarzgrüner Farbe, dem See von Ampezzaner Fanes, 1839 *m*. Sein Abfluß war mit einigen Sprüngen übersetzt und wir folgten nun dem Steige, welcher am Nordrande des Sees langsam in die Höhe zieht. Die Berge um Groß-Fanes wurden allmählich sichtbar, und kurz bevor wir die steinigen Alpenböden betraten, holten wir auch unseren Gepäcktransport ein. Da wir nämlich zivilisierten Gegenden durch längere Zeit ferne zu bleiben gedachten, hatte unser Gepäck einen derartigen Umfang angenommen, daß der junge Bernardi, der Sohn des Wirtes von Ospitale, sich entschlossen hatte, es auf einem zweirädrigen Karren zu verpacken und diesem ein Pferd vorzuspannen. Trotzdem mag er mit seinem Transporte nicht viel Freude erlebt haben; wir aber, neugierig, wie die uns als Palast geschilderte Hütte von Groß-Fanes eigentlich aussehen werde, eilten voraus. Noch eine Biegung nach links (Süden) und da stand vor uns auf einer grünen Kuppe, 2104 *m*, das ersehnte Obdach. 11½ Uhr war es, als wir dort anlangten. Doch ehe wir uns noch irgendwie umsehen konnten, nahm ein fürchterliches Geschrei aus der Richtung, wo wir gerade hergekommen waren, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und was wir da sahen, war auch sonderbar genug. Bernardis Pferd lag auf dem Rücken und strampelte wie besessen mit den Füßen, der Karren war umgestürzt, der Sack mit den Konservenbüchsen geplatzt und weithin lagen die glänzenden Blechdinger zerstreut. Unsere Rucksäcke abwerfen und zu Hilfe eilen, war eines. Es kostete jedoch nicht geringe Mühe, den wütend um sich schlagenden Gaul, nachdem wir die Stränge gelöst hatten, wieder auf die Beine zu bringen; dann wurde der Karren aufgerichtet, und während zwei von uns die verstreuten Büchsen sammeln gingen, begleitete der dritte den wertvollen Transport bis zur Hütte: »Eine sasso hat uns umgesmissen«, erklärte Bernardi jun. Nun, ernstlicher Schaden war wenigstens keiner entstanden. Eine nähere Besichtigung der Hütte ergab, daß die eine Hälfte den Ziegen als Wohnort angewiesen sei; die andere enthielt zu ebener Erde eine geräumige, sogar mit einem Ofen versehene Stube, ferner eine Vorratskammer und einen offenen Kochraum. Bewohnt war sie von zwei jungen und einem alten Hirten, welcher uns augenblicklich in nicht mißzuverstehender Absicht ungefragt zeigte, wo der Weg nach St. Cassian (Armentarola, 1542 *m*) weiterführe. Erst freundliches Zureden und ein Geldgeschenk bewogen ihn, uns den vorläufigen Aufenthalt in der Hütte zu gestatten. »Ab'r in d'r Stub'n is ka Platz mehr«, knurrte er ein übers andere Mal. Wir erkoren uns also den Dachraum zum Wohnen. Knapp neben der Feuerstelle führte eine altersmorsche Leiter hinauf und an einigen Stellen konnte man oben sogar aufrecht stehen; fatal war freilich, daß der Rauch vom Kochen gerade zu unseren Schlafplätzen emporqualmte und uns so zur Rolle von Selchfleisch verdammte. Rasch wurde ein Mittagessen gekocht und dann oben alles »eingerichtet«; sehr mangelhaft sah es allerdings mit der Unterlage für unsere Schlafsäcke aus: nichts als elend harte Balken. Nachdem wir noch den jüngsten der Hirten, einen ganz intelligenten Badioten namens Ferdinand, gegen ein kleines Trinkgeld als »Kammerdiener« für die allergröbsten Arbeiten aufgenommen hatten, traten wir ins Freie, um uns die Gegend ein wenig anzusehen. Weit und ruhig ist die Umgebung: im Nordosten der Zug der Col Becchei-Spitzen, weiter links die grauen Platten des Monte Varella, 2565 *m*, und der Stigaspitze, 2851 *m*, dazwischen das grüne Joch Limo, ein Übergang nach Klein-Fanes. Daran schließt sich im Südwesten das kecke Türmchen der Cunturinusspitze, 3064 *m*, zu welchem das öde Cunturinustal hinanzieht. Im Süden die breite Einsattlung des Col de Lodgia

(Tadegapaß, 2144 *m*), über welchen die immer schöne, eisbelastete Marmolata, 3360 *m*, hereinschaut; weiter links die prallen Campestrinspitzen und der ganze vielgipflige Bergzug vom Monte Cavallo, 2908 *m*, an, bis zum Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, weit draußen. Stille und flimmernder Sonnenschein darüber. Ja, Ruhe, Licht und Frieden gab es auf Groß-Fanes wie nicht leicht anderswo.

Gegen Abend beschlossen wir einen kleinen Spaziergang zu machen; von der Hütte zunächst in nördlicher Richtung ein wenig abwärts in eine kleine Eintiefung, welche eine eiskalte Quelle birgt, dann nach Nordwesten über grüne Almböden mählich bergan. In einer Mulde etwas abseits vom Wege liegt ein kleines, grünes Wasserauge, der Limosee, 2154 *m*; nur weniges weiter und man steht am Joche Limo, 2160 *m*. Vor uns bricht das Gehänge krummholzbewachsen jäh ab, unten sieht man auf engem Wiesenboden den langgezogenen Grünsee (Lec vert), daneben die zahllosen Hütten, 2029 *m*, von Klein-Fanes; auch rechts draußen funkelt ein Wasserspiegel, der kleine Lago Pischodel, 1870 *m*, in steiniger Umgebung. Hoch über allem aber das wellige Hochplateau von Klein-Fanes, umstanden von einem Kranze plattengepanzerter Bergeshäupter, von den Heil. Kreuzkofeln bis zur Eisengabelspitze (Monte Sella da furca dei fers, 2656 *m*). Deutlich sehen wir die Schutthalden, welche zum Joche St. Anton, 2468 *m*, emporziehen, über welches man in das Wiesenland von Wengen hinübersteigt, und noch weiter rechts trifft das Auge altvertraute Gipfel, den Monte Sella di Sennes, 2788 *m*, und den Pragser Seekofel (Gran Sass la porta, 2810 *m*). Lange saßen wir schweigend da, bis das Licht auf den Bergesspitzen ringsumher erloschen war und die zunehmende Dämmerung uns zur Heimkehr mahnte. Die Nacht war wenig angenehm: der Boden so verwünscht hart, daß man sich fortwährend umdrehen mußte, um nur wieder andere Ecken des Körpers mit der Lagerstatt in Berührung zu bringen. Unter solchen Verhältnissen kostete morgens das Aufstehen nur wenig Überwindung.

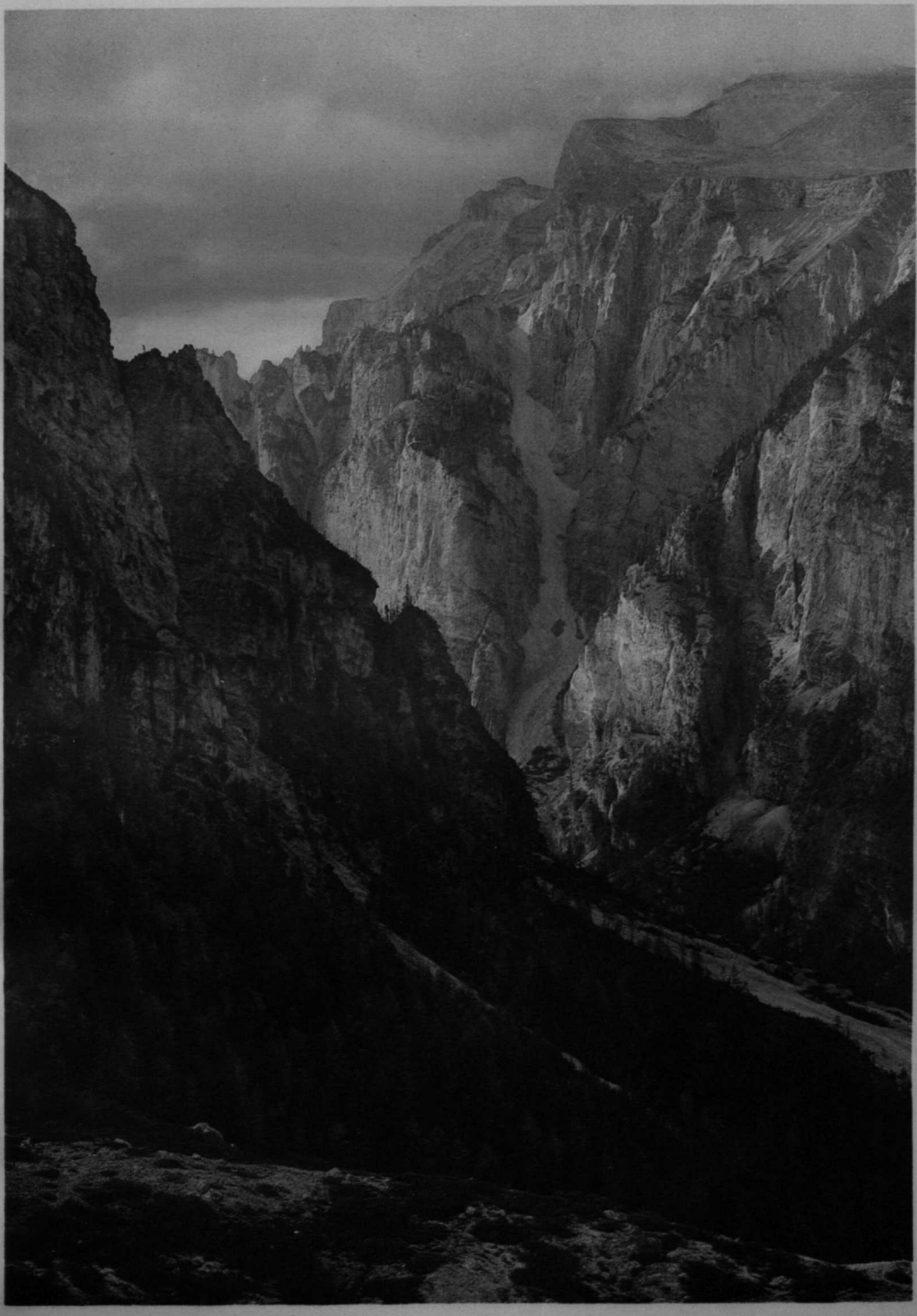
Am 1. August 1899 verließen wir um 5 Uhr 51 Min. früh die Hütte, 2104 *m*, und folgten zunächst ein Stück dem zum Col de Lodgia (Tadegapass, 2144 *m*) hinleitenden Wege; bald nachdem wir an dem seeartigen Ursprunge des Fanesbaches vorbeigekommen waren, bogen wir links (südöstlich) ab und steuerten einer gegen die Felsen der Nördlichen Campestrinspitze emporziehenden Mulde (Groß Masarei) zu, an deren linker Seite wir auch rasch an Höhe gewannen. Am Fuße der Wände angelangt, hielten wir uns gegen links aufwärts, um jene große, schon von der Hütte von Groß-Fanes aus gut sichtbare Blockhalde zu erreichen, welche an der Nordseite unseres Berges hoch in dessen Felsen hineinschneidet. Oben setzt eine schwarze, wasserüberronnene Wand ein; unter ihr querten wir nach links zu einer in die Felsen hinaufziehenden Rinne. Nach der üblichen Einstiegsrast (7 Uhr 21 Min. bis 7 Uhr 37 Min.) kletterten wir in der Rinne ein Stück empor, verließen sie jedoch, als sie schlecht zu werden begann, gegen rechts und gelangten über niedrige, senkrechte Stufen auf ein breites Schuttband, welches im Beginne noch ansteigend uns nach links (auf die Nordostseite) hinausbrachte. Dort klommen wir in lustigem Wetteifer durch einen der zahlreichen, gutgestuften Risse zum breiten Gipfelrücken empor, über welchen wir leicht den weit zurückliegenden höchsten Punkt, 2828 *m*, erreichten (8 Uhr 22 Min.). Ein von Zipflhuber geschickt erbauter, großer Steinmann nahm die Ersteigerkarte auf und nach einstündigem Aufenthalte machten wir uns an den Übergang zur höheren südlichen Spitze. Der Südgrat unseres Gipfels erwies sich zunächst als ganz leicht gangbar, bis wir zu einem hohen, gelbroten, senkrechten Abbruche kamen, welcher direkt kaum zu überwinden ist; kurz vor demselben zog jedoch ein tiefer Riss durch die Westwand hinab. Bald wurde er seicht und ganz plattig, so daß wir herzlich froh waren, als wir ihn nach links zu verlassen und auf einem Bande zur Gratschneide knapp

unter dem hinderlichen Abbruche zurückkehren konnten. Nunmehr gab es bis zur Campestrinscharte, 2712 *m*, auf welcher wir von 10 Uhr 45 Min. bis 11 Uhr verweilten, kein Hindernis mehr. Auch der Weiterweg machte uns wenig zu schaffen. Von der Scharte weg folgten wir einem Bande (nach rechts) in die Westwand der südlichen Spitze hinaus, querten auf demselben eine von links herabziehende Steilschlucht, bis wir über einer nach abwärts ziehenden Runse zu einer gegen rechts ansteigenden Geröllterrasse emporklettern konnten; von deren rechtem, oberem Ende erreichten wir schon um 11 Uhr 33 Min. den gleichfalls noch unbetretenen Gipfel, 2906 *m*. Auch hier gab Zipflhuber eine wohlgelungene Probe seiner Steinmanndlbaukunst zum besten, wofür wir ihm (taxfrei) den Titel eines Steinmanndl-Oberbaurates verliehen. Unsere Absicht war, die Gratwanderung bis zum Monte Cavallo, 2908 *m*, fortzusetzen, aber eine genaue Rekognoszierung des dahin führenden Südgrates ergab die Gewißheit, daß dieser, wenn überhaupt möglich, harte und sehr zeitraubende Arbeit erfordern würde. Deshalb und weil uns wohl auch die vergangene Nacht noch in den Gliedern lag, beschlossen wir, über die Westwand zu Tal zu steigen. Nach langer, langer Gipfelrast begannen wir um 1 Uhr 5 Min. den Abstieg, und zwar auf dem gleichen Wege zur Geröllterrasse zurück, von deren unterem Ende jedoch schräg nach links über Wandstufen hinab zum rechten Rande einer oben in riesenhaften Überhängen endigenden Schuttrinne; ein schmales Band ermöglichte endlich gegen links in deren Grund hineinzuqueren und bald waren wir aus den Felsen. Aber was jetzt folgte, war der allerschlimmste Teil der ganzen Tour; aus »Höhenschinderei« verschmähten wir es, geradeaus zu einer grünen Mulde (Plang de Smorones, 2107 *m*) des Lagoschitales abzufahren und dann gemächlich zum Col de Lodgia, 2144 *m*, emporzusteigen; wir wollten zum Passe selbst hinüberqueren. Drückend heiß brannte die Nachmittagssonne auf uns herab, als wir die schier endlosen, noch dazu vielfach von morschen Schrofen durchsetzten Schutthänge querten, eine Arbeit, welche kein Ende zu nehmen schien. Endlich um 2 Uhr 25 Min. hatten wir die Paßhöhe erreicht und über wohltuend weichen Wiesenboden (Campolungo) ging es nun heimwärts. Um 2 Uhr 52 Min. nachmittags langten wir bei der Hütte von Groß-Fanes an.

Für das Abendessen hatte Carletto uns einen besonderen Genuß in Aussicht gestellt: Julienne (von Ringler & Co. in Bozen) zu den Gullaschkonserven; seiner Angabe zufolge nahm ich drei Handvoll davon und ließ sie etwa eine halbe Stunde lang tüchtig kochen. Dann wurde — stets nach Carlettos Anweisungen — etwas Salz und heiße Butter daraufgetan und nun sollte ein gar köstliches Gericht fertig sein! Ja freilich! Die Menge ließ allerdings nichts zu wünschen übrig, aber dafür der Geschmack! Zipflhuber war der erste, der sich äußern sollte: »So ungefähr wie gekochte Hobelspäne«, meinte er; »und wie harte obendrein«, ergänzte ich, als ich mich vergebens bemüht hatte, das geschmacklose Zeug im Munde klein zu bekommen. Auch Carletto verging der Hunger überraschend schnell und einstimmig ward beschlossen, am nächsten Tage den widerspenstigen Resten energisch auf den Leib zu rücken; vorläufig wurden sie mit Wasser übergossen und zugedeckt in eine Ecke gestellt. Dann kletterten wir in unseren Schlafraum hinauf; aber ängstliches Stöhnen und ruheloses Umherwälzen in der Nacht gab Kunde davon, daß die Julienne die Träume der drei Freunde da oben bedrückte.

Le punte di Col Becchei.

Im Norden des Fanestales erhebt sich ein langgezogener Bergkamm; gegen Norden setzt derselbe mit furchtbaren, schiefrigen Plattenwänden gegen die Schutthalden um den Lago Pischodel ab, im Süden ruhen unter dem zackigen



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr., Schaeuffelens Fyr.-Korn-Pap.

Rautal (Tamers-Felsen).

Gipfelgrate grüne Weiden (Colli Becchei), welche allerdings wieder unten in lotrechten gelben Wänden gegen das Fanestal abstürzen. Das ist der Col Becchei-Zug, welcher seinen Namen von diesen an seinen Südabhängen befindlichen Weideplätzen hat. Eine Reihe von Gipfeln entragt ihm: ganz im Westen der höchste derselben, die Punta di Col Becchei di sopra, 2794 *m*, von den Ladinern auch Munt dal Toccer genannt (in der Spezialkarte und topogr. Detailkarte fälschlich mit Croda del Becco bezeichnet),[1]) dann dort, wo der Kamm nach Nordosten umbiegt (in den Karten weder benannt noch kotiert), die Punte di Col Becchei di mezzo I, 2744 *m*, und II, 2740 *m*, und endlich die Punta di Col Becchei di sotto, 2743 *m*, welche die Karten als Col Becchei die sopra bezeichnen. Im Osten dieses Gipfels, von ihm durch die Forcella d'Antruilles, 2320 *m*, getrennt, tritt der rote Turm der Croda d'Antruilles, 2401 *m*, zwischen das gleichnamige Tal und das Val di mez weit vor, während im Südosten der Punta di Col Becchei di mezzo I sich jenseits der Forcella del Taburio der Taë, 2512 *m* (Col Becchei di sotto der Karten), erhebt. Von Bergsteigern wurden die vorerwähnten Gipfel bis 1899 vollständig vernachlässigt, obwohl sie zu den landschaftlich lohnendsten Touren gehören; wohl erst wenn einmal eine Schutzhütte auf Groß-Fanes steht, wird darin ein Wandel eintreten. Der unschwer zugängliche Hauptgipfel und der Taë sind vermutlich längst von Hirten oder Jägern betreten worden,[2]) ob vor uns auch schon von Touristen, mag billig bezweifelt werden; die anderen Gipfel des Zuges sind von uns zum ersten Male erstiegen worden.[3])

Am 2. August 1899 zogen wir um 6 Uhr 20 Min. früh von der Hütte, 2104 *m*, ab und schlugen zunächst den uns bereits bekannten Weg zum kleinen Limosee, 2154 *m*, ein; indem wir uns an seinem Südufer nach rechts hielten, kamen wir bald auf einen schmalen Steig, welcher, allerdings zu wiederholten Malen undeutlich werdend, in kurzen, steilen Windungen ostwärts auf die Weidenmulden von Col Becchei di sopra leitete. Wir folgten ihm noch ein Stück weiter, bis wir unter den ausgedehnten Schutthalden im Westen des Hauptgipfels standen; hier bogen wir links ab und stiegen über das Geröll bis dorthin empor, wo es sich am weitesten gegen den Hauptgrat hinaufzieht. Über brüchige Stufen nach links aufkletternd, erreichten wir bald den Westnordwestgrat des Berges, dessen Schneide wir nunmehr folgten; diese strebt anfänglich schmal und sehr steil in die Höhe und brachte uns zunächst auf einen Vorgipfel. Wenige Minuten später, um 8 Uhr 25 Min., betraten wir den mit einer Stange bezeichneten Hauptgipfel (2794 *m*).

Es wird nicht leicht einen Berg in den Dolomiten geben, der sich, was Aussicht anlangt, mit der Punta di Col Becchei di sopra messen kann, und selbst berühmte Aussichtspunkte, wie der Pragser Seekofel, 2810 *m*, oder der Nuvolau, 2578 *m*, treten gegen sie zurück. Von der Kärntner Hochalpenspitze bis zur Adamellogruppe umzieht ein ununterbrochener Kranz von Fernern die eine Hälfte des Horizontes, indes die andere durch vielgestaltige Felsberge belebt wird. Wer möchte sie alle aufzählen, die kühnen Spitzen, welche hier des Wanderers Auge erfreuen? Auch an malerischen Talblicken fehlt es nicht: im Osten sehen wir die weiße Linie der Ampezzanerstraße in dunkelgrünem Wald eingebettet, im Nordwesten das Rautal, im Süden die weiten Flächen von Groß-Fanes, von welchen leiser Herdenglockenklang bis zu uns heraufzittert. Um 9 Uhr 40 Min. müssen wir uns endlich losreißen. Über grobe Blöcke und Grasboden folgen wir einem nach Südosten hinabziehenden Rücken, welcher die westliche Begrenzung einer großen Geröllmulde bildet. Anstatt nun ganz bis zu dem tief unten vorüberziehenden Wege abzusteigen und auf diesem die Mulde zu überschreiten, was uns freilich

[1]) Ebenso in G. Freytags Übersichtskarte der Dolomiten (östl. Blatt). — [2]) Vergl. Grohmann, a. a. O. 165, 166. — [3]) Ö. A.-Z. XXII, S. 108; »Hochtourist«, III, S. 136.«

einen ziemlich beträchtlichen Höhenverlust eingebracht hätte, benützten wir die erste, halbwegs gangbar aussehende Rinne in den Abbrüchen zur Linken, um dann die Geröllmulde möglichst hoch oben gegen die Felsen der Punta di Col Becchei di mezzo I queren zu können. Aber schon nach wenigen Metern zeigte sich die Unvernünftigkeit unseres Handelns: die Rinne bestand aus ungemein brüchigen, abwärts geneigten, roten Platten, in welche überdies ab und zu festgeschwemmter Kies eingelagert war; kein Griff oder Tritt hielt und buchstäblich waren oft nur einzelne Schuhnägel unser Halt. Mehr rutschend als kletternd suchte ein jeder auf eigene Faust hinabzukommen und mit einem Seufzer der Erleichterung sprangen wir unten auf das Geröll. Aber auch jetzt war noch nicht alles Ungemach vorüber und lange dauerte es, bis wir uns über den ewig nachgebenden Schotter im schönsten Sonnenglanze zu dem von der Punta di Col Becchei di mezzo I nach Südosten absinkenden Rücken hinübergearbeitet hatten. Über diesen ging es dann freilich bequem zur Grathöhe hinauf. Noch waren zwei senkrechte, sehr brüchige Absätze zu überwinden und um 10 Uhr 56 Min. standen wir auf dem bisher unbetretenen Gipfel, 2744 *m*. Bereits nach 29 Min. verließen wir denselben wieder, stiegen auf der Höhe des gegen Nordosten ziehenden Grates in die nächste Scharte ab und querten sodann, ohne irgendwelche Hindernisse zu finden, auf Bändern von wechselnder Breite rechts unter der unansehnlichen Punta di Col Becchei di mezzo II durch zur Scharte vor der Punta di Col Becchei di sotto, deren Scheitel, 2730 *m*, wir über harmlose Felsen um 11 Uhr 52 Min. betraten. Eine Viertelstunde später setzten wir unsern Weg nach Osten fort in der naiven Absicht, womöglich noch die Croda d'Antruilles, 2401 *m*, zu erreichen. Aber jetzt änderte sich die Lage mit einem Male; die Südseite des in eine ganze Reihe von Türmen aufgelösten Grates ist gänzlich aussichtslos, auf das Überklettern der einzelnen Grattürme verzichteten wir nach dem ersten gerne; es blieb also nichts übrig, als in der Nordseite auszuweichen. Aber wie sah diese aus! Ein außergewöhnlich steiler Hang, welcher unten in senkrechte Abstürze übergeht, schießt da in die Tiefe, grasdurchsetzte, enorm brüchige Felsen werden von morschen Plattenrinnen durchrissen. Kein Wunder, daß unser Vordringen bald ins Stocken kam. Und als der Vorangehende melden konnte, es sei gar nicht abzusehen, wie lange die Sache noch dauern werde, entschlossen wir uns zu einem »geordneten« Rückzuge. Zu meinem Troste gewann ich ein Jahr später auf der Forcella d'Antruilles, 2320 *m*, die Überzeugung, daß wir den Riesenabsturz zu derselben wohl kaum so ohne weiteres von oben her angegangen hätten; und wenn auch, die Croda d'Antruilles hätten wir an diesem Tage keinesfalls »mitgenommen«. So hieß es also zurück; links unter der Punta di Col Becchei di sotto durchquerend, erreichten wir den Hauptgrat in der Scharte nach derselben und folgten ihm nun — nur ganz oben mußten wir auf einer Platte rechts ausweichen — zur bisher verschmähten Punta di Col Becchei di mezzo II, 2740 *m* (1 Uhr 18 Min. bis 1 Uhr 23 Min.). Dann ging es stets auf dem Grate weiter zum Nachbargipfel I und eingedenk der am Vormittage gemachten Erfahrungen über dessen nach Südosten absinkenden Rücken bis zum Steige, auf welchem wir die große Geröllmulde nunmehr anstandslos überschritten. Jenseits hieß es freilich in den unbarmherzigen Strahlen der Nachmittagssonne wieder ein gutes Stück emporsteigen, bis wir den höchsten Punkt, 2576 *m*, des Weges erreichten, wo wir von 2 Uhr 32 Min. bis 2 Uhr 48 Min. rasteten. Dann ging es rasch heimwärts; am stillen Limosee vorbei trafen wir um 3 Uhr 22 Min. bei der Hütte von Groß-Fanes ein.

Nachdem die notwendigen »häuslichen« Verrichtungen erledigt waren, sollte uns eine kleine Tarockpartie die Zeit bis zum Abendessen vertreiben; einer von uns entdeckte auch in der Nähe der Hütte einen großen flachen Stein, welcher als

Spieltisch benutzt werden konnte und drei weitere als Sitzgelegenheiten waren bald herbeigewälzt. Allmählich sammelten sich die vierfüßigen Bewohner der Alpe, Rinder, Pferde und Ziegen voll Neugierde um uns, angezogen durch dieses nie geschaute Treiben; namentlich ein schöner Ochse, ein wahres Prachtexemplar, schien sich für Carletto und sein manchmal etwas merkwürdiges Spiel lebhaft zu interessieren. Und als der Ahnungslose eben einen kühnen Solo loslassen wollte, fuhr ihm plötzlich die lange, rauhe Zunge seines vierbeinigen Bewunderers über Mund und Nase. Vor Schreck verlor Carletto das Gleichgewicht nach rückwärts und purzelte geradewegs zwischen die Beine des Ochsen hinein, der seinerseits verblüfft über die unerwartete Wirkung seiner Zärtlichkeit reißaus nahm. Der Solo aber blieb ungespielt.

Die Furcia rossa-Spitzen.

An den Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, dessen plattengepanzerte Ostwand einem jeden auffällt, der von Ospitale (St. Blasius), 1474 *m*, gegen Peutelstein (Podestagno) wandert, schließen sich drei an Höhe zunehmende Gipfel, welchen wir nach der Schart »Furcia rossa«, welche sie vom Monte Vallon Bianco trennt, den Namen Furcia rossa-Spitzen gaben. In der Sp.-K. und topogr. Detailkarte fehlt die Höhenzahl, 2701 *m*, für die mittlere derselben, der nördlichen, 2671 *m*, ist der falsche Name M. Vallon Bianco, der höchsten, 2774 *m*, in der Sp.-K. die gleichfalls unrichtige Bezeichnung M. Casale gegeben worden. Von den begangenen Touristenpfaden abgelegen, dürften die Gipfel vor uns nicht besucht worden sein[1]), obwohl ihre Besteigung keinerlei Schwierigkeiten begegnet. Aus dem Val Travenanzes scheinen sie nicht erreichbar zu sein.

Nach einer leidlichen Nacht verließen wir drei die Hütte, 2104 *m*, von Groß-Fanes am 3. August 1899 um 6 Uhr 3 Min. früh; mit wenigen Schritten standen wir an dem seeartigen Ursprunge des Fanes-Baches, welchem Carletto den hochklingenden Namen »See von Groß-Fanes« verlieh. An seiner engsten Stelle wurde dieser »See« auf im Wasser liegenden Steinen überschritten und nun wandten wir uns dem Kare, Furcia rossa-Kar, zu, welches an der NW.-Seite unserer drei Gipfel eingebettet ist und dessen Eingang wir über eine endlose Reihe zum Teile begrünter, karrenartiger Mulden erreichten. Bald bogen wir jedoch über einen von niedrigen Felsstufen durchsetzten Grashang linker Hand hinauf zu einem kleineren Kessel, Furcia rossa-Kessel, welcher zwischen der mittleren und der nördlichen Spitze eingetieft ist; Winterschnee erfüllte ihn noch fast gänzlich und nur das Rauschen der über die Felsen ringsum herabstäubenden Sturzbäche unterbrach die schattige Stille. Oben dreht sich der Kessel etwas gegen SW. und vermittelt einen unschweren Aufstieg auf einen Kamm, über welchen wir um 8 Uhr 2 Min. den Gipfel, 2701 *m*, der mittleren Furcia rossa-Spitze erreichten. Nachdem Zipflhuber hier eine glänzende Probe seiner Steinmanndlbautechnik gegeben hatte, einen stattlichen Steinmann, und zwar einen solchen »mit angebauter Kartentasche«, wie er stolz sagte, folgten wir nach etwa einstündigem Aufenthalte dem Grate gegen Nordosten. Als er zersplittert zu werden begann, wichen wir auf trümmerbedeckten Bändern zur Linken aus, bis wir vor dem hohen Abbruche standen, mit welchem der Südwest-Grat der nördlichen Spitze endet. Der Versuch einer direkten Erkletterung dieses Absturzes wäre offenbar aussichtslos, so wandten wir uns kurz entschlossen über ein Band nach links, wodurch wir zu einer den ganzen Absturz durchreißenden Schlucht gelangten; sie erwies sich als unschwierig, nur ein in der

[1]) Ö. A.-Z. XXII, S. 108, 109; »Hochtourist« III, S. 141.

Mitte eingekeilter Riesenblock machte Aufenthalt. Carletto überwand ihn an seiner rechten Seite und seinem Schnaufen und Stöhnen entnahmen wir, daß es dort sehr große Schwierigkeiten gab; wir versuchten also unser Heil links und da ging es auch ganz prächtig. Ober der Schlucht waren nur mehr wenige Schritte zum Gipfel der Nordostspitze, 2671 *m*; 9 Uhr 56 Min. Auch sie bietet einen herrlichen Niederblick nach Travenanzes; uns interessierte jedoch viel mehr ein dolinenartiges Loch auf dem Gipfel; einer nach dem anderen verschwand vorsichtig in dem dunklen Schlunde und wenn auch sonst nichts bemerkenswertes darinnen war, so machten wir doch die überraschende Entdeckung, daß die Höhlung sich allgemach nach Osten drehte und endlich mitten in einer senkrechten Wand gegen Val Travenanzes auslief. Nur ungerne verließen wir den kühlen, schattigen Grund und machten uns um 10 Uhr 33 Min. an den Abstieg. Über widerlich brüchige Schrofen ging es nach Nordwesten hinab auf eine unten in Wänden abbrechende Schuttterrasse ober dem Furcia rossa-Kessel; die Steilwand, welche uns noch von demselben trennte, überwanden wir ganz links. Dort führte uns ein Quergang schräg gegen links abwärts an plattigem, nicht immer zuverlässigem Gesteine zu einem seichten Risse, durch welchen man hinunter mußte. Zipflhuber und Carletto wurden von mir durch das Seil versichert und waren auch leidlich rasch unten; auch ich fand bis wenige Meter ober dem Grasboden keine wesentlichen Schwierigkeiten, aber da wurde der Riß auf einmal zum Spalte und hing obendrein beträchtlich über. Vielleicht stellte ich mich ungeschickt an, kurzum, die beiden unten bekamen wahre Lachkrämpfe, als ich lange vergeblich nach Griffen oder Tritten herumsuchte und dabei wie eine Spinne am Überhange klebte. Aber endlich war ich doch unten, entronnen der »Wolfschlucht«, wie die beiden boshafterweise nun den Riß benannten. Rasch waren wir im Furcia rossa-Kare und querten nun, möglichst wenig an Höhe verlierend, hinüber zum Ostfuße der höchsten Spitze, wo rechts von einer in die Felsen sich hineinspitzenden Schutthalde steiles Grasgehänge nach rechts weiterleitete. So kamen wir auf die Nordseite des Berges und hatten nur mehr über einige senkrechte Wandstufen emporzuklettern, um auf den breiten Gipfelrücken zu gelangen; Schrofen und Trümmerwerk aller Art bedecken ihn und schier endlos dehnte sich die Fläche vor uns. Dazu war es entsetzlich schwül und unbarmherzig brannte die Sonne auf uns herab; doch auch diese Arbeit nahm ein Ende und um 12 Uhr 46 Min. langte ich oben an. Einige Minuten später trafen brummend und schimpfend auch die beiden Freunde ein. Verdächtig schwarze Wolken veranlaßten uns jedoch bereits um 1 Uhr 23 Min. an den Abstieg zu denken; wir folgten dabei getreulich dem Anstiegswege bis zu der Stelle, wo wir vom Furcia rossa-Kare herübergekommen waren; dort hielten wir uns über Schutt nach links zu den untersten Felswandln, an deren Nordwestecke eine plattige Rinne den Ausstieg ermöglichte. Schon um 2 Uhr 43 Min. nachmittags waren wir wieder in unserer Hütte.

Der Gedanke eines Freibades im »See« von Groß-Fanes fand allgemeinen Anklang und bald sprangen wir in das eiskalte Wasser, um Ruß und anderen alpinen Schmutz loszuwerden. Trübe wurde der glänzende Spiegel um die Badenden herum und bald waren wir, rot wie gesottene Krebse, wieder draußen. Zipflhuber empfand nun plötzlich das Bedürfnis, auszureiten und im Nu war er mit einer eleganten Wende auf dem Rücken eines gerade daherkommenden Ochsen. Der blieb für einen Augenblick ganz erstaunt stehen, dann nahm er schnell gefaßt den dicken Kopf zwischen die Vorderbeine und schlug hinten derartig aus, daß sich der Reiter sofort im Grase wälzte. Weitere kavalleristische Manöver hat er fürderhin unterlassen.

Beim Abendessen feierte Carlettos Julienne »drückenden Angedenkens« eine

glorreiche Auferstehung. Wir hatten sie mit Salz und Pfeffer noch etwa 1½ Stunde lang kochen lassen und jetzt schmeckte sie wirklich ganz gut. Auch die Hirten, welchen wir von unserem Überflusse mitteilten, fanden sie »nicht übel«. Ein plötzlicher Regenschauer trieb uns in die Stube, und da wir nichts anderes mehr zu tun hatten, musterten wir eingehend die Türe, welche so eine Art Fremdenbuch von Groß-Fanes darstellt. Abenteuerliche Zeichnungen — beispielsweise eine ganz abnorm geratene Gemse mit der Unterschrift »la camorza sterile« — sowie viele Namen und Monogramme schmückten sie und mitten darunter las einer von uns »Franz Flatscher, pastore in Col Becchei 1842«. »Der ist wohl auch längst tot«, meinte ich; »ah freili«, brummte da hinter uns der alte, zaundürre Hirt und nun stellte es sich heraus, daß er seit 1842 jeden Sommer da heroben verbringe. Den Winter über lebt er in St. Leonhard in der Abtei, aber wenn es Sommer wird, da zieht es den Alten immer wieder herauf in sein Groß-Fanes; die Last seiner Jahre trägt er leicht und allmorgens, oft schon um 3 Uhr, geht er aus, um nach den ihm anvertrauten Herden zu sehen. Daß wir ihn nicht störten, hat ihn mit unserer Anwesenheit versöhnt und lange noch plauderten wir mit ihm über sein Treiben und seine Berge.

Monte Casale, 2853 *m*, Monte Cavallo (dei Fanis), 2908 *m*.

Auf die Furcia rossa-Spitzen folgt im Hauptkamme der Gruppe ein kecker, dem Grate schräg aufgesetzter Turm, der Castello, 2811 *m*; nachher kommen zwei sanfter aussehende Erhebungen, der Monte Casale, 2853 *m*, in der Spezialkarte und topogr. Detailkarte gar nicht bezeichnet oder kotiert, und der Monte Cavallo dei Fanis, 2908 *m*. Die Forcella Casale trennt diese beiden Berge, auf welche dann im Hauptzuge die Nördliche Fanisspitze, 2967 *m*, folgt. Monte Casale und Monte Cavallo waren vor unserem Besuche unbetreten;[1]) der Castello ist dies heute, wo ich diese Zeilen schreibe, noch immer, da weder unser Versuch, noch ein am 1. September 1903 von jur. K. Goedel und med. R. Kaltenbrunner ebenfalls auf der noch am meisten einladenden Südseite gemachter Angriff zu einem Erfolge führte.[2]) Also auf, ihr verschiedenen Spitzenstürmer!

Carletto, Zipflhuber und ich verließen am 4. August 1899 um 5 Uhr 56 Min. früh die Hütte, 2104 *m*, von Groß-Fanes; wir lenkten unsere Schritte nach Süden gegen jene breite Mulde (Groß-Campestrin), welche an der Ostseite der Campestrinspitzen südwärts ansteigt. Vor ihrem Eingange liegen die wirr übereinander getürmten Blöcke, welche vor langen Jahren ein Bergsturz von der Nördlichen Campestrinspitze herabsandte; da wir keine Lust verspürten, bereits hier Kletterübungen vorzunehmen, umgingen wir das Trümmerwerk links unten und bogen dann in eine lange Mulde ein, welche an der rechten Seite von Groß-Campestrin aufwärts zieht. Ihr Grund war noch völlig mit Schnee bedeckt und wir näherten uns mühelos der Forcella di Campestrin, 2743 *m*. Knapp vor ihr bogen wir jedoch über Schutt und Schnee nach links ab, gewannen die Einsattlung im Nordosten des Monte Casale und über den zertrümmerten Rücken, welcher uns nur in der Mitte zu einem Ausweichen gegen rechts zwang, um 8 Uhr 12 Min. dessen Gipfel, 2853 *m*. Bald erhob sich ein mächtiger Steinmann auf dieser Hochwarte und bequem hingestreckt musterten wir die Aussicht. Zu wahrhaft unglaublicher Höhe erhoben sich jenseits von Val Travenanzes, das schluchtartig uns zu Füßen lag, die drei Tofanagipfel in den blauen Himmel; nur ein ganz feiner Wolkenstreif zog, nichts Gutes verheißend, träge um ihre Steilwände. Als die Frage nach dem

[1]) Ö. A.-Z. XXII, S. 109; »Hochtourist«, III, S. 142. — [2]) Vergl. Ö. A.-Z. XXVI, S. 33.

nächsten Ziele unserer Wanderung aufgeworfen wurde, fielen unsere Blicke auf den klotzartigen Turm des Castello, 2811 *m*, der greifbar nahe seine gelben Wände uns zukehrte, und augenblicklich war der Entschluß gefaßt, mit diesem kecken Gesellen anzubinden. Um 9 Uhr 10 Min. verließen wir also unseren Hochsitz und stiegen zum Südfuße des Castello hinab, denn daß weder in der glatten Westwand, noch in der lotrechten Ostwand viel zu holen sei, merkten wir sofort. Auch bei uns sah es nicht allzuschön aus. In der ziemlich breiten, gelbgefärbten Südkante befand sich in einer Höhe von etwa 8 *m* über einem Überhange ein kleiner Absatz, auf welchem ein sonderbarer Zacken aufsitzt; etwas rechts und höher schneidet ein senkrechter, enger Spalt durch das Gemäuer. Wieder etwa 8 *m* höher wird er zum tiefen Kamine und weiter oben scheint es fraglos zu gehen. Also Seil heraus und Kletterschuhe angezogen! Über brüchige Schrofen bin ich gleich am gelben Absturze und einige Meter geht es zur Not auch aufwärts; drei- bis viermal muß jeder Vorsprung geprüft werden und ein wahrer Steinregen prasselt in die Tiefe. Aber knapp vor dem Überhange bleibe ich stecken. Der Fels wird senkrecht und halten will rein gar nichts; das bloße Anstreifen mit dem Körper genügt, um vorstehende Felsstückchen loszulösen. Immer wieder fährt die Hand tastend ober dem Kopfe umher; vergebens, — zurück! Vielleicht geht es anderswo! Wir eilen um die Westseite herum und finden, daß im Norden dem eigentlichen Gipfel ein kleinerer Turm vorgebaut ist; von Osten her klettere ich nicht leicht in die Scharte zwischen ihm und dem Hauptturme hinauf. Doch hier bin ich wieder am Ende; zwar ist der Fels grau und fest, auch ließe sich der Nebenturm von hier aus zur Not ersteigen, aber die Mauer des Hauptgipfels hängt dachartig überhängend herein und von oben fein zerstäubende Wassertropfen mahnen mich eindringlichst zur Umkehr. Wohl zieht in der Ostwand von der Gipfelfläche ein dunkler Riß herab, allein bis zu ihm ist alles glatt und aussichtslos. Mißmutig müssen wir uns als geschlagen bekennen; »aber wir kommen wieder«, knurrte Carletto ingrimmig. Nun wollten wir wenigstens doch den Monte Cavallo »mitnehmen«; so arbeiteten wir uns denn unter den Westabfällen des Monte Casale über elend weichen Schnee hinüber zur Forcella Casale und stiegen dann über den Grat weiter. Auch hier stellte sich gleich anfangs eine völlig vermorschte Stufe in den Weg; dann gab es kein Hindernis mehr und um 11 Uhr 41 Min. betraten wir den Gipfel des Monte Cavallo dei Fanis, 2908 *m*. Das Wetter hatte sich inzwischen recht bedrohlich gestaltet; dicke, weiße Wolken hüllten die Tofanen ein und von Westen her kam nachtschwarzes Gewölk angeschlichen; stechend heiß brütete die Sonne über der flimmernden Landschaft. Wir hatten gar keine Lust, den Gewitterausbruch hier oben abzuwarten, und eilten bereits nach fünf Minuten talwärts. Bald verschwand auch die Sonne hinter dicht aufgetürmten Wolken und bleierne Stille lastete auf der weiten Fläche, als wir um 12 Uhr 53 Min. die Schwelle unserer Hütte überschritten.

In Wolkennacht war das Gletscherbild der Marmolata verschwunden, das sonst so freundlich über den Col de Lodgia hereingrüßte; schweres Gewölk, unter dem kleine, weiße Flocken unruhig herumfuhren, wälzte sich von Klein-Fanes heran und fahl erglänzten die Felsen des Col Becchei-Zuges; da, ein Windstoß durch die wenigen Bäume bei der Hütte und schon zuckt ein scharfer Strahl zur Erde. Schlag auf Schlag folgt der Donner und ganz vorsintflutliche Wassermassen strömen vom Himmel herunter. In eintönigem Nebelgrau verschwinden die Berge ringsumher und die wenigen Scheiben der Hütte klirren; aber drinnen in der Stube hocken die Hirten und beten eintönig ihren Rosenkranz; draußen, wenn Sturm und Donner nachließen, nichts als das Rauschen des stürzenden Wassers und hier das undeutliche Gemurmel der Betenden. Als der Aufruhr sich etwas gelegt hatte,

gingen wir daran, einzupacken; um Groß-Fanes war nicht mehr viel zu holen und so wollten wir nach Travenanzes übersiedeln. Die beiden jungen Hirten erboten sich als Träger, Carletto wollte sie begleiten, dieweilen Stopper und ich wegen dringendst notwendiger Ausbesserungen an unseren etwas altersmüden Schuhen nach Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) hinauszuwandern beabsichtigten.

Um 3 Uhr 10 Min. waren wir marschbereit; nur ungern ließ uns der alte Flatscher ziehen. Regenfeucht dampfte der Boden und weiße Nebel zogen unschlüssig um die Spitzen, während in der Ferne noch immer leiser Donner grollte. Am tiefgrünen See von Ampezzaner-Fanes, 1839 *m*, vorbei ging es talaus bis kurz vor Ponte alto di Progoito; hier trennten wir uns von Carletto, der mit den beiden Trägern rechts abbog, um über die Alpenhütten von Progoito, 1640 *m*, das Travenanzestal zu erreichen. Und wir wanderten frohen Herzens zum immer schönen Pian di Iuova, 1354 *m*, hinauf nach Peutelstein und die herrliche Straße weiter nach Ospitale, 1474 *m*, woselbst wir um 5 Uhr 46 Min. eintrafen.

Im Zimmer angelangt, war unsere erste Sorge, unsere verrußten Hände rein zu bekommen; als aber das zweite Waschwasser an tintenartiger Färbung dem ersten nicht nachgab, waren wir einen Augenblick ratlos. Vorsichtig öffneten wir dann die Türe eines Nebenzimmers und setzten dort, als wir es unbewohnt fanden, unser Reinigungsgeschäft fort; die unsaubere Brühe goß Zipflhuber kurzerhand beim Fenster hinaus. — Vor dem Abendessen gingen wir vor dem Hause auf und ab; aus einem Fenster des ersten Stockwerkes lugte eine dunkelhaarige Schönheit in Ampezzanertracht heraus. »Schönes Mädi, Bussi!« rief Zipflhuber froh gelaunt hinauf, in der Meinung, es sei dies einer der dienstbaren Geister des Hauses. Ahnungslos folgten wir gleich danach dem Klange der zum Mahle rufenden Glocke; wer beschreibt aber Freund Zipflhubers langes Gesicht, als die vermeintliche Ampezzanerin von vorhin nun neben ihm Platz nahm? Und Miß Jane schien durch das Frühere gar nicht beleidigt zu sein.

Den folgenden Vormittag faulenzten wir so recht mit Bewußtsein. Spät am Nachmittag zog Freund Stopper ab nach Travenanzes; ich aber konnte mich von den sybaritischen Genüssen in Ospitale noch nicht trennen und machte bloß einen kleinen Spaziergang in das wasserdurchrauschte Val grande hinein. Vom Eingange in dasselbe, wo am Col dei Stombi ein altersmüdes Kreuz steht, sieht man weit hinein in die Hochkare von Groß-Fanes; die Abendsonne warf schräge Strahlen auf sie; es mußte geschieden sein.

Die Lagatschoispitzen, Forcella di Travenanzes.

An die Südliche Fanisspitze, 2986 *m*, schließt im Süden ein klippenreicher Felsgrat an, den tiefeingeschnittene Scharten in drei Massive teilen: zuerst der Nördliche Lagatschoi, 2800 *m*, dann der zwei Spitzen tragende Mittlere Lagatschoi, 2750 *m* und 2740 *m*, endlich von diesem durch die düstere Forcella della Banca di Lagatschoi getrennt, der zweigipflige Südliche oder Große Lagatschoi, 2817 *m* und 2810 *m*. Im Südwesten desselben schwillt das Hochplateau, ehe es nach Süden und Westen in steilen Wänden niederbricht, noch einmal zu einer langgestreckten Erhebung, 2779 *m*, an, welche als Kleiner Lagatschoi bezeichnet wird; im Osten derselben ermöglicht die Forcella di Travenanzes, 2527 *m*, einen leichten Anstieg und Übergang in das gleichnamige Tal. Die Zeichnung der verschiedenen Karten, insbesondere der Spezialkarte und topogr. Detailkarte, ist hier namentlich um den Großen Lagatschoi herum vielfach unrichtig oder ungenau; alles einzelne ergibt die Kartenskizze Seite 340. Der Kleine Lagatschoi, welcher ein trigonometrisches

Vermessungszeichen trägt, ist ohne Zweifel schon frühzeitig betreten worden,[1]) wenn auch die alpine Literatur fast nichts über ihn enthält. Die ersten Ersteigungen der drei anderen Gipfel erzählen die folgenden Zeilen;[2]) sonst ist nur bekannt geworden, daß K. Doménigg (allein) am 5. August 1899 den Nördlichen Lagatschoi betrat und am 10. August 1900 in Gesellschaft von Günther Freiherrn von Saar die erste Ersteigung des Südlichen Lagatschoi über dessen Ostwand vollführte,[3]) ein Weg, welcher dem von uns bei der ersten Ersteigung (von Norden her) eingeschlagenen entschieden vorzuziehen ist und durch einen Einstieg noch weiter links vermutlich noch leichter gestaltet werden könnte.

Am 8. August 1898 zogen Freund Günther und ich um 7 Uhr 7 Min. vormittags von unserem lieben Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) aus und den Weg in das Travenanzestal hinein. Der älteste Sohn des Wirtes hatte als Träger das meiste unseres für einen längeren Aufenthalt in der Kaser von Travenanzes berechneten Gepäckes aufgeladen und schob, von seinem bellenden schwarzen Pudel begleitet, in einem derartigen Tempo talein, daß wir anfänglich Mühe hatten, ihm zu folgen. So langten wir bei zunehmend düsterer werdendem Himmel bereits um 11 Uhr 20 Minuten bei der Kaser, 1999 *m*, von Travenanzes an, welche diesmal unbewohnt war: wegen der Maul- und Klauenseuche hatten Hirt und Herden diese Gegenden gemieden. Uns konnte es freilich recht sein, waren wir ja doch so die alleinigen Herren. Kaum daß wir Bernardi jun. entlohnt hatten, machte er sich auch schon wieder auf den Heimweg; und wahrhaftig, er war noch gar nicht lange unseren Blicken entschwunden, so prasselte auch schon ein tüchtiger Regenguß auf das Hüttendach. Schadete nichts, dieweilen richteten wir uns häuslich ein, machten aus dem einen kleinen Zimmer unsere Vorratskammer und aus dem anderen unseren Schlafraum, wobei wir allerdings die sehr unerwünschte Entdeckung machten, daß Günthers Schlafsack — unbekannt wieso — in Neuprags zurückgeblieben war. Am Abend, als es sich wieder aufgehellt hatte, unternahmen wir einen kleinen Spaziergang hinauf in das Faniskar, betrachteten dabei den Fanisturm, 2939 *m*, und gingen guter Dinge schlafen. Am folgenden Morgen gab es jedoch ein böses Erwachen; es rauschte so ganz eigentümlich um die Hütte herum. »Teufel, das kann doch nicht der Wasserfall der Fontana negra sein«, und als wir hurtig in »dürftigem Zivil« draußen auf dem kleinen Altan vor dem Eingange standen, sahen wir auch die Bescherung. Alle Gipfel staken im Nebel und schwere Wolken wälzten sich quer über das Tal; dazu grollte es in einemfort in den Wänden. Da war freilich nichts zu machen und schleunigst krochen wir wieder in den Schlafraum. Als wir schon gegen Mittag wieder aufstanden, sah es noch schlimmer aus: Blitz folgte auf Blitz und dazu goß es in Strömen. Ein ausgiebiges Frühstück tröstete uns eine Weile, dann überraschte uns die erfreuliche Wahrnehmung, daß sich der Regen allgemach in Schnee zu verwandeln begann. Jetzt war aber auch unser Entschluß gefaßt: fort, denn etwas ordentliches ließ sich in den nächsten Tagen hier ja doch nicht machen. Mittels kunstvoll eingeschlagener Nägel und eines Vorhängschlosses sperrten wir die Vorratskammer ab, schulterten Pickel und Rucksack und zogen um 3 Uhr nachmittags fort. Völlig winterlich war die Landschaft, große Wasserfälle schossen allenthalben von den Wänden nieder, als wir in fußtiefem Neuschnee zum Col dei Bos, 2310 *m*, hinaufstapften und jenseits zum Ospizio in Falzarego, 1985 *m*, hinabeilten. Der nächste Tag brachte blauen Himmel und Sonnenschein; Nuvolau alto, 2648 *m*, über die Südwand und beide Hauptgipfel der Cinque torri mit Abstieg durch die sehr inter-

[1]) »Tourist« (1881), Nr. 11. — [2]) Ö. A.-Z. XXI, S. 263, 264; XXII, S. 109, 110; XXIII, S. 85, 86. »Hochtourist«, III, S. 143 (nur der höchste Gipfel); Jahrb. d. A. A.-V. München, VIII, S. 77. Vergl. auch M. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 113. — [3]) Ö. A.-Z. XXIII, S. 86, 87; Jahrb. d. A. A.-V. München, VIII, S. 77.



Naturaufnahme von F. Benesch.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Antelao und Croda da Lago vom Kleinen Lagatschoi aus.

essante Ostschlucht waren unsere Beschäftigung; und am Abend sang uns die schöne Angelica Ampezzaner Volkslieder zur Zither. Bald schwermütig leise, bald aufjauchzend lustig klang es durch die kleine Stube in die Nacht hinaus; ja wohl »hai Carolin, non mi fai piangere cosi«. —

Am Morgen des nächsten Tages, 11. August, gingen wir um 7½ Uhr fort, ein Stück die Straße hinauf gegen den Passo Falzarego zu, dann nördlich ab und undeutlichen Steigspuren, bei welchen wir sogar ab und zu ganz verblaßte rote Zeichen zu entdecken vermeinten, folgend, in einer weiten Mulde nordwärts zur Forcella di Travenanzes, 2527 *m*, empor. Wir beabsichtigten, den Südlichen Lagatschoi, 2817 *m*, von Süden her anzugreifen; leider sollte es ganz anders kommen, als wir erwartet hatten. — Von der Forcella weg, die sich eigentlich bloß als ein wenig eingetiefter und felsfreier Punkt in dem langen, vom Col dei Bos, 2310 *m*, zum Kl. Lagatschoi, 2779 *m*, hinziehenden Mauerwalle darstellt, gelangten wir verhältnismäßig rasch an den Fuß der Südabstürze unseres Berges heran. Aber wie sahen diese aus! Nichts als turmhohe, gelbe und rote Wände, durch welche einige wenige, höchst fragwürdige Kaminreihen herabzogen; »da wird es wohl anderswo besser gehen«, meinten wir und machten uns nun daran, dieses »anderswo« zu finden. Ein greulicher Weg folgte. Um nicht allzuviel von der gewonnenen Höhe zu verlieren, überkletterten wir kleine Seitenrippen, hinderliche Absätze u. s. w.; endlich zog sich vor uns — wir waren inzwischen ganz auf die Ostseite des Massivs gekommen — eine endlose Schuttgasse steil zu einer Scharte im Norden unseres Berges empor. Also hinauf! Knapp an der Wand begannen wir an der linken Seite des Gerölles den Anstieg. Mancher Schweißtropfen ward vergossen, mancher Fluch hervorgekeucht, bis wir den beweglichen Schotter hinter uns hatten und auf der Scharte, Forcella della Banca di Lagatschoi, standen; 11 Uhr. Eben wollten wir die Felsen unseres Berges einer prüfenden Betrachtung unterziehen, als es oben uns lebendig wurde: Eiszapfen und Steine der verschiedensten Größe prasselten hageldicht herunter oder schlugen zersplitternd neben uns ein, daß brenzliger Geruch die Luft verdarb. Als die unsichtbaren Batterien einen Augenblick schwiegen, nahmen wir Reißaus und erst in sicherer Entfernung von den Felsen wagten wir es, umzuschauen; unter solchen Verhältnissen, unserem Gipfel heute nochmals an den Leib zu rücken, dazu hatten wir begreiflicherweise jede Lust verloren. Um aber doch etwas getan zu haben, überstiegen wir einen vom Mittleren Lagatschoi nach Osten vortretenden Absenker an geeigneter Stelle und strebten nun in nordwestlicher Richtung dem Nördlichen Lagatschoi zu; kleine Felsstufen und Schuttbänder, auf welchen noch allenthalben Neuschnee lag, leiteten uns unschwer auf seinen Gipfel, 2800 *m*, woselbst wir hungrig um 12 Uhr 17 Min. ankamen. Nach gründlicher Beschwichtigung des vernehmlich knurrenden Magens betrachteten wir mit Muße die herrliche Aussicht, welche ein wolkenloser Tag uns hier oben bot. Eine Felsenwildnis ohnegleichen ist rundherum zu schauen und durch ihre Lücken schimmern allenthalben die weißen Häupter der Gletscher. Wie eine Karte ist das Abteital im Westen uns zu Füßen ausgebreitet, hell heben sich die weißen Häuser von St. Cassian, Costadedoi, Stern und wie die Ortschaften alle heißen mögen, von den lachenden Fluren ab. Ganz nahe von uns ragt der Fanisturm, 2939 *m*, kühn in das Himmelsblau empor; ja, von der Fanisturmscharte weg scheint die Südwand gangbar zu sein. Warte nur, morgen kommen wir und steigen aus dem Faniskare durch die Eisrinne hinauf! Als es kühler zu werden begann, schieden wir von unserem Hochsitze; Schrofen, Gras und Geröll betrat nacheinander der eilende Fuß und bereits nach 1 Stunde 12 Min. standen wir vor der Kaser, 1999 *m*, in Travenanzes.

Alles war unberührt geblieben und bald prasselte ein lustiges Feuer auf der

Kochstelle. Leiser ging der Schleierfall der Fontana negra und flüsterte uns sanft hinüber in das Reich der Träume.

Ein Jahr später, am 6. August 1899, sah mich ein warmer Nachmittag wieder einmal auf dem Wege nach Travenanzes. Eine ganze Reihe von Wagen kam mir bis zur Drehung (le Torniche, 1419 *m*) von Peutelstein auf der Straße entgegen und es war mir ein ganz besonderer Genuß, in meinem schäbigen Touristenaufzuge etwaige elegante Bekannte begrüßen zu können und mich über ihre anfänglich höchstverlegenen Gesichter zu erheitern. Bald war ich aber allein und nur das Rauschen der Bergwasser neben mir und die Herdenglocken von Progoito brachten Leben in die Landschaft. Am Plan Travenanzes, 1780 *m*, blieb ich ein Weilchen stehen. Da war es ja wieder, das traute Hüttlein auf grüner Anhöhe vor mir und daneben alles überragend in wuchtiger Großartigkeit der König des Tales: Torre Fanis, 2939 *m*. Heute war es aber nicht mehr still im Tale; gleich hinter Plan Travenanzes kam mir eine große Herde von Pferden entgegen und bewies ein recht lästiges Interesse an meinem Rucksacke; weiter oben weideten Ochsen und auch zwei langohrige Esel machten die Gegend unsicher. Vor der Hütte sah ich schon von weitem, die Hände in den Hosentaschen vergraben, Doménigg und Stopper stehen und behaglich meinem Heraufsteigen zusehen. »Nun, was habt ihr heute gemacht?« »Nichts, Fanisturm« und gerne warf ich meinen schweren Rucksack auf die Bank vor der Hütte. »Also morgen Großer Lagatschoi.« »Einverstanden.« So war also alles in schönster Richtigkeit und ich ging nun, die diesjährigen Bewohner der Hütte zu betrachten. Ein Hirt aus der Gegend von Feltre mit zwei kleinen Jungen, deren einer den wohlklingenden Namen »Desiderio« führte, hauste in dem einen Kämmerlein und hatte meinen Freunden bereitwilligst das andere abgetreten. Wie der zuerst angekommene Carletto diese Verständigung zustande gebracht hatte, blieb mir freilich ein Rätsel, da er kein Wort Italienisch konnte, die Hirten aber ebensowenig Deutsch verstanden. Trotzdem war alles in Ordnung, ja ober unserer Kemenate prangte sogar eine Visitkarte Carlettos mit dem Zusatze »Salon. Es wird ersucht, die Schuhe abzuputzen.« Für das Abendessen war diesmal Zipflhuber der Koch »vom Tage«; kunstvoll bereitete er ein würziges Gullasch am Feuer; eine lange Bank war als Sitz und zugleich Tisch bereitgestellt und sehnsüchtig warteten Carletto und ich auf den Augenblick, wo unser Koch uns das Erzeugnis seiner Kunst vorsetzen würde. Da ein Krach und knapp vor der Bank fiel das ganze Abendessen auf den Boden und Zipflhuber sprang wie ein Besessener, seine rechte Hand schüttelnd, herum. Verdutzt schauten wir drein; da ward uns Aufklärung: Zipflhuber hatte die Pfanne, ohne den Stiel mit irgend etwas zu umwickeln, angefaßt und hatte, gehörig verbrannt, gerade vor der rettenden Bank auslassen müssen. »So ein .....«, brummte Carletto und auch ich fügte einen der Zoologie entnommenen Kosenamen hinzu; »aber schnell eine neue, vermehrte Auflage.« Und während der zerknirschte Zipflhuber sich unverdrossen an die Neuarbeit machte, näherte sich demütig der Hirte, welcher mit seinen beiden Jungen die ganze Scene aus dem Hintergrunde beobachtet hatte, und fragte, ob wir das auf dem Boden schwimmende Zeug noch zu essen gedächten. Auf unsere lachende Verneinung machten sich die drei darüber her und nach wenigen Minuten gab nur mehr ein großer Fettfleck Kunde von der Katastrophe.

Am 7. August 1899 verließen wir die Kaser, 1999 *m*, um 6 Uhr 40 Min. früh und zogen, um den unzähligen kleinen Gräben und Mulden tunlichst auszuweichen, gemächlich den rot bezeichneten Steig gegen den Col dei Bos, 2310 *m*, hinan; unweit der Tafel auf der Paßhöhe wandten wir uns rechts und gewannen in ungefähr westlicher Richtung über grasigen, von zahlreichen steinigen Rippen durchsetzten Boden mühelos die Banca di Lagatschoi di fuori, welcher wir nunmehr

bis zur Scharte (Forcella della Banca di Lagatschoi) folgten. Über die Viertelstunden des eintönigen Hinaufsteigens über den beweglichen Schutt will ich lieber mit Schweigen hinweggehen; ein jeder weiß, daß in solchen Fällen das Ziel nie näher zu kommen scheint, und daß sich die Viertelstunden ganz endlos zu dehnen scheinen. Genug, früher als wir es erwartet hatten, um 8 Uhr 38 Min., standen wir auf der Scharte, von welcher jenseits eine stark vereiste Schneerinne absinkt. Gegen dieselbe zieht von der Schuttterrasse, welche den Gipfelzacken unseres Berges im Norden vorgelagert ist, eine steile, unten verfirnte Schlucht herab, über welche augenscheinlich der Anstieg genommen werden mußte. Um 9 Uhr 15 Min. stiegen wir von der Scharte in der jenseitigen Schneerinne ein wenig ab, bis wir die Einmündung der eben erwähnten, aus dem Massive herabkommenden Schlucht erreicht hatten; über sie kamen wir gut empor zu einem dieselbe sperrenden, etwa 20 *m* hohen Absatze. Das war eine böse Sache! Ein Strom eiskalten Schmelzwassers ergoß sich von oben über die mehrfach überhängenden, völlig glattgescheuerten Platten des Absatzes und trotz wiederholter Versuche wollte es mir nicht gelingen, hinaufzukommen. Bei den Ärmeln rann der »nasse Segen« hinein, um glucksend bei den Bergschuhen wieder herauszuquellen, die wenigen Vorsprünge rund und glitschig: es war rein zum Verzweifeln. Als meine Hände zu erstarren drohten, ließ ich ab und sah mich nach einer Umgehung um. Links eine senkrechte, aussichtslose Wand, aber rechts etwas tiefer schienen die trockenen, sonnbeschienenen Felsen Erfolg zu verheißen. Von der Stelle, wo unsere Schlucht sich mit der Schneerinne vereinigt, schob ich mich in Kletterschuhen auf ein schmales Gesimse gegen rechts; schon nach wenigen Metern brach es ab und es war schwer, seine Fortsetzung zu erreichen. Vom Ende des Gesimses leitete mich ein kurzer Kamin auf einen kleinen Absatz in der Kante zur Rechten. Den Händen vertrauend schwang ich mich dann um einen Überhang nach rechts in einen weiteren Kamin, welcher auf einen größeren Schuttfleck schon rechts von der Kante der Wand mündete. Steile Felsstufen, zuletzt ein schmales Geröllband, führten nun gegen links in die Schlucht unmittelbar ober dem hinderlichen Plattenabsatze. Als wir alle drei hier vereint waren, ging es weiter; zunächst in der Schlucht selbst über Geröll, Schnee und eingeklemmte Blöcke, bis man links auf die Schuttterrasse ausbiegen konnte. Dieselbe ist in der Mitte von einem Schrofengürtel unterbrochen und brachte uns leicht bis an die Gipfelzacken heran; unter diesen wurde nach rechts auf eine breite Grateinsenkung gequert und von derselben über steilen Fels links gewandt der höhere Zacken, 2817 *m*, erklommen (12 Uhr 42 Min. bis 1 Uhr 28 Min.). Auf die Grateinsenkung zurückgekehrt, kletterten wir über die Schneide noch schnell hinüber auf den nach Südsüdwest vorgeschobenen Gipfel, 2810 *m*, (1 Uhr 35 Min. bis 1 Uhr 45 Min.), um einen Abstieg nach Süden ausfindig zu machen. Umsonst; nichts als gelbe und rote Kamine, welche man nicht übersehen konnte und die schon oben recht wenig einladend aussahen. So blieb also nichts übrig, als dem alten Wege auch für den Abstieg zu folgen. Ober dem nassen Abbruche nahm ich hinter einem festen Blocke guten Stand und ließ nun einen nach dem anderen ganz links (im Sinne des Abstieges) hinabklettern; es ging weniger schlecht, als wir alle es erwartet hatten. Trotzdem wollte ich als letzter sicher gehen; ich legte daher um einen verläßlichen Zacken einen doppelten Rebschnurring, zog mein Seil hindurch und trat dann die Reise an. Um 3 ½ Uhr waren wir alle wieder auf der Forcella della Banca di Lagatschoi, verließen dieselbe nach einviertelstündigem Aufenthalte und fuhren nun fröhlich talab. Der prachtvollen Westnordwest-Wand der Tofana di Roces, 3220 *m*, sollte der nächste Tag gelten und ich fertigte in aller Eile eine kleine Skizze des in Aussicht genommenen Weges durch die prallen Abstürze an; dabei machten wir die sehr unerfreuliche Entdeckung,

daß einer unserer Liliput-Feldstecher auf dem höchsten Zacken des Südlichen Lagatschoi zurückgeblieben sein mußte. Ich warte bis heute vergeblich auf sein Wiederkommen. Bereits um 4 Uhr 48 Min. traten wir über die Schwelle unserer lieben Kaser von Travenanzes.

Wieder ein Jahr später, am 10. August 1900, zog ich mit lieben Freunden, vom Ospizio in Falzarego, 1985 *m*, kommend, dem schönen Col dei Bos zu; außer dem getreuen Carletto hatte sich auch Günther eingefunden und Architekt Othmar Schrig, von uns kurzweg »Almbua« geheißen, war der vierte im Bunde. Heute sollte gelegentlich der Rückkehr nach Travenanzes der Mittlere Lagatschoi daran kommen. Auf der Höhe, 2310 *m*, des Col dei Bos (um 9 Uhr 8 Min.) trennten wir uns: der Almbua wollte photographischer Aufnahmen halber die nahegelegene Cima Falzarego, 2547 *m*, besteigen und uns übrigen dann zum Einstiege, den wir unter der Forcella della Banca di Lagatschoi zu nehmen gedachten, nachkommen. Während er mit wichtiger Miene bergwärts stieg, wanderten wir der Banca di Lagatschoi di fuori zu und über deren elenden Schotter langsam hinauf; oft und oft drehten wir uns dabei um und riefen, allein vom Almbua war weder etwas zu hören noch zu sehen. So waren wir um 10 Uhr 30 Min. etwa 100 *m* unter der Scharte dort angelangt, wo zwischen beiden Gipfeln des Mittleren Lagatschoi eine wilde Schlucht nach Nordwesten hinaufzieht; noch einmal wurde mit dem Glase die ganze Gegend unter uns abgesucht, und als wir auch da von unserem Freunde nichts wahrnehmen konnten, beschlossen wir die Besteigung ohne ihn fortzusetzen. Die Schlucht ist unten geteilt, wir wählten den linken Ast zum Anstiege; morsche Felsstufen, dann in der eigentlichen Schlucht steiler Schnee, welcher sich höher oben in graublaues Eis verwandelte und strenge Stufenarbeit erforderte, sowie ein kurzer aber brüchiger Kamin brachten uns auf die Scharte (Mittlere Lagatschoischarte) zwischen beiden Gipfeln. Jenseits derselben bogen wir rechts um eine Ecke, ließen uns vorsichtig aus dem flachen Stütz über eine mannshohe Stufe hinab und standen so in einer gänzlich eisigen Rinne, welche gegen Südosten in das Massiv des Ostgipfels einschnitt. Anfangs konnte man noch mittels Stufen in derselben vordringen, aber bald wurde das Eis so dünn, das bei jedem stärkeren Pickelhiebe haltlose Platten zum Vorschein kamen. Wir waren daher herzlich froh, als wir am oberen Ende der Rinne auf weichem Schnee gegen links queren konnten und von dem so erreichten Schuttbande nach wenigen Schritten über Schrofen auf den Ostgipfel, 2750 *m*, kamen (12 Uhr 8 Min. bis 12 Uhr 15 Min.). Zum Abstiege wählten wir die Nordseite, weil es uns nach unserer vereisten Rinne kein zweites Mal gelüstete. Am oberen Rande steil einsetzender Wände angelangt, kletterten wir durch einen kaminartigen Riß, welcher sich durch sein auffallend scharfkantiges Gestein auszeichnet, nach links abwärts, jenseits einige Meter auf eine Rippe empor und befanden uns so am rechten Rande einer schneeerfüllten Rinne, welche weiter unten in die von der Mittleren Lagatschoischarte gegen Norden abstreichende Schneerinne einmündete. Carletto und ich stiegen über eine wenig angenehme Platte, Günther über den kaminartig verengten obersten Teil der Rinne zum Schnee hinunter und dann wieder zur Scharte hinauf. Von ihr aus gings nach rechts empor auf eine Schulter und über brüchigen Fels zum Westgipfel, 2740 *m* (12 Uhr 50 Min. bis 12 Uhr 56 Min.). Nach kurzem Aufenthalte kehrten wir hungrig und durstig eilends zur Mittleren Lagatschoischarte zurück (1 Uhr 3 Min.), woselbst wir unser Gepäck zurückgelassen hatten; eine halbe Stunde später trennten wir uns. Die beiden Freunde stiegen nach Südosten ab, um trotz des sich bedrohlich gestaltenden Wetters noch den Südlichen Lagatschoi von Osten zu ersteigen, ich aber wandte mich nordwärts der Kaser von Travenanzes zu. Die früher erwähnte Schneerinne, sowie ein nicht hoher Absatz darunter

brachten mich bald in das Kar hinab und nun stürmte ich weiter, denn rabenschwarze Wolken und ein verdächtiges Brummen trieben zur Eile an. Um langweiliges Überqueren von allerhand Mulden und Gräben zu vermeiden, hielt ich mich stets auf dem gegen die Kaser, also nach Nordost zu streichenden Rücken, den tiefrote Erdabbrüche kennzeichnen. Schon um 2 Uhr 12 Min. nachmittags stand ich vor der Kaser, 1999 *m*, von Travenanzes; nicht viel später, gerade als die ersten großen Regentropfen klatschend zu fallen begannen, kam auch ganz gemütlich der Almbua daher; er behauptete steif und fest, von uns weder etwas gehört noch gesehen zu haben!

Tags darauf beabsichtigten wir den Fanisturm, 2939 *m*, und die Faniskarspitze, 2880 *m*, anzugehen; allein schon am Beginne des Faniskares erwischte uns der Regen und es war aus mit allen Projekten. Den Nachmittag verbrachten wir — die Hütte war im Jahre 1900 wieder einmal von Hirten nicht bezogen — mit Tarockspielen, während es draußen donnerte und stürmte. Des Almbuas Übereifer im Einheizen war dabei Schuld, daß plötzlich das Hüttendach ober der Feuerstelle zu brennen anfing; hei, wie sie da löschen sprangen, die bequemen Herren und keinen Regen scheuten, um von der nahen Quelle Wasser zu holen! Und als es am zweitfolgenden Tage noch immer nicht hell werden wollte, riß uns der Geduldsfaden, wir sperrten die Hütte zu und zogen leichten Herzens talaus; das Waldjoch Posporcora, 1777 *m*, führte uns rechts hinüber in die sonnige Weite von Ampezzo zu neuen, schneidigen Fahrten.

Der Tofanastock.

Eine Topographie der Tofanagruppe zu geben, ist wohl unnötig; nur so viel sei bemerkt, daß die genau westlich des Col dei Bos, 2310 *m*, aufragende und in der »Original-Aufnahme« mit 2640 *m* kotierte Spitze die Punta Col dei Bos ist. Dieselbe ist in der Spezialkarte und topogr. Detailkarte bloß eingezeichnet, aber weder kotiert noch benannt. Durch die Forcella di Roces (östlich) steht sie in enger Verbindung mit der Tofana di Roces, 3220 *m*. Was die Ersteigungsgeschichte der hier in Betracht kommenden Gipfel anlangt, so sei hier in Kürze folgendes erwähnt: Die am weitesten nach Norden vorgeschobene Tofana di fuori, 3232 *m*, wurde von **P. Grohmann** mit Ang. Dimai am 27. August 1865 das erste Mal, und zwar von Osten her erstiegen;[1]) auf nicht näher bekanntem Wege erreichte dann Dr. Biedermann mit dem gleichen Führer am 28. Juli 1882 von Norden die Spitze,[2]) während Prof. Dr. Minnigerode und Anna Voigt mit J. Kederbacher und St. Kirchler am 7. September 1883 als erste, wenn auch nicht direkt, nach Westen in das Travenanzestal abstiegen.[3]) Auch der höchste Gipfel, die Tofana di mezzo, 3241 *m*, wurde von P. Grohmann am 29. August 1863 mit F. Lacedelli zuerst betreten;[4]) außergewöhnliche Wege wurden im Laufe der Zeiten zwei auf ihren Scheitel eingeschlagen und zwar am 24. August 1896 von J. St. Mackintosh und N. A. Heywood mit A. Zangiacomi und G. Menardi über den Südgrat (im Abstiege),[5]) sowie am 11. August 1897 durch A. G. S. Raynor und J. S. Phillimore mit A. Dimai und G. Colli über die Südwestwand.[6]) Der erste Ersteiger der Tofana di Roces, 3220 *m*, war (über die Nordostseite) ebenfalls P. Grohmann mit F. Lacedelli, S. Siorpaës und Ang. Dimai am 29. August 1864;[7]) über die Westsüdwest-Wand erreichten sie am 10. August 1897 A. G. S. Raynor und J. S. Phillimore mit A. Dimai und G. Colli,[8])

[1]) P. Grohmann a. a. O., S. 101—105. — [2]) »Tourist« (1882), S. 130; R. M. (1882), S. 130. — [3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1884, S. 346 ff. — [4]) P. Grohmann a. a. O., S. 95—98. — [5]) Jahrb. d. A. A.-V. M. XVIII, S. 253. — [6]) M. d. D. u. Ö. A.-V. 1898, S. 151; Ö. A.-Z. XIX, S. 250; »Hochtourist« III, S. 139. — [7]) A. a. O., S. 98—100. — [8]) »Hochtourist« III, S. 139.

während Rolanda und Ilona von Eötvös mit A. Dimai, G. Siorpaës und A. Verzi im August 1901 einen neuen Weg ‚von Süden her eröffneten,'[1]) allerdings ohne den Gipfel über die Südwand selbst erreicht zu haben. Die Punta Marietta, 2873 *m*, ein Felsturm im Osten der Tofana di Roces wurde am 4. Juli 1894 von J. Müller mit L. Bernard und A. Zangiacomi erstiegen.[2]) Über die erste Ersteigung der Punta Col dei Bos und der Tofana di Roces über die Westnordwestwand durch mich und meine Freunde soll im folgenden näher berichtet werden.[3])

Der Morgen des 8. August 1899 war trüb und regendrohend; längere Zeit hindurch konnten wir uns nicht entschließen, aus unseren Schlafsäcken herauszukriechen, und so kam es, daß wir erst um 7 Uhr 38 Min. auszogen. Daß wir die riesenhafte Westnordwest-Wand der Tofana di Roces nicht angreifen durften, war uns klar und so wollten wir uns einem kleineren Ziele, der noch jungfräulichen Punta Col dei Bos, 2640 *m*, zuwenden. Wieder schritten wir den schon wohlbekannten Weg zum Col dei Bos, 2310 *m*, hinauf; bei den letzten großen Blöcken verließen wir ihn nach links und nun ging es der Forcella di Roces (zwischen der Tofana di Roces links und der Punta Col dei Bos rechts) zu. Grasdurchsetzter Schotter, dann hartgefrorener Schnee ließen uns rasch an Höhe gewinnen, und so erreichten wir um 9 Uhr 12 Min. eine kleine, nischenartige Höhlung etwa in der Fallinie unter den Gipfelzacken der Punta. Heulend fuhr der Sturmwind um das Gemäuer und bald klatschte auch ein ausgiebiger Regen hernieder; mißmutig starrten wir in die graue Landschaft: wenn es so weiterging, dann ade heute sogar Punta! Wir mochten etwa eine halbe Stunde da gehockt sein, als der Regen nachließ und bald darauf gänzlich aufhörte. Hurra! los! Um 3/4 10 Uhr begannen wir die Kletterei. Wenige Schritte rechts von unserer Nische zog ein schluchtartiger Riß steil nach rechts in die Höhe, seinen Beginn bildete ein glatter Kamin, hinter dessen zwei eingekeilten Blöcken wir durchkrochen. Dann ging es über Schutt und kleine Absätze unschwer in die Höhe, bis der Riß in gelbrotem Gesteine weit überhängend emporzog. Hier querten wir auf schmalem, plattigem Gesimse, welches uns lebhaft an das berühmte Band der Kleinen Zinne erinnerte, einige Meter gegen links und kletterten sodann über eine senkrechte Wandstufe auf einen Geröllstreifen empor, welcher uns nach links zu den gegen Südwesten weit hinaushängenden Gipfelzacken brachte. Aber die Wand ober uns hing über. Indes waren rasch zwei Griffe gefunden und nun hieß es den Turner hervorkehren: eine freie Zugstemme und gleich danach hatten wir ein Schartel knapp neben dem höchsten Punkte erreicht. Über rundlichen Fels emporkletternd standen wir um 10 Uhr 21 Min. auf seinem Scheitel. Rasch wurde ein kleiner Steinmann gebaut, eine Karte darinnen verwahrt und schon nach 7 Min. wandten wir uns zum Rückzuge; ein eisiger Wind pfiff durch das undurchdringliche Nebelgrau, und als es gar zu graupeln begann, verzichteten wir auf die geplante Überschreitung unserer Spitze und eilten frostzitternd unseren Anstiegsweg hinab. Von 11 Uhr bis 11 Uhr 25 Min. rasteten wir in unserer Nische am Einstiege; dann steuerte Carletto der Forcella di Roces zu, um auf diesem, seiner Meinung nach nächsten Wege gegen Falzarego abzusteigen; Zipflhuber und ich aber fuhren lustig gegen Travenanzes talab, benützten jedoch bald einen Gemspfad, welcher knapp unter der Westnordwest-Wand der Tofana di Roces hinzieht und an vielen Stellen dachartig von den Felsen überwölbt wird. Dabei besahen wir uns den ins Auge gefaßten Einstieg in die Westnordwest-Wand genauer. Um 12 Uhr 54 Min. betraten wir die Kaser, von Travenanzes.

[1]) »Hochtourist« III, S. 140. — [2]) Ö. A.-Z. XVI, S. 206, 207. — [3]) Ö. A.-Z. XXII, S. 110, 111; »Hochtourist« III, S. 140. Den Modeberg der letzten Jahre, den Col Rosa, 2164 *m*, glaube ich hier füglich übergehen zu können.

Die Wetteraussichten wurden indessen immer trüber und so übergaben wir unsere Sachen der Obhut der Hirten und wanderten um 2 Uhr 10 Min. neuerlich dem Col dei Bos zu. Von 3 Uhr bis 3 Uhr 5 Min. hielten wir auf seiner Höhe, 2310 *m*, der Wind riß Nebelfetzen um die gelbe Steilwand der Punta, aber nicht einmal ihr Gipfel, 2640 *m*, wurde für einen Augenblick frei; um 3 Uhr 54 Min. nachmittags zogen wir im Ospizio in Falzarego, 1985 *m*, ein. Den Rest des Tages verbrachten wir damit, unsere verschiedenen alpinen Ausrüstungsgegenstände in leidliche Ordnung zu bringen; als wir eben eine unglaublich verwickelte Rebschnur vor dem Hause mit vieler Mühe entwirrt hatten, kam die Wirtin wie ein leibhaftiger Drache herausgestürzt und entriß uns dieselbe kurzerhand. Es war ihre Wäscheleine gewesen, wie sich nachher herausstellte. Völlig finster war es, als Carletto, naß wie ein begossener Pudel, zurückkam; er hatte mit der Forcella di Roces eine unangenehme Bekanntschaft gemacht, aber trotzdem noch den Nuvolau, 2578 *m*, und beide Hauptgipfel der Cinque torri bestiegen. Sein Hunger entsprach seinen Marschleistungen, trotzdem mußte er die Erfahrung machen, daß ein zu reichliches Abendessen sich nächtlicherweile zu rächen pflegt.

Am folgenden Vormittage zogen Carletto und ich die schöne Straße über Pocol nach Cortina d'Ampezzo, 1224 *m*, hinab, während Zipflhuber dahin — warum, weiß ich nicht mehr — den Umweg über den Col dei Bos, 2310 *m*, und Travenanzes wählte; man kann sich leicht denken, welches Aufsehen wir bei »Croce bianca« durch unsere wirklich gediegenen Leistungen bei der Table d'hôte machten, und nur mit dem Gefühl wahrer Erleichterung muß der alte Verzi unsere Versicherung, wir gedächten bloß ganz kurz zu bleiben, vernommen haben. Am 10. August unterhielten wir uns zunächst damit, durch das große, bei »Aquila nera« aufgestellte Fernrohr eine Ersteigung des Col Rosà, 2164 *m*, über dessen furchtbare Südostwand anzuschauen, nach dem Mittagessen aber ließen wir doch einen Wagen anspannen und fuhren hinauf zum Pian di Iuova. »Via Fanes, San Cassiano« zeigt eine Tafel bald hinter der einsamen Osteria di Fiammes, 1297 *m*; eine Viertelstunde später, dort wo der Weg gegen Ponte alto di Progoito zu steigen beginnt, setzte uns der Wagen ab. Klar und kalt war der Abend geworden, an dem wir durch das immer schöne Val Travenanzes zu unserer Kaser, 1999 *m*, emporwanderten.

Am 11. August 1899 verließen wir sie um 6 Uhr früh; wiederum ging es den sattsam bekannten Weg gegen den Col dei Bos hinauf; diesmal bogen wir jedoch schon nach einer Viertelstunde von ihm ab und stiegen links über steile Rasen- und Geröllhänge jener mächtigen Schlucht zu, welche von der Kaser von Travenanzes aus gesehen als erste tief nach Südosten in die Wände der Tofana di Roces einschneidet und an ihrem Ausgange stets einen Kegel alten Lawinenschnees hat. Nach 40 Min. standen wir am Einstiege, 2215 *m*; rasch kamen wir in der Schlucht auf hartem Schnee empor bis zum ersten, durch einen eingeklemmten Block gebildeten Absatze; wir überwanden ihn knapp rechts über die völlig plattige, schwierige Wand. Kurz darnach folgte das zweite, ebenfalls durch einen Block gebildete Hindernis; auch dieses bezwangen wir an der rechten Seitenwand, wo uns eine überhängende, nasse und hohe Platte, deren Erklimmung in Nagelschuhen sich als hervorragend schwierig erwies, zu einer breiten Gerölterrasse emporleitete. Auf dieser hielten wir uns, nachdem wir das Seil abgelegt hatten, gegen rechts bis unter eine schon vom Tale aus auffallende Riesenhöhle, zu welcher wir schräg, von rechts nach links hinaufkletterten. Nun erwies es sich als das vorteilhafteste, abermals die rechte Seitenwand der unten verlassenen Schlucht zu benützen. In ziemlicher Entfernung von der völlig glattgewaschenen Schluchtsohle ging es über sehr steilen, doch gutgriffigen Fels in die Höhe, bis schuttüberrieselte Platten uns nach

links in jenen geröllerfüllten Kessel queren ließen, in welchem unsere Schlucht endigt. Turmhohe, gelb und rot gefärbte Wände schließen vorne und links jeden Gedanken an ein Weiterkommen aus; deshalb hielten wir uns ein Stück über das Geröll empor und stiegen dann rechts hinauf zu einer Einsenkung links von einer in den Kessel vorbauenden Felsrippe. Über die lotrechte, doch wider Erwarten nicht schwierige Wand zur Linken erreichten wir ein Schuttband, welchem man ein Stück nach rechts zu folgen hat, bis eine brüchige Wandstufe den Übergang auf ein höheres Band gestattet. Dasselbe leitet gegen rechts um die Kante herum zu einer anderen, tief eingeschnittenen Schlucht, welche, in ihren unteren Teilen ungangbar, nach Osten hinaufzieht. Hier benützten wir die linke Schluchtwand, in welcher uns eine Reihe von oftmals überhängenden Kaminen zum Fuße einer gelbroten, morschen Rippe brachte, welche von rechts her erklettert werden mußte; an der jenseitigen rechten Schluchtwand befinden sich etwa in gleicher Höhe drei halbrunde Höhlen. Mit der Höhe der Rippe gewannen wir ein Geröllband, welches unter senkrechten Felsen ober den eben erwähnten Höhlen rechts um eine Kante führte. Damit war der steile untere Teil unserer Wand überwunden, der Sieg nicht mehr zweifelhaft, und so gönnten wir uns von 9 Uhr 20 Min. bis 9 Uhr 50 Min. eine wohlverdiente Rast. Nachdem wir noch eine Wandfalte ausgegangen hatten, benützten wir eine von links herabziehende, mäßig steile Plattenrinne, welche uns zu der weniger geneigten Gipfelabdachung brachte; über schotterige, morsche Schrofen in ermüdendem Einerlei ziemlich gerade emporsteigend, betraten wir um 11 Uhr 2 Min. den Gipfel, 3220 *m*, der Tofana di Roces.

Oben trafen wir liebe Bekannte — Dr. O. Lecher samt Schwester und Frau —, welche eben mit P. Dimai, A. Dibona und A. Gaspari die dritte Ersteigung von Westsüdwest, von der Forcella di Roces, ausgeführt hatten; unter fröhlichem Plaudern verging die Zeit nur allzurasch und schallende Heiterkeit erregte es, als mir eine der Damen ganz verwundert sagte, sie habe bisher geglaubt, der kleinste von uns heiße Stopper und heute werde er allgemein »Zipflhuber« genannt! Auch den Südabstürzen unseres Gipfels widmeten wir eingehende Betrachtung; als wir aber zur Überzeugung kamen, daß die weißen, fast senkrechten und obendrein bröseligen Felsen einen Ausstieg nur sehr weit vom eigentlichen Gipfel gestatten würden, war dieses Problem für uns abgetan. Um 12 Uhr 16 Minuten folgten wir den Vorausgegangenen. Ein Stück ging es den stellenweise blankes Eis zeigenden Nordgrat hinunter, dann wurde rechts abgebogen und über Schnee und kleine Schrofen in östlicher Richtung der Punta Marietta, 2873 *m*, zugesteuert, in einiger Entfernung von derselben jedoch nach links abgestiegen. Um 1 Uhr 10 Min. betraten wir die etwas östlich unter der Forcella della fontana negra, 2588 *m*, zwischen hausgroßen Felsblöcken halbversteckte Tofanahütte, 2550 *m*.

Der Nachmittag verging rasch. Wasserholen von der nahen Quelle, welche die gute Eigenschaft hat, mit Einbruch der Dämmerung zuzufrieren und erst gegen Mittag des folgenden Tages wieder aufzutauen, Tarockspielen und nicht zum wenigsten eine genaue Besichtigung der Hütte und ihrer Proviantvorräte, vertrieben uns die Zeit. Aber zwei schmerzliche Enttäuschungen harrten unser; die Matrazen der Hütte waren so steinhart, daß wir uns nur mit Wehmut an unser sybaritisches Heulager in der Kaser von Travenanzes erinnern konnten. Und erst der Proviantkorb! Du meine Güte! Außer etlichen Büchsen serbischen Reisfleisches und gepreßtem Kaffee war nichts als — Stroh darinnen und wir hatten alle Aussicht, anstatt erhoffter lukullischer Hüttenspeisen am nächsten Tage eine ausgiebige Hungerkur durchzumachen, da wir in Erwartung des Hüttenproviantes so gut wie nichts von Travenanzes heraufgenommen hatten. »Wie wär's, wenn einer hinunterginge und Eßwaaren herauf holte?« hieß es, aber jeder wollte den Ruhm eines derartigen

Opfermutes den anderen lassen und so – blieben alle. Lang widerhallende Juchzer am Abende kündeten uns an, daß wir nicht allein bleiben sollten; Conte Rossi aus Schio mit seinem kleinen Sohne und den Führern A. Lacedelli und B. Menardi war es, der gleich uns die Tofana di mezzo, 3241 *m*, besteigen wollte.

Es war 4 Uhr 38 Minuten früh, als wir am 12. August vor die Hütte traten; wenige Schritte vor uns wandelte laut schwatzend die Führerpartie bergan. Man quert zunächst etwas nach rechts, Osten, und erreicht so den Eingang in eine wüste Schlucht, über deren endlosen Schotter und verglasten Schnee man sich zur sogenannten Forcella del Vallon hinaufarbeitet. Zwischen dem Massive und einem abstehenden, großen Felskopfe durchsteigend, gewinnt man ein bequemes Schuttband, auf welchem es quer durch die Westwand der Tofana di mezzo geht; nur ein einziges Mal nötigte uns das Hinabsteigen über eine etwa 2 *m* hohe Stufe zum Zugreifen mit den Händen. Knapp vor der Rinne, welche aus dem Firnkessel zwischen Tofana di mezzo und Tofana di fuori nach Westen abstreicht, holten wir die Führerpartie ein und eben wollte der eine der Führer die Rinne betreten, als eine mächtige Lawine sich durch die übrigens nicht besonders steile Firngasse herabwälzte. Vom sicheren Rande aus schauten wir ihr gemächlich zu; als aber die Führer dann noch immer nicht hinüber wollten, nahmen wir die Spitze und schlugen die erforderlichen Stufen hinüber. Jenseits in einem Bogen nach links über unschwere Schrofen emporsteigend, erreichten wir das vom Sattel, 3076 *m*, zwischen den beiden Tofanagipfeln herabziehende Firnfeld und, an dessen linker Seite bleibend, bald die Südwestwand der Tofana di fuori. Über nirgends schwierige Felsstaffeln geradeaus emporkletternd, betraten wir um 6 Uhr 38 Min. den schönen Gipfel, 3232 *m*. Eine ganz eigentümliche Aussicht erwartete uns heroben; die Sonne verbarg sich hinter feinen Wolken im Osten und sonnenlos, aber bis in die weiteste Ferne wunderbar klar lag die ganze Rundsicht vor uns. Ein empfindlich kalter Luftzug erinnerte uns überdies daran, daß unsere Röcke beschaulich tief unten in der Kaser von Travenanzes ruhten, und so machten wir uns um 7 Uhr an den Abstieg. Teils am, teils rechts neben dem Grate kletternd, erreichten wir den Sattel, 3076 *m*, gegen di Tofana di mezzo und einem förmlichen Steige an der rechten Seite des Kammes folgend, zuletzt über grobes Blockwerk um 7 Uhr 55 Min. den Gipfel, 3241 *m*, dieser letzteren. Die Sonne war inzwischen herausgekommen und, vor dem Winde gedeckt, schauten wir lange in den lieblichen Talkessel von Ampezzo hinunter; erst unsere immer lauter knurrenden Mägen mahnten zum Aufbruche; denn zwei Stück Würfelzucker und ebensoviele versteinerte Pflaumen, welche ich zufällig in einer Tasche meines Rucksackes gefunden hatte, waren für einen jeden von uns der gesamte Proviant. Um 8 Uhr 50 Min. schieden wir, um auf bekanntem Wege, von der Forcella del Vallon an in sausender Abfahrt, der Hütte, 2550 *m*, zuzueilen, welche wir auch bereits um 9 Uhr 35 Min. erreichten. Nach einem Aufenthalte von fünf Minuten ging die Reise weiter, zur nahen Forcella della Fontana negra, 2588 *m*, empor und jenseits nach Travenanzes hinab. Weil der Grund des Schuttkares mit wüsten Blöcken übersät ist, hielten wir uns auf einer Gemsspur rechts unter den Tofanawänden hin, bis wir, schon in der Nähe der Wände, mit welchen die Gerölimulde unten gegen den Talboden von Travenanzes niedersetzt, nach links über grasige Hänge in eine grüne Mulde abbogen. Unter moosüberwucherten Blöcken quillt hier die Fontana negra hervor und nur derjenige, welcher hier in dieses wunderklare Wasser geschaut, weiß, woher es den Namen hat; dunkelfarbig wie ein homerischer Quell kommt es ans Tageslicht, um nach kurzem, glattem Laufe über eine schwarze Wand in unzählige Perlen zerstiebend, ins Tal hinabzuschweben. Und wundersam glänzt es herauf zwischen den Steinen der Quelle. — — Rechts vom Wasserfalle leitet ein be-

quemes Band gegen rechts über den Absturz hinunter; unten gab es noch einen kurzen Kampf mit widerspenstigem Krummholze und dann konnten wir über saftigen Weideboden der nahen Kaser zueilen; um 10 Uhr 50 Min. standen wir vor ihr.

»Aber jetzt wird zuerst gegessen«, bemerkte poetisch Carletto; bald duftete eine Riesenportion Gulasch durch die Hütte und zum Nachtische sollte eine wahre Unmenge Milchreis mit Schokolade bestreut kommen. Den ganzen großen Rest unserer kondensierten Milch spendeten wir dazu, ein Hackstock wurde neben die Bank, auf welcher wir saßen, gerollt und bald dampfte der köstlichste Milchreis, welchen wir je gegessen, vor uns. Eben wollten Carletto und ich der Sache so recht auf den Grund gehen, als der hinterlistige Zipflhuber urplötzlich das Reisgeschirr erwischte. Aufspringen und zur Hüttentüre draußen sein, war für ihn eins. Wir beiden harmlosen Leute mögen da wohl recht dumm verdutzte Gesichter gemacht haben, aber jedenfalls nicht lange; die ihrer Belastung einseitig beraubte Bank kippte nämlich mit einem Male um und setzte uns zwischen Holzprügeln, leeren Konservenbüchsen und ähnlichen Versatzstücken höchst unsanft auf den Boden. Als wir uns wieder aufgekrabbelt hatten, war von Reis und Zipflhuber natürlich längst nichts mehr zu sehen. Erst eine geraume Weile später kam der Gauch mit der unschuldigsten Miene von der Welt, das fein säuberlich abgewaschene Geschirr unter dem Arme, daher.

Nach einem dringend notwendigen Verdauungsschläfchen packten wir unsere Habseligkeiten zusammen und halfen dem Pastore, sie auf dem Rücken zweier, mit vieler Mühe eingefangener Esel befestigen; dann ging es talaus dem freundlichen Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) zu.

Monte Vallon Bianco, 2684 *m*.

Der nördliche Endpunkt des Hauptkammes der ganzen Gruppe ist ein mächtiger, allseits schroff abstürzender Berg, welchen die Anwohner mit Monte Vallon Bianco bezeichnen; woher dieser Name kommt, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber ist die Bezeichnung Furcia rossa, welche die Spezialkarte und topographische Detailkarte unserem Berge geben, unrichtig. Furcia rossa heißt nämlich die auffallend rote Scharte im Westen unseres Gipfels, zwischen einer feinen Spitze, 2619 *m*, desselben einerseits und der Nördlichen Furcia rossa-Spitze, 2671 *m*, anderseits. Als hervorragender Gruppenaussichtspunkt, welcher drei Täler beherrscht, wurde der Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, schon früher, wenigstens zu Zwecken der Militärmappierung, welche ihn als trigonometrischen Punkt benützte, betreten, und zwar wohl von Westen, vom Fanestale aus.[1]) Freund Günther und ich erstiegen ihn zum ersten Male über seine riesige, plattengepanzerte Ostwand und verbanden damit die erste Überschreitung nach Südwesten,[2]) eine Tour, welche am 7. August 1900 von K. Domenigg und O. Schrig wiederholt wurde; nur hielten sich diese im oberen Drittel der Ostwand mehr links und erreichten demgemäß den höchsten Punkt schließlich über die Südostkante.

Am 27. Juli 1900 verließen Günther und ich unser Stammquartier Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) um 5 Uhr 16 Min. früh und wanderten den wohlbekannten Weg über Peutelstein (Podestagno) zum immer interessanten Ponte alto di Progoito, 1458 *m*. Hier hielten wir uns rechts in das Fanestal hinein und folgten dem Talwege gemächlich bis in die Nähe des Sees von Ampezzaner Fanes, 1839 *m*; dann bogen wir links ab und stiegen jene Schutthalde empor, welche sich am weitesten

[1]) Grohmann a. a. O., S. 163, 297. — [2]) Ö. A.-Z. XXIII, S. 84; »Hochtourist« III, S. 141; Jahrb. d. A. A.-V. M. VIII, S. 77.

in den nördlichen Teil der Ostwand unseres Berges hineinspitzt. Bei einer auffallend dunkel gefärbten Höhlung hielten wir von 7 Uhr 50 Min. bis 8 Uhr 25 Min. Frühstücksrast. Es handelte sich nun für uns darum, auf möglichst einfache Art über den aus fast senkrechten Stufen gebildeten Plattensockel der Ostwand hinaufzukommen, um dann jene flache, schon von weitem erkennbare Verschneidung zu gewinnen, welche direkt gegen den Gipfel emporleitet. Wir hatten aber da keineswegs den richtigen Punkt gefunden, denn die plattigen Bänder, welche von unserer Höhlung aus das Aufwärtskommen nach links zu vermittelten, wurden bald so schwierig, daß die Leine aus dem Rucksacke emportauchte; als wir so etwa 50 *m* an Höhe gewonnen hatten, kamen wir auf eine Gemsfährte, welche in mäßiger Steigung von rechts herkommend, uns mühelos zu unserem vorläufigen Ziele brachte. Es wurde uns ganz klar, daß wir sie von allem Anfange an hätten benützen sollen. Ja, wer vorher auf die Felsen draufsehen könnte! Zunächst ging es, nunmehr vom lästigen Seile befreit, rechts von der obenerwähnten Verschneidung über grasigen Boden mühelos in die Höhe, dann benützten wir die Verschneidung selbst, in deren Grunde Geröll und große Blöcke lagern. Etwa in halber Wandhöhe schneiden von links her mächtige, glatte, glänzende Plattenschüsse herein und wir waren einigermaßen gespannt, wie es nun eigentlich weitergehen werde. Erst als wir ganz knapp herangekommen waren, sahen wir, daß die Platten mit der nun lotrecht gewordenen rechtseitigen Wand eine seichte, rechtwinkelige Verschneidung bildeten, die sich wider Erwarten einfach erklettern ließ. Oben kamen wir auf einen trümmerbesäten Absatz unter steil einsetzenden Wänden; aber schnell war rechts eine gut gestufte Rinne gefunden, welche uns über den Mauergürtel hinaufbrachte; dann kamen noch geröllige Schrofen und um 11 Uhr 16 Min. betraten wir den etwa in der Mitte des Gipfelkammes befindlichen höchsten Punkt. Außer einem umgestürzten trigonometrischen Signale war nichts oben.

Von der Aussicht genossen wir nicht viel: ein feiner, grauer Dunst, durch welchen die Sonne halbverschleiert nur um so stechender herniederbrannte, hatte den ganzen Himmel überzogen und alle weiter entfernten Höhen verschmolzen ausdruckslos miteinander; auch in der Nähe war keine Gliederung, keine Farbe. Bleiern lag eine uns ganz fremde Abspannung in den Gliedern: »heut' kracht's noch,« orakelte der eine, »dann schauen wir aber lieber, daß wir weiterkommen« darauf der andere, und wirklich zogen wir auch bereits um 11 Uhr 40 Min. ab. Einige Minuten ging es nach Nordwesten abwärts, dann den aus großen Blöcken aufgetürmten Grat weiter bis zur dritten kleinen Einschartung vor der auffallenden feinen Spitze, 2619 *m*, oder der Furcia rossa. Zur Linken sieht man da tief unten eine begrünte Schulter, 2304 *m*, von welcher rechts eine mächtige Schutthalde zu Tal zieht. Über unsicheres, grasdurchsetztes Gehänge absteigend, kamen wir in eine Felsrinne, welche geradenwegs auf die eben erwähnte Schulter zuleitet; in landesüblicher Weise brach die Rinne aber kurz vorher mit einem engen, überhängenden Risse ab. Da wir wegen unserer Säcke und Eispickel wenig Lust hatten, uns darin herumzuquetschen, verließen wir die Rinne etwa 15 *m* ober ihrem Abbruche gegen rechts zu, wo ein Band unter vorhängendem Fels in die nächste Geröllrinne hinüberleitete. Für die letzten 2 bis 3 *m* bestand es jedoch nur aus einzelnen und noch dazu nichts weniger als glänzenden Griffen, während die Füße frei nachpendelten. Auf der Rasenschulter blieben wir von 12 Uhr 48 Min. bis 1 Uhr 20 Min. Ein wundervoller Blick auf das Val Travenanzes bis zum Col dei Bos ließ uns lange nicht weiter. Dann fuhren wir fröhlich über die riesige Schutthalde (Grava Travenanzes) zur Rechten zum schönen Plan Travenanzes, 1780 *m*, hinab, schulterten die Pickel und zogen talaus. Unweit des Ponte alto di Progoito, 1458 *m*, begann es zu regnen; eine dichtästige Fichte bot uns (2 Uhr 43 Min. bis 2 Uhr

58 Min.) erwünschten Unterschlupf; aber bald war die regenspendende Wolke vorüber. Millionen farbig glitzernder Tropfen hingen an Gräsern und Zweigen, in eigentümlich regenfeuchtem Geruche dampfte die Erde, als wir über Peutelstein nach Ospitale schritten, wo wir um 4 Uhr 10 Min. nachmittags anlangten.

Sasso di Stria (Sasso de' Streghe, Hexenfels), 2477 *m*.

Das kühne, nach Süden übergeneigte Horn dieses Berges belebt das stille Landschaftsbild im Westen von Falzarego, und obwohl Tausende und Abertausende im Laufe der Jahre an seiner Ost- und Nordseite vorübergezogen sind, so ist es doch erst spät jemand eingefallen, ihn zu besteigen. Die erste Ersteigung erfolgte über die keine Hindernisse bietende Nordseite;[1]) moderne Bergsteiger erwählten sich dann auch die unzugänglich erscheinende Südseite, welche drohend auf das verfallene Schloß Buchenstein (Castello d'Andraz, 1747 *m*) herabschaut, zum Angriffe; A. und E. Witzenmann mit A. Dimai und G. Siorpaës waren es, denen am 12. August 1899 die Erkletterung durch den rechtsseitigen der beiden Südwandkamine gelang.[2]) Fast genau ein Jahr später folgten die zweiten, Freund Günther und ich, auf etwas anderem Wege.[3])

Trübe und grau war der Morgen des 9. August 1900 angebrochen; wir vier — Günther, Carletto, der »Almbua« und ich — saßen mißmutig beim Frühstücke in dem kleinen Speisezimmer des Ospizio in Falzarego, 1985 *m*, und blickten, gegen unsere sonstige Gewohnheit schweigend, auf die düstere Landschaft hinaus, in welcher zwischen ziehenden Nebelfetzen nur ab und zu die kühnen Türme der Cinque torri auftauchten. Zwei Tage vorher waren wir mit Sack und Pack wiederum in der diesmal unbezogenen Kaser von Travenanzes, 1999 *m*, eingezogen, aber Gewitter und Regen am folgenden Morgen hatten uns veranlaßt, wieder einmal über den Col dei Bos, 2310 *m*, in »zivilisierte« Gegenden zu flüchten. Auch während der Nacht hatte es schmählich gegossen, und wenn es auch jetzt gerade nicht regnete, so war doch etwas »Besseres« bei diesen Verhältnissen nicht zu machen. Endlich entschlossen sich Carletto und der Almbua zur »Abreise«. Nuvolau alto, 2648 *m*, von Süden und die Cinque torri, 2362 *m*, waren ihr Ziel. Das lockte nun Günther und mich nicht im geringsten; schon Bekanntes zu wiederholen, noch dazu bei schlechtem Wetter, dazu hatten wir wahrhaftig keine Lust. Als wir vor das Haus traten, fiel mein Blick zufällig auf den Sasso di Stria, dessen abenteuerliches Gipfelhorn gerade einen Augenblick frei war; überdies erinnerte ich mich vergangenes Jahr irgendwo von den ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten des Schlußkamines seiner Südwand gehört zu haben. »Wie wär's, wenn wir den anschauen gingen?« Günther war ganz einverstanden und so zogen wir ab, fest überzeugt, daß wir infolge des baldigst zu erwartenden Regens nur einen Bummel machen würden; wären Seil und Kletterschuhe nicht im Rucksacke gewesen, hineingetan hätten wir sie damals kaum. Zunächst folgten wir der Straße zum Passo Falzarego, 2117 *m*, und wanderten hierauf rechts über die Strada dei tre sassi (Entre sassi oder tra i sassi) bis vor die Ostabstürze unseres Berges; hier beginnt bei einer inmitten riesiger Blöcke gelegenen Quelle ein dürftiges Steiglein, welches unter den Ostabfällen über grasiges Gehänge auf den vom Gipfel direkt nach Süden gegen eine runde Kuppe, 2305 *m*, ziehenden Rücken führt. Dem Rücken folgten wir durch Krummholz bis an den Fuß des der eigentlichen Gipfelwand vorgebauten

[1]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 9, 153, 154. — [2]) »Hochtourist« III, S. 144. — [3]) Ö. A.-Z. XXIII, S. 85; »Wiener Fremdenblatt« 1901, Nr. 225; Jahrb. d. A. A.-V. M. VIII, S. 79. — Über den angeblich neuen Anstieg von Ing. F. Pott im Jahre 1900 ist nichts bekannt geworden (vergl. Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V., Ak. S. »Wien« VI, Nr. 1).

Zackens, umgingen denselben links und standen um ½ 10 Uhr dort, wo das Gerölle am höchsten hinaufreicht. Hier ließen wir uns vorerst zu einer Rast nieder; noch war das Wetter immer trübe, aber gegen Süden hatte man einen eigentümlich fesselnden Blick. Geradeaus zieht, von dunklen Waldbergen eingerahmt, das Tal von Buchenstein hinab, oben bewacht von der Ruine, 1747 *m*, des Castells von Andraz, unten das freundliche Dorf, 1421 *m*, gleichen Namens; dem Talausgange gegenüber die wiesenreichen Abhänge des Monte Migogn, 2385 *m*, auf deren Terrasse weiße Ortschaften wie Laste, 1486 *m*, Valle und Moè freundlich heraufgrüßen; und während wir selbst in grauer Landschaft sitzen, vergoldet unten ein heller Sonnenstrahl grüne Matten und weiße Häuser - - wie gut müßte es sich da unten auf weichem Wiesenplane tummeln, und sind wir nicht Toren, daß wir in die kalten Felsen heraufsteigen zu ernstem Ringen? Lange haben wir sinnend dagesessen und erst flatternder Nebel, welcher uns das sonnige Landschaftsbild entzog, erinnerte uns daran, daß wir eigentlich zu einem anderen Zwecke heraufgestiegen waren. Die Kletterschuhe wurden aus den Rucksäcken hervorgeholt und um 10 Uhr 5 Min. begann die Arbeit. Gleich anfänglich nicht leicht ging es durch einen seichten Riß, welcher nur kleine und unverläßliche Haltepunkte bot, empor, dann folgte hinter einem Felskopfe durch ein kurzer Quergang nach links, welcher zu einer flachen, teilweise schutterfüllten Verschneidung leitete. Diese brachte uns auf den Grat, welcher den früher erwähnten Zacken mit dem eigentlichen Gipfelbaue verbindet und über welchen wir rasch zur eigentlichen Gipfelwand kamen. Jetzt hieß es sich entscheiden. Ein gutes Stück höher zieht unmittelbar ober uns ein nach unten geöffneter, schwarzer Spalt von links nach rechts durch die mehr als 90° geneigte Wand hinauf - offenbar der von den ersten Ersteigern benützte Riß; weiter links teilt ein dunkler, oben scheinbar völlig geschlossener Sprung die Steilmauer. Wir überlegten und rieten hin und her, konnten uns aber nicht darüber klar werden, auf welche Art und Weise der Kamin zur Rechten zu machen sei; Günther meinte schließlich, »am Ende gar mit dem Rücken nach unten«. Aber zu dieser freilich sehr »originellen« Kletterei verspürte keiner von uns Lust; so kamen wir gerade überein, den Kamin zur Linken in der Nähe zu besehen, so hoffnungslos er eigentlich aussah, als ein tüchtiger Guß herniederprasselte. Jetzt hatte das Reden und »Denken« ein Ende; nach wenigen Schritten gegen links ließ uns ein überhängender Einstieg einen kurzen Kamin gewinnen, welcher sich bald zu einer Rinne erweiterte; durch sie kamen wir auf ein ebenes, breites Schuttband unmittelbar unter der drohenden Gipfelwand. Welche Neigung dieselbe hat, mag man daraus entnehmen, daß kein Tropfen des nun etwa eine Viertelstunde dauernden Regens unser Band näßte. Recht aussichtsvoll für später, dachten wir, waren aber augenblicklich ganz froh darüber, trocken zu bleiben. Als der Regen nachgelassen hatte, verfolgten wir unser Band nach links weiter; an dem finsteren Kamine vorüber gelangten wir bald zum Abbruche des Bandes. Etwa 8 *m* weiter war ersichtlich gangbarer Fels, aber trotz genauester Untersuchung konnten wir keine Möglichkeit zum Hinüberkommen entdecken; also zurück und doch den Kamin einmal angesehen. Daß es ein großes Stück hinaufgehen werde, sahen wir sofort, ebenso daß oben beim scheinbaren Ende der Kamin sehr tief sei, aber weiteres konnte nur an Ort und Stelle entschieden werden. Beide Rucksäcke wurden also in einem vereinigt und an eine Rebschnur gebunden, alles Seil ward abgewickelt und dann machte ich mich auf den Weg. Den Rücken rechts, die Füße links angestemmt schob ich mich empor; nach einiger Zeit kam gelbes, sehr unverläßliches Gestein, das mit peinlichster Vorsicht behandelt werden mußte, und dann wurde der Kamin sehr tief; fast war das ganze Seil abgelaufen, als ich auf einem eingekeilten, moosigen Riesenblocke herrlichen Stand gewann. Und siehe da! Links ober mir zog ein

ganz enger, unten freilich weiter werdender Spalt in die Höhe; wenn es gelang, hinauszukommen, war die Wand unser. Vorläufig zog ich also die Rucksäcke zu mir herauf und dann folgte Günther. Als er bei mir anlangte, meldete er, daß es eben wieder zu regnen begonnen habe, und richtig, da sprühte auch schon ein feiner Tropfenstrahl durch den verdächtigen Spalt oder uns herab. Mit Rücksicht auf meine Augengläser bat ich nun Günther die weitere Führung zu übernehmen, was er auch bereitwilligst tat. Nachdem er alles Überflüssige aus seinen Hosensäcken entfernt hatte — Röcke hatten wir ohnedem keine mit —, zwängte er sich mit furchtbarer Anstrengung durch den gegen links und vorne weitüberhängenden Spalt und entschwand meinen Augen; bald darnach hieß es nachkommen. Vom Blocke weg kann man noch ein wenig in die Höhe spreizen, man klemmt sich sodann in den oben abscheulich engen, unten frei auseinanderklaffenden Spalt. Die Hauptschwierigkeit besteht anfänglich darin, den Kopf so zu wenden und zu drehen, daß man mit ihm nicht stecken bleibt, dann ist man wieder nur mit dem Oberleib verspreizt, indes die Beine unten ins Leere hinaushängen. Das letzte Stück ist etwas weiter und durch einige Griffe erleichtert. Draußen kommt man rechts in einen fast senkrechten, plattigen Winkel, welcher durch das reichlich abfließende Wasser ganz hervorragend schwierig war; wo sich derselbe zu einem Kamine vertieft, stand Günther; das Seil war zwischen uns natürlich nicht zur Spannung gekommen, wie auch jede Unterstützung des Folgenden durch den oben Befindlichen in diesem Kamine vollkommen ausgeschlossen erscheint. Ich kletterte den Kamin vollends hinauf und versicherte meinerseits nun Günther, welcher den Rucksack aufseilte; es war geradezu unangenehm anzuschauen, wie dieser durch die freie Luft fuhr, ehe er sich senkrecht unter meinem Freunde befand. Oben waren noch einige Schritte nach rechts zum Steinmanne, neben welchem wir uns um 12 Uhr 25 Min. stumm die Hände drückten.

Rasch wurde eine Karte mit den notwendigen Notizen geschrieben und eben gingen wir daran, die Kletterschuhe mit den Genagelten zu vertauschen, als ein eigentümlicher Schein den dichten, grauen Nebel, welcher uns umgab, für einen Augenblick erhellte; und als es dazu vernehmlich brummte, gab es für uns kein Halten mehr. Denn unsere beiderseitigen Erfahrungen mit Gewittern auf Bergesgipfeln sind derartige, daß wir für Neuauflagen entschiedenst danken. Wie wir waren, stürmten wir nordwärts hinunter; Gras, Geröllbänder und Wandstufen wechselten in bunter Reihenfolge, und erst als wir uns unter einem Überhange etwas sicher wußten, machten wir Halt. Und da zeigte es sich zu unserer gegenseitigen Erheiterung, daß jeder erst einen Bergschuh angezogen hatte; so prompt hatten wir Fersengeld gegeben. Als sich nun durch längere Zeit das verdächtige Gebrumm nicht mehr wiederholte, setzten wir unseren Abstieg fort; zunächst noch immer nach Norden weiter, bis wir an Abfälle kamen, welche wir infolge des Nebels nicht übersehen konnten. Da schwenkten wir rechts ab und stiegen über eine völlig plattige, doch mit guten Griffen versehene Wand zu der schon oben erwähnten Quelle am Nordostfuße unseres Berges ab. Unter einem vordachenden Riesenblocke bequem im weichen Grase gelagert, hielten wir hier von 1 Uhr 21 Min. bis 1 Uhr 50 Min. die oben unterbrochene Gipfelrast. Als sich dann mit einem Schlage der Nebel verzog und heiße Sonnenstrahlen aus rabenschwarzem Gewölke die nasse Erde küßten, hielten auch wir es für geraten, uns zu »verziehen«; um 2 Uhr 21 Min. nachmittags, just als es wieder zu tröpfeln begann, hielten wir unseren Einzug im Ospizio zu Falzarego, 1985 *m*.

Naß wie gebadete Mäuse kamen spät am Abend die beiden anderen heim und gerne hätten sie ihre vier Gipfel für den Hexenberg gegeben, den wir heute glücklich bezwungen hatten.

Croda Camin, 2613 *m*, Forcella d'Antruilles.

Im Norden der Punta di Col Becchei di sotto, 2730 *m*, von ihr durch die breite Geröllseinsenkung der Forcella Camin (Forcella dal lè), 2398 *m*, getrennt, steht ein kurzer, teilweise felsiger Zug, welcher im Nordosten mit der breiten Kuppe der aussichtsreichen Lavinores (La Para di Ampezzo), 2416 *m*, endet; der höchste Punkt daselbst, 2613 *m*, ein oben abgerundeter Turm, ragt unmittelbar nördlich der Forcella Camin auf. Es ist das die Croda Camin, welche in der Spezialkarte und topogr. Detailkarte den unrichtigen Namen Forcella Camin [1] führt. Abgelegen und der großen Menge der Bergsteiger unbekannt, war der Gipfel bis 1. August 1900 unerstiegen, an welchem Tage Günther und ich ihn über die Nordwand erreichten; kurz nach uns traf über den Nordwestgrat Freund Carletto ein, welcher also zugleich die erste Überschreitung des Berges ausgeführt hat.[2] Von späteren Besteigungen ist nichts bekannt geworden.

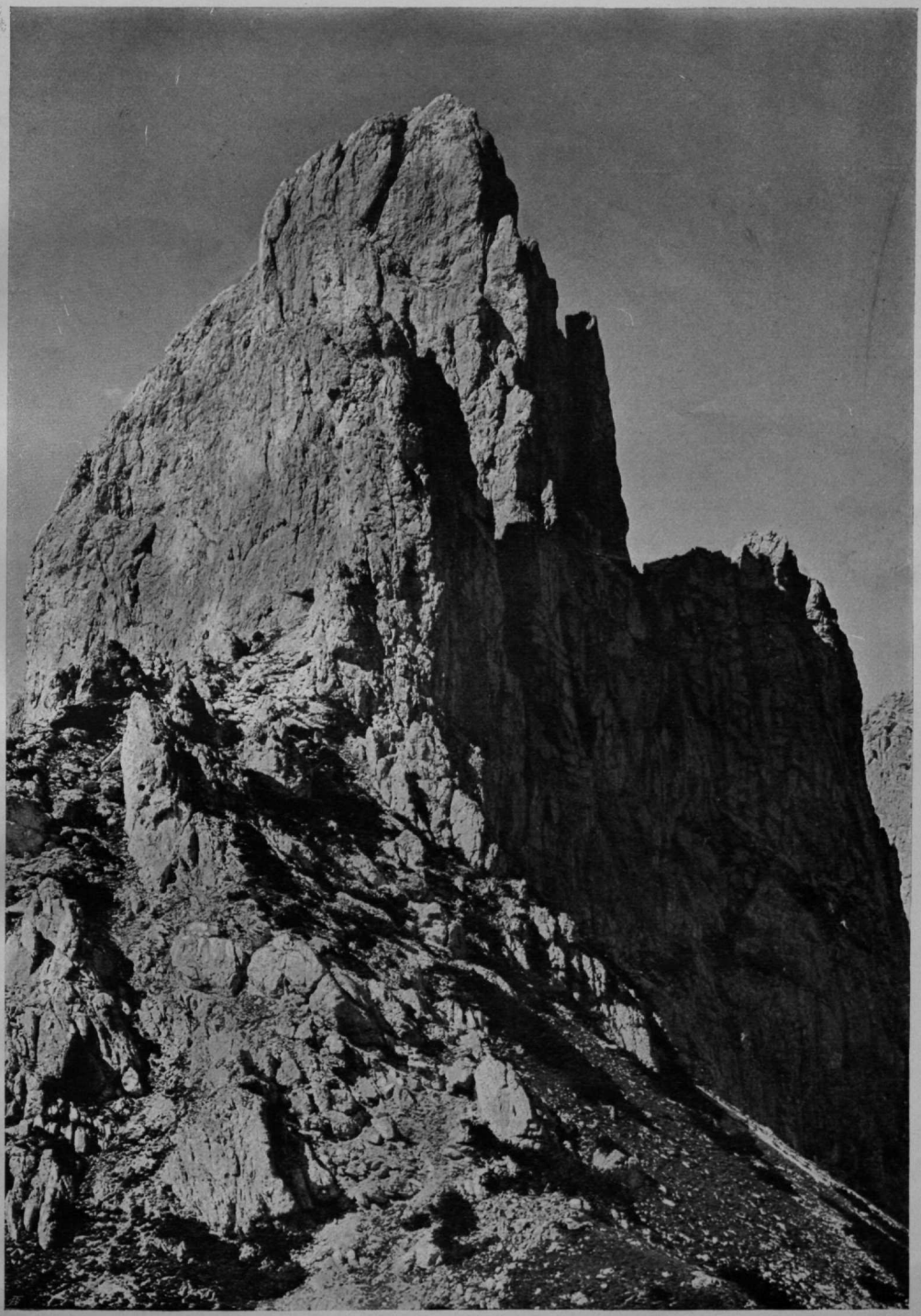
Der Morgen des 1. August 1900 sah Carletto, Günther und mich vor dem Hause von Ospitale (St. Blasius, 1474 *m*) bei schwerer Arbeit; galt es ja doch, mit einem Kaffee und Milchtopf von altväterlichem Umfange und einem Haufen von Semmeln und Kipfeln, sowie einer Tasse Butter und Honig fertig zu werden; der naive Zuschauer hätte freilich gemeint, das ganze Frühstück werde bequem für sechs hungrige Leute reichen. Aber unsere Anstrengungen wurden belohnt; um 6 Uhr waren wir mit allem zu Ende, schulterten die Rucksäcke und marschierten ab. Diesmal war uns der Weg auf der herrlichen Straße bis zur Drehung von Peutelstein gar nicht unangenehm; denn durch diese gleichmäßig sanfte Bewegung konnte sich in unseren Magen wenigstens alles schön ordentlich »setzen«. Wo Schloß St. Hubertus aus dichtem Walde hervorschaut, verließen wir die Ampezzanerstraße und zogen rechts den Karrenweg in das Val Campo croce hinein; anfänglich geht es scharf aufwärts, aber bald leitet der Weg in unmerklicher Steigung am freien Hange talein. Herrlich ist der Rückblick auf den grünen Grund des Boitatales, den stillen Pian di Iuova, 1354 *m*, über welchem die Firnspitze der Tofana di fuori, 3232 *m*, sich zu schwindelnder Höhe erhebt. Bald nach der einsamen Hütte von Son Pauses, 1548 *m*, bogen wir auf einem breiten, teilweise bewachsenen Wege links zum Wasser hinab, überschritten auf neuer Brücke die ungestüm rauschende Acqua di Campo croce und standen jenseits in wenigen Minuten am Eingange in das Val di mez, welches uns zur Forcella Camin hinaufführen sollte. Gleich nach der Überschreitung des Ruscello di Mez folgten wir einem Saumwege an seinem rechten Ufer talein; dichter Wald nahm uns auf, und als wir aus seinen schattigen Hallen wieder ins freie Sonnenlicht traten, da war auch der Weg verschwunden, verloren im steinigen Bachgerölle. Rasch entschlossen stiegen wir über erdiges Gehänge etwas in die Höhe und querten zum nächsten Erdabbruche hinüber; hier war uns das Glück hold, denn wir fanden einen Steig, der uns mühelos talein leitete. Auf wiesigem Boden, 1764 *m*, dem eine muntere Quelle entsprang, hörte er freilich bald auf, aber jetzt war die Sache nicht mehr so schlimm; in der Schuttrinne rechts von der Quelle kamen wir bis in die Nähe der ersten Felsen empor, woselbst wir eine Pfadspur fanden, welche durch das Krummholz gegen rechts führte. Mehrere kleine Rinnen, teils schutterfüllt, teils mit plattiger Sohle waren zu queren, ehe wir einen Grashang erreichten, auf welchem unsere Pfadspur sich zu einem steilen Steiglein auswuchs. Oben ging es nach rechts hinüber zwischen großen Blöcken fast eben zur zweiten Talstufe des Val di mez.

---

[1] Ebenfalls unrichtig in meinem »Dolomitenführer«, S. 108. — [2] Ö. A.-Z. XXIII, S. 84, 85; »Hochtourist« III, S. 135, 136; Jahrb. d. A. A.-V. M. VIII, S. 77.

Es ist ein eigentümlich stilles Tal, dies Val di mez. Rechts ziehen öde Schutthalden gegen die Croda Camin empor, zur Linken dräut mit senkrechten Wänden der scharfgeschnittene Bau der Croda d'Antruilles, von welcher rechts die plattigen Abstürze des Col Becchei-Zuges niedersetzen; große Steine, etwas Gras und Schnee erfüllen den Talgrund, über dem ein wolkenloser Himmel blaut und flimmerndes Sonnenlicht liegt. Dabei ist es ganz still ringsumher; kein Wasser rauscht, keine Gemse pfeift, nicht einmal ein Vogel ist zu sehen; und doch ist es nicht wüst, nicht öde im sonnenerfüllten Val di mez! — Ein Stück blieben wir noch im Talgrunde, dann strebten wir rechts von einem begrünten Rücken in die Höhe und über endlose Schutthalden zur freundlichen Forcella Camin (Forcella dal lè), 2398 *m*, auf welcher wir um 9 Uhr 50 Min. anlangten. Auch hier die gleiche Stille, das gleiche helle Sonnenlicht wie unten; reizend ist der Blick gegen Westen, wo inmitten wilder Berge der dunkelgrüne Lago Pischodel, 1870 *m*, liegt, ein vergessener Edelstein der Dolomiten. Nach halbstündigem Aufenthalte brachen wir auf. »Na, auf den Berg kann man ja eine Kuh hinauftreiben,« bemerkte Günther. »Und da sollen wir hinauf, eine nette Erstersteigung,« fügte Carletto hinzu, als sich beide unseren Gipfel ein wenig angesehen hatten. Und wahrhaftig! Von unserem Standpunkte aus schien es, als ob man vom Geröllsattel im Osten unseres Berges ohne alle Schwierigkeiten über einige Schrofen hinaufkönne; ich selbst begann schwankend zu werden und wandte nichts dagegen ein, als die beiden anderen beschlossen, auf einen derartigen »Kuhberg« kein Seil mitzunehmen.

Vorläufig ging es unter unnahbaren roten und gelben Wänden nach Nordosten über nachgiebiges Geröll empor auf den Schuttsattel im Osten unseres Gipfels; aber Teufel, was war das? Die Ostkante unseres Turmes wies dachziegelartig steil nach abwärts geschichtete Felsen auf, die unten fast völlig senkrecht waren; freilich hätte es sich nur um eine Höhe von etwa 30 *m* gehandelt, denn höher oben nahm die Neigung ab und ging es ersichtlich wieder besser. Aber da hinauf, brr! Leichtsinnig, wie wir an diesem Tage nun schon einmal waren, dachten wir, es werde anderswo schon besser gehen, und fuhren sorglos über den Schotter gegen Nordwesten hinunter. Und richtig, da zog ja auch schon ein Kamin in die Wände hinauf; aber die Säule, hinter welcher er einschnitt, deuchte uns so wenig vertrauenswürdig, daß wir ihn lieber unbetreten ließen. Endlich spitzte sich links eine Schneerinne in das Massiv hinein; an ihrem oberen Ende kamen wir über zum Glücke nicht lange, aber sehr verdächtige Platten, auf welchen eine dünne Eisschicht lag, sowie über Schutt an die Felsen heran. Was nun? Günther und ich beschlossen zu rekognoszieren und schärften Carletto ein, genau das zu tun, was wir ihm etwa zurufen würden. Zum Einstiege wählten wir den rechtsseitigen von zwei Kaminen, er hängt unten stark über und ist auch sonst alles andere als leicht. Von seinem oberen Ende ging es nach links empor zu einem erdigen Schartel hinter einem Zacken; wenige Meter höher schien die Neigung der Felsen geringer zu werden und jede Schwierigkeit vorbei zu sein. Also weiter! Zunächst mußten wir uns um eine plattige Ecke links herumdrücken und etwas an gänzlich nach auswärts geneigtem Fels in die Höhe ziehen. »Wie geht's?« rief Günther herauf. »Miserabel, aber ich bin gleich oben; komm' nur«, war die Antwort. Jetzt hieß es auf einer griff- und trittlosen Platte sich nach rechts emporschieben, wo ein seichter Einriß die einzige Hoffnung weiterzukommen bot. Vorsichtig tastete ich an dem Überhange, mit welchem er boshafterweise gegen uns absetzte, herum, aber nicht ein tauglicher Griff war zu finden. Ja, wenn ich wenigstens Kletterschuhe gehabt hätte! So blieb mir nichts anderes übrig, als den fatalen Überhang knapp rechts zu erklettern, wo wenigstens etwas für die Fingerspitzen vorhanden



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Sasso di Stria von Süden.

war. Oben angelangt, brüllte ich zunächst so laut als ich konnte, jede Silbe von der anderen trennend, zu Carletto hinunter: »Seil holen und dann nachkommen;« aber unten blieb vorläufig alles still und nur einzelne Steine hörte man in der Richtung gegen den Sattel im Osten unseres Gipfels abrollen. Das beruhigte uns, denn wir vermeinten deshalb Carletto bereits auf dem Wege um das ersehnte Seil. Der Riß war ziemlich tief und nicht mehr sonderlich steil, er führte zu felsunterlagertem Schutte, über welchen wir um 11 Uhr 54 Min. den jungfräulichen Gipfel, 2613 *m*, erreichten.

Es war ein selten herrlicher Tag: die Luft klar und ruhig, kein Wölkchen zu sehen, und über dem weiten Kranze formenreicher Gipfel ringsumher goldenes Sonnenlicht ausgegossen; so recht ein Tag, um ihn auf ragender Hochwarte genießend zu verträumen. Und das taten wir auch, denn wir zweifelten keinen Augenblick daran, über kurz oder lang Carletto mitsamt der Leine vor uns auftauchen zu sehen. Doch halt, was war das? Ein Ruf aus nicht allzu großer Ferne ließ uns plötzlich herumfahren. Und richtig, in einer nicht weit entfernten Scharte des Nordwestgrates tauchte jetzt eine magere, graue Gestalt auf, welche die Riemen der zusammengebundenen Bergschuhe im Munde trug: Carletto! »Geht's leicht zu euch hinauf«, schrie er neuerlich von drüben herüber; »und ob«, war die Antwort, und nachdem er gemächlich die Schuhe wieder angezogen hatte, kam er zu uns herauf. »Und das Seil?« fragten Günther und ich in einem Atem; »unten«. Wir versteinerten für einige Augenblicke; das war ja reizend! Und jetzt kam es heraus: Carletto war das Warten am Einstiege zu langweilig geworden, und da hatte er sich kurz entschlossen dem Nordwestgrate zugewendet, welchen er über sehr heikle Platten erreichte; von unseren Rufen hatte er dann natürlich nichts mehr vernommen. Im Abstiege, fügte er hinzu, werde ihn sein Grat aber keinesfalls sehen. Etwas niedergedrückt machten wir uns nun an die Erbauung eines Steinmannes, und traten um 12 Uhr 40 Min. den Rückweg an; die beiden Pickel, welche wir mithatten, banden wir mit einer Rebschnur zusammen und an diesem etwas längeren Stabe konnten sich nun im Bedarfsfalle die beiden Erstabsteigenden halten. Günther ging, weil er den Weg kannte, als erster, dann folgte Carletto, zuletzt ich. Mit äußerster Vorsicht brachten wir Meter auf Meter hinter uns und langten um 1 Uhr 50 Min. ohne Unfall beim Einstiege an; die Schneerinne fuhren wir sausend hinunter, stapften dann zum Sattel auf der Ostseite hinauf und kamen um 2 Uhr 3 Min. nach einer neuerlichen Abfahrt bei unseren auf der Forcella Camin zurückgelassenen Sachen an. Auch jetzt hatten wir noch keine rechte Ruhe; zu verlockend drohte der stolze Bau der Croda d'Antruilles, 2401 *m*, von der jenseitigen Talwand herüber, vielleicht konnten wir sie noch »mitnehmen«! Um 2 Uhr 34 Min. brachen wir auf und hielten uns auf einem in der Nähe immer undeutlicher werdenden Gemssteiglein durch grobes Blockwerk, über Schnee und Geröll unter den Felsen der Punta di Col Becchei di sotto, 2730 *m*, durch zur Scharte im Westen der Croda d'Antruilles, welche man passend Forcella d'Antruilles, 2320 *m*, nennt und die wir um 3 Uhr erreichten. Diesmal wohlweislich mit beiden Seilen und den Kletterschuhen versehen, erstiegen wir rasch den nächsten schrofigen Gratkopf; aber was wir da erblickten, verleidete uns das Weitergehen gründlich. Ein tief zerscharteter, zahniger Grat zieht zum Gipfelaufbau der Croda d'Antruilles, 2401 *m*, die uns freilich nicht mehr viel überhöht, hinüber und wenn es da überhaupt geht, dann gibt es noch böse Arbeit. Dazu war es jedoch damals zu spät und weise konzentrierten wir uns nach rückwärts. Von der Forcella d'Antruilles weg führte uns eine flotte Abfahrt über schier endlose, braune Blockhalden (Grava d'Antruilles) rechts hinunter in das einsame, von großartigen Wänden umstandene Val d'Antruilles, an dessen linkem Rande wir zur gleichnamigen Hütte (4 Uhr 14 Min. bis

4 Uhr 34 Min.) hinausstolperten. Dann ging es den wohlbekannten Weg hinauf nach Son Pauses, 1548 *m*, und über die stets schöne Ampezzanerstraße heim nach Ospitale (an 5 Uhr 32 Min. nachmittags).

Die Lehre, welche wir auf der Croda Camin erhalten haben, ist uns dauernd im Gedächtnisse geblieben: unbekannte Berge gehen wir seither ohne Seil nicht mehr an.

Croda d'Antruilles, 2401 *m*.

Zwei stille und wenig gekannte Täler, Val di mez und Val d'Antruilles, beherrscht der kecke Gipfelaufbau dieses Berges, der über spiegelnden Plattenbrüchen mauerscharf in die Lüfte aufstrebt. Trotzig wie wenige hat er uns den endlichen Sieg hart genug gemacht; denn ein am 14. August 1900 von mir mit Günther, Carletto und dem »Almbuam« gemachter Versuch scheiterte trotz aller Anstrengungen etwa 15 *m* unter dem Gipfel des Berges. Daß wir wiederkommen würden, war wohl selbstverständlich und mit der glücklich durchgeführten ersten Ersteigung[1]) der Croda d'Antruilles, 2401 *m*, schiossen, wenigstens vorläufig, unsere Bergfahrten in der Fanis-Tofanagruppe.

Am 11. September 1900 sah man Günther und mich — ich weiß nicht, zum wievielten Male innerhalb der letzten Jahre — wiederum die Straße gegen Peutelstein (Podestagno) wandern; das Wetter war freilich nicht sehr günstig: grauer, kalter Himmel, wenn auch alle Bergspitzen noch frei waren. Aber unsere verfügbare Zeit für die Dolomiten ging zu Ende und da wollten wir doch noch einmal den Versuch machen, unsere an der Croda d'Antruilles erlittene Scharte auszuwetzen. Auf bekanntem Wege ging es ins Val di mez hinauf, das heute kalt und tot dalag; von der zweiten Talstufe an hielten wir uns links über die unten noch etwas bewachsene, lange Schutthalde (Grava di mez) empor und standen um 9 Uhr 39 Min., 3 Std. 24 Min. nach unserem Abmarsche von Ospitale, auf der Höhe der Forcella d'Antruilles, 2320 *m*. Als wir die Wetteraussichten für die kommenden Stunden musterten, bemerkten wir mit Unbehagen, daß es in den Tauern bereits stürmte und schneite, also auch wir in Bälde schlechtes Wetter zu erwarten hätten. Deshalb verließen wir bereits um 10 Uhr 10 Min. die Scharte. Über einen schrofigen Kopf steigt man zunächst in die östliche Schartenkehle hinüber, dann geht es schräg von rechts gegen links über brüchigen Fels zum nächsten Zacken hinauf. Seinen höchsten Punkt betraten wir jedoch nicht, indem wir einige Meter unter demselben nach links auswichen und über einen morschen Grat in die folgende Scharte hinabstiegen. Im weiteren erscheint der Grat so zersägt, daß wir uns in der Südabdachung zu halten beschlossen; auf höchst unverläßlicher Leiste querten wir gegen rechts, wo uns ein kurzer, dafür aber senkrechter Riß auf die rechtsseitige Kante des ganzen Gratabsatzes brachte. Wenige Meter höher leitet ein Schuttband weit hinaus gegen Osten; daß uns die Sache nicht allzu leicht werde, dafür sorgte eine sehr unerfreuliche Unterbrechung des Bandes. Von seinem Ende klommen wir über eine sehr steile Wandstufe auf ein weiteres Band empor, welches sich aber bald in dem schrofigen Gehänge verlor; unser Ziel war dabei eine ganz schmale Leiste, welche uns wieder zur Gratschneide zurückbringen sollte. Aber wenige Meter vor derselben hörte die boshafte Leiste auf; vorsichtig mußte man zu seinen Füßen hinabgreifen und sich an flachen Griffen langsam auf die ungefähr 2 *m* tiefer befindliche Fortsetzung hinablassen. Die endlich erreichte Gratschneide selbst ist sehr steil und so wenig fest, daß sie beim ersten An-

[1]) Ö. A.-Z. XXIII, S. 86; »Hochtourist« III, S. 136, 137; Jahrb. d. A. A.-V. München, VIII, S. 77.

greifen »brummte«; im Reitsitze rutschten wir also mit peinlichster Vorsicht in die folgende Scharte hinunter. Hier stiegen wir auf ganz unverläßlichem Gesteine etwas nach rechts ab und kamen so auf ein Schuttband, welchem wir neuerlich gegen Osten folgten. Bald führten uns indessen eine schräge Platte sowie schuttbedeckte Schrofen nach links hinauf zur Einschartung vor dem eigentlichen Gipfelaufbau. Jetzt nahte die Entscheidung. Weg mit den Genagelten und die weichen Kletterschuhe angezogen! Noch ein prüfender Blick fliegt aufwärts und dann greifen wir an, fest entschlossen, diesmal nicht nachzugeben. Erst auf äußerst plattigem Gesteine links von der Gratkante schwer empor, dann rechts herum und zur kleinen Eintiefung hinter einem niedrigen Zacken; da lag die Entscheidung, denn bis daher waren wir auch am 14. August d. J. gekommen. Und wahrhaftig, verdächtig genug sieht die Sache aus: vor uns ein nach Norden hinaushängender, etwa 8—10 *m* hoher Absatz; rechts eine aussichtslos glatte Mauer und der Absatz selbst mehr als lotrecht und noch dazu brüchig! Günther legt den Rucksack ab und stellt sich schweigend an; ich steige auf seine Achseln, dann auf seinen Kopf und langsam fährt ein Mauerhaken, so hoch als ich noch reichen kann, in eine feine Ritze. Ich rüttle an ihm, er hält. Aus doppelt genommener, dicker Reibschnur binde ich einen Steigbügel und befestige ihn an dem Haken: »und jetzt paß auf, Günther!« Langsam ziehe ich mich an einigen schaligen Rauheiten auf und trete in den Steigbügel; ganz draußen an der Nordkante, keinen Meter von mir entfernt ist ein schräger Tritt und droben ein, wenn auch schlechter Griff für die Linke und noch zwei Meter höher: Sieg! Sieg! Aber nur Ruhe, Ruhe! Den Griff oben kann ich noch nicht erreichen und auf seine Festigkeit hin prüfen, das geht erst, wenn ich draußen auf dem Tritte stehe; aber ob dieser wohl hält? Denn vom Tritte kann ich nicht mehr zurück in meinen baumelnden Steigbügel. Alle Sehkraft spanne ich an; Teufel, da sind ja die verdächtigen kleinen Sprünge im Gesteine. Ob ich's doch versuchen darf? Aber wenn ich mich auf dem Tritte erhalten soll, muß der Griff fest sein, sonst - - gibt's einen Kopfsturz; und ich glaube, ja ich weiß fast schon, er wird mir in der Hand bleiben. Und sonst kein Ausweg? Wieder geschlagen, zuckt es mir durch den Sinn und schwer atmend gleite ich auf Günthers Achseln und dann auf den Boden. »Nenn' es Feigheit, ich trau' mich nicht.« Stumm sitzen wir eine Weile da, als mir ein Gedanke kommt: die Süd- und Ostseite habe ich seinerzeit mit dem »Almbuam« genauestens abgesucht, da ist nichts zu holen; aber vielleicht auf der Nordseite! Von unserem Standpunkte aus freilich nicht, aber etwas tiefer? Gedacht, getan und schnell stehen wir in der letzten Scharte vor dem Gipfelaufbaue. Von Günther gut versichert klettere ich auf das erste Band in der Nordseite hinab, 2 *m* weiter links schneidet ein flacher, unten weit vorhängender Winkel auf das nächst tiefere Band hinunter; einige Minuten sehr schwieriger Kletterei und ich bin unten. Das Band wird allmählich breiter und führt unter Überhängen gegen rechts um eine Ecke. Weil mein Seil nicht weiter reicht, binde ich mich los und schaue gespannt um die Ecke herum: hurra! da scheint es zu gehen. In wenigen Augenblicken ist die von Günther auf meine Weisung hin losgelassene Leine in meinem Besitze und ich stürme weiter; nach einer kurzen Unterbrechung endet mein Band auf einer kleinen Schuttkanzel. Schnell bin ich über zwei niedrige, aber vorgeneigte Wandln oben und quere auf schmaler Leiste an abdrängendem Fels nach rechts, wo zwei Risse das Gemäuer ober mir durchfurchen. Der linke dünkt mir besser, mit einer Zugstemme überwinde ich seinen vorklaffenden Einstieg, bald wird der Fels leichter und ich stehe auf dem Grate unmittelbar ober dem abweisenden Absatze. Auf meinen Jubelruf klettert Günther in das Schartel unter mir herauf, das Seil fliegt hinab und er kommt. Ehe ich es vermute, liegt er vor mir auf dem Boden;

ich konnte getröstet sein, den entscheidenden Griff brachte er mir gleich mit! Nun banden wir uns los; der nur einmal von einer mannshohen Stufe unterbrochene Gipfelgrat ist ganz leicht und um 1 Uhr 40 Min. standen wir vereint auf seinem ganz nach Osten vorgeschobenen höchsten Punkte, 2401 *m*.

Ein mächtiger Steinmann mußte zum Zeichen unseres Sieges gebaut werden, so hartnäckig hatte sich ja noch kein Berg gegen uns verteidigt. Dann kam eine kleine Stärkung und erst dabei wurden wir gewahr, daß ein eisigkalter Wind über unsere Höhe strich und bereits alle höheren Nachbargipfel von den Wolken verschlungen waren; da hieß es also eilen, wollten wir nicht durch Regen in eine höchst bedenkliche Lage kommen. Um 2¼ Uhr machten wir uns an den Abstieg; über dem gewissen Gratabsatze fand sich ein Abseilblock, um den wir einen tüchtigen Rebschnurring legten, und weil seine Festigkeit nicht über allen Zweifel erhaben war, fügten wir noch einen Reservering hinzu, welchen wir an einem weiter hinten befindlichen, zweifellos sicheren Zacken befestigten. Als wir beide unten waren, wurde der Absatz sorgfältig »gesäubert«, Steigbügel und Mauerhaken verschwanden wieder im Rucksacke; hier konnten sie uns ja nichts mehr nützen. Gleich danach waren wir wieder bei unseren Bergschuhen und rasch ging es den nun bereits wohlbekannten Weg zu unseren Sachen auf der Forcella d'Antruilles, 2230 *m*, zurück, woselbst wir von 3 Uhr 40 Min. bis 4 Uhr 15 Min. blieben. Zum dritten Male in einem Jahre fuhren wir hernach die endlose Grava d'Antruilles in das gleichnamige Tal hinab, das herb und düster auch diesmal seinen Eindruck auf uns nicht verfehlte. Vom ebenen Talboden, über den in schwindelnder Steilheit mauerglatt unser Gipfel aufragt, führt der Weg an der linken Talseite durch knorrigen Wald hinab zur Hütte von Antruilles auf saftiggrüner Wiese, dann geht es wieder hinauf zur Höhe von Son Pauses, 1548 *m*. Draußen in der Gegend von Ampezzo glüht die Abendsonne durch schwere Wolken. Zehn Minuten müssen wir hier auf der Hüttenschwelle rasten. Um das Plattenhaupt des Monte Vallon Bianco, 2684 *m*, und um die Tofana di fuori wallen die Nebel und plötzlich, für einen Augenblick, schimmert die Firnspitze, 3232 *m*, dieses Berges vom Abendrot durchglüht auf uns herab, wie ein letztes Lächeln vor langer Nacht.

Still und zufrieden sitzen wir endlich beide vor dem Hause in Ospitale. Längst ist die Sonne zur Rüste gegangen und dunkles Schweigen deckt die ganze Gegend; millionenfach glitzernd funkelt ein klarer Sternenhimmel über uns. Wir aber gedenken vergangener lichter Tage, die zu schön waren, als daß sie wiederkehren könnten. Neben uns plätschert und murmelt ruhelos der Brunnen, und wenn wir hinhorchen, dann ist es die alte Weise:

Wann ma aufwaxt in Bergen,
Wann ma groß wird im Wald:
Nachher kennt ma's, nachher g'wöhnt ma's,
Nachher liebt ma's a halt!

Die Sellagruppe.

Anhang zur Monographie in der Zeitschrift 1899 und 1900.

Von

Dr. Karl Bindel.

In der Einleitung zum ersten Teil des obigen Aufsatzes konnte des früheren schwachen Besuches der Sellagruppe vom Standpunkte des Kenners und Freundes des Gebirgsstockes aus nur mit dem Ausdruck des Bedauerns gedacht werden. Der Besuch zeigte damals schon starke Tendenz zum Steigen, hat sich aber inzwischen weit mehr gehoben, als zu erwarten war. Über 700 Touristen haben im heurigen Jahre Einkehr in der Bambergerhütte gehalten. Von den beiden Momenten, welche die Vereinsamung der Sella in den neunziger Jahren verschuldeten, ist das eine, die Scheu und das fremdartige Gefühl beim Eintritt in die ladinische und welsche Sphäre, vollständig gewichen; die aus wohlverstandenem Interesse erfolgte Annäherung der im übrigen mit trefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Ladiner in Gröden, Enneberg und Buchenstein an die Deutschen einerseits, die Tatsache, daß das Reisen selbst in weit fremdartigere Gebiete auch bei den Deutschen allmählich Gemeingut geworden ist, anderseits, — das alles hat vornehmlich den Verkehrsstrom auch in diese Bahnen gelenkt. Dazu kommt, daß auch die Gipfelstürmer, denen die Wucht der Einzelerscheinungen in der Gruppe, weil oberflächlich betrachtet, nicht mächtig genug erschien, um auf sie einen Reiz auszuüben, sich bei näherer Betrachtung mit den gar nicht zu verachtenden Schwierigkeiten abgefunden haben und so manches sogar als der Lösung höchst würdiges Problem erachteten. Bei dem Gros der Touristen endlich hat sich in den letzten Jahren die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß auch abseits der großen Heeresstraßen Schönes zu finden ist, ja daß die Pracht der Alpenwelt dort erst recht sich dem Menschen offenbart, wo er möglichst wenig seinesgleichen mit all der in den Städten uns eingeimpften Überkultur findet. Diesen inneren Gründen, die in erster Linie den Besuch des in seiner Art allerdings wohl einzig dastehenden Gebirgsstockes gehoben haben, gesellen sich aber bei näherer Betrachtung eine Reihe äußerer Umstände bei, die mit der Erscheinung teils in ursächlichem Zusammenhange stehen, teils in wohltätige Wechselbeziehung treten mußten: das herrliche Grödenertal mit dem unablässigen Bemühen seiner Bewohner, namentlich in St. Ulrich und in Wolkenstein, Behagliches und Schönes zu schaffen, die unausgesetzte, erfolgreiche Tätigkeit der Sektion Bozen auf dem Schlern und Sellajoche, der Akademischen Sektion Wien in der Langkofelgruppe, der Sektion Leipzig im Vajolet- und Grasleitental, die Sorgfalt der Sektion Nürnberg für das Contrin und die Marmolatagruppe, die Schaffenslust der Sektion Regensburg in der Geißlergruppe, der Sektion Dresden am Peitlerkofel, sie alle sind nicht etwa Konkurrenten, sondern wesentliche Stützen für die Hebung des Verkehrs der zentral gelegenen Sella. Gelingt es einmal der Sektion Bamberg, wie sie seit langem geplant, auch in der Kreuzkofelgruppe festen Fuß zu fassen, dann ist auch die letzte Lücke geschlossen. Inzwischen werden auch die rings um

die Gruppe teils in Ausführung begriffenen, teils projektierten Straßenbauten fertig gestellt sein. Ihrer Vollendung geht ja eben entgegen die prächtige, den Südfuß der Sella berührende Kaiserstraße Bozen—Cortina, während die Ostseite schon von der neuen Straße aus Enneberg umgürtet ist, die in Araba in die genannte Kaiserstraße einmündet, und auf der West- und Nordseite die Verbindung Fassa—Gröden und Gröden—Enneberg in den nächsten Jahren in Angriff genommen werden soll.

Noch ist aber die Zahl der Gründe nicht erschöpft, welche dazu beigetragen haben und ferner beitragen werden, die Lust zu wecken, in dieses scheinbar unwirtliche, felsumgürtete Dolomitengebilde vorzudringen. Es darf wohl auch der Sektion Bamberg gedacht werden, welche die Überquerung und den Aufenthalt in der Gruppe zu erleichtern und behaglich zu gestalten, intensiv bestrebt war. Der »Dolomitenfestzug«,[1]) der sich in den Tagen vom 1.—5. August des vorigen Jahres von St. Ulrich über die Langkofelhütte, dann über das Sella-, Pordoi- und Fedaja joch und über die Marmolata zum Contrin abgewickelt hat, hat insbesondere den Festgästen der Sektion Bamberg vor Augen geführt, daß diese redlich bemüht war, durch Schaffung von Wegen und Unterkunftshäusern zu verhindern, daß ihre Sellagruppe jemals wieder das Aschenbrödel unter den Tiroler Gebirgsgruppen werde. Das wird um so weniger der Fall sein, als die Sella jetzt durch den von der Sektion Bamberg geschaffenen, 13 *km* langen Höhenweg Pordoi—Fedaja gewissermaßen an die Marmolatagruppe angegliedert ist und sich hier die auch in der Heimat gute Freundschaft pflegenden Nachbarsektionen Nürnberg und Bamberg die Hände reichen. Daß gelegentlich der oben erwähnten Festfeier dieser Weg seitens berufener Festgäste mit dem Namen »Bindelweg« belegt worden, betrachtet die Sektion als Sporn zu weiterer alpiner Tätigkeit. Der Weg ist inzwischen durch eingelegte Serpentinen für den Abstieg nach Fedaja fertiggestellt worden und endigt in dem weiten, herrlichen Besitztum, das die Sektion Bamberg dort käuflich erworben hat, um in diesem Jahre, dank der Unterstützung der Sektionen Austria, Leipzig, Meran und Nürnberg ein Unterkunftshaus größeren Stiles unter dem Namen »Bambergerhaus auf Fedaja« zu errichten. Im Verein mit den auf Pordoi und in Canazei geplanten Unternehmungen der Karersee-Hôtelgesellschaft wird das Bambergerhaus zur weiteren Förderung und Hebung des Touristenverkehrs in diesen Gebieten gewiß mächtig beitragen. Die Überquerung der Sella und der Padonberge auf dem 20 *km* langen Höhenwege vom Grödenerjoche aus durch das Val Culea zur Pisciadusee- und Bambergerhütte, über die Boë zur Pordoischarte, hinab zum Pordoijoch und über den fast eben verlaufenden Bindelweg, unausgesetzt mit großartigem Blicke auf die Langkofel-, Rosengarten- und Marmolatagruppe, und vor allem auf die Fels- und Eisgebilde der Königin Marmolata, gehört zu dem schönsten, was den begeisterten Verehrer unserer Alpenwelt entzückt, das auch dem mittleren und schwächeren Touristen in den Alpen leicht erreichbar ist und ihn — last but not least — von einer gastlichen Stätte zur anderen geleitet, ohne daß er seinen Fuß auf die ermüdenden, dazwischen hinziehenden Talstraßen zu setzen braucht.

Erwähnen wir endlich die in den letzten Jahren von mehreren eifrigen Besuchern der Gruppe ausgegangenen literarischen Arbeiten, durch welche in höchst dankenswerter Weise die touristische Welt auf eine Reihe hervorragender Schönheiten aufmerksam gemacht wurde —, dann erscheinen alle Ursachen zusammengefaßt, welche die geradezu auffallende Mehrung des Besuches erklären dürften. Denn während in der touristisch-historischen Zeit vor dem Jahre 1894 zusammengenommen kaum ein Dutzend Sellabesucher aus den Fremdenbüchern,

[1]) Siehe Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1903, S. 258.

Reiseschilderungen etc. herauszufinden ist, betreten jetzt alljährlich Hunderte die wohlgebahnten Wege und stolzen Gipfel der Gruppe, um sich zu ergötzen am Zauber ihrer herrlichen Gestaltung, an ihrem hochinteressanten geologischen Aufbau und am Ausblick in die großartige nähere Umgebung der ganzen Dolomitenwelt, in die deutlich abgegrenzten, schneebedeckten Gebirgsgruppen rings in der Runde, von den Tauern bis zum Adamello und darüber hinaus in scheinbar unendliche Fernen!

In der Monographie hat der Verfasser die verschiedenartigsten Gebiete, die zusammen eine Gebirgsgruppe erschöpfend zur Darstellung bringen, gesondert behandelt. Eine Erweiterung der wissenschaftlichen Forschungen auf einzelnen dieser Gebiete ist inzwischen nicht erfolgt. Was speziell Ethnographie, Geschichte und Sprache der Anwohner betrifft, so ist mit dem Heimgange eines der vortrefflichsten



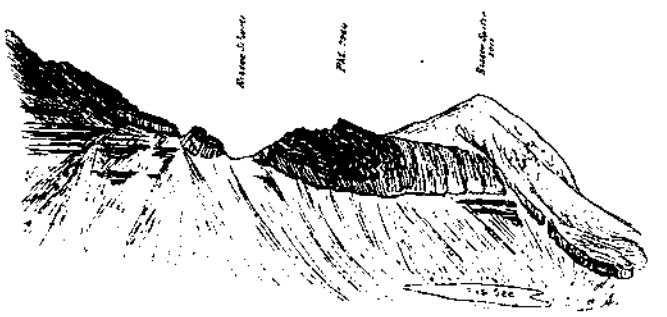
Sellagruppe von Wolkenstein aus.

Söhne der ladinischen Berge, des in Rovereto ermordeten Gymnasialdirektors Dr. Joh. Alton, der beste Kenner der Ladiner dem Felde seiner ureigensten Tätigkeit leider entzogen worden. Es würde zweifelsohne von der Nachwelt dankbar empfunden werden, wenn Alton in seinen Studien über die volkswirtschaftlichen und sprachlichen Verhältnisse seiner Heimat einen gleichbegeisterten Nachfolger fände.

Die hervorragend wichtigen geologischen Befunde erfreuen sich fortgesetzt der intensiven Beachtung namhafter Gelehrter. Auch Ing. Aegerter, der vom gegenwärtigen Zentralausschuß zur kartographischen Aufnahme der Sella, von der später die Rede sein wird, beauftragt war, hat sich, wie das zu den ersten Aufgaben eines jeden Kartographen gehört, mit den geologischen Verhältnissen der Gruppe wohlvertraut gemacht. Es dürfte nicht uninteressant sein, die Erfahrungen dieses ausgezeichneten Beobachters im Anschlusse an das in der Monographie Gesagte hier kurz anzufügen. Er hat die gleichmäßige Steigung des zweiten Plateaus, das bei der Crep de Sella mit dem sogenannten Antersas beginnt und über die oberhalb des Grödenerjoches ausgebreiteten Mesulesplateaus hinwegzieht, zu 8 %

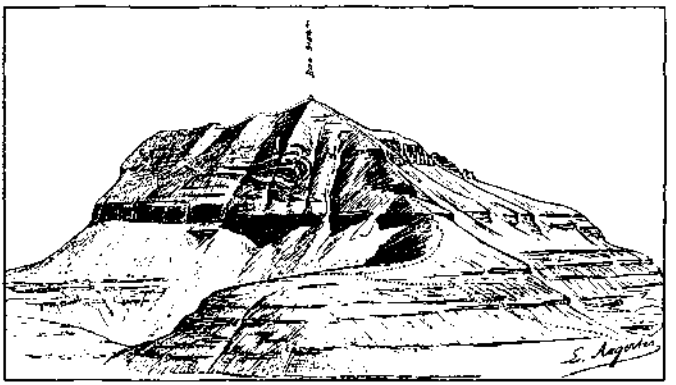
berechnet. »Rechnet man mit diesen 8% und der Distanz bis zu dem Punkte des Langkofels,« schrieb Aegerter dem Verfasser, »wo der Cassianer Dolomit seine größte Mächtigkeit erreicht, so stimmt das auffällig zur dortigen Höhe.« Diese ostwestwärts leicht ansteigende Linie springt, vom Gipfel der höchsten Tschierspitze aus gesehen, jedem aufmerksamen Beobachter sofort in die Augen, auch haben andere geologische Betrachtungen zu dem gleichen Resultat geführt. Aegerter schloß denn auch auf den früheren Zusammenhang beider Gruppen, den ja auch der jähe Abbruch der Sella im Westen und des Langkofels im Osten, die auf einen Einbruch der Scholle hindeuten, beweisen dürfte.[1]) Im Osten haben sich wohl in ungestörter Entwicklung zuerst die Raibler Schichten, welche noch in dünner Lage den Langkofel bedecken, dann der Dachsteinkalk in mächtigen Schichten aufgelagert. An der Südseite der Boë selbst hat Aegerter wieder Einlagerungen von Mergeln im Dachsteinkalk in deutlichen Falten beobachtet. Solche finden sich ja auch in ziemlicher Mächtigkeit an der Jägerscharte unweit des Boëgipfels. »Es muß also über der Gruppe noch eine Ablagerung stattgefunden haben,« schließt Aegerter, »die jetzt bis auf den kleinen Rest an der Boë vollständig erodiert ist.« Auch in anderen Mitteilungen an den Verfasser verbreitet sich Aegerter an der Hand seiner Karte folgendermaßen über geologische Merkwürdigkeiten, die er beobachtet hat und die in den beigegebenen Abbildungen veranschaulicht sind. »Über den großartigen, architektonisch regelmäßigen Aufbau der Sellagruppe ist schon viel geschrieben worden. So einfach, wie man bis dahin annahm, verhält sich die Sache jedoch nicht. Gewaltige Verwerfungen, eigentümliche Klüftungserscheinungen durchziehen die Gruppe, und Faltungen an der Boë von einem Gestein, das sonst in der ganzen Gruppe nirgends zu finden ist, geben Zeugnis, daß an diesem herrlichen Bau verschiedene geologische Perioden gearbeitet haben.«

»Fig. 1 zeigt eine solche eingepreßte Falte von Neocom in dem sonst horizontal geschichteten Dachsteinkalk, der hier mitgefaltet erscheint. Auf Fig. 2 und 3 sind Faltungen gezeichnet, welche auch auf der Karte recht deutlich zu sehen sind; die eine größere am Westabhang des Boëgipfels ist durch die sie durchquerenden Erosionsrinnen in der Natur für das Auge nur undeutlich zu erkennen, zwei andere kleinere werden beim Abstieg von dem Gipfel über die Südwestkante überschritten. Die neue Karte zeigt überdies eine große Verwerfungsspalte, welche in der Richtung Nordosten — Südwesten die ganze Gruppe durchzieht und welche wahrscheinlich die Veranlassung war zur Bildung des Mittagstales einerseits und des »Langen Grabens« anderseits. Diese Verwerfung steht mit der imposanten Westwand der Gruppe in auffallender Parallelität, so daß die Vermutung nahe liegt, daß es sich auch hier um eine solche handelt und das Absinken eines Bruchstückes sowie die Trennung vom Langkofel hierdurch zu erklären wäre. Beachtung verdient ferner eine Art Klüftungserscheinung des Dachsteinkalkes, welche die Karte ausdrückt. Nur dadurch ist es zu erklären, daß fast die meisten Rinnen und Kamine, die flachgeneigten Gräben des Plateaus,



Figur 1.

[1]) Siehe Sellabild, S. 328 der Zeitschrift 1900, das von der Tschierspitze aus aufgenommen ist.



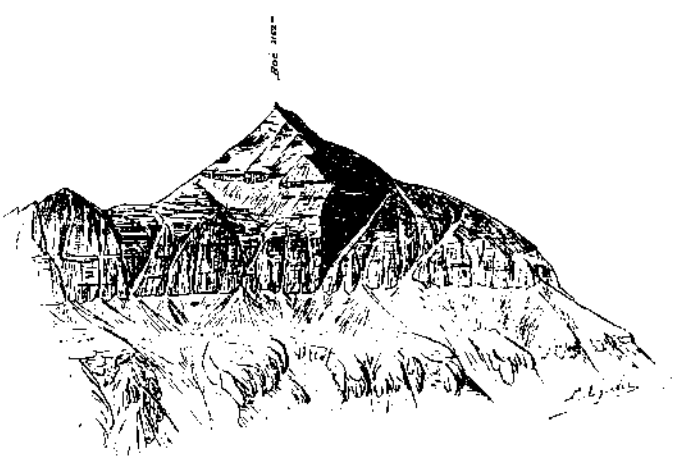
Figur 2.

die Wände des Zwischenkofels etc. eine und dieselbe Richtung, etwa Nordnordwest Südsüdost, aufweisen. Schwieriger dürfte die Ursache der Entstehung von zirkusartigen Aussprengungen im Dachsteinkalk zu erklären sein, wie sie die Karte im oberen Teil des Val Lasties, zwischen Mittagszahn und Pisciadu, an der Ostwand der Gruppe, und vorzüglich im Vallon zeigt. Die Sellagruppe birgt also noch recht viele ungelöste Probleme.« — Einen ganz wesentlichen Behelf zur Lösung derselben hat der Zentralausschuß Innsbruck in der neuen Sellakarte, die diesem Bande der »Zeitschrift« beigegeben ist, geschaffen.

Dank der eifrigen Fürsorge, die der D. u. Ö. A.-V. seit Jahren dem Kartenwesen widmet, ist speziell gerade für diese Gebirgsgruppe ein in verschiedener Beziehung hochbedeutsames Werk entstanden. Der genannte Kartograph L. Aegerter, ein Schweizer und ein hochbegeisterter Freund und Verehrer der Alpen, der zugleich ausgestattet ist mit einem empfindsamen Gemüte, das auch den feinsten Zügen in dem oft so verwitterten Antlitz des Hochgebirges volles Verständnis entgegenbringt, hat speziell der Sella die scheinbar verborgensten Geheimnisse abgelauscht und sich in feinste charakteristische Merkmale vertieft, um schließlich ein Bild zu schaffen, das den Kenner geradezu entzückt, dem Touristen aber für seine verschiedenartigsten Zwecke die denkbar beste Unterlage bietet. Unter Zuhilfenahme der zuverlässigsten Methoden, welche die heutige Wissenschaft kennt, hat L. Aegerter mit vielen Mühen und Strapazen in wenigen Jahren ein für die Kartographie geradezu epochemachendes Werk geschaffen, das nach dem Urteil des Verfassers, dem eine ziemlich detaillierte Ortskenntnis in der Sella zu Gebote steht, auf größte Genauigkeit und Plastizität Anspruch erheben darf.

Doch lassen wir jetzt dem Kartographen selbst das Wort, um uns über die Entstehung der Karte zu unterrichten. Er schreibt dem Verfasser wie folgt:

»Im Jahre 1902 wurde vom Zentralausschuß beschlossen, im Anschluß an die Rosengartenkarte die gesamten Dolomiten kartographisch aufnehmen zu lassen. Es ward mir der ehrenvolle Auftrag, das dem Langkofel nächstgelegene Gebiet, die Sella- und Marmolatagruppe zu bearbeiten. Es ergab sich jedoch bald, daß eine Vereinigung der drei Gruppen



Figur 3.

auf einer einzigen Karte unmöglich war, wollte eine jede von diesen ihrer Wichtigkeit gemäß dargestellt sein. Es ist deshalb die vorliegende Karte als erstes Blatt zu betrachten, woran unmittelbar die nächstes Jahr erscheinende Marmolatakarte anschließen wird. — Beide Karten bilden dann mit der Karte der Rosengartengruppe ein Ganzes. Die südliche Hälfte der Rosengartenkarte habe ich seinerzeit als »Lehrbub« unter Simon aufgenommen. Hoffentlich wird man nicht finden, daß die neuen Arbeiten wertloser sind als das Erstlingswerk.«

»Schon damals hatte es mir die Sellagruppe angetan! So oft ich hinüberschaute von dem wundervollen Aussichtspunkte Ciampedie zu diesen gewaltigen Mauern, über welchen so stolz die Boë emporragt, da stieg in mir die Sehnsucht auf, die geheimnisvolle Welt dort oben kennen zu lernen. Seither habe ich sie nun gründlich studiert. Wie weit ich aber eingedrungen bin in ihre Geheimnisse, davon mag die neue Karte Zeugnis geben.«

»Leider habe ich meine Vermessung nicht auf die neue Triangulation, deren Signale erst vor zwei Jahren von Militärs in diesem Gebiete errichtet wurden, stützen können, die Resultate waren zur Zeit nicht erhältlich. So blieb denn nichts anderes übrig, als die alten, von der Katastervermessung herrührenden Triangulationszeichen, die sich bekanntlich in ganz Tirol nicht gerade im besten Zustande befinden, zu benützen. Doch sind nur drei solche Punkte als innerhalb der Kartengrenze liegend zu bezeichnen, nämlich der Plattkofel, die Rodella und die Boë. Alle anderen liegen weit außerhalb und es mußten durch dieselben mit großer Mühe erst sogenannte trigonometrische Hilfspunkte innerhalb der Gruppe bestimmt werden. Sie sind wie die genannten drei Hauptpunkte durch Zahlen gekennzeichnet, die auf der Karte mit dem trigonometrischen Zeichen △ versehen sind, und dienten als Basis für weitere Meßoperationen, teils als Station zum sogenannten Ausschneiden, teils als Ausgangspunkt von Distanzmesserzügen. Täler und sonstige leichter zugängliche Partien, z. B. auch das Plateau der Sellagruppe, sind nämlich direkt mit der Meßlatte und dem sogenannten Distanzmesser (eine Vorrichtung im Fernrohr des Aufnahmeinstrumentes) aufgenommen worden. Das Instrument, das bei der Aufnahme zur Verwendung gelangte, ist ein von der rühmlichst bekannten Firma Kern in Aarau eigens angefertigter, leicht transportabler Hochgebirgs-Meßtisch, dessen korrigierbare Kippregel Peripherieteilung aufweist und Zehntelsminutenablesung gestattet. Im allgemeinen bestand nun die Aufnahme der Karte, wie jede Vermessung, in nichts anderem, als in einer beständigen Verdichtung von Punkten, deren Lage und Höhe man auf mathematischem Wege bestimmt hat. Ein getreues Abbild der Natur in dieses so entstehende Netz von Punkten hineinzubringen, ist allerdings eine Kunst. Es bedarf unendlich vieler Beobachtungen, eines gewissen Gefühls für die Formen und der Kenntnis des Entstehens der Gebirgsoberfläche, wie ja auch bei einem bildenden Künstler, wenn er z. B. den menschlichen Körper richtig zeichnen will, anatomische Kenntnisse unbedingte Voraussetzung sind. — Das Wetter war während der ersten Aufnahmszeit — Juli bis September 1902 — zeitweise recht ungünstig. Ohne die Arbeit auf dem Plateau beenden zu können, mußte ich im Herbst 1902 von der mir liebgewordenen Stätte Abschied nehmen, nachdem ich fünf Tage in der Bambergerhütte eingeschneit war. Erst in der Zeit von Ende Mai bis Anfang August des folgenden Jahres konnte ich die Aufnahme ihrem Ende entgegenbringen. Schließlich möge es mir gestattet sein, auf zwei Momente aufmerksam zu machen, welche die Arbeit ganz wesentlich gefördert haben. Vor allem waren es die vorzüglichen Unterkunftsverhältnisse und gutgehaltenen Wege der Sellagruppe, die ja eigentlich erst die Möglichkeit boten, in diesem von Natur aus nur schwer zugänglichen Terrain sorgfältige Aufnahmen zu machen. Dann aber möchte ich nicht unterlassen, zu be-

merken, daß in solchen Gebieten, wie in denen des Langkofels und der Sella, deshalb ein »sauberes« Arbeiten möglich ist, weil beide Gruppen vorzüglich durchforscht und beschrieben sind. Namentlich bei der Nomenklatur und bei der Verwendung von wichtigen touristischen Beobachtungen für die Karte waren die Vorarbeiten, welche die Herren Dr. Bindel und Dr. H. Lorenz geleistet haben, geradezu ideal. Hier für ihre liebenswürdige Unterstützung meinen besten Dank.«

Diese kartographische Neuaufnahme brachte uns im Vergleich zu früheren Messungen fast durchwegs Änderungen in den absoluten Höhen der 40 touristisch bedeutsamen Objekte. Die neueren Aegerterschen Messungen sind in der folgenden Tabelle (S. 388 und 389) denen der Generalstabskarte und sonstigen früheren Messungen gegenübergestellt. Es ist dabei zur bequemeren Orientierung die in der Monographie gewählte Einteilung in die Untergruppen beibehalten worden.

Wenn nach dieser Tabelle auch einige Gipfel von der stolzen Höhe der 3000 *m* gestürzt werden, so durften immer noch neben der kulminierenden Boë mit 3152 *m* ihre Nachbarn, die Cresta Strenta und die Eisseespitze, ihren Rang behaupten, während weitere 22 Gipfel sich über 2900 *m* erheben. Die Boë, Mesules-West und der Zwischenkofel konnten mit ihren alten Höhenziffern wieder bedacht werden, von den übrigen sich ergebenden 26 Änderungen sind deren 14 ganz unerheblich, je 3 mußten eine Korrektur von ca. 25 *m* bezw. 50 *m* über sich ergehen lassen, 4 Gipfeln der Ostseite konnten ca. 100 *m* zugelegt werden, endlich erfuhren weitere 2 dieser östlichen Gruppe angehörende Gipfel: Vallon- und Pizkofel eine auffallende Erhöhung von 200—300 *m*. Daß die einschneidenden Änderungen ausschließlich die Ostseite der Sellagruppe betreffen, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß diese, weil für militärische Zwecke ohne Belang, von den Militärkartographen fast ganz außer acht gelassen wurde.

Die Aneroidmessungen einzelner Touristen waren sehr fehlerhaft, der unter dem Namen Pizkofel von der Generalstabskarte in die Lechnersche Detailkarte übergegangene Gipfel, 2530 *m*, ist nicht der jetzige touristische Pizkofel, sondern das nordwärts gegen Crep de Boë vorgelagerte Plateau.

Als neue geographische Begriffe erscheinen 1. der Col Alton, 2881 *m*, ein wegen der rapid fortschreitenden Verwitterung bald schwer zugänglicher Gipfel südwestlich der Bambergerhütte, der von dem Kartographen und dem Verfasser zu Ehren des um die Erstehung der Bambergerhütte und die Erschließung der Sellagruppe hochverdienten Professors Dr. Alton mit dessen Namen belegt wurde, dann eine zweite turmartige, mächtige Erhebung in der nördlichen Umrahmung des Val Lasties unweit des Piz Selva, die den Namen Punta del Siella erhielt nach der zu ihren Füßen sich ausbreitenden, im Val Lasties gelegenen Bergwiese Pian del Siella. Auch der Bergerturm mit 2861 *m* findet sich eingereiht. Eine eigentümliche Metamorphose mußten sich die beiden Murfreittürme[1]) gefallen lassen, indem sie in Bezug auf ihre Höhe ihre Rollen tauschen mußten. Der bisher als Großer Murfreitturm angesprochene ist in der Tat um 15 *m* niedriger als der bisherige Kleine Murfreitturm. Ganz besonders muß hervorgehoben werden, daß sich die gegen das Sellajoch hin, dem Chiavazzesplateau vorgelagerte Turmgruppe[2]) nicht in zwei, sondern in drei Türme auflöst. Sie sind touristisch von hervorragender Bedeutung und sind mit I 2533 *m*, II 2593 *m*, III 2688 *m*, bezeichnet worden.

Der von Miß Thomasson[3]) bestiegene Eckturm, 2881 *m*, des Pisciaduseekofels hat in Bergsteigerkreisen den Namen der Erstersteigerin erhalten.

In die Kette der gegen Westen vorspringenden Gipfel konnte, wie schon Alton[4]) vermutete, und zwar zwischen Piz Beguz und Gralba, der Piz Miara, 2966 *m*, und

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 386. — [2]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 351. — [3]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 344. — [4]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 348.

A. Die Boë- und Vallongruppe.

	Nach früheren Messungen	Nach Aegerter	Differenz
	m	*m*	*m*
Pizkofel	2530	2827	+ 297
Boëseekofel (Piz dal Lec)	2851	2913	+ 82
Zehner	2917	2915	— 2
Neuner	2820	2904	+ 84
Vallonspitze	2721	2901	+ 180
Pezza Longhatta	2870	2969	+ 99
Eisseespitze	2900	3011	+ 111
Cresta Strenta	3120	3124	+ 4
Boë	3152	3152	—
Pordoigipfel	2951	2952	+ 1
Col Turond	—	2921	—
Col Alton	—	2881	—

B. Die Mesules- und Murfreitgruppe.

	Nach früheren Messungen	Nach Aegerter	Differenz
	m	*m*	*m*
Thomasson Turm	—	2881	
Pisciaduseekofel (Sas dal Lec)	2950	2935	— 15
Gamsburg	2990	2995	+ 5
Mesules-Ostgipfel	2950	2996	+ 46
Mesules-Westgipfel	2998	2998	—
Piz Rottice	2968	2966	— 2
Piz Beguz	2968	2972	+ 4
Piz Miara	—	2966	—
Piz Saliera	2965	2958	— 7
Piz Gralba	2976	2974	— 2
Piz Revis	—	2940	—
Piz Selva	2946	2941	— 5
Piz Lasties	2900	2875	— 25
Punta del Siella	—	2820	—
Punta Sella	2409	2700	+ 291
Sellaturm III	—	2688	—
Sellaturm II	—	2593	—
Sellaturm I	—	2533	—
Piz Chiavazzes	2814	2836	+ 22
Murfreit, kleiner Turm	—	2724	—
Murfreit, großer Turm	2721	2709	— 12
Murfreitspitze	2700	2631	— 69

C. Pisciadugruppe.

	Nach früheren Messungen	Nach Aegerter	Differenz
	m	*m*	*m*
Pisciadu	2983	2985	+ 2
Pisciaduturm	—	2882	—
Mittagszahn (Dent de Mesdi)	2870	2888	+ 18
Bambergerspitze	3008	2964	— 44
Mittagspitze	3000	2978	— 22
Bergerturm	—	2861	—
Zwischenkofel	2908	2908	—

zwischen Piz Gralba und Piz Selva der Piz Revis, 2940 *m*, eingeschaltet werden. Die an gleicher Stelle ausgesprochene Vermutung von K. Schulz,[1]) »daß sich nördlich des P. Beguz der P. Saliera einschiebe«, bestätigt sich nur insoferne, als dieser Gipfel, 2958 *m*, sich nördlich des P. Gralba erhebt. Diese Kette, die mühelos in zwei Stunden überschritten werden kann, umfaßt demnach acht Gipfel.

Damit erscheinen die wissenswertesten topographischen Ergänzungen erschöpfend behandelt und wir gehen über zum touristischen Teil.

Die touristische Erschließung der Sellagruppe dürfen wir wohl jetzt der Hauptsache nach als abgeschlossen betrachten, und es dürfte als wünschenswert erscheinen, auch die neueren, in den verschiedensten Organen und Jahresberichten, wie in Privatmitteilungen zerstreuten interessanten Berichte über schwierigere Touren zu sammeln, um sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Ein Hauptvorzug der neuen Sellakarte ist ihre in die Augen springende Plastik. Der Tourist wird sich bei ihrem Anblick sofort bewußt, daß sich im nördlichen Teil der Gruppe Aufgaben von ungeahnter Schönheit entgegenstellen müssen. Die Touristik hat sich denn auch dieses zwischen Val Gralba und Val Mesdi gelegenen, ungemein zerklüfteten und in prallen Wänden abfallenden Gipfelgewirrs rasch bemächtigt und die Sektion Bamberg hat in Würdigung dieses Umstandes eine kleine Unterkunftshütte, die Pisciaduseehütte, mitten in dieses Gebiet hineingestellt. Doch der einmal getroffenen, natürlichen Gruppierung der Sella folgend, wollen wir vorerst in Kürze derjenigen neuen Touren gedenken, welche die Ost- und Westseite betreffen.

A. Die Boë- und Vallongruppe.

Wie in den »Mitteilungen«[2]) berichtet, hat Dr. K. Frhr. von Hayn mit den Führern Jos. Kostner (Corvara) und Dapunt (St. Ulrich) von der Boë aus den ersten Abstieg in das Vallon am 10. August 1900 ausgeführt. Einer freundlichen Privatmitteilung zufolge stieg die Partie von der Boëspitze östlich gegen die Vallonspitze ab und traversierte die Ostwand derselben bis zur nördlichsten, gut sichtbaren Einsattelung der Vallonwand, von wo aus zwei Kamine in das Vallon hinabführen. In dem linksseitigen ging es ca. 25 *m* steil abwärts, dann über eine 3 *m* breite, vereiste Stelle in einen ca. 10 *m* tiefen senkrechten Kamin, der auf einem

[1]) Erschl. d. Ostalpen, III, S. 369. — [2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 182.

ziemlich breiten Schuttband endigt. Nun über sehr exponierte, brüchige Wandstufen leicht hinab in das anstoßende, nach links in das Vallon hinabziehende Couloir. Dieses Couloir liegt, von dem am Abschlusse des Vallons sichtbaren Wasserfalle aus betrachtet, zur Rechten und dem den Aufstieg zum Zehner vermittelnden Geröllfelde — vom Wasserfalle aus dem zweiten rechts — fast gerade gegenüber. V. Hayn hebt mit Recht hervor, daß auf diesem Wege der Zehner und die leider sehr vernachlässigte Vallongruppe von der Bambergerhütte aus in wenigen Stunden zu erreichen ist. Es darf wohl hinzugefügt werden, daß der geübte Tourist nach einer Nächtigung in der Pisciadusee-hütte bei guten Witterungsverhältnissen am ersten Tag den Pisciadu, Mittagszahn und die Bambergerspitze traversieren, am zweiten Tag von der Bambergerhütte aus über die Cresta Strenta, Eisseespitze, Vallonspitze und die Vallonwand den Zehner erreichen und am gleichen Tage nach Corvara absteigen kann.

Die genannte Partie erreichte über die Moserscharte auf bekanntem Wege den Gipfel des Zehners und fand die Gipfelkarten ihrer beiden Vorgängerinnen aus den Jahren 1894 und 1898 unversehrt vor. Es ist erfreulich, berichten zu können, daß seitdem weitere drei Partien den schwierigen Gipfel erreicht haben, und zwar E. Tatzel (Troppau) am 30. Aug. 1900, Hofbauer (Wien) am 24. Sept. 1900 und Wolfring (Hof) am 20. Aug. 1903 — sämtliche mit Führer J. Kostner (Corvara). Da die schräge, den ersten Einstieg von der Moserscharte aus vermittelnde Treppe jetzt zum Teil abgefallen ist, wird der bisherige Aufstieg überhaupt bald mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft sein. Als hochinteressantes Problem dürfte deshalb der direkte Aufstieg aus dem Vallon oder aus dem Mittagstale zum Zehner in den Vordergrund gerückt werden.

Es möge an dieser Stelle wiederholt auf die Schönheiten der Touren in der den Ampezzaner Dolomiten zugewendeten Ostseite der Sellagruppe aufmerksam gemacht werden. Abgesehen von dem Zehner, einem erstklassigen Kletterberge, verlangen alle anderen Touren — vom Pizkofel bis zur Boë — nur einen mittelmäßigen Touristen und bieten ihm dafür des Interessanten in Hülle und Fülle. Schon der Anstieg von Corvara aus zum idyllischen, einsamen, sagenreichen Boësee und hinauf in das von furchtbar steilen Wänden und Türmen flankierte Vallon [1]) mit seinen mächtigen Schuttkaren und eisausgepolsterten Scharten und Kaminen und seinem offenen Rundblick über die herrlichen Matten der Incisa hinweg setzen den Beschauer in Bewunderung. Auch die blinkenden Eisberge der Tauern und der Zillertaler Alpen lugen in ihrem weißen Schimmer zwischen den uns umstehenden Felskolossen gespensterhaft herein, und deren rauhe Wirklichkeit tritt uns bald entgegen. Denn Schnee und Eis knirscht bald unter unseren Füßen, wenn wir vom Vallon aus einem Gipfel näher treten. Wenn die Sektion Bamberg auch hier eine kleine Unterkunftshütte erbaut haben wird, dann wird sicherlich auch der Besuch dieses gewaltigen Felszirkus, der sich um dieses romantische Tal aufbaut, gehoben und der Tourist wird weitere Schönheiten der Sella bewundern.

B. Die Mesules- und Murfreitgruppe.

Der Pisciaduseekofel (Sas dal Lec) wird durch den gelben, brüchigen Kamin immer schwerer zugänglich, da derselbe bei der raschen Verwitterung bald zu einer vertikalen, weiten, grifflosen Rinne ausgewaschen sein wird. Nun erfahren wir von E. Clément (Hannover), daß er mit Führer Messner aus Seis am 10. Juli 1902 einen neuen Anstieg zu diesem hochinteressanten Gipfel gefunden hat. Er schreibt

[1]) S. Abbildung in der Zeitschrift 1900, S. 331.

im Fremdenbuch der Bambergerhütte: »Der Sas dal Lec ist jetzt ganz leicht zu ersteigen, indem man von der Scharte zwischen Sas dal Lec und Gamsburg ein in der Scharte beginnendes Band nach rechts verfolgt; man gelangt so um eine Ecke auf eine zum Grat hinziehende Schutterrasse und von dort über Bänder und brüchige Schrofen zum Gipfel.« Der Verfasser erreichte mit J. Eckert (S. Bamberg) am 19. August 1904 durch den östlich der Scharte herabziehenden Schuttkamin und das bekannte, damals verschneite Band den Gipfel.

Von P. Waitz und F. Graf (A. A.-K. Innsbruck) wurde am 17. Juli 1901 vom Val Culea aus die Nordwand des Sas dal Lec in drei Stunden erstiegen. Sie schlossen daran die leider selten unternommene, großartige Überschreitung der Gamsburg, der beiden Mesules und der sämtlichen westlichen Gipfel bis zum Piz Selva. Was die Gamsburg anlangt, so geht aus der Mitteilung beider Touristen im Fremdenbuch der Bambergerhütte hervor, daß sie von der Scharte zwischen Gamsburg und Sas dal Lec aus den gewöhnlichen Weg wählten bis zum kleinen Zacken bei der Eisrinne, daß sie aber nicht in diese hineinquerten, sondern ca. 7 *m* in den Felsen emporkletterten, um von hier nach rechts auf gutem Bande zur Scharte hinab und über den nächsten Felskopf in zwei Stunden zum Gipfel zu gelangen. Wie aus einer Privatmitteilung hervorgeht, haben Dürrbeck und Leinecker (Würzburg) den gleichen Weg genommen. Dürrbeck schreibt: »Am 26. August 1902 bestieg ich mit Leinecker aus der Scharte zwischen Sas dal Lec und Gamsburg auf dem im »Hochtourist« angegebenen Bande die Schulter und von da aus die fünf Gipfeltürme der Gamsburg. Von der Schulter aus stiegen wir, eine an den ersten Vorgipfel sich anlehnende kleine Felsmauer nach rechts umgehend und hinter derselben gegen links ansteigend, also auf die Nordwand übergehend, den ersten Vorgipfel, indem wir, uns stets links haltend, einen großen, an das Massiv sich anlehnenden Block, unter dem man scheinbar durchschlüpfen kann, überstiegen und etwas weiter oben ein Band erreichten, das nach rechts um den Vorgipfel herumzieht, auf der Südseite über der Eisrinne ca. 50 *cm* breit ist und unmittelbar zu dem Zacken führt, der die Scharte oberhalb der Eisrinne in zwei Hälften teilt. Dadurch wird die schlimme Traversierung der nördlichen Eisrinne vermieden und die Ersteigung der Gamsburg wesentlich erleichtert.« Der Verfasser endlich überstieg mit J. Eckert und L. Knaps (S. Bamberg) am 19. August 1904 vom Sas dal Lec kommend auf dem Waitzschen Wege die Gamsburg und die beiden Mesules. Diese Überschreitung der vier Gipfel gehört zu dem Interessantesten, was die Sella dem Felskletterer bietet.

Die Besteigungsgeschichte des Mesules-Westgipfels erfuhr eine Erweiterung durch die von Dr. Dittmann, Seyffert (Nürnberg) und dem Verfasser am 2. August 1901 ausgeführte Erstersteigung über die Westwände. Wir stiegen oberhalb des Val Culea, westlich der Eisrinne, die zur Gamsburg führt, dort, wo der Schnee am höchsten gegen die von Wasser durchflossene gelbe Rinne hinaufreicht, über eine 5 bis 6 *m* hohe, plattige Wandstufe in die Felsen. In der Rinne etwa eine halbe Stunde hinan, dann Ausstieg auf den linkseitigen, sehr brüchigen Grat. Nach 4¼ Stunden ab Grödenerjoch erreichten wir eine Scharte, von der aus man über plattige, mächtig steile Schrofen einen Gipfelaufbau zunächst links, dann rechts umgeht, um die obere, 6 *m* breite, ca. 60° geneigte Schneerinne zu erreichen. Diese wird hart unter der Felswand, an die sie sich anschmiegt, überquert und bald erreicht man über eine Steilstufe ein ganz charakteristisches Fenster, das von der höchsten Tschierspitze aus deutlich sichtbar ist. Jenseits liegt jene mächtige Eisrinne vor uns, welche zwischen Mesules Mittel- und Westgipfel zur Murfreitterrasse abstürzt. Wir stiegen auf einem 20 *m* langen, horizontalen Bande nach links aus den Felsen, um bald auf Schnee, bald auf Fels und durch Eisrinnen am linksseitigen Gletscherrande, zuletzt

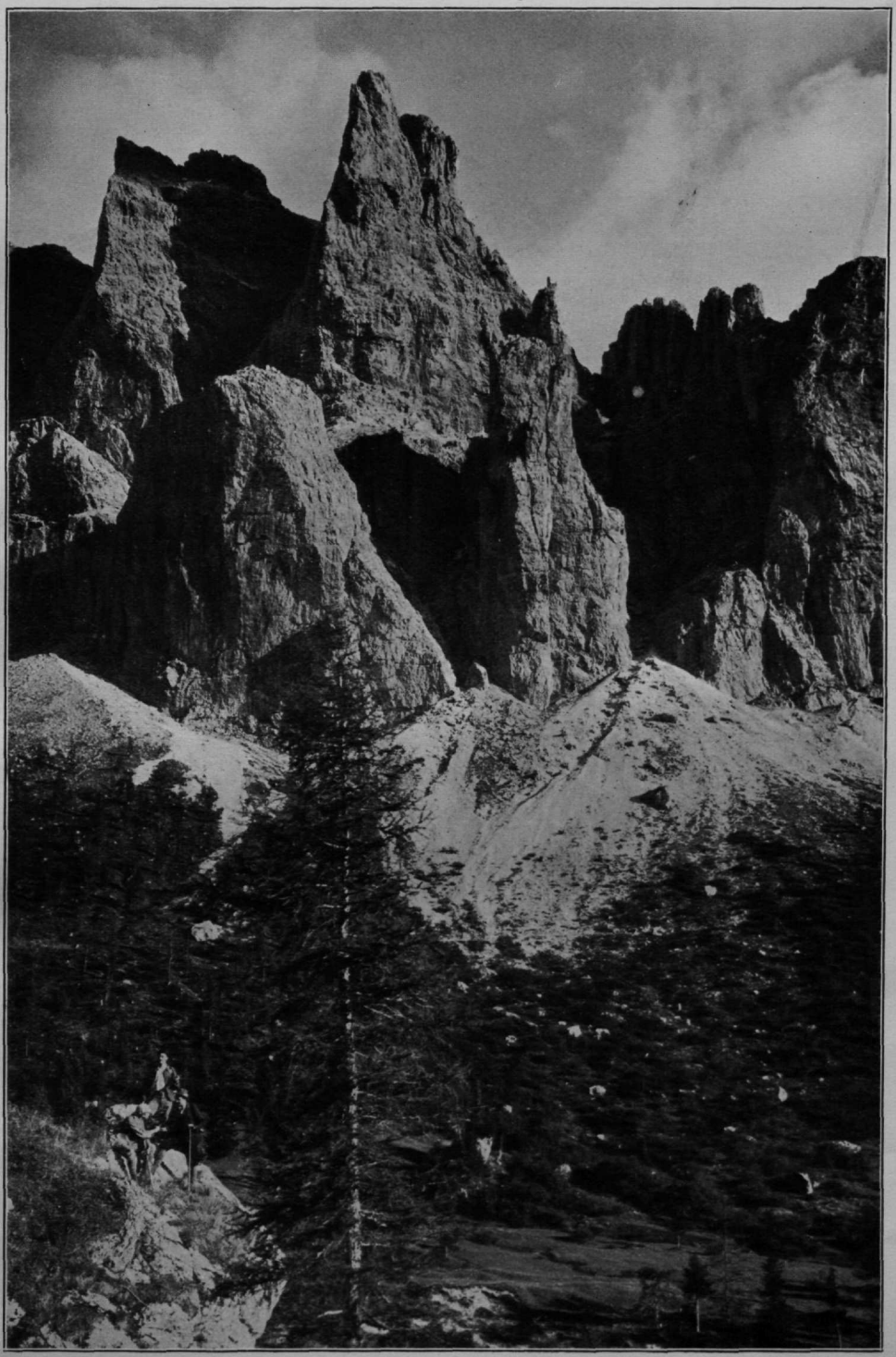
durch eine Schuttrinne, die letzten 100 *m* Steigung zu überwinden. Um 1 Uhr 45 Min., also nach 8¼stündiger, äußerst anstrengender Kletterei, tauchten wir knapp vor dem Steinmann der Mesules (Mittelgipfel) aus der Tiefe auf.

Die weitere Gipfelreihe der Gruppe bis hinaus zur Selvaspitze ist von Westen her wohl nur äußerst schwer zu erreichen. Ein diesbezüglicher Versuch ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Einer besonderen Erwähnung bedarf die Erstersteigung der Punta del Siella, jenes gewaltigen Felsturmes, der sich im Val Lasties östlich des sich vom Piz Selva zum Piz Lasties absenkenden Grates erhebt und beim Eintritt in das Val Lasties gegenüber der mächtigen Pordoiwand deutlich sichtbar ist. Am 27. Juli 1901 erstiegen ihn laut Privatmitteilung K. Berger und J. Albert (Graz) von einem halbinselförmigen Ausläufer östlich des Piz Selva aus. »Wir stiegen«, schreibt Berger dem Verfasser, »südwärts in eine Scharte hinab, dann über eine sehr schwierige, gelbrot gefärbte Wand ca. 40 *m* hoch auf einen Absatz im senkrechten Südwestgrat des kammartigen Felsbaues. Nachdem jetzt unter weitem Überhang in die dem Piz Selva zugeneigte Wand hineintraversiert war, folgte ein 30 *m* langer, mehr gefährlicher als schwieriger Quergang — und das Schwerste war überwunden. Es war ein sicherer, unschwieriger Kamin gewonnen, den man entweder bis zum Gipfel verfolgen, oder nach links über ein bequemes Band verlassen kann.« Der von Berger vorgeschlagene Name[1]) »Hexenkopf« mußte mit dem Namen »Hexental« fallen.

Die Murfreitspitze, 2631 *m*, die sich aus der westlichen Umrandung des Val Culea erhebt, fand in Ampferer (Innsbruck) und Berger ihre Erstersteiger. Die Besteigung wurde nach dem 7. Jahresbericht des Akad. Alpenklubs Innsbruck am 11. August 1899 ausgeführt. Die Ö. A.-Z. 1900 schreibt S. 23: »Von der Gamsscharte stiegen wir auf dem Grödenerjochwege etwa 200 *m* ab und traten hierauf zum Rande eines breiten, trümmerbedeckten Absatzes vor, der sich als Riesenband durch die senkrechten Abstürze der Sella-Hochfläche zieht. Über Geschröfe kletterten wir hinunter zur Einsattlung nördlich vom Östlichen Murfreit, einem prächtigen Felszahn, und querten dann schwierig nach jenem schwarzen Riß hinüber, der in ununterbrochenem Zuge die linke Hälfte der vor uns aufsteigenden Turmwand durchläuft. Hinter einer fast geschlossenen Reihe von eingekeilten Blöcken stemmten wir uns das unterste, wirklich großartige Kaminstück hinauf, in dem es kühl und dunkel ist, wie in einem Keller. Eine Schuttabstufung im Grunde des Schachtes führt gleich wieder zum Ansatze eines senkrechten Spaltes, dessen Bezwingung Knie und Rücken beansprucht; diese Stelle ließe sich wahrscheinlich viel leichter linker Hand an der Wand umgehen. Abermals sind wenige Schritte auf Schutt zu tun, und nun stellt sich einem das schwierigste Hindernis des Anstieges, ein Überhang, entgegen. Einige Meter sind an der linken Schluchtwand zu überwinden, dann führt ein weiter Spreizschritt in den ganz engen Schluff hinein, der es erlaubt, sich anstrengend etwa 5 *m* in die Höhe zu arbeiten; am oberen Ende desselben ist wegen der lose aufliegenden Blöcke und des brüchigen Gesteins große Vorsicht zu beachten. Vermittels nunmehr verhältnismäßig unschwieriger Stemmarbeit gewannen wir unter weiterer Benützung des Schrundes eine kleine, luftige Schulter, von der nach links schräg aufwärts ein leichter Kamin zum rasenbewachsenen Gipfel führt.

Sehr zu empfehlen wäre es, als Ausgangspunkt für diese Ersteigung das Grödenerjoch zu nehmen, weil man von dort über Geröll und Schrofen gerade zum Sattel zwischen unserem Turme und dem Sellamassiv ansteigen und die Spitze vom Hospiz in vielleicht 2½ Stunden erreichen könnte. Die Schwierigkeiten dieser Kletterei sind ähnlicher Art wie im Schmittkamin.«

[1]) Ö. A.-Z 1901, S. 320.

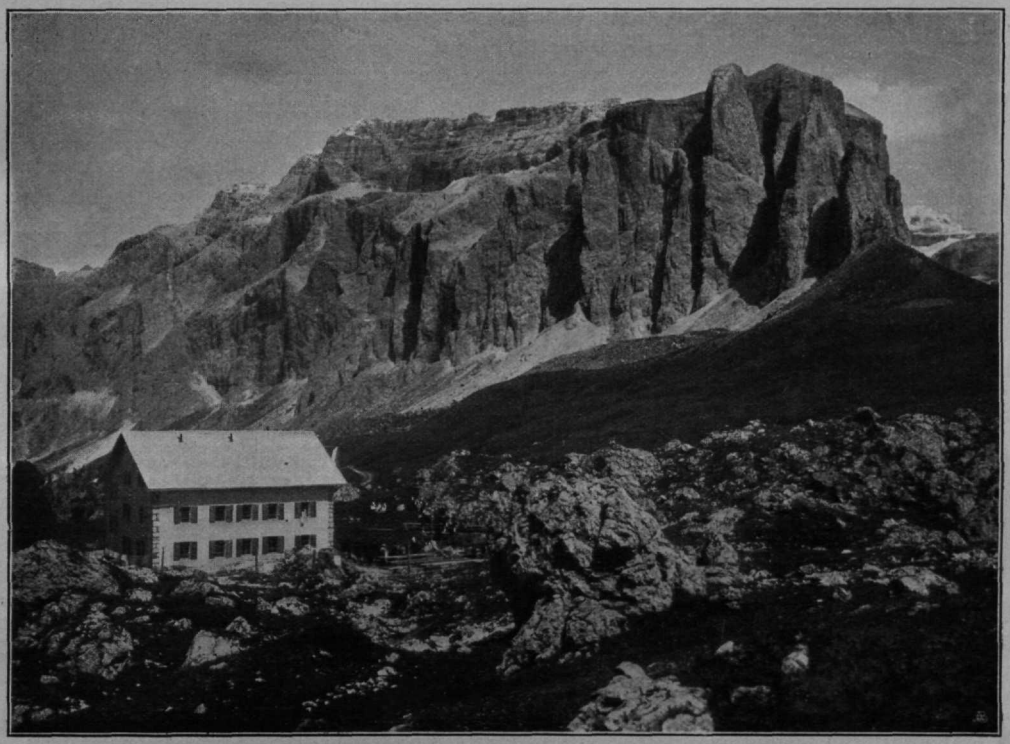


Naturaufnahme von Emil Terschak. *Bruckmann aut. et impr.*

Murfreit.

Die zweite Ersteigung des von H. Delago am 28. Juni 1896 direkt von Plan aus zum ersten Male erreichten Großen Murfreitturmes, 2709 *m*, führten K. Berger (Graz) und E. Franzelin (Bruneck) am 29. August 1900 aus und zwar mit Anstieg aus dem Val Gralba. Einer Privatmitteilung hierüber entnehmen wir, daß sie aus dem Val Gralba die Scharte zu erreichen suchten, die ein nördlich vorgebauter Zacken mit dem Gipfelkörper bildet, von hier aus aber im ganzen auf Delagos Wege den Gipfel erreichten, nur mit dem Unterschiede, daß sie die schwierigen Kaminstufen zum Teil nach rechts umgingen. Der Bericht[1]) sagt:

»Vom Sellajoche querten wir in das große, südlich von den Murfreittürmen eingebettete Kar (Val Gralba) hinüber und steuerten jener Schlucht zu, die zwischen



Sellajochhaus gegen die Sellatürme.

dem höchsten Turme der westlich vorgelagerten Zackenreihe und dem Bergkörper des Großen Murfreitturmes herabzieht. Ein eingeklemmter Block ist zu überklettern, und bald darauf wird die Schlucht durch mehrere neben- und übereinanderliegende Riesenblöcke abermals gesperrt. Dieser Absatz wird am schönsten und bequemsten »unterirdisch« überwunden, indem man durch ein enges Loch wieder ans Tageslicht kriecht. Von der Scharte erklommen wir nach links schräg aufwärts eine sehr schwierige, gefährliche Wand, an der schon das bloße Anstreifen der Kleider und des Seiles Steine loszulösen vermag. Steile Schrofen führten uns zu einem gelben Überhang, der rechts durch einen Kamin umgangen wurde. Ober diesem Abbruch querten wir wieder nach links, stiegen an Schrofen und Wandeln nach aufwärts, bis es gut möglich war, durch einen Quergang in nördlicher Richtung den schon aus der Ferne auffallenden Riesenkamin zu erreichen, den vermutlich

[1]) Ö. A.-Z. 1900, S. 252.

H. Delago, der diese Erstersteigung bei Nebel und vereisten Felsen durchführte, seiner ganzen Höhe nach benützt hat. Nach einer 15 *m* hohen, abgewaschenen Stufe und einem kurz darauf folgenden Überhange stiegen wir unter überwölbtem Fels nach links aus der Schlucht hinaus und empor zu einer gelbroten Wand, die an ihrer rechten Kante umklettert wurde. Ein äußerst schwerer Quergang ermöglichte es uns, nach rechts hin in eine Geröllrinne und in dieser durch einen Kamin in eine Gratscharte zu gelangen, von wo aus sich der 40 *m* höher gelegene Gipfel ohne Schwierigkeit erreichen ließ. Alle bedeutenderen Stellen des Anstieges wurden von uns mit Steindauben belegt.«

Über seine Besteigung des Kleinen und Großen Murfreitturmes schreibt E. Clément wie folgt:[1])

»Kleiner Murfreitturm. In Gesellschaft der Herren L. Treptow, Dr. Bröckelmann und Ch. la Quiante (Berlin) am 11. Juli 1902 ab Sellajoch 8 Uhr 55 Min. Gegen Plan hinab, dann östlich gegen die Sellawände hinauf und auf einem direkt unter den Wänden hinziehenden, breiten, teilweise plattigen Bande in das westlich der beiden Murfreittürme herabziehende Gerölltal. Rast von 10 Uhr 40 Min. bis 10 Uhr 50 Min. Das Tal besteht aus zwei Terrassen, deren höhere wir erreichten, indem wir die steilen, gutgriffigen Schrofen an der rechten Seite der sperrenden Stufe erkletterten. Die obere, begrünte Terrasse zieht sich nach links ziemlich hoch in die Felsen des Kleinen Murfreitturms hinauf. Diese werden von einer auffallenden Schlucht durchzogen, welche oben auf dem Grate ausmündet. Am Fuße der Felsen Rast von 11 Uhr 45 Min. bis 12 Uhr 10 Min. Dann über steile Schrofen an das untere Ende der Schlucht und durch diese hinauf. Einige kurze Kamine sind zu erklettern, dazwischen geröllbedeckte Absätze und Wandeln, alles nur mäßig schwierig, aber außerordentlich brüchig. Von der Gratscharte leicht in einigen Minuten nach links auf den niedrigeren, südlichen Gratzacken, 12 Uhr 55 Min. Derselbe trug ein Steinmanndl, welches das Datum der ersten Ersteigung barg: 27. Aug. 1898, W. L. Birdee (Name etwas undeutlich)[2]) mit Zecchini. Wir erkletterten dann von der Scharte noch leicht den höchsten nördlichen Zacken, 1 Uhr 10 Min. bis 1 Uhr 25 Min. und stiegen auf gleichem Wege hinab, 2 Uhr 10 Min.«

»Großer Murfreitturm, 2721 *m*. Erste Ersteigung über die West- und Südwand, erste Überschreitung. Am Nachmittag des gleichen Tages erstiegen Herr Leutnant La Quiante (Berlin) und ich noch den Großen Murfreitturm. In dem oben erwähnten Tälchen über Geröll und Rasen zum unteren Ende der großen Schlucht, welche von der Scharte zwischen dem Großen Murfreitturm und seinem westlichen Vorbau herabzieht. Dieselbe ist gleich unten durch eine senkrechte Stufe gesperrt. Wir erkletterten dieselbe (schwierig) an der rechten Seite (beim Abstieg seilten wir uns durch den Kamin an der anderen Seite ab). Dann mühsam über steiles Geröll zur nächsten Stufe empor, welche aus eingeklemmten Riesenblöcken besteht. Durch ein von diesen Blöcken gebildetes Loch (schwierig) hinauf und oberhalb über steile, geröllbedeckte Absätze zur Scharte, 3 Uhr 30 Min. bis 3 Uhr 45 Min. Von der Scharte die schwierige, sehr brüchige Wand erst gerade hinauf, dann schräg nach rechts auf ein Band in die Südseite. Am Ende des Bandes ein kleines, brüchiges Wandl (sehr schwierig) hinauf auf ein höheres Band, welches nach links wieder in die Westseite zurückführt und gleich breiter und gut gangbar wird. Dieses Band verfolgten wir, bis eine steile Schlucht nach rechts zu den auffallend gelben Gipfelwänden hinaufzieht. Diese Schlucht hinauf; schwierige Kamine, durch kleine Wandln unterbrochen, alles sehr brüchig. Kurz ehe die Schlucht zu einem engen, ungangbaren Riß wird, nach rechts eine brüchige, schwierige Wand hinauf. Ober-

[1]) Ö. A.-Z. 1902, S. 206. — [2]) Wohl »W. L. Brodie«. Die Schriftleitung.

halb derselben folgen gut kletterbare, weniger steile Felsen, welche wir schräg nach rechts hinauf erkletterten.«

»Wir befanden uns nun am Fuße der durchaus unnahbar aussehenden gelben Gipfelwände. Die außerordentlich exponierte Erkletterung derselben erfolgte auf schräg im Zickzack nach rechts hinanziehenden Bändern, bis es uns möglich war, in die Schlucht abzusteigen, welche die dem Kleinen Murfreitturm zugekehrte Südostseite durchzieht. In dieser unschwierig hinauf auf die Scharte zwischen dem höchsten Nordostgipfel und dem niedrigeren Südwestzacken, 6 Uhr 10 Min. bis 6 Uhr 15 Min. Einige Schritte brachten uns hier leicht auf den Südwestzacken, während wir von der Ersteigung der höheren Spitze, welche von hier aus ebenfalls ganz leicht in 10 bis 15 Minuten zu machen ist, der vorgerückten Zeit wegen leider Abstand nehmen mußten.«

»Den Abstieg nahmen wir durch die Schlucht, welche von der Scharte durch die Nordwestwand hinabzieht und deren unteren Teil H. Delago bei seiner ersten Ersteigung durchklettert zu haben scheint. Wir überwanden mehrere senkrechte, schwierige Kamine, bis wir oberhalb eines langen, überhängenden Kamines standen. Hier sehr schwierige Traverse durch die exponierte Wand nach links hinüber in unsere Aufstiegsschlucht. Wir erreichten dieselbe etwa dort, wo wir sie beim Aufstiege nach rechts verlassen hatten. Hinab zur Scharte, 8 Uhr 30 Min; um 9 Uhr, gerade bei Eintritt der Dunkelheit, standen wir unterhalb der letzten Schluchtstufe. An Sellajoch 10 Uhr 15 Min.«

»Die Tour bietet eine sehr interessante, aber äußerst schwierige und exponierte Kletterei, die sich, wie so manche andere in der Sellagruppe, durch das sehr brüchige Gestein auszeichnet. Als Führer begleitete mich Bernh. Meßner aus Seis, welcher sich bei allen meinen mit ihm zusammen unternommenen Touren als sehr sicherer und zuverlässiger Kletterer bewährte.«

Über die Erstersteigung der zwei Sellatürme I und II durch Ampferer, Berger und Hammer ist schon berichtet.[1]) Berger und Franzelin führten ein Jahr später, und zwar am 29. Juli 1900, auch die Erstbesteigung des höchsten, III. Turmes aus,[2]) die, wie aus einer freundlichen Privatmitteilung hervorgeht, an Schwierigkeiten nichts zu wünschen übrig ließ. Berger schreibt darüber dem Verfasser: »Bei der ersten Ersteigung der kleinen Sellatürme sahen wir, daß ein Übergang zum höchsten Turm nicht ohne großen Seilaufwand und wahrscheinlich überhaupt nicht möglich sei. Vorletzten Sommer stiegen Eduard Franzelin und ich zum Fuße der Schlucht, in die man von der Scharte hinabsieht, und da der Grund mit senkrechten Eisgebilden verschanzt war, erkletterten wir rechts davon, also an der Wand der kleinen Türme, einen weit überhängenden Kamin, der große Ähnlichkeit mit dem Kirchl im Schmittkamin hat, aber schwieriger ist, weil sich die Wände nach außen öffnen. Nun waren wir in einer großartigen Schlucht. Von vorne, von rechts und links hängen ungeheure Schattenwände herein, der Ort ist erhaben und schauerlich, so daß man an Vernes Geschichten vom Mittelpunkt der Erde erinnert wird. Die niedrigen, aber glatten Wandstufen der wenig steilen Schlucht sind ungefährlich und recht hübsch zu erklettern; wir fanden an ihnen reichlich Wasser. Nun beginnt, beiläufig in der halben Höhe des Turmes das große Band, das mitten durch die senkrechten Wände mit einer Schraubenwindung auf die entgegengesetzte Seite unseres Gipfels führt. An einer Stelle schnürt sich das Band unter einem Überhang ein und stellt eine sehr schöne, aber nicht sehr schwere Kletterstelle her; sie wird durch einen Kamin hervorgerufen. Zum Gipfel steigt man nun über den ausgesetzten Nordgrat, der an ungemein brüchiger Wand gewonnen wird und nahe der Spitze an eine schwarz und gelb gefärbte Wand stößt; ein überhängender,

[1]) Siehe auch Ö. A.-Z. 1900, S. 297. — [2]) Siehe ebenda.

7 *m* hoher Riß in letzterer, der kein Verspreizen zuläßt, weil er ganz dünn ist, und eine luftige Stufe, die an der Schlußwand vorspringt wie eine Stiege, die seitlich außen an einem Haus emporführt, bilden den Schluß. Der Gipfel ist sehr groß und mit regelmäßig gebrochenen Steinen belegt, die treffliche Sitzplätze bieten. Der Turm könnte ein Modeberg werden, weil die Kletterei abwechselnd, und des langen Bandes wegen sehr schön und sonderbar ist und sich vom Gipfel aus Felsbilder erschließen, welche die Seele gewaltig ergreifen. Überraschend ist der Anblick des Piz Chiavazzes, der mit seinen leuchtenden Zacken auf den losen, erdigen Raiblerschichten sitzt und wie diese wieder über den massigen Riesenwänden liegen.«

C. Die Pisciadugruppe.

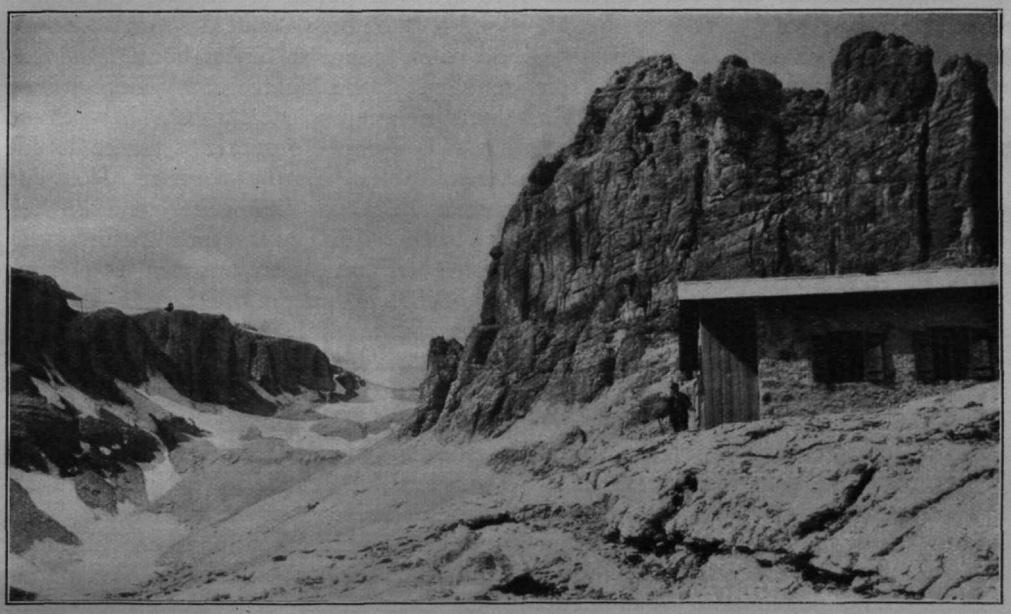
In der »Zeitschrift« 1900, Seite 353, wurde einer von Junghanns (Bamberg) am 1. August 1900 ausgeführten Besteigung des Pisciadu gedacht, welche über die Nordwestflanke des Berges führte. Sie wurde von Dr. Markwald (Gießen) mit Führer Pescosta (Colfosco) und auch von anderen, darunter dem Verfasser, mehrfach wiederholt. Da sie die Aufmerksamkeit der Touristen auf sich gelenkt und auch schon, wie wir sehen werden, reichlich Früchte getragen hat, dürfte es sich geziemen, ihrer mit einigen Worten zu gedenken, zumal, da die Erstellung der Pisciaduseehütte in engen Zusammenhang mit dem Angriffsobjekt gebracht werden muß.

Der Einstieg ist in einer kleinen Stunde ab Pisciaduseehütte zu erreichen und befindet sich in einem der Kamine, die oberhalb des höchsten Schneefleckes zur Rechten der Eisrinne herabziehen, welche den Pisciadu vom gleichnamigen Turme trennt. Nachdem man ca. 30 *m* vertikal aufwärts geklettert, sucht man, bald rechts, bald links traversierend, immer höhere, mit Geröll bedeckte Terrassen zu gewinnen, bis man nach dem Passieren einer Schneeschlucht und eines leichten, von Wasser durchflossenen Kamines die mächtige Schulterterrasse erreicht, welche in vollkommen vertikaler Steilwand zum Pisciadusee abfällt. Von da führt die Route anfangs über Schnee und Geröll, später über den Nordwestgrat oder in irgend einer Variante leicht zum Gipfel. Der Weg ist äußerst interessant und der Gipfel läßt sich von jedem einigermaßen geübten Felsgänger in drei Stunden von der Hütte erreichen. Es sollte kein geübter Kletterer es versäumen, den Pisciadu, diesen stolzen Aussichtsberg im Norden der Sellagruppe, auf dem Junghannsweg und der gewöhnlichen Abstiegsroute zu traversieren, zumal er dabei den Bambergersattel betritt und sich also direkt vor den Mittagszahn, die Bambergerspitze und den Anstieg zur Bambergerhütte gestellt sieht.

Die Bemerkung des Verfassers:[1]) »Der Pisciadu ist von Norden her absolut unersteiglich«, konnte selbstredend nur den prallen Nordwänden des Berges gelten. Hat Junghanns im allgemeinen die Aufmerksamkeit auf diese Nordseite gelenkt, so war mit der obigen Bemerkung des Verfassers die Unternehmungslust geweckt und es fanden sich bald kühne Felskletterer, welche sich daran machten, denjenigen Lügen zu strafen, der es wagte, heutzutage die Möglichkeit irgend einer touristischen Leistung in Zweifel zu ziehen. Der Verfasser war denn auch von der Mitteilung Dr. W. von Glanvells, daß er mit seiner Gattin Mary, Dr. G. Freiherrn von Saar und K. Doménigg am 10. August 1902 »den Pisciadu führerlos direkt über seine Nordwand« erreicht hätte und ihm dies zur Berichtigung obiger Notiz zu wissen tun ließe, einigermaßen verblüfft. Die Folge war, daß er acht Tage später, am 18. August, es unternahm, mit Dr. Schiffmann (Wien) die Tour zu wiederholen.

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 353.

Um 7¼ Uhr verließen wir die Pisciaduseehütte, um 9¾ Uhr hatten wir den ersten Teil des Junghannsweges unter uns und standen an der schwarzen Wand, von der aus wir nach links auf verschneiten Schrofen und Bändern bis zu einem großen Block hinübertraversierten. Hier erfolgt der Einstieg in die Felsen auf einem schräg nach links ansteigenden Bande, das in einen Kamin führt, in welchem um diese Jahreszeit Schmelzwasser ein zwar ganz hübsches, heute aber recht wohl entbehrliches Brausebad liefert. Zum Überfluß sperrt noch ein überhängender Block die enge Passage, so daß uns nur erübrigt, uns in dieser Dachtraufe aus Leibeskräften emporzustemmen, um oberhalb des Blockes auf dem rechtseitigen breiten Bande, 11 Uhr 20 Min., die erste Rast zu halten. Hier entdecken wir die ersten Spuren unserer Vorgänger. Wir stehen am Anfange jenes von weitem sichtbaren, scheinbar breit überdachten Bandes, das wenig ansteigend sich quer durch die pralle Nord-



Pisciadusee-Hütte mit Sas dal Lec.

wand zieht, nur unterbrochen durch einen gewaltigen, mit Eis ausgepolsterten Riß, der vom Gipfel herabzieht und tief unter uns dort endigt, wo wir den Junghannsweg verlassen haben, um nach links zu traversieren. Teils auf allen Vieren kriechend, teils sogar uns liegend ca. 80 *m* vorwärts schiebend, erreichen wir die ausspringende Ecke, wo sich das Band in den Kamin hineinzieht. Dort entdecken wir einen Seilfels. Unsere Vorgänger mußten hier auf irgendeine Weise den jenseitigen Rand der Kluft erreicht haben, denn hier ist ein Entrinnen nach oben unmöglich. 20 *m* Seil scheinen hierfür nicht hinreichend genug, und so entschließen wir uns um 11 3/4 Uhr zur Umkehr, um auf dem Junghannsweg den Gipfel zu erreichen.

Wie sich unsere Vorgänger die Sache zurecht gemacht, erzählt uns Frhr. von Saar[1]) in äußerst pikanter Form. Er sprang auf einen 3 *m* tiefer liegenden Block in eine 1½ *m* weite Schlucht hinein und half von hier seinen Gefährten am Seile hinüber. Über den Weiterweg bemerkt Frhr. von Saar: »Dem Aussehen nach mußte es ganz leicht weiter gehen; wir ahnten nicht, daß wir tatsächlich vor den

[1]) Ö. A.-Z. 1902, S. 233.

technisch schwersten Stellen der Tour standen. Der Wasserriß entpuppte sich als eine tief eingerissene, Schmelzwasser und Eis führende Runse von geringer Steilheit. Eine Seillänge geht es auch ganz leidlich darin empor. Dann aber verengt sie sich zum überhängenden, engen Kamin voll lockerer Steine; alles scheußlich naß und kalt. Darum klettern Wolf und ich jetzt 5 *m* nach links und dann gerade aus über die immer steiler werdende, von eiskaltem Wasser triefende, sehr schlecht geschichtete Wand hinauf; von unten sieht sie gar nichts gleich und ist doch elend schlecht. Oben spreizen wir wieder in den Kamin hinein, verlassen ihn aber gleich nach rechts zu, wo sich 4 *m* höher ein annehmbarer Stand befindet; das 30 *m* lange Seil war gerade abgelaufen. Die beiden anderen gingen im Kamin, der etwas leichter sein soll; die lockeren Steine, die sie losmachten, konnten nun keinen Schaden mehr anrichten.«

»Von nun ab sind alle Fährnisse vorüber. Wir haben die Kuppel des Domes erreicht, deren viel geringere Steilheit sofort wohltuend auffällt. Im Zickzack klettert man noch etwa 60 *m* über steile Schrofen hinauf zu einem breiten, schnee- und schuttbedeckten Bande, das unter der Gipfelkrone durchzieht. Hier gönnen wir uns eine kurze, wohlverdiente Rast und nehmen wieder unsere Bergschuhe (3 Uhr 40 Min. bis 4 Uhr). Das Wetter hat sich drohend gestaltet, schwere dunkle Wolken segeln bedenklich nahe über unseren Köpfen. Darum vorwärts. Von den vier die Gipfelkrone durchziehenden Schluchten wählen wir die zweite von links her, die natürlich unten mit einer Wandstufe abbricht. Ein etwas links befindlicher, kurzer, schwerer Kamin bringt uns auf ein Köpfel, von dem aus wir 15 *m* nach rechts aufwärts schwierig in den Grund der Schlucht queren. Damit haben wir die letzten Schwierigkeiten hinter uns gebracht. Etwas links gewendet, steigen wir noch einige Seillängen mühelos hinan und erreichen gerade bei dem kleinen Eisenkreuz des Gipfelsteinmannes die Spitze. (4 Uhr 40 Min. bis 4 Uhr 45 Min.)«

Nach dieser Rekognoszierung durften wir unser Urteil dahin zusammenfassen, daß die seinerzeitige Bemerkung, »der Pisciadu ist von Norden her absolut unersteiglich«, wohl besser gelautet hätte: »Der Pisciadu ist über die Nordwand absolut unersteiglich«. Denn von einem »Aufstieg direkt über die Nordwand« kann keine Rede sein. Er wird vermittelt durch zwei senkrechte, kaminartige Schluchten, die quer über die eben unersteigliche »Wand« durch ein langes Band in Verbindung stehen. Eine sogenannte Wandkletterei, die man hinter dem Ausdruck »ideale Nordwandroute« und »direkt über seine Nordwand« zu verstehen geneigt ist, ist eben ausgeschlossen, und das allein wollte der Verfasser schon beim Junghannsweg klarstellen. Der Anstieg der Frhr. von Saarschen Partie ist nichtsdestoweniger der ideal schönste, interessanteste und schwierigste Anstieg zum Pisciadu und zwar »von Norden«.

Die seither erfolgte Erbauung der Pisciaduseehütte und die Besteigung des Pisciadu von Norden brachten noch ein weiteres, längst ausgedachtes Problem zur Reife: es ist die Besteigung des Pisciaduturmes, 2822 *m*. Schon mehrere der hervorragendsten Kletterer hatten sich in den letzten Jahren an den mächtigen Turm herangewagt. Forderte doch dieser ungeschlachte Koloß, den sein Patron nur um 163 *m* überragt, den Wagemut geradezu heraus, nachdem alle vielleicht edler geformten, so doch unbedeutenderen Gebilde dem Ansturm gefallen waren. Reiflicher Überlegung, wie man dem Ungetüm sich nahen könnte, folgte endlich die Tat. Ohne jede Begleitung gelang es am 28. Juni 1903 L. Heis (München) unter enormen Schwierigkeiten, den Gipfel des Turmes zu erreichen. Er schreibt darüber im Fremdenbuch der Pisciaduseehütte und später[1]) ausführlich wie folgt:

[1]) 11. Jahresb. d. A. A.-V. M. 1902/1903.

»Von der Pisciadusee-Hütte stieg ich im Schnee direkt hinab zum Fuße des Turmes. Hierauf verfolgte ich die überschneite Eisrinne, welche zwischen dem Turm und dem Pisciadu herabzieht, bis zur Scharte. Durch Tauwetter verursachter Steinschlag mahnte zur Vorsicht. Bis hierher begleitete mich Dr. Georg Leuchs, der jedoch wegen Indisposition zurückblieb und auf der Scharte meine Rückkehr erwartete. Da die nördlich davon, ca 30 *m* unterhalb beginnenden Kamine vereist waren, kletterte ich wenige Meter links von der Scharte in der senkrechten, mit sehr wenigen kleinen Griffen versehenen Südwestwand 8 *m* hoch gerade empor bis zu einer Felsnase (Seilring), welche ein wenig Stand gewährt. Hierauf ca. 20 *m* weiter über die brüchiger werdende Wand bis zu einem großen Block am Rande eines Bandes. Diese Kletterei wird in günstiger Jahreszeit durch die oben genannten Kamine leichter umgangen. Stufenschlagend überwand ich das Eisdach des Bandes. Eine kleine Traverse nach rechts und ein schief eingeschnittener, kaminähnlicher Riß brachten mich zu einem Gufel. Hierauf traversierte ich horizontal links in die Wand hinaus bis zu einem senkrechten Riß. In diesem hinauf zu einem größeren Gufel. Vom rechten Ende des letzteren führt in die fast senkrechte Wand hinauf ein schief eingeschnittener Riß, dessen dem Berge abgewandte Begrenzungswand in einem Zacken endet. Die Steilheit der nun folgenden Wand läßt den Weiterweg nicht erkennen. Ich kletterte zuerst etwas nach links abweichend aufwärts, dann traversierte ich horizontal nach rechts auf schmaler Leiste; nach ca. 4 *m* aber wendete ich mich aufwärts der links oben sichtbar werdenden kleinen Terrasse zu. Vom linken Ende der Terrasse aus kletterte ich ca. 10 *m* hoch nach rechts aufwärts, bis zu einem kleinen Gesimse. Die nun folgende, 26 *m* hohe, senkrechte Schlußwand ist sehr anstrengend, da sie keine Ruhepunkte enthält. Abfließendes Schneewasser erschwerte den Aufstieg auf das Plateau, auf welchem der Gipfelbau steht. Den Abstieg bewältigte ich meistenteils durch Abseilen. Diese Tour ist äußerst schwierig und enthält die schwersten mir bekannten Wandstellen.«

Bereits am 29. August 1903 fand Heis Nachfolger in Dr. K. Finkh, F. Höpfner und Kurt Leuchs (München).

Vom Pisciaduturm aus werden unsere Blicke unzweifelhaft auf seinen Rivalen gelenkt, der sich nebenan erhebt und seit seiner Unterjochung (1894) sich der steigenden Beliebtheit der Touristen erfreut. Wird ja doch der Mittagszahn (Dent de Mesdi) alljährlich auf den verschiedensten Varianten 15 bis 20 mal bestiegen. Kein Wunder, daß sich auch in den letzten Jahren seit Erscheinung der Sellamonographie neue Anstiegsrouten zugesellt haben.

Namentlich das Mittagstal hatte man ins Auge gefaßt und auch da scheint die Frage, ob der Mittagszahn wohl einmal direkt aus dem Tale würde erstiegen werden,[1]) zu frischer Tat gereizt zu haben.

Doch zunächst gilt es einer Pflicht zu genügen und nachzutragen, daß Th. Maischberger und Dr. Pfannl über ihre vierte Dentbesteigung vom 4. September 1896 in der Ö. A.-Z. Nr. 487 berichteten — was dem Verfasser früher entgangen war. Ihre Tour unterschied sich von derjenigen der früheren Ersteiger dadurch, daß sie »vor dem in Terschaks Führer als außergewöhnlich schwierig geschilderten Bande gerade hinauf über die sehr steile, etwa 20 *m* hohe Wand kletterten, um durch eine Rinne zum Vorgipfel und über diesen zur Hauptspitze zu gelangen«. Nachzutragen ist ferner, daß nicht, wie es in den »Mitteilungen«[2]) heißt, Ampferer und Franzelin, sondern Berger und Franzelin[3]) die ersten waren, welche den Mittagszahn aus dem Mittagstale erstiegen haben. Ihre Tour unterscheidet sich wesentlich von derjenigen A. Hofbauers (Wien) mit Führer Kostner (Corvara), die wenige

[1]) Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 358. — [2]) Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 182. — [3]) Ö. A.-Z. 1900, S. 298.

Tage darauf unternommen wurde. Die ersteren gewannen laut Privatmitteilung den Gipfel über die Südwand genau über die im Bilde der Zeitschrift 1899, S. 368 erkennbare mittlere Rinne. Der in der Ö. A.-Z.[1]) veröffentlichte Bericht lautet: »Erste Ersteigung aus dem Mittagstale, 27. August 1900. In der Schlucht zwischen Mittagszahn und Bambergerspitze stiegen wir hinauf zu einem breiten Geröllbande, das hinausführt gegen die Südostkante des ersteren. Auf gestuftem Fels stiegen wir unter dem auffallenden, die gelbrote Wand durchlaufenden Riß von einer Art Kanzel etwa 20 *m* in die Höhe und querten dann schwierig und ungemein luftig in denselben hinein. Die schweren Schneefsäcke brachten uns hier in größte Verlegenheit, da man in dem seichten Kamin erst 20 *m* höher auf einem Felsvorsprung guten Stand gewinnt. Von nun an führte unser Weg kerzengerade hinauf. Die Rubepunkte sind klein und die aus Kamin- und Wandstellen zusammengesetzte Kletterei ist sehr schwierig und äußerst luftig. Erst kurz unter dem letzten Gipfelaufbau verflacht sich die Wand, und man kommt über minder schwierige Schrofen an den senkrechten, gelbgefärbten Gipfelturm, bei dessen Erkletterung man zwischen zwei gleich schwierigen Rissen die Wahl hat. Wir kletterten im rechts liegenden etwa 10 *m* empor, stiegen dann unter einem Überhang in den einige Meter links davon gelegenen Kamin und durch diesen hinauf zu einem Geröllfleckchen. Nun wurde leicht die Gratscharte erreicht, wo der gewöhnliche Anstieg heraufkommt.«

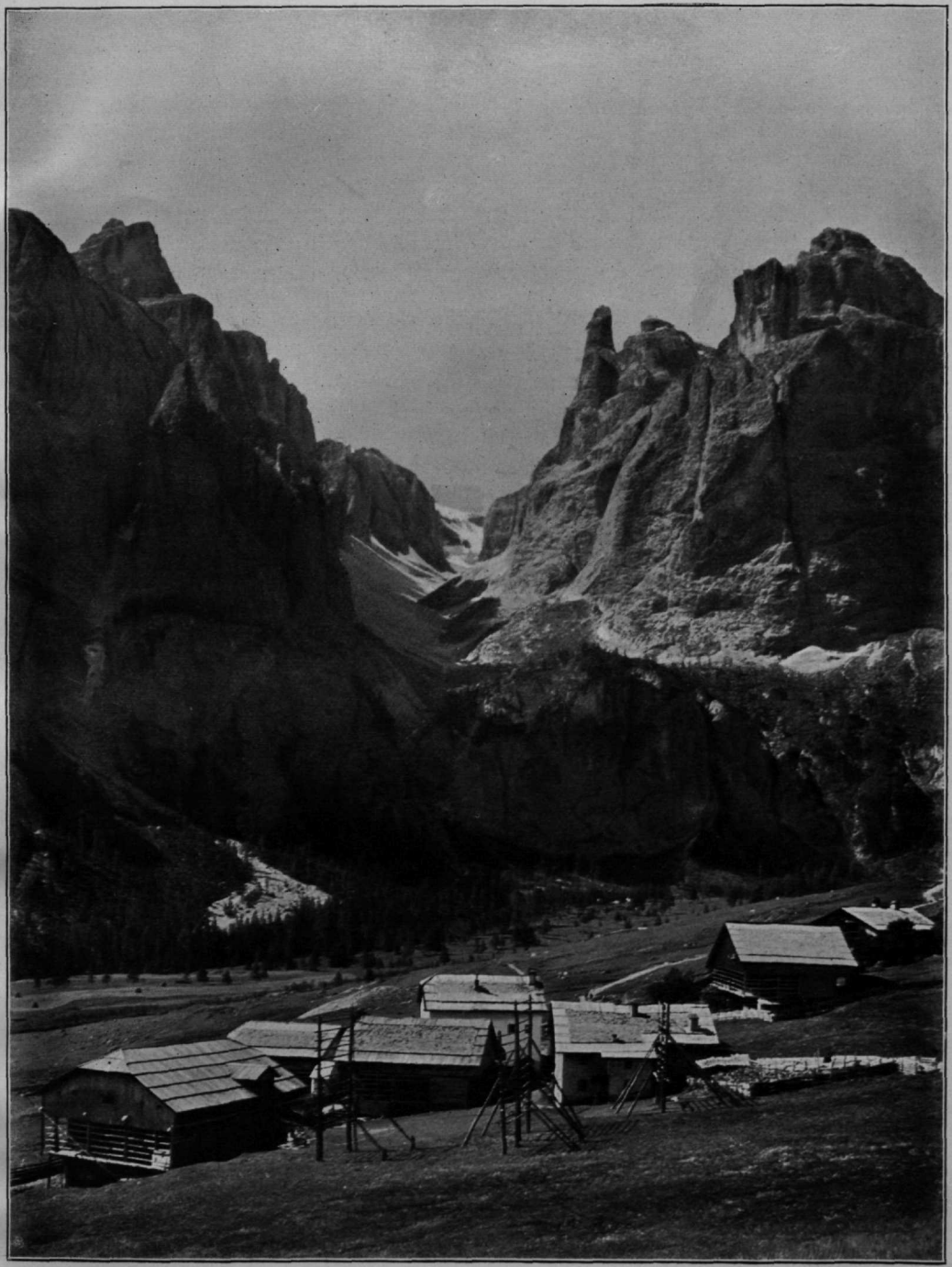
Auch A. Hofbauer (Wien) hat den Verfasser durch mehrere Mitteilungen zu Dank verpflichtet.[2]) Über seine Dentbesteigung vom 25. September 1900 berichtet er, daß sie 3½ Gehstunden bis zur Scharte, die er »Zahnscharte« taufte, in Anspruch nahm. Da für die Geröllschlucht nur eine Stunde benötigt ward, gibt er seiner Route vor derjenigen durch das Val Tita den Vorzug, zumal die mühsame Traversierung der Eisrinne in Wegfall kommt und kein Höhenverlust wie dort eintritt — »ganz abgesehen von dem herrlichen Einblick in die oberen Partien des Mittagtales«. Vier Stufen sind in der Schlucht zu erklettern, davon die letzte ziemlich schwierig. Unter Steinfall hatten sie nicht zu leiden; Eis trafen sie nur an zwei ganz kurzen Stellen, die sie ohne Stufen an der Wand nehmen konnten.

Hofbauer fand schon im folgenden Jahre einen Nachfolger in Dr. Merzbacher (München) mit Führer Kostner (Corvara). Deren Tour datiert vom 22. Juni 1901.

Auch die Berger-Franzelinsche Besteigung von Osten wurde bereits von zwei Partien wiederholt und zwar zunächst am 27. Juli 1901 von Th. Oberwalder (Wien) und W. Neizert (Berlin) mit Führer Pescosta,[3]) dann auf dem Rückwege am 28. August 1903 von Dr. K. Finkh, F. Höpfner und K. Leuchs (München) — diese Tour mit der Erweiterung, daß man im letzten Teil des Abstiegs zum ersten Male direkt zur Zahnscharte gelangte. Der Bericht[4]) hierüber lautet: »Von der Gratscharte, zu welcher der gewöhnliche Westweg heraufkommt, kletterten wir nach Osten hinab durch einen Kamin zu einem Geröllfleck. Von diesem wandten wir uns nach rechts und gelangten durch eine Reihe von Rissen und Kaminen, sowie über verschiedene Wandstufen, uns stets schräg rechts abwärts haltend, hinab bis kurz oberhalb der Schlucht, die zwischen Dent und Bambergerspitze ins Mittagstal herabzieht. Von hier brachte uns eine 20 *m* lange Traverse mit Henkelgriffen (Tritte schlecht) in die Schlucht, welche wir 25 *m* unter der Scharte erreichten. Die Kletterei ist schwer, teilweise ziemlich exponiert.«

Zu diesen Varianten, die sich mit dem Mittagszahn beschäftigen, gehört ferner die erste Begehung des Nordgrates aus dem unteren, sich zwischen Pisciaduturm und Mittagszahn hinaufziehenden Schuttkamin bis zur Terrasse, auf welcher das eigentliche Gipfelmassiv aufsitzt, durch F. J. Gassner (München) und Frhr. von Saar

[1]) Ö. A.-Z. 1900, S. 298. — [2]) Auch die Ö. A.-Z. 1901, S. 74 bringt eine kurze Notiz. — [3]) Laut Fremdenbuch der Bambergerhütte. — [4]) XI. Jahrb. d. A. A.-V. M. 1902/1903, S. 64.



Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. *Bruckmann aut. et impr.*

Blick in das Mittagstal (Val de Mesdi) von Colfosco aus.

(Graz). Der im Fremdenbuch der Pisciaduseehütte gemachte Eintrag: »Daint de Mesdi, erste Ersteigung über den Nordgrat und Traversierung nach West« läßt jeden Kenner unzweifelhaft die Traversierung des ganzen Berges von Norden her vermuten; derselbe hat auch Anlaß zu Irrtümern gegeben. In Wirklichkeit beginnt nämlich die Besteigung des eigentlichen und allgemein mit dem Namen des Berges belegten Gipfelaufsatzes erst dort, wo Frhr. von Saars Gratbegehung endigt. Er hat denn auch von der Terrasse aus den gewöhnlichen Weg gewählt, wie der Bericht beweist, der über die Tour erschienen ist[1]) und den ich, weil nicht allgemein zugänglich, hier wiedergebe. Frhr. von Saar schreibt:

»Die reizende Hütte, 2583 *m*, am Pisciadusee 7 Uhr 5 Min. verlassend, stiegen wir auf dem blau markierten Steig in östlicher Richtung gegen das Val Mesdi hinab. Wo die Drahtseilanlage auf einer grünen Terrasse endet, quert man, nur wenig absteigend, jene Schutt- (Schnee-)rinne, welche zwischen Pisciaduturm und Daint herabkommt, gegen den (ca. 600 *m* hohen) Nordgrat des letzteren hin, den man dort betritt (P. 2252 *m*), wo eine schrofige Steilrinne nach links zu einem senkrechten, tiefen, 80 *m* hohen Kamin führt (7 Uhr 30 Min.), dessen Anfang keine Schwierigkeiten bietet. Die ersten sperrenden Blöcke werden rechts umklettert, worauf der Kamin sehr tief und schwierig wird. Das nächste, 12 *m* hohe, oben blockgesperrte Stück wird stemmend (Rücken rechts, Beine links) überwunden. In gleicher Lage stemmt man weiter zwischen dem eiserfüllten Kamingrund und einem eingekeilten Block auf letzteren hinauf (Stand) und ebenso, nur außen, über den nächsten, kleineren Block. Über die letzten Blöcke spreizt man leicht hinweg und erreicht damit das Ende des Kamines auf einem ebenen, rasengesprenkelten Band (8 Uhr 45 Min.).«

»Nun steigt man gleich rechts 20 *m* über die steile (nicht leichte) Wand gerade empor zu einer Nische (ein paar Meter rechts von einem gelben Fleck), von wo ein schräger Riß nach links auf Rasenschrofen bringt. Diese quert man eben eine Seillänge nach links und gelangt durch kurze Schuttrinnen und Kamine auf die gut gangbare Ostflanke des Grates. Rechts ansteigend erreicht man die Gratkante bei einer Scharte (ober P. 2581 *m*. — 9 Uhr 20 Min. bis 9 Uhr 25 Min.). Nach einer kurzen Schleife nach links steigt man über Gras und Geröll rechtshin zu einem steileren Grataufschwung hinan. Anfänglich leitet eine Rinne leicht empor. Bei einem rechtsstehenden, 3 *m* hohen, gelben Zacken geht sie in einen steilen (schwierigen) Kamin über. Von der Höhe des Zackens quert man nach links in den Kamin hinein, dessen oberster (brüchiger) Überhang überspreizt wird, worauf man eine kleine Terrasse erreicht (10 Uhr 10 Min. bis 10 Uhr 25 Min.). (Rinne und Kamin können leichter über die breite, schrofige Gratkante rechts umgangen werden; wo diese unter gelber Wand endigt, kann man leicht nach links zur eben erwähnten Terrasse queren.)«

»Weiter geht's durch eine Rinne schwach rechts empor; wo diese sich in der Steilwand verliert, quert man unter gelben Flecken nach rechts bis zur Gratkante. Durch einen sehr brüchigen Riß links hinauf und längs der breiten Kante empor zu jener geneigten Terrasse unter dem höchsten, gelben Gipfelaufbau, wo man auf den gewöhnlichen (West-) Weg trifft. Gipfel an 11 Uhr.«

Zur Vervollständigung sei noch einiger Varianten des Westweges gedacht. Der Verfasser traversierte mit Dr. Schiffmann (Wien) am 21. August 1902, von der gewöhnlichen Einstiegsstelle sich gegen die Zahnscharte wendend, soweit südlich, daß er unmittelbar unter dem Schartl stand, von dem aus man 20 *m* höher nach rechts in den schwarzen, unten offenen, weiten Kamin hineinklettert. Die Wand

[1]) XI. Jahrb. d. A. A.-V. M. 1902/1903, S. 63.

wurde in vertikaler Richtung genommen. Ebenso gelangte man von dem obersten Bande in dem Kamin aus statt wie früher über den herausgedrängten Block, zu dessen Linken über die freie Wand auf die oberen Stufen, die rasch zum Vorgipfel führen. Recht überraschend war es, daß bereits 35 Karten deponiert waren. Die Namen wurden bei dieser Gelegenheit in ein neues, in Kupferhülle wohl geborgenes Gipfelbuch eingetragen.

Drei Tage später — am 24. August 1903 — schlug Dr. K. Prodinger (Graz), wie aus seinem Berichte[1]) hervorgeht, im unteren Teil bis zum »deutlich erkennbaren Band« genau die oben beschriebene Variante ein. Im weiteren irrt Dr. Prodinger insoferne, als er seinen Weg mit dem früheren des Verfassers auch nach Betreten des »schwierigen Bandes« noch teilweise für identisch hält. Der Verfasser hat das »schwierige Band« nie betreten, ist vielmehr kurz zuvor über die Wand emporgeklettert. Weil für den Besteiger in mancher Beziehung wichtig und interessant, sei auch Dr. Prodingers Bericht hier abgedruckt. Er schreibt:

»Daint de Mesdi, 2870 *m*. Bei meiner am 24. August dieses Jahres unternommenen Besteigung des Daint schlug ich folgende Route ein, die wahrscheinlich eine Kombination mehrerer Routen ist, aber den Vorzug hat, nur eine schwierige Stelle, das berühmte Band, zu kennen: Von dem breiten Bande aus, das zum Einstiege hinleitet, verfolgte ich etwa 6—8 *m* hoch eine kleine, schräg nach rechts in die Felsen ziehende Schlucht, verließ sie dann, um ein ebenfalls nach rechts führendes Band einige Meter weit zu benützen, und kletterte hierauf in einem mit guten Griffen versehenen Risse beiläufig 8 *m* empor; hier zur Linken ein kleines Schartel. Ein von hier aus nach rechts laufendes Band brachte mich nach einigen Metern in eine ziemlich weite Schlucht, die die Felsen bis hoch hinauf spaltet. Der untere Teil — ungefähr 6 *m* — hat eine mäßige Steigung und ist mit Geröll bedeckt; eine kleine Felskoulisse scheidet ihn von der freien Wand. Diese Koulisse wird unschwierig nach rechts überklettert, worauf man am Beginne des deutlich erkennbaren Bandes steht. Man tut am besten, in der hier außergewöhnlich exponierten Wand so zu klettern, daß man auf dem Bande etwa 5 *m* weit entlang geht und dann über gute Stufen 1 *m* hoch emporklettert zu einem vierkantigen, nicht ganz mannshohen Blocke, der auf der Fortsetzung des Bandes aufruht. (Dieser Block ist auch auf dem Bilde von Benesch: »Das schwierige Band« in seinem Werke über die Grödner Dolomiten sehr gut zu sehen.) Der Block wird umklettert, und man gelangt nun mit geringer Mühe in den tiefen Kamin, der schon von weitem sichtbar ist und dessen Wände teilweise von Wasser geschwärzt sind. Diese letzten Meter und einen Teil des folgenden Kamindurchstiegs scheint der von mir gewählte Weg mit der Route Terschaks, vielleicht auch der Erstersteiger, und Dr. Bindels gemeinsam zu haben, doch bleibt er, wie aus dem folgenden hervorgeht, auch Dr. Bindels Route nicht lange treu. Denn ich durchklomm nun, mit guten Griffen und Tritten, den Kamin vollständig, so daß ich auch dem Blocke Dr. Bindels gänzlich auswich, und kam sodann auf schrofiges, schuttbedecktes Terrain, in dem ich ungefähr 7 *m* nach links aufwärts stieg, worauf ich mich auf einer abgerundeten Vorkuppe befand. Nachdem ich von dieser in eine 2 *m* tiefe Scharte geklettert war, erreichte ich ohne wesentliche Anstrengungen über Schrofen den südwestlichen Vorgipfel des Daint. Behutsam stieg ich nun über den brüchigen, unzuverlässigen Grat in eine tief eingerissene Scharte ab, aus der mich ein gerölliger Hang in einigen Minuten zur Spitze führte.«

Die Bambergerspitze, 2964 *m*, erfreut sich neben dem Mittagszahn der besonderen Beliebtheit der Touristen. Die anregende und dabei leichte Kletterei

[1]) Ö. A.-Z. 1903, S. 249.

entzückt und weckt das Interesse an Felsenarbeit durch die große Mannigfaltigkeit der dabei in Frage kommenden Momente. Man kennt jetzt bereits neben dem schwierigen und mühsamen Weg durch die Eisrinne und dem Schusterschen Felsenweg zur Rechten der Eisrinne einen ebensolchen Anstieg zur Linken derselben, zuerst, und zwar am 28. August 1902, von Schüßler, Graz, und Stradal, Wien, begangen, und endlich einen vierten Felsensteig, der direkt aus der Zahnscharte zum Gipfel führt und den wohl Frhr. von Saar, Graz, und F. J. Gaßner, München, eingeschlagen haben, als sie laut Pisciaduseehüttenbuch am 22. Juli 1903 »die Bambergerspitze aus der Zahnscharte von Nordosten nach Nordwesten traversierten«.

Bezüglich des Bergerturms, 2861 *m*, endlich ist zu erwähnen, daß die Notiz in der »Zeitschrift« 1900, S. 360, insoferne einer Korrektur bedarf, als nicht Berger und Ampferer, sondern Berger und Franzelin, Bruneck, am 1. August 1900 die Erstersteigung dieses lange für unüberwindbar gehaltenen quadratischen Turmes in dem ganz überwältigenden Felsgewirr in der Nähe der Bambergerhütte ausgeführt haben. Berger berichtet hierüber[1]) wie folgt:

»Die erste Ersteigung des in der letztjährigen »Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins«, Seite 392, abgebildeten Turmes gelang Eduard Franzelin und dem Unterzeichneten am 1. August 1900. Die vielen Versuche, die schon an diesem an und für sich unbedeutenden Felsgebilde scheiterten, werden nur durch seine auffallende Lage am Wege zur Bambergerhütte gerechtfertigt. Der Anstieg vollzog sich an der Nordwand des Zackens und gehört wohl zum Allerschwierigsten, was durchführbar ist. Etwa 8 *m* Höhe werden unter Benützung eines seichten Risses genommen, von dem man über eine kurze, aber sehr heikle Querstelle unter dem dünnen Spalt zu stehen kommt, der von einer kleinen, gegen das Mittagstal schauenden Schulter herabzieht. Ein Überhang ist unter großer Anstrengung zu bezwingen, und dann ist es nur möglich, mit dem rechten Arme im Risse schwachen Halt zu finden. Mehrere Meter größter Schwierigkeit brachten uns nun zu dem vorhin erwähnten Vorsprung. Unschwer kommt man von dort an der gegen das Mittagstal gewandten Seite durch einen Kamin zur Spitze. Unter Eintreiben eines Mauerhakens seilten wir uns etwa 15 *m* ostwärts unter dem Gipfel über die Nordwand ab.«

Welche Begeisterung, wie viel Fleiß und Ausdauer, Mühen und Gefahren heften sich an die Besteigung von 40 zuvor kaum gekannten Berggipfeln! Wenn es noch eines Beweises bedurfte für die ungemein rapid sich entwickelnde Touristik der letzten Jahre, die Sellabesteigungen allein hätten ihn erbracht, deren zum Teil recht stolze und schwierige Gipfel in kaum einem Jahrzehnt von einer einzigen Generation tüchtiger begeisterter Bergsteiger erobert worden sind. Die Geschichte der Sellabesteigungen beweist aber auch, daß der fleißigen Pionierarbeit einer arbeitsfreudigen Sektion sofort der Tourist auf dem Wege folgt. Und so darf wohl die Sektion Bamberg stolz darauf sein, daß ihre Arbeiten in berufenen Kreisen so rasche und reichliche Würdigung fanden. Sie möge aber nicht abgeschlossen werden, ohne eines Mannes zu gedenken, dessen Dichten und Schaffen voll und ganz im Dienst der Sektion aufging — des biederen, uneigennützigen Bauersmannes Jakob Kastlunger aus Colfosco, dem von dem Augenblicke an, als die Sektion Bamberg zu ihrer Tätigkeit in der Sella den Grundstein legte, das volle Vertrauen entgegengebracht worden und der sich desselben als Hüttenwart in gewissenhafter, kluger Arbeit bis zu seinem Tode ein Jahrzehnt hindurch in

[1]) Ö. A.-Z. 1900, S. 297.

reichstem Maße würdig erwiesen hat. Kastlunger, der die Bamberger- und Pisciaduseehütte erbaut, der die Sorge für die Erhaltung von Weg und Steg der in weiter Ferne beheimateten Sektion von ihren Schultern genommen hat, sollte es leider nicht mehr schauen, wie sich aus seinen Arbeiten heraus die weitere Tätigkeit der Sektion entfaltete über das Pordoijoch bis hinüber zur stolzen Marmolata. Ein einfaches aber würdiges Grabdenkmal wird dem Biedermann heuer errichtet werden mit der Inschrift: »Dem uneigennützigen Förderer ihrer Unternehmungen in der Sella die dankbare Sektion Bamberg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.« Die Sektion aber wird sich seine Anregungen zunutze machen zur Erhaltung des Bestehenden, zur Mehrung der Grundlagen einer gedeihlichen Touristik, zur Freude der Alpinisten und zum Segen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins!

Literatur (Fortsetzung):[1])

Berger, C.: »Bergerturm.« Ö. A.-Z. 1900, S. 297, und 1901, S. 294.
— »Mittagszahn (Dent de Mesdi).« Ö. A.-Z. 1900, S. 298, und 1901, S. 294.
— »Murfreitspitze.« VII. Jahrb. d. A. A.-C. Innsbruck, S. 112. Mitteil. 1900, S. 263. Ö. A.-Z. 1900, S. 23 und 276.
— »Murfreitturm, Großer.« Ö. A.-Z. 1900, S. 252.
— »Punta del Siella.« Ö. A.-Z. 1901, S. 320, und 1902, S. 307. D. A.-Z. 1901, II., S. 25.
— »Sellatürme I, II, III.« Mitteil. 1900, S. 263. VII. Jahrb. d. A. A.-C. Innsbruck, S. 112. Ö. A.-Z. 1900, S. 276 und 297. Ö. A.-Z. 1901, S. 294.
Bindel, Dr. K.: »Bambergerhütte.« Mitteil. 1901, S. 7 und 169.
— »Bambergerhütte und Pisciaduseehütte.« D. A.-Z. 1901, I., S. 223 und 249. Mitteil. 1902, S. 9, 27, 144, 195, 281, 290. D. A.-Z. 1902, I., S. 287, und 1902, II, S. 246. Mitteil. 1903, S. 127, 157, dann 1904, S. 18.
— »Bambergerhaus auf Fedaja.« Mitteil. 1903, S. 156.
— »Die Weg- und Hütteneröffnungsfeierlichkeiten in den Dolomiten vom 1. bis 5. August 1903.« Mitteil. 1903, S. 258.
— »Mittlere Mesules.« Ö. A.-Z. 1903, S. 276.
— »Neuere und schwierigere Touren in der Sellagruppe im Jahre 1900 und Nachträge.« Mitteil. 1901, S. 181.
Blaas, Dr. J.: »Geologischer Führer durch die Tiroler und Vorarlberger Alpen.« Das Sellagebirge im allgemeinen, S. 208—221. Einzelne Hauptteile des Gebirgsstockes, S. 583—751.
Clément, E.: »Murfreitturm, Kleiner und Großer.« Ö. A.-Z. 1902, S. 206, und 1903, S. 275. D. A.-Z. 1902, I, S. 382.
F—r.: »Alpine Festlichkeiten in den Dolomiten.« D. A.-Z. 1903, I., S. 307.
Gerbers, H.: »Aus der Sellagruppe.« Geb.-Freund 1902, S. 23.
— »Die Sektion Bamberg.« Geb.-Freund 1904, S. 70.
— »Eröffnung der Pisciaduseehütte und des Bindelweges.« Geb.-Freund 1903, S. 136.
Heller, E. J.: »Eine Durchquerung der Dolomiten.« Geb.-Freund 1904, S. 17.
Hofbauer A.: »Mittagszahn (Dent de Mesdi).« Ö. A.-Z. 1901, S. 74 und 294.
— »Hütten der Alpenvereinssektion Bamberg.« D. A.-Z. 1903, I., S. 223 und 249.
Jäger, G.: »Von Wolkenstein auf die Boë.« D. A.-Z. 1903, I., S. 8.
Kordon, F.: »Wanderungen im Grödenertal.« Ö. A.-Z. 1901, S. 121, 133.
Neizert, W.: »Mittagszahn (Dent de Mesdi).« Jahrb. der S. Berlin 1901, S. 86. Ö. A.-Z. 1902, S. 307.
Pfannl, Dr. H.: »Mittagszahn (Dent de Mesdi).« Ö. A.-Z. 1897, Nr. 487.
Prodinger, Dr. C.: Mittagszahn (Dent de Mesdi).« Ö. A.-Z. 1903, S. 249.
Saar, Dr. Frhr. v.: »Die Nordwand des Pisciadu in der Sellagruppe.« Ö. A.-Z. 1902, S. 233. X. Jahrb. d. A. A.-V. M., S. 63. D. A.-Z. 1902, II., S. 107. Ö. A.-Z. 1903, S. 276.
Sitterer, H.: »Wanderungen in den Dolomiten, 3. Teil: Über Fedajapaß und Sellajoch ins Grödenertal.« D. A.-Z. 1902, II., S. 103.
Stiassny, Dr. S.: »Vom Pordoijoch durch die Sellagruppe zum Grödenerjoch.« Ö. T.-Z. 1900, S. 37.
Stradal, Dr. A.: »Die Gamsburg.« Mitteil. 1900, S. 152 und 263. Ö. A.-Z. 1900, S. 276.

[1]) S. Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 360f.



KARTE DER LANGKOFEL- UND SELLA

Maßstab = 1 : 25.000



LANGKOFEL- UND SELLAGRUPPE

Maßstab = 1 : 25.000





Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen-Verein
1904
Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt, Wien.



Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen-Verein
1904
Kartogr. Anst. G. Freytag & Berndt, Wien